



Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe

zur

Erheiterung für Stadt und Land.

(VI. Jahrgang 1860.)

Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier fur Niederbayern.

Landshut.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nro. 1. — 1 — VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 1. Januar 1860.

Ein Frauen-Duell auf Leben und Tod.

1.

Die Viper der Salons.

Baronin d'Hersin ließ in ihrem Salon die Kronleuchter anzünden und ertheilte dabei ihrem Kammerdiener Lorenz allerlei Befehle in übler Laune.

„Höre, Lorenz,“ sagte sie, „ich mache dir Vorwürfe über die Manier, wie du meine Gäste anzumelden pflegst, und dennoch ist dieses Geschäft sehr wichtig im Gebiet der nothwendigen Etikette. Ich erwarte, daß du nicht wieder so ungeschickt verfährst, wie vorigen Dienstag, wo du zum Beispiel bei der Anmeldung einer gemeinen bürgerlichen Frau, deren Name der schlechteste von der Welt ist, die Thüre mit großem Geräusch öffnetest und mit Donnerstimme riefst: „Madame Poiret!“ so daß ihre schlappige Robe erst recht auffallen mußte. Gleich darauf kam der Herr Graf d'Esteve, Bruder eines Ministers, und Du hieltest es für gut, seinen Namen mit verlöschender Stimme zu rufen, als wenn er ein ordinärer Mann wäre. Daß du doch niemals die Gebote der Etikette beachten lernst, und wirst doch so oft instruirt! Merke dir's, du mußt besser unterscheiden: im Tone, im Oeffnen der Salonthüren, in der Manier dein Kompliment zu machen, muß die Graduirung der Gesellschaft liegen, und wenn vornehme Leute erscheinen, mußt du ihre Namen und Titel mit gehörigem Ausdruck nennen.“

„Warum lachen Sie?“ sagte sie dann beißend zu ihrem Gemahl, als der Diener sich entfernt hatte; „es scheint, Sie wollen sich über mich mocquiren!“

„Ei, ich werde mich hüten!“ entgegnete Baron d'Hersin lächelnd, fast spöttisch; „die Verhaltungsbefehle, welche Sie dem Diener gaben, sind sehr gerechtfertigt. Ein guter Kammerdiener muß wie die vierte Seite unserer Journale sein, wo man die Anzeigen der Löwenpomade und der Werke Lamartines oder Mussets unter einander wirft.“

Diese Erklärung befriedigte die Baronin; sie erwartete mit Spannung den ersten Ton der Hausglocke, um jenes reizende Lächeln anzunehmen, welches sie bei allen ihren Empfangtagen Dienstag Abends in ihr Antlitz zu locken wußte.

Der Salon füllte sich allgemach; Lorenz vollzog seine Verhaltungsbefehle mit Delikatesse. Er nannte mit starker Stimme die Namen von drei oder vier Grafen und Baronen, und erntete den sichtlichen Beifall seiner Gebieterin, was ihn zu Mehrerem anspornte. Aber war es der den Franzosen angestammte Witz oder wirkliche Kammerdienerpraktik: er that zu viel. Ein kleiner Herr, dick und rund, lächerlich modernisirt, präsentirte sich.

„Ihr Name?“ fragte Lorenz.

„Herr Jaquinet,“ erwiederte der kleine Dicke, und Lorenz annoncirte mit großer Emphase: „Herr Baron von Jaquinet!“

Der kleine Herr war ganz verdutzt und stieß beim Eintritt gegen ein Fauteil. Der bürgerliche Zieraffe verliert leicht die Contennance, wenn er unter die Aristokraten geräth.

Einige Augenblicke später erschien Madame Poiret; ihre respektable Robe war schon drei oder vier Winter im Feuer gewesen, und die Krinoline vermochte ihre Invalidität nur schwer zu verbergen.

Lorenz riß beide Flügelthüren mit großem Geräusch auf, und meldete mit sonorer Stimme: „Madame de Poiret!“ gerade als wenn er eine Herzogin zu annonciren hätte.

Jetzt aber zeigte er seine ganze Kammerdienerkunst und die ganze Kraft seiner Stimme. Er introduzirte eine kleine Frau von etwa siebenundzwanzig Jahren, blendend durch Diamantschmuck und durch Schönheit, eine Perle der Salons und der Mode: Madame Desparville. Sie erschien in Begleitung ihres Mannes, der, während seine Herrscherin mit großer Präcision ihre Spitzen ordnet, das entsetzlichste Niesen bekommt, das den ganzen Salon durchschallt und den Baron d'Hersin zu einigen witzigen Bemerkungen veranlaßt.

„Sie würden weniger spotten, lieber Baron,“ sagte Desparville gutmüthig, „wenn Sie das Motiv dieses entsetzlichen Schnupfens wüßten. Ich will es Ihnen sagen: Meine Frau hat, wie Sie sehen, gering geschätzt fünfundzwanzig Meter Stoffe an sich, und einen Umfang wie der Genfer See. Heutzutage geht ein geplagter Mann mit seiner Frau zur Soirée, wie Poitevin oder Godard mit einem Ballon in die Luft. Meine Frau zum Beispiel nimmt gewöhnlich mit ihrer schauderhaften Krinoline den ganzen Raum des Wagens ein, und ich Aermster bin gezwungen, mich neben den Kutscher zu setzen und alle Schrecknisse der Zugluft über mich ergehen zu lassen. So bildet mein Schnupfen die Ouvertüre der Bälle und Soirèen, und endet erst, wenn die Saison vorüber ist.“

Madame Desparville lacht mitleidslos über die Klagen ihres Mannes und nimmt Platz in einem Armsessel, indem sie um sich einen wahren Hof von Gewändern bildet. Emmeline (so ist der Name der Holden) ist eine niedliche, geistreiche und verführerische Kreatur, blond wie ein Erzengel, und schlecht wie ein Teufel. Ihre Unterhaltung gleicht einem feingewebten Netze, worin sie alle Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten ihrer guten Freunde faßt, wie man Mücken in einem Spinngewebe fängt. Ihr Herz ist eine Luftpumpe, ihre Empfindungen sind alle affektirt und ihre Tugend ist längst erstickt, wie die kleinen Vögel, welche unter die Luftpumpe gebracht werden, weil ich diese Tugend verdammt war, in ihrem leeren Herzen zu wohnen.

Emmeline gehört zu der Gattung der Brillenschlangen, welche unsere Naturforscher mit Stillschweigen übergehen, während sie Rudolph Gottschall in seiner „Naturgeschichte der Frauen“ erwähnt. Der Franzose Lacepede theilt die Schlangen in acht Familien,

worunter die gemeine Viper- und die Klapperschlange wohl erwähnt ist, aber er hat eine neunte, in Paris sehr häufig vorkommende Klasse vergessen: die Viper der Salons.

Emmeline, eine von diesen Vipern, eine der vornehmsten sogar, kümmert sich nur dann um ihren Mann, wenn er der Arm ist, der sie zur feinen Gesellschaft führt, oder ihre Luxusrechnungen bezahlen soll. Dennoch ist dieser arme Mann ihr äußerst ergeben. Seine Liebe, ihr ganz geweiht, ist uneigennützig und arglos. Er hält die Ehe für den Bund zweier Herzen vor Gott, nicht für die Vereinigung zweier Geldsäcke von der Mairie. Er betrachtet speziell seine Ehe als einen Roman der Liebe, dessen Blätter nicht aus Bankbillets bestehen, obschon es ihm an letzteren nicht fehlt, denn er ist reich.

Desparville ist kein stürmischer Liebhaber mit großen Leidenschaften, wie sie die Romanciers schildern, er ist ein einfaches Familienhaupt und gemüthvoller Gatte, schuldlos frommen Sinnes, und sucht seine Ehre in pünktlicher Erfüllung seiner Pflichten. So gern er auch sähe, daß seine Emmeline, anstatt in den Salons die erste Dame zu spielen, lieber im einfachen Hauskleide in seiner Gesellschaft bliebe, so hat er sie doch deßhalb nicht weniger lieb und nimmt ohne Murren seinen Platz neben dem Kutscher, wenn sie zur Gesellschaft fährt, oder hält Nächte lang auf den Bällen aus, weil seine eitle Frau es liebt, hier unter den vornehmsten Sternen zu glänzen. Er verliert kein tadelndes Wort, wenn Emmeline in unersättlicher Putzsucht immer neue und kostbare Roben verlangt. So musterhaft Desparville als Gatte, so angenehm ist er in jeder andern Lebensbeziehung, und seine Anschauungen widersprachen vielfach der Pariser Corruption. Das Duell z. B., das in Paris so sehr an der Tagesordnung ist, hält er für eine blutige Absurdität, obschon gerade er alle Ursache hat, die Fechtkunst unter seine Geschäfte aufzunehmen, denn der Arm des Mannes ist oft nur der Bürge, der Zeuge einer schmähsüchtigen Frau, und Desparville's Frau, diese Rose der Salons, verwundet Andere so oft mit ihren Dornen, daß Desparville Mühe hat, alle ihm angebotenen Duelle abzuweisen. Er gilt deßhalb für einen feigen Mann, weil man in der überzivilisirten, feinen Pariser Gesellschaft seinen Ruhm in das Duell setzt, und den Muth, sein Leben an den ersten besten Raufbold zu liefern, oder eine Kugel ins Herz des Freundes zu jagen, für eine große christliche Tugend hält. Desparville ist, wie gesagt, kein Freund des Duells, dagegen versteht er Griechisch und Latein, ist bewandert in der Literatur der großen Poeten und Philosophen, und kümmert sich mit Vorliebe um die neuesten Erscheinungen auf den Wissensgebieten. Dennoch war er eines Tages genöthigt, sich um seiner Frau willen zu schlagen. Er wurde verwundet und kehrte zurück, den Arm in der Schlinge.

»Madame«, sagte er dießmal verdrießlich zu seiner Frau, »ich muß Sie bitten, mich künftig mit derlei blutigen Spielereien zu verschonen. Ihre Medisance ist immer zu Angriffen bereit, und das Jahr hat dreihundert fünfundsechzig Tage, ich aber habe nur zwei Arme.« Aber es ist nicht leicht, Emmelinen Schweigen aufzulegen. Auch die Levers der Baronin d'Hersin bieten Gelegenheit zu scharfen Witzeleien und Verleumdungen, deren sich Emmeline nur zu gern und zu oft bedient.

Desparville war eben im Begriffe, sich an den Whisttisch zu setzen, als ein hochgewachsener Athlet, mit Orden geschmückt, auf ihn zutrat und seine Hand schwer auf seine Schulter legte.

„Sind Sie der Gemahl jener Dame im blauen Kleide?“

„Ja, mein Herr.“

„Ich bin Offizier“, fuhr Jener fort; „Ihre Frau, die eine sehr medisante Zunge besitzt, und die ich gar nicht kenne, hat meine Tugend angegriffen und meine Dekorationen beschimpft. Ich komme daher zu Ihnen, um . . .“

„Mir ein Duell anzubieten?“ frägte Desparville entsetzt.

„Nein, mein Herr! man sagt, Sie seien ein galanter Mann und zu gut, um das Opfer einer solchen Frau zu werden. Sie sind nur zu beklagen, und ich wollte Ihnen einen guten Rath geben. Wenn ich eine Frau hätte, wie die Ihrige, ich wüßte ein Mittel, mir auf immer Ruhe zu verschaffen.“

„Und dieses Mittel?

„Ich ließe mich von ihr scheiden. Empfehle mich Ihnen.“

„Ohne Lust zu haben, sich dieses Mittels zu bedienen, nahm Desparville sich vor, Emmelinen bei ehester Gelegenheit zu warnen.

Emmeline ward, je mehr die Zeit vorrückte, seltsamer Weise immer einsylbiger; sie setzte oft ihr Lorgnon ans Auge und blickte unruhig nach der Thüre. Endlich verkündigte der Kammerdiener mit sonorer Stimme den Grafen d'Esteve. Emmeline durchzuckte eine freudige Bewegung.

Graf d'Esteve ist etwa dreißig Jahre alt, hoch und schlank gewachsen, mit einem sehr markirten Gesicht, starkem Knebelbart und ebenholzschwarzem Haar. Er gehört zu den Eroberern der Salons und fesselt die geistreichen Frauen, abgesehen von seiner imponirenden Erscheinung, durch die Grazie und das Glänzende seiner Conversation, die frivolen Frauen durch den Knoten seiner Kravatte. Er kleidet sich wie die schönsten Lions der Pariser Menagerie, ist galant und bestimmt wie ein Marquis der altfranzösischen Zeit, und spricht wie ein Buch von Alfred de Musset. Aber er hat wenig Herz und läßt sich mit einer glänzenden Medaille vergleichen, hinter deren Vergoldung das Kupfer hervorschimmert. Daher kümmert er sich auch als ächter „Weltmann“ wenig um den innern Werth der Frauen, denen er Weihrauch streut, und die äußere Schönheit, die Distinktion, die Eleganz haben in seinen Augen allein das Privilegium der Anziehungskraft. Emmeline nimmt augenscheinlich ein hervorragendes Interesse an diesem Manne und entfaltet nach seinem Eintreten wieder ihre ganze Lebhaftigkeit und sprudelnde Medisance. Es ist ihr eine Bagatelle, im Umdrehen den guten Ruf von drei oder vier Frauen zwischen ihren Perlenzähnen zu vernichten.

(Fortsetzung folgt.)

Starker Irrthum.

Es war zur Zeit, da der berühmte Kemble das Conventgardentheater zu London verwaltete, als ein Herr bei ihm eintrat, welcher wegen des Engagements seiner Tochter mit ihm zu sprechen wünschte. Zufällig erwartete Kemble in derselben Stunde den Besuch eines Pferdehändlers, den er bestellt hatte, um mit ihm über den Kauf einer Stute zu unterhandeln. Kemble, dem die letztere sehr am Herzen lag, glaubte den Pferdehändler in der Person des Fremden zu sehen und fragte ihn sogleich: „Wie alt ist sie?“

Sie hat vergangenen Mai das sechszehnte Jahr erreicht.

„Wie? sechszehn Jahre? — schon etwas alt hm! hm! mir nicht lieb. Aber Eins, die Hauptsache, hat sie Ruhe?“

Vollkommen, mein Herr Direktor! ich habe noch nie ein sanfteres Geschöpf gekannt.

„Ist sie schon lange in der Stadt?“

Es können acht Tage sein, daß ich mit ihr aus Grimmstead hier eingetroffen.

„Ist sie gehörig geschult?“

Herr Thellwell hat ihr einige Lektionen ertheilt.

„Hat sie stets zwischen den Pfeilern gestanden?“

Was, zwischen den Pfeilern? — Ich verstehe Sie nicht, mein Herr.

„Nun, es ist nicht der Rede werth: wenn ihre Bedingungen nicht übertrieben sind, so werden wir schon übereinkommen.“

Diesen Punkt, mein Herr Direktor, überlasse ich ganz Ihrem Ermessen, ich glaube Sie werden zufrieden sein, wenn Sie selbige nur erst einmal dem Publikum vorgeführt haben. Sie ist unten, soll ich sie zu ihnen heraufbringen?“

„Heraufbringen?“ entgegnete Kemble mit spöttischem Lächeln. „Ich danke für den Spaß. Nein! übergeben sie selbige meinem Burschen.

Ihrem Burschen?

„Ja! ich werde später hinunter kommen, um sie in Augenschein zu nehmen. Er soll sie einstweilen in den Stall führen.“

Was? in den Stall? rief der Fremde fast empört.

„Jawohl, wo anders hin? Da Sie sagen, sie sei sanft, so bin ich entschlossen, mich ihr nächstens anzuvertrauen. Mein Freund Wecton schreibt jetzt ein Melodrama, wo ich auftrete. Sobald wir handelseinig, bin ich entschlossen, auf ihrem Rücken zu debutiren.“

„Was? auf dem Rücken meiner Tochter wollen Sie debutiren? Herr! Sie wollen mich beleidigen! ich . . .

„Bitte tausend Mal um Verzeihung! kommen Sie denn nicht aus den Gestüten in Cumberland?“

Nein, ich komme von Grimmstead.

„Mit einem Pferd?“

Nein! mit meiner Tochter, mit meinem Kinde, das Sie der Pflege eines Stallknechtes .

„Irrthum! Verwechslung! Ein Mißverständniß!“

Daß es noch einige Minuten währte, ehe Beide die nöthige Ruhe gewannen, um über das Engagement der jungen Schauspielerin zu sprechen, kann sich ein Jeder denken.

(Ein poetisches Kunststück.) Aus den Gedichten von Gisbert Frhr. v. Fincke (Berlin, Riegel 1860) theilen wir nachstehende poetische Spielerei mit, ein Gedichtchen, dessen Verse ganz nach Belieben in richtiger Ordnung oder quer über, von unten oder oben, von hinten oder vorn gelesen werden können. Das poetische Spielzeug lautet:

Weibertreu und Männertreu.

In euch ist Streitigkeit,	Ihr Männer, o fürwahr
Ihr Frau'n, bei Scherz und Leid,	Ihr bleibet wandelbar,
Der hat sich gut bewehrt,	Wer Männerworten traut,
Wer Frauenwort verehrt,	Der hat auf Sand gebaut,
Als felsenfest ist kund	Stets, was der Mann verhieß,
Die Red' aus Frauenmund	Ein Lufthauch leicht zerblies,
Der Sang von Weibertreu	Er sei verpönt hinfort:
Alt ist er, ewig neu!	Der Spruch: Ein Mann ein Wort!

Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch stammen sie nicht von außen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren,
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren.
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Manne erzittert nicht.

Und die Tugend sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der Göttlichen streben,
Und was kein Verstand des Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke.
Und ob Alles in ewigem Wechsel kreis't,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
Sie pflanzet vom Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Inn'res gibt davon Kunde,
Dem Menschen ist nimmer sein Werth geraubt,
So lang er noch an die drei Worte glaubt.

Ein Chemnitzer rühmt das billige Leben in Berlin. Aber wie lebte er?! Lassen wir ihn selbst reden:

Was iß ta für e pilliges Läb'n! Alles krigt man um e einfachen Sechser (6 Pf.) — Als ich am Morgen war ufkestanten, steckt ich mer'n Zweekroschenstück in tie Dasche und king aus. Erscht ließ ich mer parbieren. Ich frug: „Was kost'ts?“ — E Sechser. Nu nahm ich an der Schleusenprücke e Magistrats-Paad. Nachdem ich mir rund rum reene kewaschen hatt, frag ich wieder: „Was kost'ts?“ E Sechser. Nach dem Paade hat ich Hunger. Ich nehm mir peim Päcker zwei Salzschrippen. Was kosten se? — E Sechser, und tazu drank ich e kohlensaures Klas Soda pei ner hübschen Mamsell an ter Pude — kost't wieder e Sechser. Uf tiese Weise war ich keklättet im Kesicht, hatt meinen Körper kereinigt, mich satt kekessen und kedrunken und pehielt von meinem Zweekroschenstückchen noch e Sechser vor'n Nachachter übrig. — Daß laß ich mir kefallen!

„Halte dich an Gott!“ rief ein Schiffskapitän einem Matrosen zu, als das Schiff scheiterte. Einfältig erwiderte dieser: „Wenn ik mag, ik hool mi an den Mastboom!“

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: Aug. Benz.

Nro 2. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 8. Januar 1860.

Ein Frauen-Duell auf Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

Desparville nähert sich ihr leise und flüstert ihr in's Ohr:

„Meine Theure, man ist entrüstet über deine Spöttereien; mäßige dich doch, denn ich fürchte für meinen Arm.“

„Geh' doch zu deinem Whist!“ erwiederte Emmeline gereizt und kehrte ihm den Rücken.

Einer von Desparvilles Freunden nimmt ihn bei Seite.

„Gebieten Sie doch Ihrer Frau Schweigen, flüsterte er ihm zu, „wenn Sie nicht morgen mehrere Herausforderungen haben wollen. Alles, was Madame Desparville spricht, ist boshaft.“

„Meine Frau boshaft?“ ruft Desparville, in dessen Augen das Feuer der Liebe blitzt. „Mein Herr, Sie irren. Emmeline hat ein vortreffliches Herz.“

„Aber warum deckt sie schadenfroh alle Fehler und Schwächen anderer Frauen auf?“

„Ich gebe zu“, antwortete Desparville. „daß meine Frau etwas medisant ist, aber nicht aus Bosheit, sondern aus Indignation. Ihre Tugend ist so rein wie Schnee, wie man sie bei andern Frauen weit weniger findet. Sie sie ist streng gegen Andere, weil sie selbst untadelhaft ist.“

In diesem Momente nähert sich der Graf d'Esteve der schönen Frau.

„Sind Sie morgen allein?“ flüsterte er ihr zu.

„Nein, morgen nicht, lieber Graf“, erwiedert Emmeline eben so, indem sie zum Schein mit ihrem Fächer spielt. „Morgen ist Desparville anwesend. Donnerstag erwarte ich Sie, Abends 9 Uhr.“

Im Salon entsteht eine Bewegung; Aller Augen richten sich auf eine Frau, welche soeben eingetreten. Ihre Schönheit ist von einem blendenden Glanze. Nach ihrem Eintreten ändert sich die Scene. Der Hof von Anbetern, welchen Emmeline um sich gebildet hat, trennt sich in zwei Hälften, deren eine sich der neu eingetretenen Schönheit zuwendet.

Es entstehen zwei Kampfplätze und zwei Parteien, denn diese beiden Frauen, Emmeline Desparville und Raimonde von Verseuil, sind seit dem Beginn der Saison die Königinnen der Salons. Jede von ihnen hat ihre Ehrengarde, ihre Partisanen, welche sich um den Vorrang streiten, wie die Yorks und Lancasters, wie die Montecchi und Capuleti, oder wie die beiden Chöre in den feindlichen Brüdern von Messina. Emmeline ist, wie gesagt, siebenundzwanzig Jahr alt, blond, schmächtig und kokett. Sie hat einen alabasterweißen Teint und jene zwei Rosenblätter auf den Wangen, welche das Privilegium der Blondinen bilden, ist graziös und verführerisch in allen ihren Bewegungen; ihr feiner und listiger Blick dringt bis in die innerste Seele. Sie hat Etwas von einer Sirene und einem Dämon. In ihren azurblauen Augen leuchtet das Feuer der Hölle. Raimonde von Verseuil aber ist eine mächtige Rivalin. Wittwe seit drei Jahren, ist sie mit Emmelinen fast in gleichem Alter. Ihre großen, glanzvollen Augen sind schwarz wie ihr schönes volles Haar; ihre Taille erinnert lebhaft an eine Statue des Phidias. Sie vereinigt in sich die Majestät einer Herrscherin mit der sanften Grazie des Weibes. Die Blässe ihres Gesichtes wird gehoben durch eine starke schwarze Braue. Ihr Blick ist frisch und offen. Ihre Seele spricht klar aus ihrem Auge. Emmeline erscheint in ihrer Färbung wie eine verdammte Heilige Raimonde wie ein bekehrter Teufel.

Beide sind hervorstechend durch Eleganz der Toilette, aber Emmeline entfaltet weniger die weichen, schmelzenden Tinten der Toilettenkunst, als Raimonde. Emmeline hat einen pikanten Geist, Raimonde ein polisches Herz. Ihre Intelligenz schmückt sie wie ein erhabener Orden, während die Bildung Emmelines mehr wie etwas Gesuchtes erscheint. Sie ist nachsichtig, wo Emmeline spottet. Was diese angreift, vernichtet sie unerbittlich. Raimonde dagegen, deren Ruf untadelhaft ist, erscheint stets zur Entschuldigung bereit. Ihre Ehrenhaftigkeit gibt ihr das Recht hart zu sein, aber sie hält die Tugend nicht für eine Waffe zur Vernichtung schwächerer Wesen. Sie hat eine gute und wählerische Natur, aber reizbar bis zum Jähzorn. Als Tochter eines alten Generals hat sie von ihrem Vater jene ritterliche Bravour geerbt, die sie zur Zeit Tancreds zu einer Klorinde gemacht haben würde.

Raimonde hat in der Soirée der Baronin d'Hersin mehr Glück, als ihre Rivalin; alle Bewunderer verlassen diese, so daß der Graf d'Esteve schließlich nur noch allein bei ihr aushält. Aber selbst dieser kann nicht unterlassen, Seitenblicke nach der jungen Wittwe zu werfen, welche deutlich sagen: „Sie ist doch schön!" Bei der Präsentation hat Baron d'Hersin der jungen Wittwe endlich auch den Grafen, gleichzeitig mit dem jungen Maler Ludwig Savigny, vorgestellt, was ihm Gelegenheit gibt, gleich dem Maler neben Raimonde Platz zu nehmen. Die Aufnahme beider Männer ist sehr verschieden; während Raimonde den Grafen mit Wärme begrüßt, empfängt sie den Maler sehr kühl. Ludwig Savigny ist von guter Familie und hat brillante Studien gemacht. Seine Manieren sind weniger anziehend, als markig; sie bilden gleichsam nur den bekleidenden Firniß eines guten und farbenreichen Gemäldes. Ludwig hat ein Verhältniß mit einer von den Pariser Kamelien, Rosalba genannt, und hält sich mehr in ihrem Boudoir, als in den Salons der großen Damen auf. Er liebt die gefälligen Schönheiten in den Mansarden mehr, als die vornehmen Frauen, und sucht mehr die geheimen Vögel, deren Nest weniger inkommodirt, als die

Salons, welche ihn geniren, weil er hier nicht ungezwungen sein und keine Cigarren rauchen darf.

Ludwig spricht mehrere Male zu Raimonde von Berseuil, aber diese erwiedert seine Versuche, eine Conversation anzuknüpfen, nur gezwungen; dagegen wendet sie sich lebhaft zu dem Grafen.

Man sollte doch wenigstens nicht rauchen, wenn man zur Soirée geht, sagt sie so vernehmlich zu letzterem, daß Ludwig es hören kann; »ich bin überzeugt, daß dieser Herr die Cigarre erst wegwarf, als er in diesen Salon eintrat. Wenn er spricht, riecht er immer so stark nach Tabak, wie ein Melodram im Cirkus nach Pulver.

»Sie ist eine kokette Närin«, denkt der Maler und sehnt sich nach seiner Rosalba, welche den Duft der Cigarren nicht fürchtet, weil sie selbst in seiner Gesellschaft täglich ein Dutzend davon vertilgt. Auf sich selbst zurückgewiesen, stellt er traurige Vergleiche zwischen den Dames aux Camelias und den Salondamen an, und ist überzeugt, ersteren den Vorzug im Umgang einräumen zu müssen, als Raimonde mit dem Grafen ein Gespräch über Malerkunst anknüpft.

»Hier ist unser Künstler«, sagt Graf d'Estve auf Ludwig deutend; »welcher auf diesem Kunstgebiete völlig vertraut ist.«

»Ah, es ist wahr«, versetzt Raimonde, sich gegen Ludwig wendend, »der Herr ist Maler.« Ich kenne ein wenig die Kunst, zwar nicht genug, um sie selbst mit Geschick zu üben, aber immerhin ausreichend, um das Talent beurtheilen und würdigen zu können.»

»Sie lieben die Kunst?« fragte Ludwig besänftigt.

„Gewiß, ich liebe die Kunst, eine so herrliche Sache. Ohne Zweifel vollenden Sie ein Werk für die nächste Ausstellung?«

»O Ja, Madame; ich arbeite an einem historischen Bilde.«

»Von welchem Sujet?«

»Eine Episode aus dem ersten Kreuzzuge.«

»Ah, Sie erwecken da große religiöse und ritterliche Erinnerungen, Herr Savigny, und führen uns ewig berühmte Namen ins Gedächtniß zurück: Peter von Amiens, der große König Hugo, Gottfried von Bouillon, Robert des Schöne, Graf von Flandern, Tancred und Johann ohne Land stehen lebhaft vor meinen Augen.«

Ludwig faßte eine bessere Meinung von der schönen Frau; er konnte sich nicht verhehlen, daß es sich mit einer so grundgebildeten Dame angenehmer sprechen lasse, wie mit Rosalba.

Er wurde zahm, wie man von den Pariser Lyons sagt, wenn sie ins Netz der Frauen gehen. Auch Graf d'Esteve war von der Wittwe bezaubert, nicht in dem Sinne Ludwigs, sondern durch ihren unnachahmlichen äußern Reiz, den er überall an den Frauen seiner Gesellschaft als Kenner zu schätzen wußte. Seine Augen ruhten mit steigender Wärme auf der schönen Frau, aber als er sie auf einen Augenblick über die Versammelten hinschweifen ließ, bemerkte er noch zwei andere Augen, welche ihre Blitze nach dem Punkte schossen, wo Raimunde die Huldigungen empfing.

* * *

2.

Die Provokation.

Diese zwei Augen der Viper waren die azurblauen Emmelinens. Madame Verseuil, der jene fürchterlichen, von Eifersucht und Neid gestachelten Blicke nicht entgingen, bewahrte jene tiefe Ruhe, welche das Uebergewicht einer großen Seele verleiht, und sprach mit demselben Gleichmuthe mit ihren Nachbarn über verschiedene Gegenstände der Kunst und der Literatur, wie der Mode.

„Ich bewundere, Madame", sagte der Graf, „die Leichtigkeit, mit welcher Sie alle Gebiete des Wissens betreten, ohne zu straucheln oder zu stocken. Sie sprechen über die Geschichte wie über die Erscheinungen der Mode unserer Zeit."

„Und warum nicht?" erwiederte Raimonde lächelnd; eine Frau von Welt muß sich mit Allem vertraut zu machen suchen, wenn sie sich gegen die Gewalt der Männer einigermaßen schützen will. Ich kaufe meine Roben und Hüte bei den beliebtesten Modistinnen, aber die Toilette meines Geistes liefern Anpuetil, Plutarch, Lamartine, Viktor Hugo, und alle unsere großen Denker und Poeten."

Sie hat den Plutarch und Auquetil gelesen, dachte Ludwig; welch ein Kontrast zwischen ihr und Rosalba, welcher man sagen kann, das alte Troja liege bei Chalons-sur-Marne und Paris sei Champenois!

Madame von Verseuil sprach mit ihm über die klassischen Maler der alten italienischen, spanischen und flamändischen Schule, wie über die Meister der jüngsten Zeit. Dann entwickelte sie gegen den Grafen wieder eine gründliche Kenntniß der werthvollen Poesie ihres Vaterlandes und zitirte mit spielender Leichtigkeit Stellen aus Lamartine, Alfred de Musset 2c.

Emmeline kann sich auf ihrem Farteuil nicht mehr halten. Sie hat deutlich bemerkt, daß der Graf der schönen Raimonde die zarteste Aufmerksamkeit widmet, daß er nur noch für diese ihre Rivalin da ist. Ihre Eifersucht erhebt mit Macht das Gorgonenhaupt. Raimonde ist Wittwe und frei! Dieser Gedanke erzeugte in der Seele der leichtfertigen Frau eine wahre Beängstigung, denn sie hielt bisher den Grafen für ihre alleinige Eroberung. Unter irgend einem Vorwande erhebt Emmeline sich von ihrem Platze, schreitet majestätisch durch den Saal und, indem sie hinter Raimondens Sessel vorbeigeht, sagt sie halblaut, doch so, daß diese es hört: „Ach du Schwester eines Bankerotteurs."

Raimonde zuckte zusammen.

„Wieder diese Viper! murmelte sie. Die Röthe des Zorns steigt in ihre Wangen; ihre Augen flammen wie Vulkane. Noch ehe Emmeline die Soirée verläßt, benutzt sie einen günstigen Augenblick, wo erstere allein ist, schreitet fest auf sie zu und mißt sie mit wüthenden Blicken.

„Madame," raunt sie ihr zu, „Sie treten mir überall schräg in den Weg. Sie haben mir eine schändliche Beleidigung in die Ohren getragen."

„Aber Madame", stammelte Emmeline betroffen, „ich weiß nicht, was Sie wollen."

„Oh, ich habe Sie wohl verstanden! Mein Bruder ist ruinirt, aber nicht ehrlos.

Unglückliche Ereignisse haben ihn wider seinen Willen genöthigt, sein Bankierhaus zu schließen, aber er hat all sein Vermögen seinen Gläubigern abgetreten. Arm, aber mit Ehren hat er sein Vaterland verlassen, und wenn eine Frau, der wir niemals nahe getreten sind, überall, in allen Salons nur jederzeit sagt: „Der reiche Bankier Forkin ist bankerott, er hat sein Geld nach New-Orleans gerettet und eine Menge honnetter Leute ruinirt«, so ist das eine schändliche Lüge. Jene Frau aber sind Sie, Madame Desparville.

„Ich?«

„Ja, Madame! Leugnen Sie nicht! Wollen Sie die Folgen ihrer Verleumdungen hören? Mein Bruder kehrte, nachdem ihm das Glück auf fremdem Boden gelächelt, sehnsüchtig nach Frankreich zurück. Er gehörte zu der Deputation, welche um die Vollmacht anhielt, ihr Vaterland vertreten zu dürfen; aber alle schlechten Journalisten, von Ihnen, Madame, bestochen, souffflirten den Namen des Bankerotteurs, den Sie ihm zuerst gegeben. Boshaft haben Sie Ihre Verläumdung in die Welt geschleudert und mein armer Bruder kann sich nicht vertheidigen. Die Vernichtung seiner Ehre hat ihm das Theuerste genommen! er ist im Irrenhause!"

„Was sagen Sie?« rief Emmeline entsetzt.

„Ich sage, was wahr ist, und fordere, was Sie von der Schwester eines Beschimpften erwarten müßen. Wir sind die Kinder eines braven Offiziers, von welchem wir, ich und mein Bruder, seine Ansichten von Ehre und Ritterlichkeit geerbt haben. Ah, Madame, wir sind zu stolz, um uns sklavisch unter menschliche Bosheit zu beugen.«

„Wohlan, was wünschen Sie, Madame?« fragte Emmeline kalt.

„Was ich wünsche? Ich will es Ihnen sagen: Sie haben mich beleidigt und ich fordere Genugthuung.«

„Ah, Sie erklären mir den Krieg, Madame! Nun denn, es sei! Ich habe in meinem Hasse gegen Sie Grund genug, den Fehdehandschuh aufzunehmen. Wollen Sie ein Duell? Ich bin bereit.«

„Wie?" ruft Raimonde betroffen.

„Oh, verstehen Sie mich recht; ich spreche nicht von einem Duell mit Degen oder Pistolen, ich biete Ihnen ein Duell mit den Waffen der Frauen.«

„Ein Duell der Frauen!"

„Ja, Madame, einen Kampf unversöhnlicher List, unauslöschlicher Rachsucht und Finesse. Ein Duell mit Nadelstichen, mit den Nägeln unter Glacehandschuhen versteckt, mit allen jenen kleinen Mitteln, welche zu großen Katastrophen führen.«

Diese spöttische Herausforderung reizte Raimonde noch mehr. Sie dachte gleichzeitig an ihren unglücklichen Bruder.

„Oh«, erwiederte sie schneidend, „ich werde nicht versäumen, Ihrer Herausforderung zu genügen. Es ist erlaubt, eine Viper zu vernichten.«

„Wohlan, Madame von Verseuil, die Viper wird niemals ohne Zähne und ohne Zunge sein.«

„Ich nehme den Zweikampf an, Madame Desparville. Meine Partei ist gerecht, und das Bewußtsein, einen durch Sie vernichteten Bruder zu rächen, wird meine Waffen kräftigen. Ich bin eine Frau, ich kenne die Welt wie Sie, Madame; ich acceptire das Cartell.«

Sie reichte der Feindin die kleine, mit dem feinen Handschuh bedeckte Hand, in welche Emmeline einschlug.

„Und welche Kampftage bestimmen Sie?"

„Die Tage der Bälle, der Oper, der Konzerte, der Levers . . ."

„Sehr wohl! Die Orte?"

„Die Salons."

„Die Stunden?"

„Alle Stunden unserer Gesellschaften: zwischen zehn Uhr Abends und drei Uhr Morgens; die Stunden unserer Visiten, unserer Gesellschaftstage, bei Ihnen z. B. Mittwochs von zwei bis zehn; bei mir Dienstags, zu selbiger Zeit."

Beide Frauen machten nach dieser Unterredung einander respektvolle Verbeugungen und schieden, als Freunde immer anscheinend, aber in Wahrheit als Todtfeindinnen.

Wenige Augenblicke später begab sich Emmeline ohne durch einen Gesichtszug die Bewegung ihrer Seele zu verrathen, zur Baronin d'Hersin.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kaffer in London.

Die Leser der englischen Zeitungen wurden in letzter Zeit von der außerordentlichen Menschenjagd unterhalten, welche unlängst in einem vorstädtischen Parke Londons von den Konstablern vorgenommen wurde. Ein halbgekleideter Afrikaner hatte sich dort spaziergehenden Damen über und unter der Erde, auf Bäumen und in höhlenartigen Löchern gezeigt. Gewöhnlich waren beide Parteien vor einander davon gelaufen, sobald sie sich zu Gesicht bekamen; die Meinungen der weiblichen Berichterstatter gingen bei dieser gegenseitigen Abstoßung natürlich weit auseinander, und eine Aufklärung über das Wesen, welches bald ein Affe, bald ein vermummter Spitzbube sein sollte, schien im Interesse der öffentlichen Sicherheit von Nöthen. Dreißig Polizeidiener waren erforderlich zu der Expedition. Der Mensch, welcher ein halbgebranntes Schaf auf dem Rücken trug, schlüpfte davon wie eine Katze, ward mit großer Mühe in einen Winkel des Haines gedrängt und beim Austritt auf's Feld von einer Postenkette in Empfang genommen. Seiner Körperbildung nach hielt man ihn sofort für einen Kaffer, vermochte aber weder seine Nationalität, noch die besonderen Gründe seiner Villegiatur in Highgate-Wood festzustellen, da der Mensch kein Wort Englisch sprach und kein Dolmetsch zu haben schien. Nachdem sich die Zeitungen mehrere Tage nach einem gebildeten, anglisirten Kaffern umgesehen (auch solche Käuze kommen in London mitunter vor), fand sich schließlich ein Deutscher Grundbesitzer aus Natal, welcher sich nicht allein mit dem Afrikaner verständigen konnte, sondern ihn sogar als einen alten Bekannten rekognoscirte. Die Verwandlung, die über den Wilden selber kam, als er sich in seiner Sprache und von einem Bewohner Natals angeredet fand, ist in ethnographischer und psychologischer Hinsicht merkwürdig. Vorher hatte er sich viehisch geberdet, so weit er menschlich war, schien er

wahnsinnig zu sein. Jetzt stand er auf, trat seinem deutsch-englischen Landsmann nach einigem Zaudern freundlich entgegen und begann eine so ernsthafte, lebendige und überlegte Darstellung seiner Lage, daß der bloße äußere Eindruck seiner Worte diejenigen ergriff, welche sie nicht verstanden und die ihn eben noch für einen Buschmann und obendrein für einen verrückten Buschmann gehalten hatten.

Der Mann war als Diener einer englischen Familie aus Natal nach London gekommen, und sein ganzes Unglück entsprang der Erinnerung, welche ihm die Seekrankheit hinterlassen. Er erklärte dem Herrn Bergtheil (so heißt der erwähnte Deutsche), daß nichts auf der Welt ihn wieder bewegen würde, je wieder zu Schiff zu steigen; daß er diesen Entschluß seinem Herrn sofort nach der Ankunft in London angezeigt; daß sein Herr nichts davon habe wissen wollen, und daß er (Net der Kaffer) deßhalb davon gelaufen sei, als sein Herr nach einem halbjährigen Aufenthalt in England sich wieder nach der Heimath eingeschifft habe. Er entwischte zuerst in der Gegend von Nottingham und erbettelte seinen Lebensunterhalt, da er sich die 11 Pfund, welche ihm sein Herr an Löhnung schuldete, nicht zu fordern gewagt hatte. Das Betteln ging indeß nicht; die Frauen, welche er ansprach, schauderten zurück — die Männer wollten ihn fangen — so lief er in den Wald, stahl ein Schaf, briet und aß es und ward zum Nachtisch arretirt. Man hielt ihn darauf einige Tage im Gefängniß. Bei seinen Ansichten über häuslichen Komfort betrachtete er das aber als eine Belohnung und konnte sich den Grund dafür um so weniger enträthseln, als er sich einer Eigenthums-Entwendung schuldig wußte und fühlte. Da man ihn darauf aber nach London schaffte und ihm sagte, daß er beim Abgange des nächsten Schiffes heimspedirt werden sollte, entsprang er zum zweiten Mal und die Geschichte vom Betteln und Schafbraten wiederholte sich in Highgate-Wood. Zum Schluß seiner Erzählung bat er Herrn Bergtheil flehentlich, ihm Arbeit zu verschaffen, damit er sich am Lande ernähren könne und nicht wieder auf die See zu gehen brauche. Er sei ganz zufrieden, in England zu leben und zu sterben, und die Umlungas (Weißen) wären ihm durchaus nicht zuwider, wenn sie ihn nur neben sich existiren lassen wollten. Hr. Bergtheil fand sich darauf veranlaßt, nach seiner Kenntniß des Mannes und seiner Race öffentlich zu versichern, daß jeder Brodherr an ihm einen treuen, willigen und völlig harmlosen Arbeiter haben werde. Net wird demnach in England bleiben. Wenn Niemand anders, so miethet ihn sicherlich der Dirigent einer Rock-Verfertigungs-Kompagnie, um in einiger Ermäßigung seiner ursprünglichen Nationaltracht (bei welcher die Schneiderei nichts zu thun fände) am Schaufenster zu stehen und eine Folie für die Kunstprodukte des Magazins zu liefern. Was für ein Schicksalswechsel für den Sohn der Wildniß! Und was für eine Stadt, dieses London, wo chinesische Bettler plattbäuchig auf dem Straßenpflaster liegen, wo schmachtende Malayen die Gassen kehren und funkeläugige Araber Dich in einer Weise angurgeln, daß Du sie für herrische Fürsten und nicht für hilfsbedürftige Fremdlinge hältst, die ihre Leidensgeschichte ablamentiren?

Kaiser Nikolaus als Künstler.

Sternberg erzählt in seinen „Erinnerungsblättern" eine sehr charakteristische Anekdote über den Kaiser Nikolaus, welche ihm eine Dame aus Petersburg in Wien mittheilte. Sie war die Wittwe eines Künstlers, der die besondere Gunst des Kaisers besaß, so daß dieser nicht selten zu ihm in's Atelier kam, um ihm seine Kunstkennerschaft darzuthun. Gewöhnlich ließ er sich ein Blatt Papier geben, das immer sehr fein und glatt sein mußte, und darauf fing Se. kaiserl. Majestät an, das Kunstwerk in's Leben zu rufen, das seiner Phantasie vorschwebte. Es war stets ein Soldat in voller Uniform, und zwar fing der erhabene Zeichner mit den Füßen des Soldaten an und zeichnete so aufwärts den ganzen Mann fertig, was bewunderungswürdig schnell vor sich ging, aber eine gewisse Monotonie nicht verleugnete, indem immer ein Grenadier völlig so aussah, wie der andere. Nie war ein Knopf vergessen, nie eine Falte angegeben, die vorschriftsmäßig nicht hätte existiren dürfen, das Bild war vollendet zu nennen. Doch begnügte sich auf die Länge Se. Maj. nicht mit freien Handzeichnungen, sie ging in das Feld der Oelmalerei über, und da ereignete sich der Umstand, der bedenkliche Folgen haben konnte für die kaiserliche Gemäldesammlung in der Eremitage. Es befanden sich nämlich zwei Landschaften im Atelier des Künstlers, die er soeben vollendet hatte. Der Kaiser betrachtete eins dieser Bilder mit Aufmerksamkeit, ergriff sodann den Pinsel und fing an in dem Gemälde Aenderungen anzubringen; er malte hier und da Soldaten hinein, die, unbekannt um die Regeln der Perspektive, in gleicher Größe im Hintergrunde, wie im Vordergrunde standen. Obgleich durch diese Zugaben das Bild ungemein viel Leben enthielt, so war der Künstler doch nicht ganz mit dieser Staffage einverstanden. Wie sehr erschrack er aber, als Se. Maj. eines Tages sich über einen Teniers hermachte und daselbst eine alte Frau, die mit ihrem Reisebündel im Vordergrunde saß, in einem Trommelschläger, das Bündel in eine Trommel zu verwandeln anfing. Als dieses Werk vollendet war, befahl Se. Maj., noch andere Teniers aus der Gallerie herbeizuschaffen, um auch diese den Bedürfnissen der Zeit anzupassen. Zum Glück fand der Maler, der kostbare Schätze der Gallerie bedroht sah, den Ausweg, dem Kaiser Kopien jener Bilder unterzuschieben, die dann auf obige Weise verändert und umgestaltet wurden.

Nagelneues Räthsel.

Frage. Welcher Gewerbsmann ist der verständigste, welcher der unverständigste?

Antwort. Der verständigste ist der Kufner, der Alles reiflich überlegt und faßlich darstellt.

Die unverständigste ist der Kaminfeger, der da kratzt, wo es ihn nicht beißt.

Pater Tellier, Beichtvater Ludwigs XIV. sagte zu einem jungen gasconischen Geistlichen, der ihn um eine Pfründe ansprach: „So lange Ihr Herren etwas sucht, ist unser Einer gut genug, hat man Euch aber gesättigt, so vergeßt Ihr uns. — „Fürchten Sie das nicht," entgegnete der Bittende, „ich bin unersättlich."

Aus einer Töchterschule wird als Erlebniß berichtet: Frage: Was für Dichterinnen gab es in Griechenland? Antwort: Sappho. Frage: Wer kennt noch eine Dichterin? Antwort: Anna Kreon (Anakreon.)

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: Aug. Beuz.

Nr. 3. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 15. Januar 1860.

Ein Frauen-Duell auf Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

„Sie haben uns eine reizende Soirée gegeben, Madame,“ sagte sie verbindlich. Dann ließ sie sich von ihrem Gemahl den kostbaren Kaschemir umwerfen, gab ihm ihren Arm und verließ stolz den Salon.

Der arme Desparville nahm wieder Platz neben dem Kutscher.

3.
Der geheimnißvolle Gast.

Sechzehn Tage vergingen ohne Feindseligkeiten, aber die beiden Gegnerinen verloren diese Zeit nicht ohne Vorbereitungen, sie rekognoszirten gleichsam das Terrain und unterrichtete sich über die schwächsten Stellen zum Angriff. Emmeline erkundschaftete, daß Raimonde den Grafen Esteve empfangen habe, und diese suchte den Grafen, den sie liebte, sie wußte nicht vermöge welcher Eigenschaften desselben, durch den ungesuchten Zauber ihrer Persönlichkeit ganz zu gewinnen. Es schmeichelte vielleicht ihrer Eitelkeit (von welcher kein Weib ganz frei ist), wenn der Graf von seinen Schlössern in Spanien sprach, auf denen sie als Gräfin d'Esteve sonnige Tage hätte verleben können. Auch Emmeline hatte sich dem Grafen ergeben, aber ihre Leidenschaft glühte mehr im Kopf als im Herzen. Die Liebe Raimondens ist rein wie Schnee, die Emmelinens strafbar. Aber Beide lieben, Beide sind eifersüchtig und Beide bereiten einen furchtbaren Kampf gegen einander vor. Am sechzehnten Tage nach dem Rencontre erschien ein Bedienter in großer Livree bei Emmeline und präsentirte ihre eine Einladungskarte der Frau von Verseuil. Sie las:

„Frau von Verseuil gibt sich die Ehre, Herrn und Madame Desparville zum Diner auf kommenden Mittwoch einzuladen.“

Dies ist eine einfache Kriegserklärung, sagte sich Emmeline; aber in einem Duell pflegt man die Karten zu wechseln; ich will meine Feindin zu meinem nächsten Konzert am Dienstag einladen.

Am Nachmittage des Diners machte sie eine überaus kokette Toilette und begab sich in Gesellschaft ihres Mannes auf's feindliche Gebiet. Dieses Gebiet ist sehr elegant. Das Hotel Raimondens gilt als eines der behaglichsten in ganz Paris. Man führt Herrn und Madame Desparville in einen splenditen Salon mit wahrhaft luxuriösem Ameublement, welches erkennen läßt, daß die Besitzerin reich an Geld und Geschmack ist.

Raimonde geht Emmelinen entgegen und sagt mit vollkommener Grazie: „Ich bin glücklich, theuerste Frau, daß Sie meiner Einladung Gehör geschenkt haben. Seien Sie mir Beide willkommen!"

Emmeline wirft versteckt einen feindlichen Blick auf ihre Gegnerin; sie weiß, deren Freundlichkeit ist der Beginn ihres Duells. Ein zweiter, brennender Blick fällt auf den Grafen d'Esteve, der zu den Geladenen gehört.

Desparville geht auf den letzteren zu und reicht ihm aufs freundschaftlichste die Hand, denn er weiß nicht, daß dieser seiner angetrauten Gattin eine diebische Liebe widmet und mit ihr bisher ein perfides Einverständniß unterhielt.

Man setzt sich zur Tafel; der Kreis ist klein, aber gewählt. Emmeline findet, daß des Grafen Platz zu ihrer Linken ist, aber zu ihrer Rechten ist der Platz leer, er gehört einem Gaste, welcher noch erwartet wird. Wer ist dieser geheimnißvolle Gast? Raimonde horcht von Zeit zu Zeit unruhig auf und blickt nach der Thür. Sie scheint auf die fehlende Person großes Gewicht zu legen, und doch hat sie dieselbe absichtlich zu einer Stunde bestellt, wo die Gäste sich bereits sämmtlich eingefunden haben. Aber diese Person erscheint nicht und Emmeline ergeht sich bereits in spitzigen Sarkasmen. „Lassen wir den Gast", sagt sie z. B., „wenn wir nur seinen Platz belegt sehen." Man unterhält sich einige Augenblicke von den Ereignissen des Tages.

„Wie fanden Sie die Baronin d'Hersin bei ihrer Soirée?" fragt eine junge Frau; „ihre Robe, mein' ich, war wundervoll, und soll fabelhaft viel gekostet haben."

„Sie wissen doch", versetzt Emmeline schnippisch, „daß die Baronin zu den eitlen Frauen gehört, welche in dem Maße, wie sie alt werden, ihre Roben kostbarer kaufen, um ihre Häßlichkeit zu verdecken."

„Die Soirée war aber sehr glänzend", spricht der Graf d'Esteve, der bereits Opposition gegen Emmeline zu machen beginnt; „es herrscht im d'Hersin'schen Hause ein wahrhaft aristokratischer Luxus."

„Und durchaus nicht am rechten Platze", entgegnet Emmeline (welche indeß noch nie eine Soirée bei d'Hersin versäumte.) „Die Baronin ist eine reiche Frau, welche aber stets Geräusch macht mit ihrem Gelde, jeden Augenblick von „ihren Leuten, ihren Feldern und Wäldern, ihren Routs bei Ministern, Senatoren und Generalen spricht, und in ihrem eitlen Gepränge stets vergißt, daß ihr Vater sein Glück in einem Droguerieladen der Straße Lombard gemacht hat."

„Ah, ich finde das sehr unpoetisch!" versetzte der Graf.

Raimonde wird jetzt sehr unruhig und ihr Gesicht zeigt die Röthe dieser Unruhe.

„Oh, mir wird bang", spöttelt Emmeline; „ich weiß nicht, ob ich bei einem Souper der Prinzessin Negroni bin, oder ob es Lucrezia Borgia ist, welche hereintreten und schauerlich rufen wird: „Meine Herren und Damen, Sie sind Alle vergiftet!"

Endlich jetzt öffnet sich die Flügelthüre und eine ältliche Dame tritt herein. Raimonde hebt tief aufathmend im innern Triumph ihre weißen Schultern, aber Emmeline entfärbt sich.

„Ha, welche Perfidie!“ murmelt sie knirschend und blickt mit Entsetzen auf den noch leeren Platz neben sich, der augenscheinlich für die erschienene alte Dame bestimmt ist.

4.

Tante Michon.

Diese Dame ist keine Lucrezia Borgia, sondern eine große und sehr dicke Person mit ponceaurothem Teint, in karmoisinrother Velourrobe mit scharlachrothen Bandschleifen.

„Ich komme spät“, sagt sie entschuldigend zu der Dame des Hauses; „aber ich konnte mein Magazin nicht eher verlassen.“

„Ihr Quincailleriemagazin“, entgegnet Raimonde mit einem spielenden Seitenblicke auf Emmeline. „Ah, Sie haben ein superbes Magazin, wo ich mir viele schöne Sachen kaufe. Aber nehmen Sie doch Platz neben Madame!“ setzt sie rasch hinzu und führt die Ponceaurothe zu Emmeline, „und danken Sie mir, daß ich Ihnen gerade diesen Platz reservirt habe.“

„Ei, meine Nichte!“ kreischt die Ponceaurothe mit Lebhaftigkeit und trippelt auf Emmeline zu.

„Guten Abend, mein Kätzchen! Aber was ist Dir? Du siehst ja so übel aus.“

„Nichts, Madame!“ erwiederte Emmeline kurz und verlegen.

„Madame? Du nennst mich Madame? Bin ich denn nicht mehr Deine Tante?“

„Ihre gute Tante Michon!“ sagt Raimonde mit seltsam betonter Stimme.

Das Erscheinen dieser Tante Michon in demselben Augenblicke, in welchem die übermüthige Emmeline der abwesenden Baronin d'Hersin gemeine Herkunft bespöttelte, machte unter den Gästen einen ungeheuren Effekt. Dieses wie berechnete Zusammentreffen, eine Glorie für Raimonde, ruft eine wahre Konfusion der Physiognomien hervor. Selbst Graf d'Esteve, der ungeheuer auf Etikette hält, ist in der Erinnerung daran, daß er der scheinbar so vornehmen Emmeline seine Liebe geweiht hat, wie niedergeschmettert.

„Bitte, sorgen Sie gut für ihre Ihre Tante, liebe Desparville!“ fährt Raimonde mit ihrer vernichtenden Sanftmuth fort; „mir scheint, sie hat noch keinen Madeira genommen.“

„Schon geschehen! schon geschehen!“ ruft Tante Michon; 's ist nicht das erste Mal, daß ich den Garçon mache.“

„Den Garçon, den Garçon!“ Raimonde lächelt, der Graf schneidet eine Grimasse.

„Aber es will mir scheinen“, sagte Graf d'Esteve zur Tante Michon, „daß ich Sie niemals bei Madame Desparville getroffen habe.“

„Das glaube ich wohl“, versetzte diese. „Seit acht Jahren, so lange meine Nichte verheirathet ist, habe ich sie mit Mühe zweimal im Jahre gesehen. Ah, meine Nichte ist nicht leicht zu finden! Jedesmal, wenn ich bei ihr erschien, sagte mir ein Kammerdiener,

stolz und grob wie ein Häscher beim Assissenhofe: »Madame ist zum Besuch — Madame ist zur Soirée — Madame ist zum Spektakel — Madame ist über Land." Und wollte ich ihren Mann sprechen, so hieß es wieder: „Herr Desparville ist mit Madame abwesend." Der gute Desparville ist alle Tage bei ihr, sonst würde er gewiß für die Tante Michon zu sprechen sein. Nicht wahr, mein lieber Neffe?"

„Sicherlich", antwortete Desparville und reicht ihr kordial die Hand. „Ich liebe die Tante Michon aufrichtig, weil sie gut ist. Wenn ich einen Dienst zu erbitten habe, so gehe ich nicht zu den Dandy's meiner Bekanntschaft, sondern zu ihr, und sie leistet mir ihn gewiß."

„Ihre Frau Nichte", sagt Raimonde zu Tante Michon, „ist gewiß nicht schwer zu finden und es liegt gewiß nun an Ihnen, wenn sie nicht öfters nach Ihnen verlangt. Warum kommen Sie nicht jeden Dienstag zu Madame Desparville?"

„Warum gerade Dienstag?"

„Ei, Sie wissen doch, daß das ihr Tag ist."

„Ihr Tag!" sagte Tante Michon. „Mein Himmel! Das ist gerade wie bei den Löwen und Löwinnen im Jardin des plantes, die auch ihre Tage und Stunden haben, wo man sie herausläßt. Wohlan, mein Hühnchen, warum ladest du deine Tante, wenn du sie lieb hast, nicht jeden Dienstag ein?"

Emmeline schießt einen fürchterlichen Wuthblick nach Raimonde. Die Tante Michon, dieses ordinäre Geschöpf, alle Dienstage in ihrem Salon! Großer Gott! Mitten in ihre eleganten Zirkel! Das Bewußtsein, sich lächerlich gemacht zu sehen, brennt wie höllisches Feuer in ihrem Busen.

»Und warum,« fährt Tante Michon fort, »sollte ich nicht in deinen Salon passen? Alle die großen Leute, welche dich besuchen, haben bei mir Ihre Quincaillerien gekauft, und wenn du manchmal aufgepaßt hast, wenn von einer schönen Sache gesprochen wurde, so wirst du gehört haben: Ah, verdammt schön! Das ist von der besten Kaufmannsfrau in Paris, aus dem Laden der Madame Michon! Nicht so, mein Nichtchen?«

»Es ist ja bekannt in ganz Paris!« lächelt Raimonde.

»Herr Graf, ich fordere Sie auf, Madame Michon Ihre Aufträge zu geben.«

»Ach, der Herr ist Graf!« ruft Tante Michon, sich respektvoll an d'Esteve wendend. »Ich liefere an sehr distinguirte Leute, Herr Graf, an Barone, an Marquis, an Herzoge, Herr Graf, und darum hoffe ich, Herr Graf . . . .«

»Aber der Herr kennt ja seinen Titel,« unterbricht Emmeline die geschwätzige Tante entrüstet, „wozu denn diese Wiederholungen!«

»Lasse mich doch sprechen, mein Hündchen!« erwiederte die Tante, »du verstehst Nichts von meinem Handel, meine kleine hübsche Taube.«

»Mein Hündchen, meine Taube! Ach wie lieben Sie Ihre Nichte!« spricht Raimonde zur Tante gewendet: »Nicht wahr, Sie lieben sie sehr, diese theure Madame Desparville?«

»Zuverlässig,« entgegnete Tante Michon; »mein armer Bruder hatte viele Kinder, sein Haus war gefüllt wie ein Vögelnest. Ich habe diese Kleine da zu mir genommen und in eine kleine Pension gethan. Ich handelte ein wenig mit Quincaillerien, und die Kleine half mir dabei und bediente meine Kunden. Bei dieser Gelegenheit lernte sie Herr

Desparville kennen, und dieser gute Mann machte sie zu seiner Frau. Seitdem verfolgt sie das Glück.«

»Dieser Ausdruck machte einen beträchtlichen Effekt. Emmeline wird roth bis an die Stirne. Beim Grafen ist plötzlich alle Poesie von Liebe verschwunden. In Emmeline toben alle Furien; sie ist furchtbar verwundet durch den ersten glücklichen Streich ihrer Rivalin.

Diese kluge Aristokratin hatte es so geschickt eingefädelt, daß der Graf, welcher in Emmeline die Königin der Salons bewunderte, daß alle Gäste erfahren mußten, sie sei die Nichte einer Quincaillerienhändlerin. Hatte sie nicht einige Augenblicke vorher geäußert, die Baronin d'Hersin stamme aus einem Droguerieladen?

Die Tafel wird aufgehoben; man schickt sich zum Abschied an. Emmeline nimmt ihre Rivalin zur Seite.

»Ich begreife, Madame,« spricht sie mit halber Stimme, »Ihre graziöse Einladung; es war der erste Waffengang; ich weiß nicht, ob der Stoß, den Sie mir versetzt haben, eine Prime, Terze oder Quarte zu nennen ist, aber ich werde mich seiner erinnern.«

»Sind Sie verwundet, Madame?« fragt Raimonde triumphirend.

»Es ist nur eine Ritze, ich bin nicht bewaffnet«, erwiedert Emmeline stolz; »erwarten Sie meinen Gegenstoß.«

Die Gesellschaft trennt sich. Eine Woche vergeht, ohne daß Graf d'Esteve sich bei Emmeline sehen läßt, weil die rauhe Hand der Tante Michon den bittern Trank der Lebensprosa in sein blasirtes Herz gegossen hat. Eine neue Liebe belebt jetzt des Grafen Seele, ein bengalisches Feuer, welches Raimondens schönes Haupt umleuchtet. Jeden Tag macht er dieser jetzt seine Aufwartung, und streut ihr den Weihrauch seiner routinirten Anbetung. Er findet plötzlich einen krankhaften Geschmack an dieser reinen Schönheit, an dieser Tugend ohne Makel, und da er sich sagen muß, daß bei Raimonde eine illegitime Liebe unmöglich ist, so erwägt er bereits den Gedanken, in aller Form um die Hand der reizenden Wittwe anzuhalten.

* * *

5.

Der Freund der Sonne.

Auch Ludwig Savigny's Herz ist entflammt durch die schwarzen Augen Raimondens; ihre geistige Gewalt über ihn ist so groß, daß er jetzt sogar gern auf seine Lieblingsneigung, das Cigarrenrauchen, verzichtet, um in der Nähe der schönen Wittwe weilen zu können. Er vertauscht das Boudoir seiner Camelia Rosalba mit ihrem Salon, aber niemals kommt ihm der Gedanke, sie heirathen zu wollen. In seinem Diktionär steht das Kapitel der Ehen nicht verzeichnet, Ludwig hat alle Wittwen im Schauspiel aus dem Grunde studirt, daher glaubt er, mit der schönen Raimonde ohne Schwierigkeiten ein heiteres und angenehmes Abenteuer bestehen zu können, und wird in diesem, der männlichen Eitelkeit schmeichelnden Glauben um so eher bestärkt, als die Visiten, welche er Raimonden abstattet, stets mit all der Grazie, die dieser eigenthümlich ist, angenommen werden. Er wagt es sogar,

einige Worte von Liebe fallen zu lassen, welche Raimonde mit einem Schweigen aufnimmt, das er für Befangenheit hält. Kühn gemacht durch Raimondens Nachsicht, geht er einen Schritt weiter und wird gebeten zu schweigen. Sie instruirt sogar ihre Dienstboten, ihm ohne Aufsehen den Eingang zu wehren. Ludwig beharrt in seiner Verblendung. Er nimmt Raimondens Zurückhaltung für die gewöhnliche weibliche Koketterie, welche mit Hindernissen besiegt sein will, und schwört jede Gelegenheit zu benutzen, um eine Unterredung, ein Stelldichein zu erlangen.

In dieser Intention kommt ihm die Einladung zu einer Soirée bei Frau Desparville, wo er Raimonde zu finden hofft, sehr gelegen! Emmeline weiß, daß die Gegner ihre Karten zu wechseln pflegen; daher sendet sie für die Einladung zu Raimondens Diner eine Einladung zu ihrem Konzert. Tante Michon ist nicht mit eingeladen. Emmeline hat die Absicht, Raimondens ersten Waffengang nicht minder kräftig und geschickt zu erwiedern, und ersinnt alle Listen, welche der Satan in ihrem Geiste ausbrüten mag.

(Fortsetzung folgt.)

Scherz für Scherz.

Während beim Ausbruch der Unruhen in den Niederlanden der Herzog von Alba die Stadt Hulst in Flandern belagerte, befand sich in seiner Armee ein General-Profoß, welcher ein besondrer Günstling des Herzogs war, und manche geheime Hinrichtung in seinem Auftrage vorgenommen hatte. Gleichzeitig diente in der Armee ein Capitän Bolea, mit dem der General-Profoß auf sehr vertrautem Fuße stand.

Eines Abends nun erschien letzterer zu einer sehr späten Stunde im Zelte des Capitäns, und zwar in Begleitung eines Geistlichen und des gewöhnlichen Henkers und sagte ihm, daß er im besonderen Auftrage des Herzogs komme, um die Todesstrafe an ihm zu vollziehen.

Bleich vor Schrecken sprang der Capitän auf und fragte: „Wodurch habe ich den Herzog beleidigt?"

„Ich bin nicht hierher gekommen, um mich auf Erörterungen einzulassen", entgegnete der Profoß, „sondern um meinen Auftrag zu vollziehen. Bereiten Sie sich also vor; es warten Ihrer der Beichtvater und der Henker."

Der Capitän fiel vor dem Priester nieder und beichtete, worauf der Scharfrichter ihm den Strick um den Hals legen wollte.

In diesem Augenblicke jedoch stieß der Profoß Letzteren zurück, brach in ein lautes Gelächter aus, und gestand, daß er sich nur einen Scherz erlaubt habe, um zu sehen, ob der Capitän Muth besitze und wie er sich beim Anblicke des Todes benehmen würde.

Noch bebend und leichenbleich blickte ihn Letzterer finster an und erwiederte nur:

„Wenn das der Fall ist, so verlassen Sie augenblicklich mein Zelt, denn Sie haben sich einen sehr schlechten Spaß gegen mich erlaubt."

Am nächsten Morgen erschien Capitän Bolea, ein noch junger Mann von kaum dreißig Jahren, mit eisgrauem Haar. Alles verwunderte sich darüber, und der Herzog Alba befragte ihn um die Ursache; allein der Capitän gestand nichts.

Im darauffolgenden Jahre wurde der Herzog nach Spanien zurückberufen, wohin der Profoß und Capitän Bolea, als Personen seiner näheren Umgebung, ihn begleiteten. In Saragossa hielt er an, um sich mehrere Tage lang von den Beschwerden der Reise zu erholen.

Hier erzählte ihm der so früh gealterte Capitän Bolea, daß in der Stadt eine große Merkwürdigkeit zu sehen sei, — eine casa de loco oder Irrenhaus, wie man kein ähnliches in der ganzen Christenheit finde.

Der Herzog erklärte hierauf seinen Wunsch, es zu sehen und beauftragte zugleich den Capitän, die nöthigen Vorbereitungen zu diesem Zwecke für den folgenden Tag zu treffen.

Bolea begab sich hierauf zum Vorsteher der Anstalt, theilte ihm die Absicht des Herzogs mit und bemerkte dabei, daß eine besondere Veranlassung dazu vorliege. Unter der Umgebung des Herzogs befinde sich nämlich ein widerspenstiger Profoß, welcher häufig Anfälle von Raserei bekomme. Der Herzog sei ihm gewogen, und da er bereits alle Mittel vergeblich zu seiner Heilung angewendet habe, so wolle er versuchen, ob nicht vielleicht ein paar Tage strenger Haft im Irrenhause wohlthätig auf ihn einwirken würden.

Am nächsten Tage erschien der Herzog mit einem glänzenden Gefolge, unter welchem sich auch der bewußte General-Profoß in Galla-Uniform befand.

Auf Letzteren mit dem Finger deutend, flüsterte Capitän Bolea dem Vorsteher zu: „Das ist der Mann!"

Unter einem Vorwande führte darauf dieser den Profoß in ein dunkles Gemach, wo einige von seinen Leuten bereit standen, welche sich sogleich seiner bemächtigten, ihm das Schwert abnahmen und ihn in einen Kerker schleppten.

Hier lag der Unglückliche einen Tag und zwei Nächte und verdankte seine endliche Befreiung nur einem Zufall. Ein Fremder nämlich, welcher die Anstalt aus Neugierde besuchte, blickte durch das Gitterfenster des Kerkers, in welchem sich der Profoß befand, und wurde von diesem angerufen und angefleht, zum Herzoge von Alba zu gehen und ihm anzuzeigen, daß er sich im Irrenhause in Haft befinde, ohne zu wissen weßhalb.

Der Fremde unterzog sich dem Auftrage, und der erstaunte Herzog sandte einen Boten ab, um den Profoß mit dem Vorsteher holen zu lassen.

Letzterer brachte den Ersteren in cuerpo, noch mit Stroh und Federn bedeckt, und einem Wahnsinnigen nicht unähnlich, bei dessen Anblick der Herzog in ein lautes Gelächter ausbrach und den Vorsteher fragte, weßhalb er seinen Profoß in Haft behalten habe.

„Auf einen ausdrücklichen Befehl Ew. Excellenz", erwiederte der Gefragte, „welchen mir einer Ihrer Offiziere überreicht hat."

Capitän Bolea trat hierauf vor und sagte:

„Excellenz, Sie haben mich oft befragt, wodurch meine Haare so plötzlich grau geworden seien. Bis zu diesem Augenblicke hat es keine lebende Seele von mir erfahren; jetzt aber will ich es Ew. Excellenz entdecken."

Er erzählte hierauf den Vorgang in Flandern und fügte hinzu, daß er von jener Zeit an

unaufhörlich bemüht gewesen sei, ein Mittel aufzufinden, sich auf passende Weise an Demjenigen zu rächen, der ihn auf so grausame Art von der Zeit habe alt werden lassen.

Der Herzog, dem diese Genugthuung nicht mißfiel, bemühte sich, Beide zu versöhnen.

Capitän Belea lebte nach der Zeit noch lange und erreichte das Alter von neunzig Jahren.

Jakob Balde.

„Viel hab' ich Dir zugesungen,
„Gereicht, was mir bot meine Kunst,
„Doch habe ich nicht errungen
„Den Preis Deiner Liebe und Gunst.

„Und Monden hab' ich gerungen,
„Und habe geweint und gewacht,
„Doch hab' ich die Gluth nicht bezwungen,
„Die Dein Bild tief innen entfacht.

„Du aber hast niemals verstanden,
„Den Kummer in meiner Brust,
„Es kamen die Tage und schwanden
„Und brachten Dir Freude und Lust.

„Und So soll ich Dir jetzt entsagen,
„Auf ewig getrennt von Dir sein,
„O, höre die letzten Klagen
„Und lind're die tödtende Pein.

So sang der Jüngling und schickte
Zum Fenster die Klänge hinauf,
Wohin er mit Sehnsucht blickte, —
Und stille wurde es d'rauf.

Und es regt sich kein Lüftchen am Haine,
Kein Blättchen im grünen Gebiet.
Gleich als lauschte im Mondesscheine
Die stille Natur rings mit.

Und es harrte lange und schaute
Der Sänger hoffend zur Höh',
Doch als der Morgen schon graute
Da durchzuckt ihn ein namenlos' Weh' —

Da zertrümmert ergrimmt er die Leyer,
Daß es ringsum schauerlich gellt. —
Drauf barg ihn des Klosters Gemäuer
Auf immer dem Auge der Welt.

Sulamith.

Hübsches Bild.

Anstatt in der Küche die Wirthschaft zu theil'n,
Da klimpern Clavier sie, daß Hofhunde heul'n;
Sie spielen Comödie, sie ächzen so dumpf,
Und merken nicht, daß hier ein Loch in dem Strumpf,
Und kommt ein Journal, eine Zeitung heran,
So seh'n sie sich immer die Bilder nur an,
Und war'ns mal in Mürchen, so thun sie so dick,
Als kämen sie just aus Italien zurück.

Der letzte Becher Wein. Karl XII. König von Schweden, liebte in seiner Jugend den Wein leidenschaftlich und ließ sich mehr als einmal bis zur Berauschung hinreißen. Einst stieß er in einem solchen Zustande gegen seine Mutter sehr harte und beleidigende Worte aus. Des andern Tages machte einer seiner Freunde — seltenes Beispiel der Offenheit gegen einen König! — ihn aufmerksam, wie schmerzlich und kränkend sein gestriges Betragen der alten gute Mutter gewesen sein mußte. — Karl hörte den Freund ruhig an und nachdem er ernst und innerlich bewegt nachgedacht hatte, sagte er heftig: „Man bringe mir eine Flasche des besten Weines und einen Becher. — Es geschah. Dann nahm er die Flasche und den Becher in die Hand und ging zu seiner königlichen Mutter. „Madame," sagte er zu ihr, „ich habe Sie gestern beleidigt und gekränkt." — Hierauf füllte er den Becher bis an den Rand, trank ihn in Gegenwart der erstaunten Mutter bis zum letzten Tropfen aus und sagte dann: „Dieß war der letzte Becher Wein, den ich getrunken habe; nun keinen mehr, mein Leben lang." Und er hielt Wort.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: Aug. Benz.

Nr. 4. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 22. Januar 1860.

Ein Frauen-Duell auf Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

Der Graf und Raimonde sind erschienen; Emmelinens Eifersucht ist angestachelt. Sie ruft ihren Dämonan, welcher ihr eingibt, Ludwig Savigny zu bestimmen, sich neben Raimonde niederzulassen. Aber ein Hof von Anbetern, unter welchen der Graf d'Estève den ersten Rang einnimmt, verhindert den jungen Maler, sein Vorhaben auszuführen. Man zeigt im Verlaufe des Konzerts an, daß nach demselben einige Walzer und Polka-Mazurkas riskirt werden sollen. Jeder sucht seinen Namen in das Carnet Raimondens einzuschreiben, um die schöne Frau auf einige Minuten in seinen Armen halten zu können. Da faßt auch Ludwig eine leuchtende Idee. Er bricht sich Bahn zu Raimonde.

„Erlauben Sie, Madame," sagte er, „daß ich meinen Namen einschreibe für eine Mazurka?

Raimonde reicht ihm das Carnet. Er sucht eine leere Seite und in den Augenblick, wo die Ankündigung eines Liedes mit Pianofortebegleitung eine Bewegung im Saale hervorruft, schreibt er ins Carnet:

„Ist Ihre Pforte mir auf immer geschlossen? Haben Sie Mitleid und öffnen Sie mir dieselbe! Morgen Abend 9 Uhr werde ich es wagen, bei Ihnen zu erscheinen; wenn Sie meinen Besuch genehmigen wollen, so geben Sie mir ein Zeichen, indem Sie am Klavier das Lied: „Der Freund der Sonne" singen.

Ludwig Savigny."

Der junge Maler spürt eine innere Befriedigung, als er diese deutliche Liebeserklärung niedergeschrieben hat. Ich habe Schauspiele gesehen, sagt er zu sich selbst, wo ein Ring das Signal zum Zusammentreffen gab, und Vaudevilles, wo ein Blumenstrauß das Zeichen war, warum nicht eine Romanze? Raimonde kennt diese, ich weiß es, denn sie sang dieselbe neulich zum Entzücken bei einer Soirée. Er remittirte das Carnet an Madame Raimonde.

„Lesen Sie?"

Aber in diesem Augenblick erschien der Graf und erbat sich das Carnet. Raimonde, welche nicht ahnte, daß Ludwig dieses als Liebesportefeuille benutzt, reichte es ohne Argwohn dem eifrigen Anbeter. d'Esteve nahm es sorglos und schrieb seinen Namen. Raimonde erhielt es zurück und achtete nicht darauf, daß etwas Besonderes darin bezeichnet sein könnte. Sie ließ es, vielleicht aus Eitelkeit, vielleicht nur aus Vergeßlichkeit, endlich sogar auf einem Sopha liegen, ohne daß Ludwig es bemerkte. Aber den scharfen Augen ihrer Gegnerin war nicht entgangen, daß der Maler eine kleine Epistel ins Carnet geschrieben. Sie hatte das Carnet verfolgt, wohin es auch wanderte, und kaum entdeckte sie, daß es allein auf dem Sopha blieb, so ergriff sie es heimlich und ließ es wie eine glatte Viper in ihre Robe verschwinden. Ohne Mühe fand sie die Aufforderung Savigny's zum Stelldichein.

„Ah, du sollst meiner Rache dienen!" sagte sie zu sich selbst. Madame v. Verseuil hat meine Tante entdeckt, ich fand einen Liebhaber dafür.

Sie näherte sich dem Grafen d'Esteve.

„Ich hielt es für nothwendig, sprach sie zu ihm mit rauhem Tone, „Madame v. Verseuil einzuladen, weil sie Ihnen anziehender ist als ich, und Sie ohne Jene nicht gekommen sein würden. Seit drei Wochen haben Sie sich nicht bei mir sehen lassen.

„Es war mir unmöglich", stotterte der Graf; ich war beschäftigt, aber glauben Sie nur, daß ich deßhalb viel gelitten habe."

„Keine Vorwände, keine Phrasen!" erwiederte Emmeline; „wir haben keine Zeit hiezu. Lassen Sie uns eilen! Wollen Sie Madame v. Verseuil heirathen?"

„Aber, Madame!"

„Ich habe Ihnen gesagt, daß wir keine Zeit haben zu Ausflüchten. Ich habe Ihnen meinen Frieden geopfert, ich habe den wackeren Mann betrogen, der mich wirklich liebt, ich habe ihn betrogen um Ihretwillen — und Sie haben mich verlassen!"

„Haben Sie", erwiederte der Graf kleinlaut, um die Verminderung seiner sträflichen Liebe zu beschönigen, „haben Sie zu jener Stunde, wo ich Sie bei Madame v. Verseuil begrüßte, gesehen, wie mir Ihr Gemahl die Hand drückte?" er nannte mich seinen Freund; er liebt Sie. Um es Ihnen ehrlich zu sagen: ich weiß, er ist indignirt, daß er durch Sie und durch mich lange Zeit betrogen ward."

„Ha, glauben Sie, mein Herr", erwiederte Emmeline heftig, „daß mein Gewissen mir das nicht selbst sagte? Allein ich liebte Sie trotzdem. Sprechen wir nicht mehr von dieser Liebe. Heirathen Sie Madame v. Verseuil, aber erwarten Sie Repressalien! Sie werden in Ihrer Haushaltung einen zweiten Grafen d'Esteve finden."

„Was sagen Sie?"

„Kennen Sie dies Carnet?"

„Ohne Zweifel, es ist das der Frau v. Verseuil."

„Lesen Sie dieses Blättchen, ich bitte Sie!"

Der Graf nahm das Carnet und las.

„Ein Stelldichein!" sagt er; „und dieser insolente Mensch . . ."

„Ist Herr Ludwig Savigny, „einer von ihren Freunden, wenn Sie wollen. Es ist ein zweiter Graf d'Esteve, das werde ich Ihnen zu jeder Stunde wiederholen."

„Noch ist Nichts erwiesen; vielleicht ist diese Liebeserklärung nur eine fruchtlose Impertinenz«, sprach begütigend der Graf.

»Aber wenn Raimonde diese Romanze: „Der Freund der Sonne" singt, ist dies nicht das Zeichen der Zusammenkunft?"

„Wenn dies wäre, so hätte ich den größten Irrthum meines Lebens zu bereuen."

In diesem Augenblick trat Raimonde in den Salon. Der Graf beeilte sich seine Bewegung zu verbergen, und nahm Platz neben Emmeline. Diese, welche die unantastbare Tugend Raimondens kannte, wußte wohl, daß es nicht gerathen sei, ihr die insolente Bitte Ludwigs lesen zu lassen. Sie riß daher das Blatt, welches diese enthielt, vorsichtig heraus und gab dann erst das Carnet an die junge Wittwe zurück.

»Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, theuere Frau«, sagte Emmeline bei Ueberreichung des Carnets mit aller möglichen Grazie, »daß Sie meine Einladung angenommen haben.«

„Es war meine Schuldigkeit«, erwiederte Raimonde lächelnd. »Sie würden mich eine Feige gescholten haben, wenn ich die Einladung zurückgewiesen hätte. Haben wir nicht die Waffen gekreuzt? Es ist nicht mehr erlaubt, den Kampfplatz zu verlassen. Ihr Konzert ist charmant.

»Es ist es erst, wenn Sie uns das Vergnügen machen, Etwas hören zu lassen. Der Herr Graf würde sich glücklich schätzen, Ihnen applaudiren zu können.«

»Sie wollen mich veranlassen, vor dem Grafen d'Estève zu singen? Ah, wie gütig! Ich habe keine falsche Stimme. Bitte, einen andern Stoß, theuerste Frau; Ihr Degen ist diesmal von mir abgeglitten. Sie haben schlecht getroffen.«

»Warum?« erwiederte Emmeline. »Alle Streiche gelten und immer sucht der eine Gegner den andern zum Rückzug zu zwingen. Uebrigens haben Sie neulich im Konzert ganz lieblich gesungen und ich habe Sie bewundert und applaudirt.«

»Sie hat mir applaudirt, dann habe ich doch wohl schlecht gesungen,« denkt Raimonde.

»Sie sangen zum Beispiel eine Romanze,« fährt Emmeline listig fort, »welche einen herrlichen Eindruck machte."

»Wie heißt diese Romanze?« fragte Raimonde lebhaft.

„Ich kann mich des Titels nicht recht erinnern," erwiedert Emmeline, indem sie sich den Anschein gibt, als suche sie in ihrem Gedächtnisse darnach; es war so Etwas wie „Der Stern," „Die Aurora" — ein hellleuchtender Titel — Ich habe leider ein schlechtes Gedächtniß."

„Ah! ich erinnere mich", ruft Raimonde: Der Freund der Sonne!"

„Richtig! Diese Romanze paßte aber nicht so recht für Ihre Stimme."

„Fanden Sie das? Unglücklicher Weise ist es die einzige Romanze, welcher ich mich noch erinnere; es ist bestimmt diejenige, welche zu singen Sie mich nöthigen wollen."

„Nun, wir sind gewiß Alle damit einverstanden und Ihnen unendlich dankbar, wenn Sie diese singen, Madame", sagte Emmeline scheinbar unbefangen und hinterhaltlos.

Sie erhebt sich, nimmt Raimondens Hand und führt sie ans Piano. Raimonde

zweifelt nicht daran, daß sie einem feinen Netze entgegengeführt wird, dessen Maschen im Rayon der „Sonne“ gewebt sind.

Zwei Männer drängen sich herbei und ihre Herzen schlagen heftiger in ängstlicher Erwartung des Liedes, welches Raimonde anstimmen wird. Diese Männer sind der Graf d'Esteve und Ludwig Savigny. Der Graf überredet sich von Raimondens Tugend, aber es fehlt ihm die volle, gläubige Ueberzeugung, und es schleicht sich ein leiser Zweifel in seine Seele.

Ludwig fürchtet eine Niederlage seiner Kühnheit, und es ist ihm ein wichtiger Moment, wenn Raimonde die ersten Noten hören lassen wird.

Raimonde wirft einen raschen Blick auf Emmeline und bemerkt in ihrem Gesicht einen Schimmer der Freude, welcher sie beunruhigt.

„Sollte sie,“ fragte Raimonde sich im Stillen, „an jenem Abend eine falsche Note in meiner Romanze bemerkt haben, deren Wiederkehr sie heute erwartet? Es ist unmöglich; ich erntete ungetheilten Beifall. Sei es denn! Ich muß um jeden Preis singen.“

Sie schickt sich endlich an. Emmeline, Graf d'Esteve und Ludwig erwarten mit großer Spannung die ersten Töne.

„Wir wollen beginnen“, sagt Raimonde zu ihrem Begleiter entschieden, und wirft noch einen stolzen Blick auf ihre Feindin.

Die ersten Akkorde erklingen. Raimonde singt den „Freund der Sonne.“ So schön, so hinreißend sie die Romanze singt: Emmeline zittert in höllischer Genugthuung; Graf d'Esteve wird todtenbleich; es ist ihm, als stürze ein Engel vom Himmel in den Abgrund. Ludwig Savigny aber zupft stolz an seiner Kravatte und freut sich der Wahrnehmung, eine von den großen Damen der Salons mehr unter der Sorte der Pariser Kamelien zu sehen.

* * *

6.

Das Stelldichein.

Ludwig Savigny erschien am andern Abend pünktlich im Hotel der Frau v. Verseuil. Es entging ihm, daß auch ein anderer Mann sich daselbst einfand, welcher ihm unbeobachtet auf dem Fuße gefolgt war und sich im Hause verborgen hatte, um Gewißheit über Raimondens Verrätherei zu erlangen. Dieser Mann war Graf d'Esteve, der mit dem Gedanken umging, Ludwig ein Duell anzubieten, selbst wenn er durch diesen Eklat die schöne Wittwe verlieren sollte.

Ludwig ersuchte im Vorzimmer den Kammerdiener, ihn bei Madame anzumelden.

„Madame ist abwesend,“ sagte dieser in etwas schnöder Weise.

„Ihre gewöhnliche Phrase“, erwiederte Ludwig mit Zuversicht; „aber diesmal erkläre ich diese für nichtig. Melden Sie mich nur an, ihre Herrin erwartet mich.

Seine sichere Haltung verblüffte den Diener; er schritt, von dem Maler gefolgt, bis zur Pforte eines kleinen Salons, in welchem sich Raimonde befand, und meldete den Ankömmling.

„Aber ich habe Dir doch befohlen, diesen Menschen absolut abzuweisen!“ rief Raimonde gereizt.

In diesem Augenblick trat Ludwig herzu und schritt keck auf die Dame zu. Der Diener zog sich zurück. Ludwig blieb mit Raimonde allein.

„Sie sind bewunderungswürdig, theurer Engel!“ sprach Ludwig mit Feuer.

Raimonde war erstaunt und bestürzt.

„Ah, wie sprechen Sie! Ich bitte!“ erwiederte sie mit eisiger Kälte.

„Wie kann ich anders, schöne Dame? Und warum so kalt, liebenswürdige Raimonde?“

„Raimonde! Aber ich bin nicht Raimonde für Sie, mein Herr, sondern Madame v. Verfeuil, Nichts weiter!“

„Für die Andern, ohne Zweifel, aber nicht für mich! Sie haben meine Bitte erhört, welche ich bei der Baronin gegen Sie auszusprechen wagte.“

„Ich?“ rief Raimonde erstaunt.

„Kurz“, fuhr Ludwig fort, „ich wage zu glauben, daß Sie mich zu empfangen gewünscht haben.“

„Wie einen Prätendenten, nicht wahr?“ sagte Raimonde. „Sie sprechen so, daß ich träume, ich wolle mich wieder verheirathen.“

„Sie wollen Ihre Unabhängigkeit erhalten, schöne Frau; ich habe Nichts dagegen einzuwenden. Die Liebe bedarf der gesetzlichen Formen nicht, und eine junge und schöne Wittwe, wie Sie, kann nur profitiren, wenn sie ihre Liebe zu einem Manne ins Gewand intimer Freundschaft kleidet. Ich bin diskret und werde die Verbindung unserer Herzen zu verbergen wissen.“

„Ah, ich begreife!“ versetzte Raimonde mit niederschmetternder Ironie; „Sie proponiren mir, mein Herr, eine leichtfertige Liaison, welche Sie ermächtigt, Ihre Freiheit nach Belieben zu gebrauchen, eine Liaison, in welcher man die Herzen wechselt, ohne sie zu geben, und welche den Rücktritt reservirt. Das ist ein Arrangement, welches Sie vielleicht zu treffen vermögen, aber ich, mein Herr, ich bin keine Freundin des Zigeunerlebens, das sich für eine Frau der Demi-monde eignet, nicht für eine Frau der wahren Welt, welche entehrt werden würde.“

Aber, Madame,“ erwiederte der Maler lächelnd, „Sie verlieren Ihr Gleichgewicht.“

„Bei uns, Gott sei Dank!“ fuhr Raimonde im Feuer der Indignation fort, „ist es die Tugend, welche uns den Pfad anweist. Gehen Sie doch in die Boudoirs, wo Sie Ihre Demoiselles finden, und lassen Sie uns unsere Salons! Sprechen Sie mit Ihren filles de marbre, die Cigarre im Munde, aber bei uns behalten Sie den Hut in der Hand. Lieben Sie Jene, soviel Sie wollen, aber respektiren Sie uns!“

Raimonde war völlig in Hitze gerathen. Das Feuer heiliger Tugend machte ihre Wangen erglühen, und Ludwig verlor seine zuversichtliche Haltung; er war verdutzt. In seinem bisherigen wilden und etikettelosen Treiben hatte er niemals eine Frau gefunden, die so zu ihm sprach, wie die Wittwe, und niemals hatte er eine Dame so schön gesehen, wie diese, welche ihm, von tugendhafter Gluth geröthet, wie eine Göttin erschien.

„Es ist entzückend, eine Frau zu sehen, welche erröthet“, sagt Savigny zu sich selbst, ich habe Rosalba nie erröthen sehen.“

„Ich bin kühn vorgeschritten, Madame", sagt er dann laut, „aber ich habe solchen Empfang nicht erwartet, da Sie selbst mir das Zeichen zum Erscheinen gegeben haben."

„Welches Zeichen?" fragte Raimonde verwundert.

„Habe ich nicht in Ihr Carnet einige Worte geschrieben, in welchen ich Sie bat, mir den Zutritt zu gestatten? Haben Sie nicht zum Zeichen der Erhörung das Lied: „Der Freund der Sonne" gesungen?"

„Der Freund der Sonne! Ah, ich verstehe Alles! Welche infernalische List! Welcher satanische Degenstoß!"

„Ein Degenstoß?" fragt Ludwig verdutzt.

Raimonde erklärt ihm, in welchen Zwist sie mit Emmeline verwickelt ist, und daß diese allein es gewesen sein kann, welche das Carnet geöffnet und das betreffende Blatt gestohlen.

Der Maler ist völlig confus. Er bekömmt einen außerordentlichen Respekt vor der schönen Frau, und — bittet sie um Verzeihung wegen seiner insolenten Anerbietungen, zu denen er durch einen falschen Schein berechtigt worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Schreiben des Barons von Prudelwitz an den Baron von Strudelwitz.

Cher Baron! Blase ganzen Tag Tusch, trommle an Fensterscheiben, kneife Haushälterin in Backen, habe Iwan Hosen von mir geschenkt und Diana Beefsteak von Filet machen lassen, stehe vor Spiegel und streichle mich selbst, habe vor Freude Schneiderrechnung bezahlt, und Kreuzschmerz plötzlich verloren, schlage Entrechats, wichse Moustaches, möchte ganze Welt umarmen — versteht sich nur weiblich — jedoch sogar Orient, springe wie junger Bock, und blase wieder Tusch, Schnebberengbeng: Demokratie in Epauletten ist gefallen! in eigene Fangschnüre sitzen geblieben! perduta, futscha — devenu tout, zu Deutsch: alle geworden! Soldatische Bergpartei — gestürzt — Berg verschwunden und statt seiner Roone=Gletscher! Furioser Witz — auf Kaukasus! — Wohin blicke — neue Hoffnung. Für kleine Schlappe in Polzin ganzes Buch von moralischen Siegen! Zwar scherzhaft, daß Gerlach nicht an sichtbare Spitze, und wäre wahrscheinlich besser gewesen, wenn weniger versprochen worden, weil Plebs argwöhnisch, vielleicht auch Schuld, daß man zu schwach gewesen gegen liberale Arroganz — hätte sollen Gerüchte aussprengen, daß Ministerium auf Kippe, oder daß Barrikaden in Berlin, oder daß Demokraten auf Krieg gegen Frankreich drängen, oder daß Steuer auf Dreschflegel einführen wollen; wäre exorbitante Wirkung gewesen — auf Ehre! Mais qu'importe? Dafür Sieg in Residenz selber, Sieg in Frankfurt, Sieg in höheren Regionen; die Linie — womit zweite Kammer meine — in Schwankung — peut être sogar Auflösung; aber Herrenhaus als Garde, fest, geschlossen, unbesiegbar! Auf Kaukasus! In Mecklenburg herzerhebende Opposition gegen falsche Ritter, die nichts haben als Besitz, Vollblut gegen Achtelblut, Löwen gegen Seehunde und Meerkatzen! In Sachet mit Pogge=Duggenkoppel und Consorten! In Kurhessen Deputation mit liberales

Maul mit lange Nase weggeschickt. Nach Ungarn Regimenter geschickt gegen Malcontents, in Warschau polnische Wühlerei vor Kopf gestoßen, in ganz Rußland Emancipationsschrulle an festen Felsensinn von Aristokratie so gut wie gescheitert, England isolirt auf Congreß, und in Amerika Brown gehenkt! Hurrah! Vive la Rèaction! Müßte auch bei uns so weit kommen, daß Jeder gehenkt, der gegen Leibeigenschaft und Sclaverei, auf Tom! Und, auf Parole, wird und muß dahin kommen. Gleichheit vor Gesetz — Phantasie, Wahnwitz, dumm. Bundestag wieder in Blüthe und wird nie zugeben. — Für alte abgelegte gute Verfassung, von Dessau hat Garantie übernommen — Rechte der Ritterschaft überall von ihm geschützt in Deutschland. — Und nun kommt erst Hauptfestfeiertagsjubelfinale und Ouverture von Zukunfts-Politik. Oder haben etwa noch nicht gelesen von Breslauer Kreistag? Wollte in Luft springen, als las; aber hatte Furcht, daß mit Beine nicht wieder auf Erde komme. Habe gelacht, daß Gläser auf Tisch umgefallen und Pistole an Wand losgegangen, mich geschüttelt, daß Taille geplatzt und vor Freuden beinahe kleinen Ocean auf Diele geweint. Universalwitz, genial, götterhaft! Man soll Juden aus Kreistagskassa zwei Schnepfen á 5 Thlr. 16 gGr. geben für jeden Tag, wo nicht auf Kreistag kommen. Himmlischer Einfall — ja fast satanisch! Und dieser Bayardmuth, das auszusprechen, wo drei Aegypter zugegen! Dreifachen Tusch für Freund Saurma-Jeltsch! — Und wie spaßhaft muß gewesen sein, als hebräischer Ritter hat gewollt sich veropponiren gegen dem Landrathe Herrn von Ende und als Freund von Ende Juden demonstrirt, daß mit ihrer Macht an Kreistag am Ende und Discussion abgeschnitten und Kreistag geschlossen! Hallali, hurrah, tausendfacher Tusch, daß Ständehaus, alte Fritz und Blücher auf Postament wackeln und Synagoge in Storch einfällt, für braven Herrn von Ende! Hurrah, hep, hep, Schnedderengdeng!

Ihr

Prudelwitz.

See-Ungeheuer in den indischen Meeren.

Herr Piddington hat an die asiatische Gesellschaft von Bengalen Nachricht von einem außerordentlichen Fisch gesendet, wodurch die früher von Lieutenant Foley mitgetheilte Nachricht bestätigt wird: „Einst lag ich in der Bai von Mariveles, nahe bei der Bai von Manilla, vor Anker. Eines Mittags hörte ich auf dem Verdeck einen Lärm, eilte hinauf und vermuthete nach dem was ich sah, das Schiff habe vom Anker gerissen und treibe über eine Bank von weißen Korallen oder Sand mit großen schwarzen Flecken.

Ich befahl, einen andern Anker fallen zu lassen, meine Leute aber, alle aus Manilla, sagten: „Nein, Herr! es ist nur der Chacon!" Bald sah ich meinen Irrthum und unterschied deutlich den gefleckten Rücken eines ungeheuren Fisches. Mein Hochbootsmann, ein waghalsiger Spanier aus Cadir, sprang mit vier Leuten in ein Boot und es gelang ihnen wirklich den Fisch zu harpuniren. Eine lange Leine war an dem Harpunen befestigt, allein sie wurden dennoch so schnell ins Meer hinausgerissen, daß sie genöthigt waren, dieselbe alsbald abzuschneiden. So viel

ich von dem Fisch sehen konnte, mußte derselbe wenigstens 70—80 Fuß lang sein, seine Breite war verhältnißmäßig und betrug vielleicht nicht weniger als 30 Fuß. Der Rücken war so gefleckt, daß, hätte der Fisch still gelegen, man ihn für eine Korallenbank hätte nehmen müssen. Ich konnte, weil ich kurzsichtig bin, Kopf und Finnen nicht recht unterscheiden." Herr Piddington sah sich durch diesen Vorfall veranlaßt, mehrere Einzelnheiten über dieses Ungeheuer zu sammeln, und nach dem, was er erfuhr, kann man wohl an der Existenz eines sehr großen, von den Naturforschern noch nicht gekannten Fisches nicht mehr zweifeln.

Fürs Vaterland.

Geharnischte Sonette von K. A. Fetzer.

So war's nicht allezeit, nicht immer so,
Nicht stets des Deutschen Wert und Recht verachtet,
Nicht immer er als Paria betrachtet,
Den Edlerer Gemeinschaft mied und floh.

Genügsam Volk, nun mit so wenig froh,
Im Molochsdienste nun so oft geschlachtet,
Verschenkt, verkauft, verschachert und verpachtet
Gedrosch'nes, nie genug gedrosch'nes Stroh!

Wie rauscht' in andern Tagen einst dein Flug,
Wie tratest du auf aller Römer Warten,
Du, dessen Stolz sich niemals that genug!

Wie waren dein die feindlichen Standarten,
Wie zitterte, wenn an den Heerschild schlug
Dein König, Gallien und Hesperiens Garten!

Und als der Mann, der nie gekannt den Frieden,
Nicht achtete das Zürnen deiner Brauen,
Als du im Fleische fühltest dessen Klauen,
Der endlich ruht nun bei den Invaliden;

Da hast du, wie es recht war, ihm beschieden,
Da stand'st du auf, ein Riese anzuschauen,
Da brachtest du das Eisen deiner Gauen,
Den Ruhelosen an den Fels zu schmieden;

Da brachtest du das Gold aus deinen Kästen,
Der Fluren Gold für deine jungen Krieger
Und deiner Frauen Sorgfalt für die Wunden;

Da brachst du dir den Lorbeer von den Aesten,
Ein neugebor'nes Kind warst du der Sieger
Und hattest in der Einheit dich gefunden.

Doch als du lagst in deiner Einheit Wiege,
Gleich einem Herkules der Schlange Sieger,
Da kam die Angst, daß nicht ein solcher Flieger
Erwachs'nen Fittigs Alle überfliege.

Sie lullten ein dich, singend deine Siege
Und spottend auf den überwund'nen Tiger,
Als ob genug sei, daß der Unterlieger
Mit Hohn bedeckt sich dir zu Füßen schmiege.

Da gingen sie umher, in's Ohr sich zischend,
Noch warst du weise nicht, sie waren klüger,
Da gabest du dein Schwert aus deiner Rechten.

Da kamen sie, die Karten klüglich mischend,
Sänftlich in Worten und im Innern Trüger,
Um deine Mannheit auf ihr Rad zu flechten!

„Gehst Du heute in das Konzert?" fragte ein Stutzer seinen Freund. — „Nein," war die Antwort. — „Ich gehe auch nur wegen Beethovens Adelaide hinein," — sagte der Erstere und die Geschäftigen trennten sich wieder. — „Ei, wie kommt es," fragte der Erstere, daß ich Dich dennoch im Conzerte finde. Du wolltest ja nicht kommen?" — „Du hast mich mit der Adelaide Beethoven gelockt, nun zeig' mir aber auch, wo sie sitzt."

Bei einer der letzten Aufführungen von „Judith und Holofernes" im Karlstheater zu Wien erschien während der Vorstellung plötzlich ein kleiner Pinscher auf der Bühne, trat ganz vorsichtig, aber bestimmt vor die Lampen, stellte sich endlich gerade vor den gewaltigen Holofernes hin und schaute ihm keck ins Gesicht. Als aber Holofernes den kecken Eindringling mit den Worten anherrschte: „Was will dieser junge Assyrier hier?" brach das Publikum über diesen lustigen Einfall in ein schallendes Gelächter aus, so daß der kleine Pinscher in Verlegenheit gerieth und erschrocken davonlief.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: Aug. Benz.

№ 5. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.



Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 29. Januar 1860.

Ein Frauen-Duell auf Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

Raimonde reicht ihm lächelnd die Hand.

„Ich verzeihe Ihnen gern,“ spricht sie milder, „aber Sie werden erkannt haben, daß die Wittwen im wirklichen Leben nicht immer denen der Komödie entsprechen, und daß der Besuch eines jungen Mannes am Abend, und allein, mich und meinen guten Ruf ungeheuer kompromittiren kann.“

„Das ist einfach“, denkt Ludwig, „und es wäre gescheidter gewesen, wenn ich zu Rosalba gegangen wäre, welche nicht fürchtet, kompromittirt zu werden, wenn ich zu jeder Stunde des Tages und der Nacht bei ihr dinire, supire, und mit ihr in die Oper gehe.“

„Wohlan, mein Herr,“ fährt Raimonde fort, „Sie werden mich hoffentlich nicht mehr auf diese Art besuchen und meinen Ruf schonen.“

„Oh, Sie haben Recht, Madame,“ entgegnet Ludwig. Ein guter Ruf ohne Makel ist wie eine Ehrenmedaille, welche die Welt einer Frau verleiht.“ Rosalba, denkt er dabei, hat eine Menge schöner Dinge, chinesische uns japanesische Vasen, Broncesachen, Ringe und Armbänder, aber diese Ehrenmedaille hat sie nicht.

Er blickt nach der Uhr.

„Aber es wird spät, Madame; erlauben Sie, daß ich meinen Besuch bei Ihnen verlängere?“

„Nein,“ erwiedert Raimende, „aber ich zürne Ihnen nicht, und morgen ist Mittwoch wo ich frühe aufstehen muß.“

„Ah ich verstehe!“ versetzt der Maler. „Dieser Mittwoch ist einer der ersten des Frühlings, wo man das Thal von Montmorency zu besuchen pflegt, um auf dem Rasen zu essen und im Felde zu lustwandeln. Gewiß wollen Sie diese Exursion machen.“

„O nein, mein Herr; ich will mich in die Messe begeben.“

„In die Messe! Ah das ist sehr nothwendig.“

„Sie spotten, Herr Savigny. Finden Sie es nicht nothwendig, Gott zu lieben und

in der Kirche sich neue Kraft, neue Hoffnung und Poesie zu holen, wie man Wasser schöpft aus dem sprudelnden Quell?«

»Es ist wahr«, erwiedert Ludwig, welchen die fromme Begeisterung der Wittwe in innere Bewegung versetzte. »Ich erkläre mir nun, Madame, daß, als ich einst bei Ihnen dinirte, ein Priester an meiner Seite saß. Es will mich aber bedünken, daß eine Frau von Welt, wie Sie, welche als die Königin unserer Bälle gilt, an ihrer Tafel lieber einen Tänzer als einen Heiligen haben sollte.«

»Eine Frau von Welt«, versetzte Raimonde mit Ruhe und Würde, »respektirt den guten Priester, welchen sie seit ihrer Kindheit kennt, da er ihr die erste Kommunion ertheilte. Können Sie mir widersprechen, Herr Savigny?

»Ich widerspreche Ihnen nicht, edle Frau, weil ich Sie bewundere. Alles, was Sie sprechen, ist für mich neu, aber Sie müssen mir dies Bekenntniß meiner Unwissenheit und Verdorbenheit verzeihen. Ich bin ein Kind des Pariser Zigeunerthums. Ich kannte bisher nur Frauen, welche nicht in die Messe gehen, wie Sie, Madame; Frauen, deren Liebe nichts mit der Frömmigkeit zu thun hat, und welche Nichts glauben, als daß sie schön sind und das Leben mit vollen Zügen schlürfen müssen; Frauen, welche sich von Ihnen dadurch unterscheiden, daß sie unvollkommene Geschöpfe sind, während Sie, Madame, das Merkmal der Gottheit in Ihrer Tugend an sich tragen. Oh, Madame, ich fühle, daß es nicht blos Ihre Schönheit ist, welche mich fesselte; ich bekenne, daß ich Sie lieber habe als mein Leben. Haben Sie Gnade mit mir! Die Ehe, welche ich ihnen anbiete, wäre das höchste Glück meines Daseins. Schenken Sie mir diese kleine, schöne Hand, welche mich aus der Trübe des wilden Pariser Lebens in den klaren Himmel eines gehaltvollen Daseins geleiten würde!«

»Sie haben ein edles Herz,« erwiederte Raimonde bewegt, »aber ich habe mein Jawort bereits einem Andern gegeben; ich heirathe einen Mann, welchen ich liebe. Sie werden noch zu einem schönen Ziele gelangen, und die Frau, welche Sie heirathen, wird glücklich werden durch ihre Umkehr."

Ludwig entfernte sich mit der Absicht, Raimonde nicht mehr wiederzusehen. Die schöne Frau hatte ihn gründlich geheilt. Er faßte eine tiefe Verehrung gegen die Tugend, welche sie ihn hatte erkennen lassen, und das erste Mal, als er die schöngeputzte Rosalba mit weiß gemaltem Gesicht, roth geschminkten Wangen und schwarz gefärbten Brauen wiedersah, begegnete er ihr mit Verachtung und brach gänzlich mit ihr, wie ein Kind, welches seine Puppe wegwirft.

Der Graf d'Estere dagegen zitterte vor Wuth über den anscheinenden Verrath Raimondens. Der Stolz seiner Liebe war aufs tiefste verletzt. Der Eroberer der Salons fühlte sich gedemüthigt, indem er sich sagte, daß ein Geringerer wie er, daß der Maler ihn bei der schönen Wittwe aus dem Feld geschlagen.

* * *

7.
Mademoiselle Jenny.

Emmeline verfolgte alle Vortheile ihrer infernalischen List und verdoppelte ihre Ver-

führungskünste. Sie wollte die Alleinherrscherin im Herzen des Grafen sein, und hatte dazu mehrere Ausgänge: den Verdruß desselben, die Rachsucht, den verletzten Stolz, drei Pforten, welche ihr in diesem Augenblick gewisse Vortheile gegen die Wittwe einräumten. Der Graf profitirte von dem Vertrauen Desparvilles und schloß sich seit der Beobachtung des Besuchs Savigny's bei Raimonde wieder fester an Emmeline an. Jedesmal, wenn der jungen Frau der legitime Arm des Mannes fehlte, offerirte der Graf galant den seinigen und begleitete Emmeline zu allen Reunions und Soireen. Letztere wollte den Geliebten wieder erobern, welchen eine andere ihr entzogen, und waffnete sich mit allen Arten der Verführung. Sie umgarnte den irre gewordenen Grafen, und hauchte mit großer Geschicklichkeit in seine Brust den Giftauch des Zweifels an Raimondens Treue und Reinheit. Der entschlossene Wille eines Weibes vermag viel, und Liebe und Koketterie sind mächtige Talismane, besonders bei einer so intriguanten und so schönen Frau, wie Emmeline. Sie bot alle Hilfstruppen auf, um das verlorne Feld, das Herz des Grafen, wieder zu erobern, die Kleiderkünstlerin, die Modistin, die Blumistin, den Coiffeur, die Kammerfrau. Ihre Toilette war stets ein Muster vollendeter Kunst, und sie galt in der That in den Salons als eine geschmackvolle Frau.

Raimonde, in Verzweiflung über das Wegbleiben des Grafen, verlor an Zauber, was Emmeline gewann. Die Anbeter und Bewunderer gingen in den Salon der Frau Desparville; der Graf vergaß die fatale Tante Michon und seine schlechte Leidenschaft erwachte nach und nach wieder, je länger er von Raimonden entfernt blieb. Seine Liebe reflektirte, und ward von der Bewunderung der Andern erleuchtet. Er war wie ein Planet, welcher sich um die Sonne bewegt, der achte „Freund der Sonne.“ Raimonde ahnte, daß die List ihrer Feindin dem Bruche des Grafen nicht fremd sei, und daß sie den Schritt des Malers veranlaßt habe, aber es gelang ihr nicht, sich dem Grafen zu erklären. Eines Abends begegnete sie Emmelinen auf der Treppe der Oper. „Ich habe Grund“, sagte sie zu derselben, „den Stoß Ihres Degens zu empfinden.“

„Sie täuschen sich nicht“, erwiederte Emmeline; „ich glaube selbst, Sie sind im Herzen verwundet.“

Jetzt begann Raimonde sich ernstlich zu fürchten. Sie wurde blaß und schüttelte betrübt das schöne Lockenhaupt.

„Aber ich bin schöner wie diese Frau,“ sagte sie sich, „und doch geht er lieber zu ihr. Er liebte mich, aber seine Liebe hatte keine Dauer. Es scheint, ich kämpfe mit ihrem Schmucke und ihrer Verführungskunst.“

Am andern Tage suchte Raimonde in ihrem Haupte emsig nach einem gewaltigen Streiche, den sie gegen ihre Feindin mit Erfolg führen könne, denn, das sagte sie sich, daß sie so leicht sich nicht verloren geben dürfe. Sie hatte entschiedenen Widerwillen gegen die Manier, mit welcher Emmeline kämpfte; ihr Ehrgefühl litt es nicht, sich der Perfidie und Teufelei zu bedienen, aber eine Lächerlichkeit, eine Verkehrtheit, einen Streich im Genre der Tante Michon — das wäre ihrem Herzen erwünscht gewesen. Sie dachte eben noch über eine glückliche Idee nach, als eine Mademoiselle Jenny um einige Augenblicke Gehör bat.

„Wer ist diese Dame?“ fragt Raimonde.

„Eine einfache Kammerfrau von Madame Desparville“, antwortete der Diener, „welche Ihnen Etwas mitzutheilen wünscht.“

Raimonde, welche unwillkürlich hofft, von Jenny einige Geheimnisse ihrer Rivalin zu erfahren, gebietet, diese eintreten zu lassen. Mademoiselle Jenny ist eine Person, wie man sie öfters als Soubretten in Vaudevilles sieht. Sie dient bei Emmeline und beginnt sofort mit einer lebhaften Erzählung aller Schändlichkeiten, welche sie bei ihrer Herrin beobachtet hat, und bittet Raimonde, sie in ihren Dienst zu nehmen. „Hat man Sie entlassen?“ fragt die Wittwe. „Noch nicht, Madame, aber ich mag es nicht mehr bei dieser Desparville aushalten. Madame ist so reizbar. Ein einziges Wort kann sie in einen Zorn versetzen, daß sie zu klappern anfängt wie die Mühle in meinem Dorfe. Die geringste Sache kann sie jetzt außer sich bringen. Wenn ich ihr das Korsett nicht eng genug schnüre, möchte sie mich lieber mißhandeln, vollends, wenn ich ihr die falsche Flechte nicht ganz genau anlege, damit sie dem Grafen d'Esteve gefalle!“

In Raimondens Augen blitzte eine heftige Freude auf.

„Warum eine falsche Flechte?“ frägt sie hastig, „ich habe geglaubt, ihre Haare seien ächt. Sie passirte in den Salons als eine unantastbare Schönheit.“

„Ah, Madame, man sagt nicht Alles den großen Leuten, was die Kammerfrau erfährt. Aber, Madame, wenn ich die Ehre haben dürfte, Sie zu bedienen, so würde ich nie ein Wörtchen von Ihren Geheimnissen über meine Lippen bringen.“

„Und Sie glauben“, fährt Raimonde in scheinbar gleichgiltigem Tone fort, „daß diese falsche Flechte dem Grafen nicht bekannt ist?“

„Ja, Madame. Er nimmt die schönen Haare für ächte, wie alle Welt, und hat meiner Herrin öfters gesagt, daß ihre langen Haare ihr schönster Schmuck seien.“

„Wahrhaftig?“ ruft Raimonde, welche in diesem Momente mit wahrer Genugthuung die Hand an ihre köstliche Chevelure legt.

„Sicher“, erwiederte Jenny. „Wenn der Herr Graf erscheint, sind ihre Haare stets kunstvoll gemacht, aber bei ihrem Manne läßt sie sich gehen und wendet wenig Sorgfalt auf ihren falschen Kopfschmuck. Kurz, ich mag Alles dieses nicht mehr ansehen.“

„Jenny, sagte Raimonde etwas aufgeregt, „ich gebe Ihnen einen Stoff zum Streit mit ihrer Frau und noch mehr, ich nehme Sie in meinen Dienst und zahle Ihnen doppelte Gage.“

„O wie gut sind Sie, Madame!“

„Die Baronin d'Hersin“, fährt Raimonde fort, „gibt morgen einen großen Ball. Ihre Frau wird doch dort erscheinen?“

„Zuverlässig; der Graf ist eingeladen und sobald dieser Herr — kurz, das kümmert mich nicht.“

„Wohlan, liebe Jenny, legen Sie diesmal die falsche Flechte recht locker an; hören Sie? recht locker! So ungeschickt, daß sie beim ersten raschen Walzer.....“

„Oh“, unterbricht Jenny die schöne Wittwe mit Eifer, „lassen Sie mich für das Lachen sorgen! Die Sache ist amüsant. Aber Madame, wenn meine Herrin vom Balle nach Hause kommt, was wird mit mir geschehen?“

„Sie kommen zu mir, Jenny. Sie sind ein gebildetes Mädchen, das ich werde gebrauchen können. Wie gesagt, ich verdoppele ihre Gage.“

Jenny kehrt mit lachender Miene ins Haus Desparville's zurück.

Am andern Abend um 10 Uhr versammelten sich zahlreiche Gäste zu dem glänzenden

Balle der Baronin d'Hersin. Die Salons sind auf's Feinste eingerichtet; Nichts mangelt um den Empfang zu einem grandiosen zu machen. Die Baronin hat alle Diamanten ihrer Bekanntschaft eingeladen; es fehlt weder an reichen Leuten und kostbar gekleideten, liebreizenden Damen, noch an muthigen Tänzern; genug, der Ball ist komplett. Um halb elf Uhr erscheint der schönste Stern der Hölle — Emmeline mit ihrem schönen, blonden, falschen Haare, das Jedermann in seiner kunstreichen Anordnung als eine wahre Krone dieser Ballkönigin bewundert.

* * *

8.

Die Schöne im goldnen Haar.

Emmeline durchschreitet den Festsaal am Arme ihres Mannes; Graf d'Esteve eilt sogleich grüßend auf sie zu. Die junge Frau ist roth vor Freude.

„Ei, unser Herr Graf!" ruft Desparville, und reicht diesem freundlich die Hand; „ich bin erfreut, Sie zu finden, denn alle diese Feste sind für mich monoton, wenn ich keinen Freund in meiner Nähe weiß. Aber, lieber Graf, wenn Sie sich verheirathen, so nehmen Sie nur keine Frau, welche Sie jeden Abend auf den Ball begleiten müssen."

„Und verbringen Sie Ihr Leben hinter dem Ofen?" sagt Emmeline mit lächelnder Ironie, und erhebt ihre weißen Schultern.

„Ich kann Sie durchaus nicht beklagen, Herr Desparville" entgegnet der Graf, denn dieser Ball ist charmant und die Frauen sind reizend."

„Aber bedenken Sie nur" fährt Desparville kläglich fort, „daß dieß schon mein vierter Ball in dieser Woche ist! Meine Frau ist unverwüstlich. Ich habe niemals diese Pariserinnen begriffen, daß sie die Saison nur um des Tanzes willen als vorhanden betrachten, und sich ewig in Tourbillons bewegen müssen. Es scheint, daß sie sich selbst mitten im Winter eine Frühlingstemperatur schaffen müssen, und der Tanz ist ihr Thermometer."

Ein Spiellustiger unterbricht dieses Gespräch und engagirt Herrn Desparville zu einer Partie Whist.

„Ich bin von der Partie!" ruft dieser sehr erfreut, und bittet den Grafen, ein wenig für seine Frau zu sorgen.

„Mag sie immerhin tanzen, während ich spiele", sagte Desparville lachend, und zieht sich in ein Spielzimmer zurück.

Der Graf bietet Emmeline seinen Arm als dienender Cavalier. Emmeline schreitet an seiner Seite, dicht an ihn geschmiegt unter dem Feuer bewundernder Blicke, wie eine Siegerin.

(Fortsetzung folgt.)

Ein fürchterlicher Kutscher.

(Von Robert Treutsch.)

In Petersburg muß man fahren, man mag wollen oder nicht. Die immense Ausdehnung der Stadt macht das für den Fremden wie für den Einheimischen unbedingt nothwendig. Darum gibt es auch hier nicht weniger als sechstausend Droschkenkutscher. Die Mehrzahl derselben ist ein guter, braver Menschenschlag; daß aber bei einer solchen Menge auch etliche mitunter laufen, die in ihrem Wandel auf eine Fußreise nach Sibirien lossteuern, darf nicht verwundern.

An einem der Tage meines Aufenthaltes in der prächtigen Czaarenstadt hatte ich in ganz besonders reichem Maaße die Iswoschtschiks — so nennt man die russischen Kutscher — in Anspruch genommen, und ermüdet suchte ich endlich im Café chinois auf der Newski-Perspektive Ruhe und Erquickung. Im Gespräche mit einem freundlichen Herrn nahm ich in Bezug auf die heute vielfach gemachte Bekanntschaft mit den blondbärtigen Iswoschtschiks Veranlassung, über diese Klasse der Petersburger Straßenmenschen nähere Aufschlüsse zu erhalten, und unter vielem anderen Interessanten erzählte mir mein zuvorkommender Tischnachbar auch folgende wunderbare Begebenheit:

Am Neujahrstage findet bekanntlich in den Sälen des Winterpalais eine große Maskerade statt, an welcher jeder anständig Gekleidete, vom Großwürdenträger des Reichs bis zum einfachsten Handwerker herab, ungehindert Theil nehmen darf. In den bunten Reihen bewegen sich dann frei und ohne alle Ceremonie auch sämmtliche Glieder der kaiserlichen Familie und freuen sich aus voller Seele des lebhaften Gewühls.

Ein junger Graf, der schon an mehreren Neujahrstagen durch seine originellen Maskenanzüge die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken wußte, hatte schon lange Zeit vor dem wieder bevorstehenden Neujahrsfeste über ein neues interessantes Kostüm nachgedacht, und endlich kam er auf die wundersame Idee, als Teufel zu erscheinen. Der langersehnte Tag war gekommen und der Teufelsanzug mit allen Attributen, mit Pferdefuß, Schweif und Hörnern von den Kleiderkünstlern so untadelhaft ausgeführt, daß sich der gräfliche Satanas bei einem Blicke in den Spiegel vor sich selbst entsetzte. Ein Graf kann trinken und ein Teufel kann es auch. Dafür zeugten zwei geleerte Champagnerflaschen in des jungen Herrn Zimmer. Und damit der Teufel, entfernt vom wohlthuenden Feuer, nicht friere, hüllte sich der junge Graf in den feinen Zobelpelz, bedeckte mit einer eleganten Bibermütze das gehörnte Haupt und warf sich dann in seinen prächtigen Schlitten, um zum Winterpalais zu fahren. Hier angelangt, gab er dem Leibkutscher gemessenen Befehl, nach vier Stunden wieder am Platze zu sein, und während dieser fortfuhr, eilte der junge Herr seelenvergnügt zum Entrée, wußte er doch im Voraus, daß er wiederum exzelliren werde. Aber seine Freude wurde nur zu bald getrübt. Die betreffenden Aufsichtsbeamten fanden die Teufelsmaske wohl recht hübsch und interessant, aber sie konnten sich auf keinen Fall entschließen, ihm in solchem Kostüm den Eintritt zu gestatten. Der Graf wandte seine ganze Beredtsamkeit auf, um die Verweigerungsgründe als ungenügend und falsch darzustellen, er bat, von einer höheren Instanz gehört zu werden, er vergaß kein Mittel, um seinen Lieblingsplan zu verwirklichen; doch Bitten und Zürnen, Scherz und Aerger, Alles, Alles war vergebliches Mühen, und es blieb ihm zuletzt nichts übrig, als murrend und ärgerlich

den Rückzug anzutreten. Voller Wuth stürmte er in eine nahe Restauration und suchte seinen Unmuth bei einer Flasche Champagner zu vergessen. Die Flasche war bald geleert und als nach und nach die ungeheure innere Aufregung in Abspannung und Müdigkeit überging, bekam er Lust nach Hause zu fahren, und warf sich in den ersten besten Schlitten, der auf der Straße hielt. Im Fluge sauste der breitschulterige Iswoschtschik inmitten des Gewühls von tausend Schlitten über die prächtige Newski-Perspektive dahin, dann lenkte er links in kleinere Straßen ein. Die Beleuchtung wurde immer kümmerlicher, das Straßenleben verwandelte sich von Minute zu Minute mehr in öde Einsamkeit und tiefe Stille; je weiter sich aber der Schlitten von dem Kerne der Stadt entfernte, desto lebhafter wurde des Kutschers Peitsche, und sein kleiner, leichtfüßiger Rappe wetteiferte mit der Schnelle des Sturmes. Von alledem merkte der junge Graf nicht das Geringste, eben so wenig achtete er auf den stechenden Blick mit dem ihn sein Vordermann von Zeit zu Zeit geheimnißvoll schaurig anstarrte, denn die Ermattung, der Wein und die Kälte hatten ihn in den sanftesten und festesten Schlaf eingewiegt. Endlich stand der Schlitten still. Durch das jähe Anhalten plötzlich erweckt, suchte der Graf zunächst darüber klar zu werden, wo er sich befinde und wie er hieher gekommen sei. Er rieb sich die Augen, er blickte auf und nieder, um und neben sich; aber Alles umsonst, es umgab ihn fortwährend die schwärzeste Finsterniß. Er rief den Iswoschtschik, während er sich zugleich bemühte, den Schlitten zu verlassen. In demselben Augenblicke aber faßt ihn an beiden Schultern eine kernige Faust und eine andere Gestalt packt ihn fest bei den Armen.

„Bete noch ein Vaterunser, Du stehst an Deinem Grabe!“ Das waren die ersten Worte, die er von seiner Umgebung vernahm und in denen er eine genügende Erläuterung ihres mörderischen Gebahrens fand. Der Schreck hatte ihm die Zunge gelähmt, er vermochte keine Silbe zu stammeln. Besser diente ihm das Auge. Es war nicht anders, als konzentrirte sich im Angesichte seines nahen Todes noch alle Kraft in dem edelsten Sinnesorgane. Vor sich erblickte er mitten im leuchtenden Schnee ein offenes Grab, dahinter starrten über einer Kirchhofmauer schauerliche Grabdenkmale und beeiste Hängebirken hervor, und ihm zur Seite stand boshaft grinsend der Iswoschtschik neben einem wild aufblickenden, rothbärtigen Raubgenossen, während ihn ein Dritter noch mit aller Kraft an den Armen festhielt.

„Bete noch ein Vaterunser, es ist Dein Letztes!“ rief ihm wiederum der Rothbart mit heiserer Stimme zu. „Dein Pelz und Das, was darinnen steckt, ist uns eine willkommene Neujahrsbescheerung. Bete also, und dann — auf Nimmerwiedersehen!“

Jetzt hatte sich die Sprache des unglücklichen Grafen wiedergefunden, und ein kühner Muth, der alle Fibern seines Körpers spannte, ließ es ihm nicht unmöglich erscheinen, Herr ihrer Drei zu werden; nur mußte er zunächst frei sein von der lästigen Umarmung seines Widerparts. Um diese Freiheit zu erlangen, bat er, man möge ihm gestatten unangetastet niederzuknieen, er wolle beten. Die letzte Bitte wurde ihm bewilligt. Sobald er sich jetzt befreit sah, warf er seine warme Hülle und mit ihr die Kopfbedeckung zugleich rasch von sich ab, um auf diese Weise sich besser vertheidigen zu können, und ohne daran zu denken, in welchem Kostüme er jetzt vor seinen Feinden stand, wollte er mit Kraft und Gewandtheit sein junges Leben erkaufen. Aber noch viel schneller als er selbst die wahre Ursache der plötzlichen Umwandlung auf der feindlichen Seite erkannte, bemerkte er unter

freudigem Staunen, daß er bereits gerettet war. Den leibhaftigen Teufel sehen und unter tausendfachen Bekreuzigungen und gräßlichem Angstgeschrei die furchtbare Stätte fliehen, das war für die zwei Bundesgenossen des verrätherischen Iswoschtschik die That eines einzigen Augenblicks. Der Letztere aber, der im entscheidensten Momente dem Satan am nächsten gestanden hatte, stürzte, vom Schlage getroffen, stumm und starr in den eisigen Schnee. Schnell überschaute unser Held die ganze Situation und er hatte nicht länger weder nöthig noch die Lust dazu, an diesem dämonischen Platze zu verweilen. Mit starker Hand ergriff er die Leiche des Kutschers, warf sie in den Schlitten wie einen Wolf, der dem Jäger zur Beute fiel, und fuhr dann im Carriere der nächsten Polizeistelle zu.

Erst in ziemlicher Entfernung von dem unheimlichen Orte dachte er daran, daß er in der Eile Zobel und Biber vergessen hatte an sich zu nehmen, und wenn er selbst nicht durch seine eigenen Gedanken darauf gekommen wäre, so würden ihm doch endlich die sich bekreuzigenden Butschniks*) und Dworniks**), an denen er vorübersauste, zu der Wahrnehmung geführt haben, daß er als gut gelungener Teufel seinen Rappen lenkte. Es ist nicht nöthig zu sagen, welcher von den beiden Kutschern für den ersten Augenblick der Polizei als der fürchterlichere erschien, der fahrende, oder der innenliegende todte Iswoschtschik.

*) Straßenpolizeier.

**) Hausknechte, die zugleich in Petersburg die Stelle der Nachtwächter vertreten.

(Das Pferd des Regiments.) Englische Blätter erzählen von dem achten, früher in Ostindien gestandenen Dragonerregiment Folgendes: Das Pferd des Regiments-Commandeurs Sir Robert Gillespie, welches derselbe bei dem Sturm auf Kolugna ritt, als er erschossen wurde, ein Rappe, auf dem Kap der guten Hoffnung gezüchtet, sollte nach dem Tode des Obristen mit seinen übrigen Effekten verauktionirt werden. Mehrere Offiziere boten darauf ansehnliche Summen, wurden aber stets von einem gemeinen Dragoner überboten, der es denn endlich auch für den enormen Preis von fünfhundert Pfund Sterling (dreitausendfünfhundert Thaler) erstand. Es fand sich, daß alle Soldaten des Regiments zusammengetreten waren und das auf ihren Theil fallende Beutegeld dazu bestimmt hatten, nicht allein um den Erben ihres Obersten auf die beste Art eine Unterstützung zukommen zu lassen, sondern auch das Andenken ihres gefallenen Commandeurs in seinem Pferde zu ehren. Auf ihre Bitten wurde das Pferd als Regimentseigenthum bei allen Märschen vor dem Regiment hergeführt und stand im Lager bei der Standartenwache, wo es die einzelnen Mannschaften im Vorbeireiten stets militärisch grüßten. Als das Regiment den Befehl zum Rückmarsch nach England erhielt, erlaubte das Reglement die Einschiffung eines Extrapferdes nicht, und ein in Indien ansässiger ehem. Offizier nahm es mit dem Versprechen zu sich, daß es bei ihm das Gnadenbrod bis zu seinem Tode genießen sollte. Als das Regiment abmarschirt war, fraß das Pferd nicht mehr und gab nur noch das Zeichen der Theilnahme, wenn es eine Trompete blasen hörte. Da es immer hinfälliger wurde, so führte es ein Diener spazieren; kaum war es aber in frischer Luft, als es sich von seinem Führer losriß, auf den Platz lief, wo sonst das Regiment Parade gehabt hatte, dort sich auf den Fleck stellte, wo es sonst vor dem Regiment gestanden, laut aufwieherte, dann zusammenstürzte und auf der Stelle starb.

'S ist ja kein Verlust. In der Synagoge zu M. predigte unlängst ein Rabiner über des Thema, daß wir schließlich Alle zu Asche werden. Er führte dasselbe so eindringlich durch, daß einer der Anwesenden in lautes Schluchzen ausbrach. Sein Nebenmann stieß ihn an: „Was heulst Du so, Schmuhl?“ sprach er, „wärst Du von Gold und würdest zu Asche, verlörst Du hundert Prozent, so bist Du von Erde, gewinnst und verlierst nischt. Was ist da zu heulen?“

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: Aug. Benz.

N° 6. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 5. Februar 1860.



Ein Frauen-Duell auf Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick öffnet sich auf einer Seite des Saales das Gedränge vor einer andern schönen Frau. Emmeline erkennt ihre Rivalin. Der Graf erblaßt ein wenig beim Anblick Raimondens, welche sich mit Gewalt bekämpft, um ihre Verwirrung nicht merken zu lassen. Beide, Emmeline und Raimonde, affektiren Gleichmuth und verbeugen sich graziös gegen einander.«

»Sie sind bewunderungswürdig diesen Abend!« sagt Emmeline zu ihrer Feindin.

»Und Sie«, erwiedert Letztere mit einem seltsamen Blick auf ihren kunstvollen Haarputz, »Sie sind reizend coiffirt; diese Krone von Haaren, welche ihr Haupt schmückt, ist von einer Dichtigkeit, von einer Magnifizenz . . . Es ist eine usurpirte Krone, setzt sie im Stillen hinzu, und die sie trägt ist keine Königin von Gottes Gnaden.«

»Sie sind tausendmal liebenswürdiger«, versetzte Emmeline; „Ihre Robe ist geschmackvoll und kostbar. Sie prangen wie eine lebendige Rose.«

Unter so vielen überschwenglichen Komplimenten ziehen sich beide Frauen, Dolche im Herzen, von einander zurück.

»Aber sagen Sie doch, Madame," spricht ein junges Mädchen zu Emmeline, »meinen sie nicht, daß das Rosa zu dem Teint der Madame von Verfeuil nicht paßt.

»Rechten Sie mit der Dame selbst!« antwortet Emmeline mit einem leichten Lächeln, und läßt sich in einiger Entfernung nieder.

Ein Signal gibt das Zeichen zum Beginn des Tanzes. Es ist eine Quadrille, welche zu den Lieblingstänzen des Grafen gehört. Er tanzt mit Emmeline. Die falsche Flechte regt sich nicht. Raimonde wird unruhig. Nach der Quadrille folgt eine Polka-Mazurka. Die goldene Haarkrone bewegt sich ein wenig und verliert die Symetrie. Raimonde bemerkt mit angehaltenem Athem, wie Emmeline mit der Hand nach dem Kopfe faßt, aber diese beruhigt sich wieder. Die Flechte sitzt noch an ihrer Stelle. Jetzt kommt ein Walzer in zwei Tempo. Raimonde sieht, wie der Graf Emmelinens Hand nimmt und mit

ihr zum Tanze antritt. Niemals ist ein Walzer lebhafter getanzt worden; es ist ein schreckliches Rasen; ein elektro-magnetisches Zucken tanzender hüpfender Beine. Ein großer Theil der Tanzenden, ermüdet von der unnatürlichen Bewegung, ruht aus. Sie befanden sich allein inmitten des Kreises. Da, mitten im Tourbillon, löst sich Emmelinens Haarschmuck, weht einige Momente lose auf und ab und fällt endlich nieder auf's Parket. Emmeline merkt, daß plötzlich ihr Kopf sehr erleichtert ist, fährt mit der Hand darnach und sieht mit einem Schrei die goldene Krone zu ihren Füßen liegen.

Es entsteht eine Bewegung im Salon, ein Lachen und Kichern, ein Flüstern und Murmeln, und die auf Emmeline eifersüchtigen Frauen tragen mit geschäftiger Zunge die Anekdote rasch von Mund zu Mund. Emmeline wankt und stützt sich auf des Grafen Arm; sie gibt sich verloren. Raimondens Waffe hat gut getroffen; eine leichte Waffe, die Lächerlichkeit, aber wirksam wie ein Fleuret und furchtbar verwundend. Diesmal hat Raimonde einen doppelten Streich geführt! sie hat die Gegnerin getroffen und, so hofft sie, der Liebe des Grafen den Rest gegeben. Und der Graf fühlt in der That einen Stoß in seinem Herzen, der ein gewisses Roth in sein Gesicht treibt. Es ist für ihn ein schweres, ein kritisches Amt, bei der armen Frau auszuhalten. Glücklicher Weise erlöst ihn ein anderer Mann, welcher Emmeline wirklich liebt, dieser Mann ist Desparville, das arme, verschmähte Herz, das so tief betrogen, und dessen Liebe dennoch unauslöschlich geblieben. Er hebt die falschen Haare auf, steckt sie in die Tasche und führt seine Frau in ein Nebengemach. Im Vorübergehen sieht er Raimonde.

„Haben Sie Mitleid", flüsterte er ihr zu; „Sie sind die Freundin meiner Frau; stehen Sie ihr bei!"

Raimonde kann kaum das Lachen zurückhalten, aber sie hat ein gutes Herz, welches Mitleid fühlt mit der schrecklich Verwundeten. Sie folgt der Aufforderung Desparville's und geht mit in's Nebenzimmer. Desparville läßt seine halb ohnmächtige Frau auf einem Divan nieder und eilt hinweg, um seinem Wagen vorfahren zu lassen. Raimonde nähert sich Emmelinen, ein Riechflaçon in der Hand.

„Ich fürchte, ich habe mich zu stark gerächt", sagt sie zu der Betäubten, „aber was wollen Sie? Sie haben mich am Herzen verwundet, ich Sie am Kopfe."

„Was sagen Sie!" fährt Emmeline auf.

„Ich sage, daß Jenny eine ungeschickte Kammerjungfer ist."

„Ah, ich begreife! Es ist infam!" schreit Emmeline. Sie sind schadenfroh, Madame, und dies ist ein Duell zum Tode. Aber hoffen Sie nicht, den Grafen zu Ihre Füssen zu sehen. Er hat in ihrem Carnet das Blatt gelesen, welches Ludwig Savigny's Liebesbotschaft enthielt, und die Romanze gehört, welche Sie als Roman zum Besten gaben."

„Und diese Romanze", erwiedert Raimonde, „haben Sie durch Ihren infernalische Kunst hervorgerufen. Das insolente Blatt haben Sie aus meinem Carnet gerissen, ehe ich es selbst gelesen. Sie wußten daß ich den Grafen liebte, und daß, wenn Sie durch Ihre List unsere Mariage hinderten, Sie mir ein Duell auf Tod und Leben boten. Wieder sind Sie es, welche so furchtbar zugestoßen."

In diesem Moment kam Desparville zurück, nahm den Arm seiner Frau und führte sie nach dem Wagen. Eben wollte Raimonde allein in den Salon zurückkehren, als der Graf d'Estere ihr den Weg vertrat. „Verzeihung! Ich bin seit einigen Augenblicken da,

und habe Alles gehört. Ich weiß jetzt, daß Sie nicht strafbar sind, daß Ihre reine Tugend auch nicht einen Augenblick gewankt hat. Aus Mitleid verzeihen Sie mir! Ich kann nicht von Ihnen lassen. Nur Schein war meine Liebe zu Madame Desparville, den mein Verdruß hervorrief.

„Ist Dies Wahrheit?“ rief Raimonde mit einem freudig flammenden Blicke.

„Ich schwöre es Ihnen! Ich liebe nur Sie, und liebe Sie noch so heiß, wie sonst. Noch einmal — verzeihen Sie mir!“

„Raimonde reichte dem Grafen die Hand und hatte in diesem Augenblicke alle Beleidigungen, alle Bitterkeit verschmerzt. Es ist etwas Erhabenes um die Barmherzigkeit eines weiblichen Herzens, welches liebt, und Raimonde liebte (sie fühlte es in diesem bewegten Augenblicke) mit der ganzen Kraft ihrer herrlichen Seele.

(Fortsetzung folgt.)

Marte-Steffens Schillerfeier.

Ein armes Bäuerlein war am Tage des Schillerfestes fünf Stunden weit her aus dem Gebirge in die Residenz gekommen, nicht der Schillerfeier wegen, o nein, es war ihm gar nicht feierlich zu Muthe, sondern er wollte einen Tragkorb voll Kienholz verkaufen und ein Paar Batzen zu verdienen suchen, um seiner Frau, die erst von einer schweren Krankheit aufgestanden, eine Flasche Wein mitbringen zu können und ein Laiblein Brod und, wenn das Glück ihm recht günstig wäre, noch ein Pfündlein Kalbfleisch dazu, damit sie wieder ein wenig zu Kräften komme; denn der Doktor hatte gesagt: Eure Frau kann nicht gesund werden bei Wassersuppen und Kartoffeln, sie muß ein Tröpflein alten Wein trinken und Fleisch essen, sonst stehe ich für nichts.

Und so hatte denn der gute Mann zu seiner Frau gesagt: ich will's probiren in Gottes Namen! und war durch die stille Mondnacht mit seinem Kienholz auf dem Rücken und ein paar kalte Kartoffel in der Tasche nach der Residenz gewandert, und als er gerade durchs Ettlinger Thor schritt, da schallte ihm die feierliche Choralmusik vom Rathhausthurme herab durch die frische Morgenluft entgegen, und in sein Herz zog freudige Hoffnung ein, er bekreuzte sich fromm und dachte: ist denn ein Feiertag heute? bog in die Erbprinzenstraße ein, und rief frischen Muthes fein: Kafet se a Kienholz!

Das Glück war aber dem Bäuerlein nicht günstig, denn die Karlsruher hatten heute wichtigere Dinge zu thun, als Kienholz zu kaufen oder einem armen, müden und hungrigen Menschen eine warme Suppe zu schenken, nicht aus Hartherzigkeit, o nein, denn der Wohlthätigkeitssinn der Karlsruher ist sprichwörtlich geworden, sondern weil sie heute absolut keine Zeit hatten, um wohlthätig zu sein und den Kopf und das Herz so voll von Schillerfeier, Fahnen, Musik und lebenden Bildern hatten, daß für nichts Anderes mehr Raum darin war.

So war unser armer Freund von Strasse zu Strasse und von Haus zu Haus gewandert mit seiner schweren Bürde auf dem Rücken und seinem noch schwereren Herzen, und überall hieß es: wir brauchen heute kein Kienholz, guter Mann, kommt die nächste Woche wieder oder in vierzehn Tagen. In vierzehn Tagen, daß Gott erbarm, seufzte er und schlich weiter, in vierzehn Tagen liegt meine Alte unter dem Boden und ich auch, denn ich überlebe das Elend nicht. Meine armen Kinder!

Es war Mittag geworden und die Uhren auf der Stadtkirche und dem Rathhausthurme schlugen gerade zwölf und zwar diesmal und ausnahmsweise zu gleicher Zeit, als wüßten sie, daß auch sie heute einig sein müßten, und die Schildwache am Rathhause brüllte eben ihr Aaabglööößt!

Da schleppte sich der arme Bauer nüchtern durch die Menschenmenge, die auf dem Marktplatze wogte, noch einmal rief er: Kafet se a Kienholz! und dann konnte er nimmer weiter. Der weite Weg, die schwere Last auf dem Rücken, der Kummer im Herzen, und ein Hunger, der stärker war als alles Andere zusammengenommen, es war zu viel, die Knie brachen unter ihm, und so ließ er denn seinen Bündel auf das Pflaster fallen, setzte sich darauf, legte sein Gesicht in beide Hände und durch seine rauhen Finger tropften heiße Thränen auf die Pflastersteine. Es war ein recht schweres Herz unter den tausend leichten und fröhlichen Herzen auf dem großen Platze.

Jetzt richtete er den Kopf wieder empor, und siehe, durch strömende Thränen traf sein Auge die auf hoher blumenbekränzter Säule thronende Büste Schillers, und der Dichter da droben schien so mild und freundlich und so mitleidsvoll auf den armen Bauern herabzuschauen, daß es diesem wie Trost und Hoffnung das Herz bewegte, und er dachte an den Choral von heute Morgen und daß heute ein Feiertag sein müsse, und unwillkürlich falteten sich seine Hände, wie betend bewegten sich seine Lippen, und andachtsvoll hingen seine Blicke an dem milden Antlitze des großen Dichters.

Unser kummervolles Bäuerlein war der einzige Mensch auf dem großen, weiten menschengefüllten Plaze der keine Ahnung davon hatte, was die Büste da oben auf der Säule und was die wehenden Fahnen ringsum zu bedeuten hatten; aber unter der ganzen zahllosen Menge war gewiß Keiner, der mit tieferem Gefühle und ehrfurchtsvollerer Andacht zu der Schillerbüste empor blickte.

Niemand unter der wogenden Menschenmenge beachtete die arme auf dem Pflaster kauernde Gestalt, höchstens brummte man über den dummen Bauern, der sich mit seinem Bündel da gerade mitten in den Weg setze; doch war er mit seinem Kienholze und seinem Schmerze nicht ganz unbemerkt geblieben.

Mehrere Zöglinge der polytechnischen Schule, reiche junge Leute waren's, das sah man an ihren gold- und silbergestickten Mützen, an ihren feinen Kleidern und an ihrer guten Haltung, stunden in der Nähe, lachten und plauderten und schauten ringsum an den Häusern hinauf, nach den Fahnen und Blumen und nach den rosigen Gesichtern, die sich hinter den Blumen verbargen; einer aber unter ihnen hatte schon seit einiger Zeit seine Blicke von diesem reizenden Schauspiel abgewendet und hatte sie beobachtend auf die Jammergestalt gerichtet, die da trotz der lärmenden Menge so einsam und verlassen auf dem Kienholzbündel saß, und so still, so andächtig und so kummervoll nach der Schillerbüste hinaufschaute; das Lächeln auf dem hübschen Gesichte des jungen Mannes war verschwunden

und hatte einem wehmüthigen und mitleidsvollen Ausdruck Platz gemacht; denn er fühlte es, daß er ein Stück Unglück vor sich habe und der Kontrast schnitt schmerzlich in sein weiches Herz.

Er gab seinen Kameraden einen Wink, und die ganze Gesellschaft näherte sich. He! guter Freund, sagte der Student und klopfte dem Bäuerlein sanft auf die Schulter, he, guter Freund, fehlet Euch etwas, was starret Ihr so da hinauf, kennt Ihr den da droben? Der Bauer hatte den Kopf gedreht, und als er so feine junge Herren vor sich stehen sah, hatte er instinktmäßig nach seinem Nebelbohrer gegriffen und hatte gemurmelt: Kienholz, kafet se a Kienholz! Nun, Alter, fuhr der Student fort, leget einmal los, fehlet euch etwas und kann man Euch helfen? Der Bauer lächelte wehmüthig, denn er meinte, die jungen Herren wollten ihren Spott mit ihm treiben; als er aber in ihre frischen und gutherzigen Gesichter blickte, und in ihren Augen einen freundlichen Strahl aufrichtiger Theilnahme glänzen sah, da ging ihm das Herz auf, und auf die nochmalige Frage: Nun, Alter, kennt Ihr den da droben? sagte er: O Ihr lieben jungen Herren, ich weiß nicht, was man heute für einen großen Feiertag hier feiert, und ich kenne den Heiligen dort oben nicht, 's muß kein katholischer sein; aber ich habe ihn doch um Fürbitte angerufen, daß mir Gott helfe in meiner Noth und mich nicht verzweifeln lasse. Und nun erzählte er den theilnahmsvoll zuhörenden Studenten von seinem Elende und von seinem Kummer, und wie übel es ihm heute gegangen und wie er jetzt die Hoffnung aufgegeben habe, seiner armen kranken Frau eine Stärkung mit nach Hause bringen zu können; schließlich erzählte er ihnen auch von seinem Hunger, wie er es jetzt nimmer aushalten könne und ob es denn möglich sei, daß in einer solchen Stadt voll Freude und Jubel ein Mensch fast vor Hunger sterben könne, und der Jubel um ihn her seie ihm fast noch das Aergste von Allem.

„Nun, Alter“, sagte der eine Student, ein gar hübscher junger Mann war es mit einem schwarzen Schnurrbärtchen und einem Schmisse über die linke Wange, der seinem Gesichte einen recht männlichen Ausdruck gab und Zeugniß ablegte, daß er trotz seinem weichen Herzen doch kein Leimsieder, sondern ein tüchtiger Bursche sei, „nun, Alter, Muth gefaßt, ein Heiliger ist der da droben nun gerade nicht, denn unsere irdischen Heiligen sagen, er habe den St. Bernhart einen Schuft genannt (hier bekreuzte sich der Bauer), und das können ihm die Heiligen nicht verzeihen und wollen nichts von ihm wissen; aber ein gewaltiger Herrscher ist er im Reiche der Geister, ein Geisterfürst (hier bekreuzte sich der Bauer wieder und schaute ängstlich nach der Schillerbüste hinauf), und ein Schutzpatron ist er für Christen und Juden, nur deutsch müssen sie reden können und das Herz auf dem rechten Flecke haben, und darum ist er auch ein Schutzpatron für Euch, guter Mann, ja für Euch ganz besonders und das sollt Ihr jetzt gleich erfahren.“ Und mit einem Blicke des Einverständnisses auf seine Kameraden faßte er den alten Mann unter den Armen und stellte ihn auf die Füße, zwei andere Studenten nahmen den Tragkorb mit dem Kienholze auf, und nachdem das schwarze Schnurrbärtchen mit seinen Kameraden etwas geflüstert hatte, worüber sie alle lachten und gar vergnügte Gesichter machten, und der eine sagte: das gibt ein Mordsgaudium, und ein Anderer: Bravo Max, das wird famos werden, und ein Dritter rannte fort und rief, ich will Alles besorgen, das gibt einen heillosen Jux, ging es quer über den Marktplatz, voraus ein halbes Dutzend Studenten, dann der Kienholzbündel, dann der Student, den eben Einer Max genannt hatte, den verblüfften Bauern am Arme führend,

und zum Schlusse wieder ein halbes Dutzend Studenten, und die Menge auf dem Marktplatze theilte sich, um den sonderbaren Zug durchzulassen, und Alles schaute ihm erstaunt nach. Der Erstaunteste aber unter Allen war der Bauer selbst, er lief wie im Traume und ganz mechanisch seinem Kienholzbündel nach und warf nur von Zeit zu Zeit einen halberschrockenen Seitenblick auf seinen jungen Begleiter. Jetzt aber ermannte er sich und befahl seinen Rainen stehen zu bleiben und sagte: „Aber, meine lieben jungen Herren, was haben Sie denn mit mir vor, und wo schleppen Sie mein Kienholz hin? Ach, treiben Sie keinen Spott mit einem armen, unglücklichen Menschen!“ „Was, Spott!“ rief der Herr Max und lachte dem Bauern freundlich in's Gesicht. „Sei fidel, altes Haus, dein Vertrauen zu dem Schiller dort oben, den du für einen Heiligen gehalten hast, soll nicht zu Schanden werden; denn ich sage dir, daß wer dem Schiller dort vertraut und so gläubig zu ihm aufschaut, wie du es so eben gethan, der soll heute nicht Hunger leiden und dessen Kummer soll von ihm genommen werden.“

Und weiter ging's, und dem Bauer flimmerte es wieder vor den Augen, und die Kienholzbündel, die vor ihm hermarschirten, schienen sich in lauter Butterwecke und Leberwürste zu verwandeln und der Bauer war fest überzeugt, daß jetzt irgend ein großes Wunder geschehen müsse. Und ein Wunder geschah auch, denn das wird doch wohl ein Wunder zu nennen sein, daß unser Bäuerlein auf einmal in einem großen prächtigen Saale stund. Spiegel an den Wänden so groß wie daheim seine Hausthüre, und Kronleuchter an der Decke, und ein schlanker, junger Herr stund vor ihm, dem bambelte eine goldene Uhrkette über den Bauch herunter, fast so dick wie die Hemmkette an des Bauern Mistwagen daheim, und hatte einen Scheitel hinten herunter und machte vor dem Bäuerlein ein tiefes Kompliment und sagte: „Wenn's gefällig ist le diner est servi!“ Die Studenten lachten und der Herr Max führte den Bauern an das obere Ende einer langen Tafel, drückte ihn auf einen Stuhl nieder und sagte: „So, Alterle, jetzt laßt es Euch schmecken.“ Als aber unser Bauer sich die Augen gerieben und seine fünf Sinne wieder zurecht gesetzt hatte, da sah er vor sich stehen in einer silbernen Schüssel (wahrhaftiges und leibhaftes Silber) Suppe mit Kracherle oben darauf, rechts von der Suppe Kalbsbraten und Nudeln und links von der Suppe Leberknöpfle mit zwei braunen Bratwürsten. Ah, Leberknöpfle! vor einer Stunde noch hatte er gedacht: Leberknöpfle und dann sterben, und jetzt stunden sie in Wirklichkeit vor ihm, und ein Geruch drang in seine Nase, oh! welch' ein Geruch! so muß es im Himmel riechen. dachte er. Jetzt aber flog ein Schatten über sein Gesicht, das schon anfangen wollte, in Freude aufzuleuchten, er fuhr mit der Hand in die Tasche, sah den Herrn Max fragend an und sagte wehmüthig: „Aber, lieber Herr, ich habe ja kein Geld, um. . . .“ „Thut nichts, Alter,“ sagte der Herr Max, nur zugegriffen, das kostet Alles keinen Kreuzer. Versteht Ihr denn nicht, daß ist ja Schiller-Braten und das sind Schiller-Knöpfle! Habe ich Euch nicht gesagt, daß man ihm nicht umsonst vertraut? Und hier ist noch eine Flasche Schiller-Wein, um seine Gesundheit zu trinken; jetzt aber zugegriffen, Alter, die Suppe wird sonst kalt.“ Ja jetzt ist's freilich etwas Anderes, das ließ sich unser Bauer denn nicht zweimal sagen, und nachdem er den Daumen und Zeigefinger sorgfältig an seinen Lederhosen polirt hatte, faßte er schüchtern und respectvoll nach dem schweren silbernen Löffel, stützte den rechten Ellenbogen auf den Tisch, zog die Suppenschüssel vor sich und begann dann einen wüthenden Angriff, ohne die Vermittlung eines Suppen-

tellers für nothwendig zu halten. Und die Studenten saßen um die Tafel herum, und ein weiteres Dutzend und noch sonstige Gäste waren dazu gekommen, und Alle sahen mit Vergnügen zu, wie es dem ausgehungerten Manne da oben schmeckte, wie er nur hie und da eine kleine Pause machte, um Luft zu schöpfen, wie er vergnüglich vor sich hin lächelte, und dann ein kleines Schlückchen Wein zu sich nahm; ah! das war ein Wein, es fuhr ihm wie Feuer durch die Adern, und wie er dann wieder mit frischem Muthe sich an seine Vertilgungsarbeit machte.

Da stund der Herr Max von seinem Stuhle auf und sagte: Kameraden, heute Abend haben wir zur Verherrlichung unseres großen Dichters einen Fackelzug. Alles ist bereit, an Alles ist gedacht worden, nur Eines hat man vergessen, dies Eine ist aber die Hauptsache.« Die Studenten sahen den Herrn Max fragend an, dieser aber fuhr fort: »Kameraden, wie wollt Ihr heute Abend Eure Fackeln anzünden?« — „Mit einem Schwefelholz," rief der Eine; »mit einem Strohwisch,« sagte der Andere. »Pfui,« rief Herr Max, „pfui, Schwefelholz und Strohwisch, die Glut, die heute Nacht zu Ehren unseres Schillers zum Himmel lodert, darf nicht verfälscht werden durch Schwefelholzflammen und Strohfeuer ein braver deutscher Bursche wird heute seine Fackel nur anzünden mit einem Holze, das zu den stolzesten Geschlechtern der deutschen Wälder gehört und das in tüchtigem und nachhaltigem Feuer lodert und dieses Holz — ist Kienholz!" — »Bravo, wir verstehen!« riefen die Studenten ringsum. Der Herr Max aber fuhr fort: »Nun aber die zweite Frage, Kameraden: habt Ihr Kienholz?« — »Nein, nein, woher nehmen!« schrie der Eine; »mein Philister schließt sein Kienholz in seinen Sekretär ein,« sagte ein Zweiter; »Kienholz ist der einzige Artikel, den der Konradin Haagel nicht hat,« meinte ein Dritter; »das Holz ist vergriffen in der ganzen Stadt," schrie wieder ein Anderer. »Ich aber habe Kienholz,« sagte Herr Max, und stellte den Tragkorb des Bauern auf den Tisch, »hier ist Kienholz. Ich werde dieses Kienholz versteigern und wahrhaft, ich sage Euch, die Fackeln, welche mit diesem Kienholze angezündet werden, die werden ein ächtes und wahrhaftiges Freudenfeuer gegen den Himmel flammen.« — Hurrah! Bravo!« riefen die Studenten durcheinander, »Max, das hast Du gut gemacht, also los mit der Versteigerung!« Und der Herr Max hielt einen Büschel Kienholz in die Höhe und rief: »Wer bietet?« — „Sechs Kreuzer!« schrie der Eine; »was, sechs Kreuzer? mit sechs Kreuzer Holz wird keine Schillerfackel angezündet«, schrie ein Anderer: »dreißig Kreuzer muß es gelten!« — »sechsunddreißig Kreuzer!« — »achtundvierzig Kreuzer!" — „einen Gulden!" rief einer aus dem Hintergrunde und warf seine Mütze in die Höhe. „Einen Gulden zum ersten zum andern und zum — dritten Male. Zugeschlagen!" und ein blankes Guldenstück fiel auf den Teller. So ging die Steigerung fort unter allgemeinem Halloh und Gelächter der Studenten, das Kienholz ging reißend ab und großes und kleines Silbergeld regnete nur so auf den Teller und in einer Viertelstunde war der Tragkorb leer, der Teller aber voll und die Studenten setzten sich wieder, ihre Taschen mit Kienholz vollgestopft, um den Tisch und ließen ihre Gläser klingen und sangen: "Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus!"

Das Bäuerlein hatte, nachdem es der Suppe den Garaus gemacht, sich so alles Ernstes in seinen Kalbsbraten vertieft, daß es Anfangs gar nicht bemerkte, welche Operation die Studenten mit seinem Kienholz vornahmen, und erst als er in seinem Angriffe auf die Nudeln dadurch etwas aufgehalten wurde, daß er sich vergebens anstrengte, sie auf seine

Gabel zu bringen — denn wenn er sie auf der einen Seite der Gabel hinaufwickelte, wickelten sie sich auf der andern Seite wieder herunter — und erst als er, Hilfe suchend, um sich blickte, bemerkte er die Verwandlung seines Kienhozes in blanke Guldenstücke und eine Ahnung von Wahrheit und Wirklichkeit seines Glückes kam über ihn, es stieg ihm naß in die Augen; sein Herz schwoll von Entzücken und Dankbarkeit, und er hob sein Glas hoch empor mit beiden Händen, „Gott vergelt' es Euch, Ihr braven jungen Herren, ich sterbe vor Freuden, wenn ich an meine Alte denke, Gott vergelte es Euch, " und trank ein Glas leer mit sammt den Thränen, die hineingefallen.

„Jetzt zum Schlusse noch einen Rundgesang," rief der Herr Max „wie heißt Du, altes Haus?" — „Steffe-Marte," sagte der Bauer „mit Verlaub, meine Herren." Nun

„Lasset die feurigen Bomben erschallen,

brauste der Gesang um den Tisch

Biff, baff, buff, baff, tralaralala
Unser Bruder Marte-Steffe, der soll leben,
Es lebe das ganze Marte-Steffel'sche Haus
Und seine Alte auch daneben,
Drauf trink' er sein Gläschen aus!"
„Bruder, deine Alte heißt?"

Da stund der Marte-Steffe auf und lachte und heulte durcheinander, „ist's denn möglich?" schluchzte er, „auch meine Alte, o Ihr Herren, Ihr habt zwei glückliche Menschen gemacht, meine Alte heißt Anne-Marei"

„Hurrah hoch! Deine Anne-Marei, sie soll leben!" schrieen die Studenten und schwenkten die Mützen und tranken ihre Gläser leer. „So, jetzt ist's genug," sagte der Herr Max, „es könnte dem armen Manne zu viel werden," und dem Bauer den mit Silber gefüllten Teller hinstellend, sagte er: „Hier, Alter ist der Erlös für Euer Kienholz. Ihr sehet, es hat sein Geld gegolten, seid klug und haltet es zu Rathe; für Eure Alte haben wir in Euerm Tragkorbe etwas beigepackt, ein paar Flaschen Wein, Fleisch, Brod, Zucker und Kaffee, sie soll auch ihr Schillerfest haben; grüßet sie, und, höret Ihr, vergesset mir den Schiller nicht, denn ihm allein habt Ihr Alles zu verdanken. Und damit Gott befohlen." Und die Studenten drängten zur Thür hinaus, und einer oder der andere gab dem Alten noch die Hand, „Behüte dich Gott, Marte-Steffe; — grüßet Euere Anne-Marei! Das war bei Gott ein himmlischer Jux!"

Und wieder schritt unser Bauer über den Marktplatz und er hatte eine schwerere Last auf dem Rücken, als vor wenigen Stunden, aber sein Herz war leicht, seine Seele jubelte und seine Augen glänzten in unaussprechlicher Freudigkeit, und als er wieder an die Schillerbüste kam, da zog er seinen Dreispitz ab, und wieder schaute er durch strömende Thränen nach dem milden Antlitze des Dichters auf, aber es waren andere Thränen, als die er an diesem Morgen noch geweint. „Und wenn du auch kein Heiliger bist, wie sie sagen," murmelte er, „mir bist du einer gewesen und sollst du einer bleiben" und beugte halb sein Knie und schritt munter und glücklich fürbaß durch's Ettlinger Thor der Heimath zu.

So hat der arme Steffe-Marte seine Schillerfeier gehabt.

Mit solchem Kienholze sind die Fackeln zum Schillerfestzuge in Karlsruhe angezündet worden.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: Aug. Benz.

№ 7. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 12. Februar 1860.

Ein Frauen-Duell auf Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

9.

Am Krankenbett.

Einen Monat nach diesem Ereignisse machte Emmeline einen Besuch bei einer ihrer Freundinen, einer Frau, welche die Eigenheit hatte, alle Neuigkeiten zu wissen. Diese Freundin hatte ein Journal zur Hand, mit welchem sie, weil sie nicht existiren konnte, ohne von Verheirathungen, Abenteuern, neuen Moden 2c. zu plaudern, am besten verglichen werden konnte.

„Wissen Sie schon die pikante Neuigkeit?“ fragte sie Emmeline.

„Welche Neuigkeit?“

„Daß der Graf d'Esteve sich verheirathet?“

„Was sagen Sie! schrie Emmeline auf, aber sie verbesserte sich schnell, und affektirte dieselbe Gleichgiltigkeit, als wenn sie von der Mariage des Schahs von Persien, oder des Kaisers Soulouque gehört hätte. „Und wen heirathet er denn?“ setzte sie gelassener hinzu. „Welche reiche Erbin, welches junge Mädchen aus großer Familie ist denn die Glückliche?“

„Eine schöne Wittwe von unsrer Bekanntschaft, Madame Raimonde v. Verseuil.“

„Emmeline erblaßte und hatte Mühe, ihre große Verwirrung zu verbergen. In diesem Augenblick ward ein neuer Besuch von einer Freundin des Hauses gemeldet. Die Kammerfrau öffnete die Thüre des Salons und rief:

„Madame Raimonde v. Verseuil.“

„Treten Sie gefälligst ein, theuerste Frau!“ sprach die Frau vom Hause; „eben sprachen wir von Ihnen, Madame, und zwar von Ihrer Mariage mit dem Grafen d'Esteve.

Raimonde beobachtet Emmeline, welche verdrießlich zu sein scheint, und dämpft ihren Siegesstolz, denn ihre Seele bemerkt, daß ihre Feindin verwundet ist. Raimonde ist eine reizbare, aber noble Natur, wie der Löwe, welcher sich nur vertheidigt, wenn er angegrif-

fen wird, aber niemals wie der Tiger, welcher zum Vergnügen Blut vergißt. Sie haßt in diesem Momente keine Person mehr; sie besitzt den Mann, welcher sie anbetet, das Leben lächelt ihr und das unaussprechliche Glück macht sie überaus mild. Aber Emmeline, von Verzweiflung getrieben, verdoppelt die boshaften Eingebungen ihres Herzens.

„Ohne Zweifel,“ sagte die Frau vom Hause zu Raimonde, „melden Sie auch Ihre Verheirathung der Baronin d'Hersin; sagen Sie ihr doch dabei, sie solle ihre blaue Robe nicht mehr anziehen . . .

„Und Sie, beste Frau,“ fährt Raimonde zu Emmeline gewendet fort, „Sie kommen jedenfalls auch dorthin; erheben Sie doch auch Ihre Stimme im Namen des guten Geschmacks.“

„Ich werde nicht die Ehre haben,“ erwiedert Emmeline kalt.

„Erlauben Sie mir, Madame,“ versetzte Raimonde, „Ihnen zu bemerken, daß die Baronin meine Freundin ist und daß ich sicher nicht ermangeln werde....“

„Wenn die Baronin d'Hersin Ihre Freundin ist“, sagt Emmeline, „so haben Sie Grund, sie zu beklagen, denn sie ist krank.“

„Krank?“ ruft Raimonde erschrecken.

„Wissen Sie denn das nicht?“

„Ist es möglich? Ich habe sie erst vor ganz kurzem gesehen.“

„Es ist ganz gewiß, Madame; eilen Sie, wenn Sie von ihrer guten Freundin einen letzten Abschied nehmen wollen.“

„So schlimm ist es schon? Aber was ist denn Ihre Krankheit?“

„Sie ist,“ erwiedert Emmeline mit heimlichen, boshaften Lächeln, „wie viele junge Frauen in Folge eines Balles der Krankheit verfallen; ich glaube, sie leidet an einer Brustwassersucht.“

„Arme Freundin!“ sagt Raimonde. „Oh, ich eile im Augenblicke!“

Indem sie gehen will, bleibt sie vor Emmeline stehen und spricht aufgeregt:

„Ohne Sie hätte ich meine Freundin vielleicht nicht mehr gesehen. Ich danke Ihnen, Madame! Ich danke von Herzen!“

Sie eilt zur Baronin. Ohne die Dienerschaft zu beachten, welche ihr den Eintritt wehren will, schreitet sie durch die bekannten Säle.

Eine Kammerfrau tritt ihr entgegen.

„Was wollen Sie“, sagt Raimonde heftig. „Sie wissen doch, daß die Baronin meine Freundin ist; soll sie sterben, ohne daß ich sie sehe?“

„Gehen Sie, Madame, gehen Sie“, erwiederte die Kammerfrau ergeben; „Sie dürfen am allerwenigsten meine arme Herrin verlassen.“

Raimonde tritt in einen kleinen Salon, wo ein Visitenbuch aufliegt, in welches alle Freunde und Freundinnen, welche der Baronin Bälle besuchten, ihre Namen verzeichnet hatten. Nein, dachte Raimonde, so im Vorbeigehen willst du deine Theilnahme nicht an den Tag legen; und sie schritt in die halb erhellte Kammer ans Bett der Kranken. Sie konnte im Zwielicht kaum die Züge derselben erkennen.

„Sind Sie es, Justine?“ fragt die Baronin mit matter Stimme.

„Nein“, erwiederte Raimonde, „ich bin's, Ihre Freundin, Madame v. Versenil!“

»Ah, Sie!« ruft die Kranke und erhebt sich halb vom Bette. »Oh, ich habe bis jetzt keine solche Theilnahme gefunden.« Thränen quellen aus ihren Augen.

Raimonde wird von tiefer Rührung ergriffen. Sie findet, daß ihr Besuch ein gewisser Gottesdienst ist, welcher sie selbst und die Kranke erhebt. Es ist ihr zu Muthe als nehme sie Abschied von einer Sterbenden. Sie wirft sich über die Baronin, küßt ihre Lippe, ihre Wangen, und hält ihre Thränen nicht zurück.

»Was beginnen Sie!« ruft die Kranke mit aller Kraftanstrengung und sucht Raimonden abzuwehren.

»Ich umarme Sie, meine arme Freundin!«

»Sie sollen mich nicht umarmen! Sie sollen mich nicht berühren! O bitte, setzen Sie sich nicht der Gefahr aus!«

»Welcher Gefahr?« fragt Raimonde verwundert.

»Aber Sie wissen doch, daß die Pocken anstecken, und daß Vaccination jetzt nicht mehr davor schützt?«

»Die Pocken? Sie haben die Pocken?« schreit Raimonde und fährt entsetzt zurück!

»Das wußten Sie nicht?«

Der Schrecken beherrschte in diesem Augenblick Raimonde so stark, daß sie kein Wort hervorbringen konnte.

»O Gott!« seufzt sie dann und läßt den Kopf matt auf die Brust sinken; »ich wußte nichts davon.«

Sie reicht der Kranken gezwungen noch einmal die Hand und wankt aus der Kammer,

»Die Pocken!« flüstert sie vor sich hin und ein Schauer überläuft sie; »Ah, ich begreife! Diese Infamie! Jene Natter . . . sie will mich nicht mehr liebenswürdig sehen! Sie hat es angestiftet, sie allein! Es ist die Pointe ihrer Waffe, welche Narben in meiner Gestalt zurücklassen soll.« Sie bestieg voll Furcht ihren Wagen, und fuhr halb krank in ihr Hotel zurück.

Am andern Tage zeigten sich bei ihr die Pocken.

10.

Zwei Herzen in der Prüfung.

Das Duell war entschieden ungleich geworden. Raimonde führte nicht die Waffen ihrer Gegnerin; sie vertheidigte sich, aber sie hatte sich nicht dazu verstehen können, so blutdürstig zu verletzen, wie Emmeline, welche auf das Herz, auf den guten Ruf, auf die Schönheit zielte. Diesmal hat diese ihre Waffe ins Gift der Varioliden getaucht. Diese fürchterliche Krankheit hat ihre schöne Gegnerin ergriffen. Emmelinens vergiftete Waffe war gut dirigirt, sie ist Raimonden ins Antlitz gefahren, um erschreckende Merkmale zurückzulassen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Novelle.

Von H. Laube.

In Altenburg waren zwei Damen eingestiegen, und erst vor der Stadt hatten sie sich in die Gesichter gesehen und sich erkannt. Es schienen herzliche Freundinen zu sein, die weit entfernt von einander gewesen waren, aber der Ausdruck ihrer Freude kam mir so dumpf gemäßigt vor, wie man die Trommel schlägt, wenn ein Soldat begraben wird. Sie küßten sich und drückten sich die Hände; genauer schaute ich nicht hin, ich war zu sehr beschäftigt, ihre Gesichter hatte ich auch nicht gesehen. Ich saß neben ihnen auf dem hintersten Sitz, und als es ganz finster war, und sie mich gewiß fest eingeschlafen glaubten, erzählte die eine mit leise flüsternder Stimme folgende Geschichte. Vorher hatte ich auf ihr Gespräch nicht Acht gehabt, der epische Ton aber, welcher plötzlich anhub, weckte mich alsbald. Die erzählende Dame hatte eine schöne Altstimme, welche zuweilen über das Flüstern heraustrat. Sonst sprach sie Alles ohne Modulation, eintönig, und das erhöhte mir den Eindruck außerordentlich. Die Nacht und der Wagen war übrigens finster und still, ununterbrochen, aber in gleichmäßigem Tempo, regnete es draußen. Ich hörte halb wachend, halb träumend zu; doch werd' ich kaum etwas Wesentliches geändert haben, wie ich die Erzählung aus meinem Gedächtniß objectivirt hier wiederbringe.

1.

Draußen am Rhein in einem mäßigen Städtchen saß eine bürgerliche Familie beim Frühstück. Es war noch sehr früh, die Morgennacht sah grau zu den Fenstern herein, das Kaminfeuer brannte, und auf dem Tische standen zwei brennende Lichter. Um den Tisch herum saßen der Vater in einem warmen Schlafpelze, die Mutter mit der weißen Nachthaube, und der Sohn, ein stattlicher Bursch, zur Reise gegürtet. Ferdinand wollte in der Frühe fort, er sollte bis nach Rußland reisen. Am Kamin stand die Schwester, einen frischen Topf Warmbier kochend, denn es war kalte Frühjahrsluft draußen. Das Mädchen war hoch und schlank gewachsen, sie hatte ein großes Tuch umgeschlagen und auf dem Rücken die Zipfel zusammengebunden. Unverwandt sah sie in's Feuer hinein, und langsam glitten die Thränen ihr über die Wangen.

„Aber Mathilde" — rief der Vater, „die Kanne ist leer, und Ferdinand hat erst zwei Tassen getrunken"

Da fuhr sie erschrocken zusammen, und die weißen schönen Arme kamen aus dem Tuche heraus und legten frisches Holz an, die Thränen fielen in das Feuer, und sie nahm sich kaum die Zeit, die Wange mit dem Tuche abzutrocknen. Das Warmbier kochte sie brachte es auf den Tisch, schenkte dem Bruder die Tasse voll, und fuhr ihm dann mit beiden Händen über Kopf und Gesicht, und leise weinend drückte sie ihr Gesicht an seine Augen. „Und du gehst nun auch fort, Ferdinand" — —

Mehr konnte sie nicht sagen. Der Bruder schlang den Arm um sie, der Vater stellte die Pfeife weg und ward unruhig, die Mutter weinte sehr, trat hinzu und nahm den Sohn bei der Hand. Endlich that der Vater als sei er verdrießlich, und schalt, daß man den Jungen nicht wenigstens in Ruhe frühstücken ließe.

Da knallte es laut im Hausflur, und Alle riefen: „der Kutscher."

Ferdinand sprang auf, küßte den Vater. Des Alten Gesicht war in stürmischer

Bewegung. Er küßte die lautweinende Mutter; unter lautem Weinen band sie ihm einen Fuchsschwanz um den Hals, und wollte ihn nicht mehr loslassen. Sie steckte ihm noch das Taschentuch, das er auf dem Stuhle hatte liegen lassen, in die Brust hinein. Nun wollte er von der Schwester scheiden. Sie legte den Arm um seine Schultern, und bat innig: „Noch nicht!“ — Die Eltern durften nicht mit vor die Thüre, es sei zu kalt für sie draußen. Und draußen am Wagen, da drückte sie dem lieben Bruder noch einmal die zitternden, warmen Hände ins Gesicht, und bat ihn von Herzen, er möge ja recht glücklich leben. „Und wenn du ihn in Riga trifst, so bitte ihn, daß er treu ist.“

Der Wagen rollte fort. Mathilde sah ihm mit schmerzlichem Gesichte nach, und flüchtete ihre schönen Arme unter das Tuch. Es war kalt, die Straße sah noch todt aus wie eine graue Stube, deren Decke abgetragen ist. Der Nachtwächter auf der Bank gegenüber war aufgewacht, half sich langsam am Spieß in die Höhe, lüftete seinen breiten Hut und pfiff fünf Uhr. Langsam, schauernd vor Frost und Trauer ging Mathilde ins Haus zurück, Das Kaminfeuer war ausgegangen, die Eltern saßen im Dunkeln. Sie setzte sich still in einen Winkel am Ofen, wo sie oft mit dem Bruder und Dem gesessen hatte, den sie in Riga grüßen ließ. —

2.

Eines Abends kam Ferdinand in Riga an. Er hatte in Heidelberg seine Studien vollendet, und sollte jetzt eines reichen Banquiers Kinder erziehen. Deshalb war er hier, und schritt über die Schwelle des hellerleuchteten Hauses. Es war Theegesellschaft da, man nahm ihn vornehm freundlich auf, der Banquier machte ihn mit seiner Familie bekannt. Die Frau vom Hause hatte ein eitles aufgeblasenes Gesicht, es war viel Schönheit in den Formen, aber eine gewisse Unordnung in den Zügen; sie behandelte Ferdinand mit jenem Gemisch von Kaufmannsdünkel, Geldstolz und halbgebildeter Artigkeit. Ihr Anzug war reich, aber ohne Geschmack, die Toilette üppig und frei. Hinter ihr, zum Theil auf ihre Schulter gelehnt, stand die älteste Tochter Emilie, und sah den Ankömmling neugierig mit ihren brennenden Augen an. Das Mädchen trat eben ins Alter der Jungfrau; wie junger Reif lag ein frisches Leben auf den festen jugendlichen Formen, auf dem kecken Roth der Gesundheit. Sie hatte rabenschwarzes Haar und schwarze Augen, und war schon so groß wie ihre Mutter. Ferdinand sollte sie Französisch und Musik lehren. Sie fiel wie Feuer in seine Augen, und er sah sie mit leuchtenden Blicken an. Die Mutter begegnete seinen Blicken und lächelte. Man fragte ihn, ob er vorlesen könne, und gab ihm Goethe's Stella.

Ferdinand las, Emilie saß neben ihm, er fühlte ihren Athem, ihre Augen auf den Buchstaben und las heiß und leidenschaftlich. Das Mädchen hörte mit großer Theilnahme zu, und nach den ersten Akten war sie erhitzt holte tief Athem und lächelte dem Leser dankbar in die Augen. Die Mutter applaudirte, der Papa ging langsam im Nebenzimmer auf und ab, und sprach leise mit einem Fremden über Geschäfte. Nur zuweilen blieb er in der Thüre stehen, und sah die Gruppe an, aber man konnte leicht unterscheiden, daß er auf Stella nicht höre. Zwei jüngere Brüder Emiliens waren bei Beginn der Lektüre von der Mutter entfernt worden, weil das Buch nicht passend für sie sei.

Als das Buch zu Ende war, glühte Ferdinand und war sehr glücklich. Die Mutter trat nahe an ihn heran, lächelte zutraulich, und meinte, es sei charmant, daß er so hübsch

und mit so viel Gefühl lese. „Ach ja!“ setzte Emilie schnell dazu, und stand mit niederblickenden Augen sinnend neben ihm.

3.

Am folgenden Tage traf Ferdinand auf der Strasse einen Universitätsfreund, Richard, und die Freude war groß, sie hatten mit einander studirt, und Richard war einst in den schönen Pfingstfeiertagen mit Ferdinand nach Haus gereis't, hinaus an den Rhein in jenes kleine Städtchen, wo es still und hübsch ist, wo Mathilde vor der Thür saß, und einen bunten Studentenbeutel stickte. Im Frühlinge, da kamen die Blumen all, und auch die Liebe, und Richard hatte Mathilden geküßt, eh' die lustigen Freunde wieder von dannen zogen, es war große Freude draußen am Rhein gewesen. Später war er wieder gekommen, und war Arm in Arm mit dem Mädchen spazieren gegangen, und die Leute hatten gesagt: das ist ein schönes Paar; Vater und Mutter aber hatten sie gesegnet. —

Jetzt richtete Ferdinand Mathildens Gruß und Sorge aus, und Richard fragte zurück, wie es ihr ginge. Drauf ließ er sich von Ferdinand in das Haus des Banquiers einführen. Er spielte besser Klavier als jener, und übernahm zum Scherz und aus Freundschaft die Musikstunden für Emilie. Die Mutter war es zufrieden, denn Richard war ein sehr artiger Mann, und ein beliebter Gesellschafter in Riga; er hatte so viel Verbindliches, und war auf dem besten Wege, eine glänzende juristische Carriere zu machen Der Banquier machte ihm sehr freundliche Verbeugungen und Ferdinand stieg im Preise, daß er so respektable Konnexionen besäße.

In den Morgenstunden unterrichtete Ferdinand Emilie und ihre Brüder, die Mutter schlief da noch, oder machte Morgentoilette, der Vater hatte Geschäfte nnd ließ sich auch niemals sehen.

Ferdinand lehrte Alles so innig und eindringlich, daß Emilie die Stunden immer lieber gewann. Wenn nach Tisch die Eltern ausfuhren, blieb sie jetzt immer zu Hause, um bei den Stunden ihrer Brüder zuzuhören, und selbst noch Manches mitzulernen. Wenn die Sonne schien, ließ Ferdinand die Knaben in den Hof springen, und der Winter begann zu scheiden, die Sonne schien oft.

Da sprachen sie stille, herzliche Dinge miteinander, Ferdinand und Emilie. An einem solchen sonnigen Nachmittage war's, als er sich ein Herz faßte und sie bei der Hand nahm, und die frische, pulsirende Hand heiß und lebhaft küßte. Sie legte in Freude und Schreck zusammenschauernd die andere Hand auf die seine, und sie sahen sich endlich in die Augen, und fielen sich in die Arme. Es begann ein Küssen und Drücken, sie wußten nicht, wie ihnen vor Seligkeit geschah.

Da stieß ein Frühlingswind das Fenster auf, das nach dem Hofe ging, einer der Brüder unten rief: „Kuckuk,“ und sie sprangen erschreckt tiefer in die Stube.

Ferdinand sagte im Taumel seines Glückes zu Emilien, er wolle denn Vater, sobald er nach Hause komme, bitten, ihm seine schöne Tochter zur Frau zu geben. Gestern habe er Briefe vom Rheine bekommen, und die Pfarrstelle in seiner Vaterstadt sei ihm angetragen. Emilie küßte ihn dafür, der Wagen fuhr vor, sie sprang in den Hof, um den Bruder von losem Geschwätz abzuhalten. Ferdinand ging hinter dem Banquier her und bat um eine Unterredung.

4.

Richard war im Hofe und spielte mit den Buben. Der älteste erzählte ihm was er heute gelernt, und wie lange er jetzt schon gespielt habe. Als Richard nach Emilien fragte, antwortete er ihm leise, sie küßte sich eben mit Herrn Ferdinand.

Darauf ging Richard eiligst zur gnädigen Frau vom Hause, und Ferdinand war kaum beim Banquier eingetreten, so erschien auch jene mit zornflammendem Gesicht, und unterbrach den Vortrag Ferdinands, welcher eben begonnen hatte. Halb zu ihm, halb zu ihrem Manne gewendet, sagte sie mit schneidenden Worten, daß der Herr Hauslehrer sich Vertraulichkeiten mit seiner Schülerin erlaube, welche sich durchaus nicht schickte.

Mühsam schob Ferdinand dazwischen, daß er eben den Vater aufgesucht habe, um Emiliens Hand zu erbitten. Da schrie die Mutter laut auf, höhnisch und schneidend, der Vater aber, welcher bis dahin nur mit halben Auge aufgesehen hatte, sah ihn plötzlich groß an, runzelte die Stirn, und sprach mit fester Stimme: „Mein Herr, davon kann nicht die Rede sein.“ — —

Auf dem Korridor fand der zurückkehrende, zerschmetterte Ferdinand Emilien, die in Freude, Liebe und Angst bebend seiner harrte. Er reichte ihr die Hand, und sagte ihr mit weicher, von heftigem Schmerz bewegter Stimme, daß Alles verloren sei. Sie fiel ihm um den Hals, überschüttete ihn mit heißen Thränen und Küssen.

„Laß uns nach Deutschland fliehen!“ bat sie.

„„Du willst?““

„Ich will Alles, was mich mit Dir vereinigt, ich liebe dich sehr.“
Und nun besprachen sie, wie das zu beginnen sei, denn es war nicht wahrscheinlich, daß man Ferdinand noch länger im Hause dulden werde. Thüren wurden geöffnet, sie waren nicht sicher an dem Orte, und verabredeten ein Rendezvous. Emilie wollte sich den Schlüssel zum Gartenhause verschaffen, dort würden sie, wenn Alles im Hause schliefe, das Nöthige besprechen.

Sie schieden unter Küssen, ermuthigt durch ihre Pläne.

Denselben Abend war Thé dansant im Hause. Emilie erschien geschmückt, und war ausgelassen und schön, lachte, scherzte und tanzte wild und lustig, vorzüglich mit Richard, Ferdinand stand in einem Fensterwinkel, und sah ihr mit Entzücken zu; seine Seele war mit der Liebe für das schöne, frische Mädchen und mit Besorgniß wegen der Flucht erfüllt. Er tanzte nicht. Als sich die Gesellschaft trennte, flüsterte sie ihm zwei Worte ins Ohr, und eilte auf ihr Zimmer.

5.

Es war eine mondhelle Nacht. Die Gartenthür knarrte, und eine verhüllte weibliche Gestalt huschte unter dem Schatten der Bäume hin. Es war Emilie. Ferdinand schlich drüben an der Gartenmauer entlang. Sie mußten vorsichtig sein, denn der Mond schien verrätherisch klar, und in des Vaters Schlafzimmer, das auf den Hof heraus ging, war noch Licht. Plötzlich schrie Emilie laut auf — rücksichtslos sprang Ferdinand über die Beete herbei. Sie zitterte am ganzen Körper, und deutete auf eine dunkle Stelle des Gartens, von dort habe sie ihren Namen nennen hören. Rücksichtslos ging Ferdinand auf die Stelle los — er fand nichts. Sie gingen ins Gartenhaus, und küßten sich, und kamen in Folgendem überein: Ferdinand sollte aus dem Pavillon, der ins Freie führte, sogleich nach

dem Hafen eilen, zwei Plätze auf einem Schiff bestellen, und dann an denselben Ort zurückkehren. Emilie werde ihre Habseligkeiten zu einem Bündel schnüren, und ihn reisefertig erwarten.

Ferdinand begleitete sie erst zurück ins Haus, nahm seinen Mantel um, steckte ein neues Testament in die Tasche, und ging. Am Hafen war's still, ein Schiffer schlief auf dem Damme. Er weckte ihn, und begann seine Unterhandlung. Der Schiffer blieb liegen, stemmte seine Arme unter, ließ ihn ausreden, stand dann auf und ruderte, ohne ein Wort gesprochen zu haben, Ferdinand hinüber an's Schiff. Der Kapitain ward gerufen, das Geschäft in See war bald abgemacht, um sechs Uhr wollte das Schiff in See gehn. —

Ferdinand eilte zurück, fand Emilien harrend, und trat den Weg zum Hafen mit ihr an. Sie wollte immer bemerken, daß ihnen in weiter Entfernung eine Figur gleichmäßig folge, aber Ferdinand nannte es Träumerei. Erst am Hafen schien es auch ihm, als folge ihnen Jemand, das Boot, das sie übersetzen sollte, zögerte, er ward unruhig. Drüben von den Häusern her näherte sich eine Figur. —

Aber das Boot war da — sie segelten hinüber, und bestiegen das Schiff. Beide holten tief Athem und fühlten sich in Sicherheit. (Schluß folgt.)

Das Lied, welches an Arndt's Grabe gesungen wurde und von ihm selbst gedichtet ist, lautet:

Geht nun hin und grabt mein Grab,
Meinen Lauf hab' ich vollendet!
Lege nun den Wanderstab
Hin, wo alles Ird'sche endet,
Lege selbst mich nun hinein
In das Bette sonder Pein.

Was soll ich hienieden noch
In dem dunklen Thale machen?
Denn wie mächtig stolz und hoch
Wir auch stellen unsere Sachen,
Muß es doch wie Sand zergehen,
Wenn die Winde drüber wehn.

Ihr, die nun in Trauer geht,
Fahret wohl, ihr lieben Freunde,
Was von oben niederwebt,
Tröstet nun des Herrn Gemeinde,
Weint nicht ob dem eitlen Schein,
Droben nur kann ewig sein.

Weinet nicht! Mein süßes Heil,
Meinen Heiland hab' ich funden,
Und ich habe auch mein Theil
In den warmen Herzenswunden,
Woraus einst sein warmes Blut
Floß der ganzen Welt zu gut.

Weint nicht! mein Erlöser lebt!
Hoch vom finstern Erdenstaube
Hell empor die Hoffnung schwebt,
Und der Himmelsheld, der Glaube,
Und die ew'ge Liebe spricht:
Kind des Vaters, zittre nicht!

Friedrich der Große ging in der Dämmerstunde in seinem Schloße zu Potsdam durch den Audienzsaal, als er einen Handwerker bemerkte, der auf einer Leiter sich abquälte, die im Saal befindliche Stutzuhr abzunehmen, aber die Leiter wollte auf den geglätteten Dielen nicht feststehen. „Was macht er da, mein Freund?“ fragte ihn der König. Ruhig erwiderte der Handwerker: „Ich bin der Hofuhrmacher und der Hausintendant befahl mir, die Uhr hier zu repariren; ich will sie abnehmen aber die Leiter hält hier nicht auf dem glatten Boden.“ — „Steig' er nur hinauf, ich werde die Leiter halten,“ sprach hierauf der König. Dieß geschah und der Uhrmacher eilte mit der Uhr von dannen. Am andern Morgen meldete man dem Monarchen, daß im Audienzsaal die Uhr gestohlen worden sei, und nun kam der König zur Gewißheit, daß er dem Diebe als vermeintlichen Uhrmacher die Leiter zum Diebstahl gehalten. Er schrieb am Rande des Berichts: „Man verfolge den Dieb nicht, weil ich mitstehlen half.“

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: Aug. Benz.

Nr. 8. **VI. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 19. Februar 1860.

Ein Frauen-Duell auf Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

Zwei Monate vergehen; Raimonde ist vereinsamt. Selbst der Graf d'Esteve besucht sie nicht mehr. Die Baronin d'Hersin ist genesen, und man sagt, daß die Krankheit auf ihrem Gesicht kaum Spuren zurückgelassen. Emmeline, welche sich davon überzeugt, fürchtet, daß ihr Streich mißlungen, und daß auch Raimondens Schönheit unberührt aus der Attaque der Krankheit hervorgehen könne, also auch dieses Mittel, die Ehe zwischen ihr und dem Grafen zu hintertreiben, dann fruchtlos sei. Endlich erfährt sie, Raimonde sei geheilt, und erwartet mit Unruhe den Moment, wo die Wiedergenesene in die gesellige Welt zurückkehren wird. Raimonde zeigt sich nicht, auch empfängt sie keine Besuche. Sie lebt in ihrer Wohnung wie eine Karmeliterin in ihrem Konvent. Ist dies eine List der Kokettерie, um ihren Wiedereintritt in die Welt um so glänzender erscheinen zu lassen? Oder ist es ein Verbergen trauriger Verwüstung? Hat die Krankheit, dieses furchtbare Gericht, welches oft unerbittlich harte Urtheile vollstreckt, das schöne Antlitz der Wittwe mit den abscheulichen Merkmalen bezeichnet?

Eines Tages, durch warmen Sonnenschein für Rekonvalescenten wie geschaffen, geht Emmeline über den Boulevard und sieht eine Dame vor sich herschreiten, welche ihre Schritte verdoppelt, als sie jene bemerkt. Es ist Raimonde; Emmeline hat sie am Gange erkannt. Endlich soll sie ihre Neugier befriedigen, endlich diese wunderbare Schönheit von Angesicht zu Angesicht wiedersehen! Sie schreitet rascher vor, bis sie Raimonde erreicht und ihr gegenüber steht. Raimonde trägt einen dichten Schleier. Wozu dieses engmaschige Schwarz? Deckt es wie eine dunkle Gewitterwolke die herrliche Sonne oder wie ein mitleidiger Teppich die Ruine?

Emmeline fragt sich vergeblich und ist weniger glücklich wie Oedipus, welcher das Räthsel der Sphinx zu lösen suchte.

Auch der Graf d'Esteve hat zu erforschen gesucht, ob die Schönheit seiner Braut gelitten, aber die Thüre ist verschlossen. Endlich eines Tages öffnete sich diese Thüre, die

mit ihrer Herrin zu schmollen schien, und die Kammerfrauen lassen den Besucher eintreten. Man führt ihn in den kleinen Salon à la Pompadour und bittet ihn, hier Madame v. Verseuil zu erwarten. Der Graf ist allein. Er blickt umher. Nichts ist in diesen Räumen, die er sonst so leidenschaftlich gern besuchte, geändert; der kleine Salon zeigt noch dieselbe charmante Koketterie und läßt dem Grafen scheinen, daß auch die Grazie seiner Eigenthümerin sich nicht gewandelt habe. Endlich hört er leise Tritte. Ohne Zweifel, sie ist's, die er mit Herzklopfen erwartet. Raimonde erscheint. Der Graf macht große Augen und stößt einen Schrei der Ueberraschung aus. Die Blume, die Perle, der Stern des Salons, die schöne Raimonde ist häßlich geworden. Ach wie wenig ist doch die Schönheit der Frauen geschützt! Eine einzige Krankheit vermag sie auf immer zu vernichten, wie der leuchtende Blitz ein klassisches Kunstwerk zertrümmert, und selbst die Vaccination ist nur eine Versicherungsgesellschaft, welche in tausend gegen hundert Fällen fallirt.

Die Züge Raimondens sind entstellt; die Variolide hat ihre Krallen in das schöne Gesicht eingeschlagen und tiefe Narben hinterlassen. Stirn und Wangen sind entstellt. Die Augen allein haben ihr reines Licht behalten und ihr Heiligenschein sagt: „Ich, ich allein bin unsterblich!" Raimonde schlägt demüthig diese schönen Augen nieder und flüstert mit mühsam zurückgehaltenen Thränen:

„Sie finden mich sehr verändert, nicht wahr?"

Der Graf suchte nach einer polirten Lüge, aber seine Blicke, seine Manieren, seine Verlegenheit sprachen deutlicher.

Raimonde durchschaut ihn, denn man erräth leicht die Gedanken von Dem, welchen man liebt.

„Belügen Sie mich nicht, es ist unnütz", fährt sie traurig fort und verräth eine furchtbare Beklemmung des Herzens.

Der Graf schweigt noch immer.

„Sie wollen mich nicht beleidigen, nicht wahr, Herr Graf; Sie betrachten mich wie eine von den leichtfertigen Frauen, welchen ihre winzige Schönheit Alles ist und welche deren Verlust nicht ertragen können. Für mich ist aber die Schönheit eine geringe Sache. Ich ersetze sie durch meinen Geist und schmücke mich wieder, um Ihnen zu gefallen. Ich will mir alle diejenigen Qualitäten aneignen, welche Sie lieben; diese Schönheit des äußeren Scheines, welche Sie nicht mehr bei mir finden, will ich durch den Kultus der Seele zu ersetzen suchen."

Raimonde spricht wie ein Minister, welcher sein Portefeuille verloren, wie eine gefallene Größe, welche sich durch Resignation zu trösten sucht. Aber Graf d'Esteve hat in Raimonde nur die schöne Außenseite zu würdigen gewußt. Er blickte die Wittwe mit schmerzlicher Bestürzung an, die Erinnerung an die schöne Raimonde verwandelt sich in ein geheimes Entsetzen vor Der, welche jetzt sein Auge sieht. Er ist ohne Zweifel treu, aber nur dem Bilde, welches sein Gedächtniß bewahrt, und wie er dieses Bild mit der wirklichen Raimonde vergleicht, so findet er, daß dies nicht mehr dieselbe Frau ist. Nach und nach entweicht die Liebe aus seiner Seele, denn diese Liebe ist wie das welkende Blatt am Baume; der erste Windstoß wirft es zu Boden.

Sein Schweigen läßt keinen Zweifel mehr in Raimondens Ueberzeugung. Sie sieht: er will sprechen und findet Nichts in seinem Herzen; es ist ausgeleert wie eine leere Kasse.

Endlich öffnet er den Mund und citirt im Phrasentone den Refrain einer alten Romanze!

„Man ist durch Tugend ewig schön.“

Dann debütirt er mit einigen steifen Maximen, von Bossuet und Massillon entlehnt.

Raimonde wird frostig, denn des Grafen Worte fallen auf den Grund ihrer Seele wie winterlicher Schnee.

„Ich habe Alles Das gelesen, was Sie da sagen“, erwiedert sie, „aber es scheint mir, daß Sie mir etwas sagen müßten, nachdem ich diese fürchterliche Krankheit überstanden und es an der Zeit ist, von unsern Angelegenheiten . . .“

Der Graf unterbricht sie kurz:

„Und Sie haben wohl viel gelitten?“

„Vielleicht!“ entgegnete Raimonde; aber diese Leiden würden weniger groß gewesen sein, wenn sie nicht alle unsere Projekte von Glück unterbrochen hätten.“

„Ich glaube“, fährt der Graf ablenkend fort, „einige Monate auf dem Lande würden Ihnen sehr zuträglich sein.“

„Es könnte sein, aber ich habe Ihnen ein Versprechen gegeben, und alle Vorbereitungen sind dazu getroffen...“

„Und Sie haben alle Aerzte konsultirt?“ unterbricht sie wieder der Graf.

Raimonde entschließt sich, diesem heuchlerischen Spiele ein Ende zu machen.

„Nun denn, Herr Graf“, spricht sie bestimmt, „erklären wir uns ohne Rückhalt. Alle Ihre Unterbrechungen, wenn ich versuche, von unserer Verheirathung zu sprechen, sind wie darauf berechnet, einen Bruch anzudeuten? Sagen Sie Das ohne zu stocken! Ich gehöre nicht zu den Frauen, welche man aus Mitleid heirathet und welchen man sein Herz gibt wie ein Almosen. Ich biete Ihnen eine Hand nicht an, wenn Sie ein inneres Sträuben fühlen. Sprechen Sie: lieben Sie mich noch jetzt?

„Oh, gewiß!“ entgegnete der Graf; „Sie sind so schön....“

„Nein, das bin ich nicht mehr! Ich lese in Ihrem Innern: Sie haben auf die Liebe zu mir verzichtet, nicht wahr?“

Der Graf sucht verlegen nach glatten Worten und Raimonde erkannte, daß Alles zu Ende sei.

„Leben Sie wohl mein Herr!“ spricht sie mit bebender Stimme; „ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück.“

„Was sagen Sie?“ erwiedert der Graf mit erzwungenem Lächeln; „ich habe nichts gesagt, was Sie glauben machen konnte, daß der Tag unserer Verheirathung nicht nahe sei.“

„Sprechen Sie wahr? Wohlan, bestimmen Sie selbst!“ ruft Raimonde mit einem neuen Schimmer von Hoffnung.

„Ich thäte es gern, beste Frau, aber einige Familienereignisse . . . eine beabsichtigte Reise . . . Glauben Sie nicht, daß meine Liebe . . .“

O heilige Wahrheit! Du verlierst niemals dein Recht. Erklingst du auch nicht von den Lippen der Menschen — du behauptest deinen Platz: du sprichst aus ihren Augen, von ihrer Stirne, ohne daß sie es wollen.

Raimonde liest ihr Urtheil in des Grafen Gesichtszügen.

„Ihre Liebe!“ spricht sie mit Verachtung; „entweihen Sie nicht dies hohe Wort, mein Herr! Ich mag Ihre Familienverhältnisse nicht derangiren und Ihre Reise nicht

stören. Ich weiß, es ist die Zeit, wo ganz Paris dem Zuge der Mode folgt und den Bahnwagen besteigt: reisen Sie! ich verlange Nichts zurück, als einige Briefe, welche ich Ihnen von Zeit zu Zeit geschrieben, um Sie über die Stimmung meines Herzens zu belehren. Diese Briefe sind adressirt an meinen Verlobten, den Grafen d'Esteve."

Sie grüßte leicht und zog sich in ihr Boudoir zurück. Der Graf machte einige Schritte, um sie zurückzuhalten, aber als sie verschwunden war, verließ er langsam den Salon. Die wahre Liebe war zu groß für seine kleine Seele. Seine Nichtigkeit vermochte sich nicht über die eitlen Anforderungen der gemeinen Welt zu erheben. Er verschwand aus dem Hotel wie ein schlechter ordinärer Dieb.

Wie Raimonde das Geräusch der sich schließenden Thüren hörte, huschte sie an ein Fenster und schaute, hinter einem Vorhange verborgen, dem Davongehenden nach. Noch hatte Sie leise zu hoffen gewagt, er werde sich besinnen und umkehren, aber als sie sich gänzlich getäuscht sah, da ging sie in das Zimmer, in welchem sie den Grafen empfangen, und fiel kraftlos in ein Fauteuil. Sie fühlte sich jetzt ganz vereinsamt mit ihrem Schmerz. Alles Glück ihres Lebens glaubte sie beendet. Sie hatte keine Hoffnung mehr .... doch ja, sie hatte noch Hoffnung! Diese einzige Freundin klammerte sich fest an ihr Herz und hauchte ihr die trügerischen, die süßen Worte hinein: „Er sendet dir die Briefe nicht zurück; er kehrt wieder!" Zwei Stunden harrte sie voll Unruhe und Qual. Die Briefe kamen nicht. Da schreckte sie ein Geräusch von Tritten auf; sie erblaßte: er kommt, dachte sie, oder die Briefe! Aber sie täuschte sich. Eine Kammerfrau meldete Herrn Ludwig Savigny.

„Es ist ein Exilirter, welcher wiederkehrt, Madame," sagte Ludwig im Eintreten; „ich hatte mir vorgenommen, Sie nie wieder zu sehen, und ohne Ihre furchtbare Krankheit würde ich meinen Vorsatz ganz sicher gehalten haben."

„Sie sind das Gegentheil von allen Andern", entgegnete Raimonde. „Sie sind alle Tage an meiner Thür erschienen, und wenn ich Sie heute wiedersehe, so geschieht es, weil ich gelitten habe. Sie sind wie die Lerche, welche auch in der bösen Jahreszeit treu bei uns aushält, wenn die Zugvögel sich ein schöneres Klima suchen."

„O Sie sind gütig", versetzte Ludwig mit Wärme. „Sie wissen, wie mein Herz sich nach Ihnen sehnte und wie ich litt, wenn Ihre Kammerfrau mich mit ihrem stereotypen Wort: „Madame ist nicht zu sprechen", abwies. Ich habe ihr weichen müssen wie einem Cherubim, welcher mit bloßem Schwerte vor den Pforten meines Paradieses stand."

„Sie läßt Sie jetzt eintreten", sagte Raimonde lächelnd. „Betrachten Sie mich nur; Sie haben nicht mehr zu fürchten, mich zu kompromittiren."

„Was sagen Sie, Madame?"

„Ich sage, daß ich gegenwärtig das traurige Privilegium der häßlichen Frauen habe, welche ohne Tadel ihre Freunde empfangen können. Wenn Sie jetzt kommen, Herr Savigny, so sind Sie mir stets willkommen."

„Dank, theure Frau! Aber ich profitire Nichts von dieser Freundlichkeit. Der einzige welcher wahrhaft glücklich zu nennen ist, ist doch dieser Graf d'Esteve, Ihr Gemahl."

„Mein Gemahl? Unser Heirathsprojekt ist gänzlich vernichtet."

„Ist's möglich! So darf ich wieder Hoffnung haben Madame?"

„Was wollen Sie sagen, Herr Savigny?

„Daß mein Herz von neuem Leben, von neuer Hoffnung durchhaucht wird! Sie

wissen, daß ich Sie liebe, daß meine Liebe für Sie ein Kultus der Anbetung und Verehrung ist, und daß ich glücklich sein würde, wenn der Tag käme, an welchem ich Sie in meine Arme schließen und froh ausrufen könnte! „Sie ist mein Weib!"

„Wie, Herr Savigny, Sie sprechen von einer Verheirathung? Aber sehen Sie mich an! Ich bin nicht mehr die Frau, welche man sonst schön nannte. Die schöne Farbe, die Frische meines Gesichtes ist, wie Sie sehen, verschwunden, wie der bunte Staub von den Flügeln eines Schmetterlings."

„Ah, Madame, ich halte nicht viel von den Frauen, welchen dieser Staub Alles ist. Man kann glücklich sein mit einem Weibe, welche nicht mehr den Puder von Rosen und Karmin auf den Wangen trägt. Ich habe eine lange Zeit solche Wesen liebenswürdig gefunden; Sie kannten meine Passion, Sie wußten, daß ich einst eine gemalte Puppe in meinen Armen hielt, wie ein Nürnberger Spielwerk. Jetzt erfaßt mich ein tiefer Widerwille beim Anblick solcher Spielwerke, weil sie nicht die drei Eigenschaften haben, welche allein reine Liebe verdienen: Tugend, Treue und Geist. Ich verschmähe das leichte Vergnügen und suche das Glück. Ich will nicht allein eine Frau, ich will auch eine Seele, und ich wiederhole Ihnen, Madame, daß ich Sie liebe, wie nur ein Mann je zu lieben vermag.

Ludwig sprach wahr; er suchte nicht mehr nach der blos materiellen Schönheit, er suchte die Schönheit der Moral und der geistigen Bildung.

„Es gibt doch noch einige noble Herzen in der Welt!" rief Raimonde: „aber noch einmal, mein Herr, bemerken Sie denn nicht, daß ich mich bedeutend verändert habe?" „Sie betrügen sich selbst, Madame! Sie sind noch dieselbe Frau, wie damals, wo ich Sie sah in der Kirche und Gott dafür dankte, daß Sie mich gerettet hatten. Ich beobachtete Sie genau. Sie traten aus der Kirche und schenkten einem armen Kinde ein Almosen und eine Thräne; mir aber gossen Sie neue Poesie des Lebens in die vertrocknete Seele. Nein, Madame, Sie haben sich nicht verändert.

Ludwig hatte bis hieher mit gesteigerter Bewegung gesprochen; das Herz sprach von seinen Lippen, daran war kein Zweifel, und Raimonden quellen Thränen der Rührung in die Augen. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß die Leidenschaft des Malers himmelweit von der des Grafen verschieden war, daß er nichts mehr hatte von dem frivolen Geiste der vergangenen Tage; aber sie liebte den Grafen noch und die Liebe ist in einer zuversichtlichen Seele schwerer zu entwurzeln wie die hundertjährigen Riesenbäume des Waldes. Sie versprach Ludwig nichts als eine innige Freundschaft, und er zog sich mit tiefem Schmerze zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Novelle.

Von H. Laube.

(Schluß.)

6.

Es war noch nicht Tag, da begann eine große Verwirrung im Hause des Banquier. Ein Mann, in einen langen Mantel gehüllt, hatte heftig an der Hausthüre geschellt, und darauf bestanden, den Herrn vom Hause augenblicklich sprechen zu müssen. Der Wagen des Banquiers rollte nach dem Polizeihause, die Polizei eilte bald darauf nach der Richtung des Hafens hin.

Der Dreimaster hob eben die Anker, in Riga schlug es sechs, als der Polizeihauptmann auf einem Boote am Schiffe ankam, und im Namen des Kaisers den Kapitain zu sprechen verlangte. Die Matrosen schrieen, die Anker wurden gelichtet, es war zu spät. „Im Namen des Kaisers" klang es verhängnißvoll in das Gewirr; der Kapitain kam.

Bald darauf sah man Emilien und Ferdinand die kleine Schiffstreppe herauf klettern in's Boot. Richard, der in seinen langen Mantel gehüllt, auf dem Steindamme stand, führte Emilien an des Vaters Wagen, hob sie hinein, küßte ihr die Hand, und rief dem Kutscher zu, nach Haus zu fahren.

Ferdinand ward in's Gefängniß gebracht, und es begann ein Kriminalprozeß.

In den ersten Tagen hatte Emilie oft geweint. Richard war aber redlich bemüht, sie zu trösten.

Nach einiger Zeit sagte man ihr, Ferdinand sei nach Deutschland entlassen und die Sache sei aus.

7.

Draußen am Rhein in dem kleinen Städtchen blieben nun auch die Briefe von Ferdinand aus, denn Briefe von Richard erwartete man schon nicht mehr. Mathilde war sehr blaß geworden und noch ernsthafter als früher. Eines Tages sagte sie dem Vater, sie wolle mit der Post nach Riga reisen, Ferdinand sei gewiß krank und habe in der Fremde keine Pflege. Der Vater sagte nichts, und machte ihr das Reisegeld zurecht.

— In Riga hörte sie auf der Polizei, Ferdinand sei nach Sibirien transportirt worden. Sie weinte nicht, sondern traf Anstalten, nach Petersburg zu reisen, um dem Kaiser einen Fußfall zu thun. Als sie nach dem Hafen ging, um einen Platz auf dem Schiff zu bestellen, ging ein eleganter Mann vor ihr her, der ein deutsches Lied sang, was man bei ihr zu Hause am Rheine oft zu singen pflegte. Sie ging etwas schneller; vielleicht hatte der Mann Ferdinand gekannt. Er wendete sich um. Mathilde stand still wie eine Bildsäule, sie kannte den Mann; er hieß Richard. Er kannte aber sie nicht, ging weiter, und trällerte sein rheinisches Lied.

8.

Mit vieler Mühe war sie in Petersburg zur Audienz gekommen, mit vieler Mühe hatte sie ihres Bruders Begnadigung erhalten. Jetzt fuhr sie über die weite Eisfläche Sibiriens hin, sie hatte schon viele hundert Werste zurückgelegt, das Städtchen lag vor ihr mit seinen Hütten, wo sie Ferdinand finden, ihm seine Befreiung ankünigden würde.

Man trug eine Leiche an ihrem Schlitten vorüber, und als sie in den Ort kam, erfuhr sie, daß es Ferdinands Leiche gewesen war. —

— Mathilde weinte nicht. Sie wollte zurück nach dem Rheine, um ihre alten Eltern zu pflegen. —

— In der Nähe von Riga begegnete ihr eine schöne Equipage. Der Kutscher des schönen Wagens fuhr heftig gegen einen Stein, es krachte ein Rad, die Darinsitzenden stiegen aus. Der Postillon, welcher Mathilden fuhr, hielt still, um dem Kutscher behilflich zu sein.

Der Herr und die Dame, eine junge, schöne Dame, baten Mathilden, sie mitzunehmen nach der nahen Stadt. Mathilde erkannte den Herrn, und ließ ihren Schleier über das Gesicht fallen, es war Richard. Er saß ihr gegenüber und scherzte mit ihrer Nachbarin. Die Nachbarin war aber seine junge Frau, und als sie nach Riga kammen, sagte ihr der Postillon, die junge Frau, wäre die Tochter eines reichen Banquiers, welche einmal mit einem jungen Deutschen hätte fortfahren wollen.

Mathilde sagte nichts, und fuhr weiter nach Deutschland hinein.

In diesem Augenblicke hielt der Wagen vor dem Posthause in Zwickau. Man leuchtete mit einer Laterne hinein, und ein Lichtstrahl fiel über die Erzählerin. Ich erbebte wie zum Tod erschrocken: Das waren die ersterbenen großen Augen Mathildens, auf diesen blassen edlen Zügen lag die ganze Leidensgeschichte des unglücklichen Mädchens aus jenem Städtchen draußen am Rhein. Ach, es schien mir ein erschreckliches Unglück auf diesen todtgeweinten Mienen still und stolz zu ruhen, lange, lange schon mochten es keine Thränen mehr befeuchtet und geschmeidigt haben. Ein strenger Weiberschmerz sah heraus, trocken war das Auge eines Mädchens nach solch trauriger Geschichte. Meine Nachbarin, an welche die Erzählung gerichtet worden war, bedeckte das Gesicht mit dem Taschentuche und schluchzte innig, und die erschütterte Seele drängte sich in den bebenden Körper heraus.

Bei Erzählung solchen Unglücks konnte nur ruhig und thränenlos sein, wer das Unglück selbst erlebt hatte.

Keinen Augenbick zweifelte ich mehr, daß es Mathilde selbst sei. Ich hebe sie aus dem Wagen, ihre Hand, ihr Arm war kalt, sogar ihr Athem, der mich berührte, schien keine Lebenswärme mehr zu haben. Es war eine hohe Gestalt. Sie vergaß mir zu danken, und reichte stumm der nach ihr kommenden weinenden Freundin die Hand. Als diese beim Heruntersteigen beider Hände bedurfte, und einen Augenblick das Tuch vom Gesicht nahm, sah ich auch ihr Gesicht — ich war versteinert von den verschiedenartigsten Eindrücken. Es war der schöne Mädchenkopf aus Altenburg, es waren die verweinten Augen, die schmerzlich verzogenen Züge meiner kleinen Heldin aus Sprottau.

Umsonst hatte ich sie gesucht, ohne es zu ahnen, hatte ich eine Poststation neben ihr selbst gesessen und mit ihrem Bilde geschwelgt, und jetzt weinte sie und war schmerzerfüllt; ich konnte sie nicht anreden, wen es mein Leben gerettet hätte, sie gehörte dem Schmerz und Mathilden.

Mein Weg führte über Schneeberg, der Postwagen ging aber gerade fort über Plauen nach Baiern hinein. Eh' ich meine verwirrten Affekte geordnet hatte, waren die Reiseeffekten geschieden, die Mädchen fuhren von dannen, ich hatte nicht den Muth gehabt, ein Wort

an sie zu richten, hinaus in die Nacht fuhr das Mädchen mit dem süßen Gesicht meiner Jugendliebe.

Ich stand schmerzlich bewegt, voll Trauer und Sehnsucht im Thorwege, und sah der Laterne des Wagens so lange nach, bis sie verschwand.

All' die süßen Liebesschauer all' das Liebessehnen der frischen Jugend ging durch mein Herz — ich hatte ein altes Gedicht gelesen, und hätte wie damals als Knabe bitterlich weinen mögen, daß es zu Ende war.

An der Kaisergruft.

Zur Kirche des heiligen Dionys
Der Kaiser kommt gezogen,
Es zittert ein rothes Dämmerlicht
Durch der Fenster gothische Bogen.

Voran dem Kaiser schreitet stumm
Ein Pater auf leisen Sohlen;
Er hält im Kreuzgang plötzlich still:
„Hier, Sire, was Ihr befohlen!

Hier ist der Platz, wo Ihr dereinst
Das Haupt zur Ruh' wollt legen —
Daß fern die Zeit, wo dies geschieht,
Dazu geb' Gott den Segen!"

Der Kaiser winkt: „Laßt mich allein!"
Und tritt zur Grabesstätte:
„Das also ist mein letztes Haus,
Das ist mein letztes Bette!

Hier werd' ich ruh'n, wenn einst erfüllt
Ich meine Sendung hienieden!
Hier wird dereinst in Wahrheit steh'n:
Das Kaiserreich — der Frieden!"

Er lehnt sich an die Wand der Gruft
Und schaut hinab zur Tiefe;
Da ist's, als ob vom Grund empor
Ihn eine Stimme riefe.

Mit todesblassen Zügen schaut
Ein blutig Haupt ihm entgegen;
„Kein Herrscher weiß in diesem Land,
Wo man ihn zur Ruh wird legen!"

Und eine zweite Gestalt erhebt
Sich leis' in weißem Gewande;
„Ich war ein Kaiser einst, wie du,
Und starb an fernem Strande;"

Und wieder Ein Gekrönter schwebt
Vorbei mit Geisterschritten:
„Auch ich dacht' einst zu schlafen hier,
Und ruh' im Lande der Britten!"

Und stumm geleitet der Pater hinaus
Den stummen Potentaten;
Was in der verschlossenen Brust sich regt,
Wer wagt es zu errathen?

Schleswig. Dem deutschen Musik-Verein wurde verboten, das Lied von der Glocke aufzuführen, weil die Stelle: „Wohlthätig ist des Feuers Macht" für eine offenbare Anspielung auf den Federiksborger Brand angesehen wurde.

„Jede Sache in der Welt hat ihre schöne Seite," sagte ein Gefangenwärter zu einem armen Teufel, der schon lange Zeit im Gefängnisse saß. „Mag sein," erwiederte der Gefangene, „aber die schöne Seite eines Gefängnisses ist gewiß nie inwendig."

Unter den russischen Revolutionären, die im Jahre 1826 ihre Auflehnung gegen den Kaiser Nikolaus mit dem Tode büßen mußten, war auch ein junger Adeliger, der sich ebenso sehr durch seinen republikanischen Muth wie durch seine aufreizenden patriotischen Lieder ausgezeichnet hatte. Er wurde zum Strange verurtheilt. Als man ihn in die Höhe zog, riß der Strick, alles war stumm und entsetzt. Er aber trat auf die Fetzen und schrie wüthend: „Verfluchtes Land, nicht einmal die Stricke sind hier gut." Das war sein letztes Wort.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: Aug. Benz.

Nr. 9. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 26. Februar 1860.

Ein Frauen-Duell auf Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

„O Frauen, Frauen!“ flüsterte er beim Scheiden aus ihrem Hotel; wer den Geist des Widerspruchs ergründen könnte, der Euch beseelt. Ihr seid Euch gleich geblieben seit der Zeit, wo Hermione den Pyrrhus anbetete, der sie verschmähte, und den Orestes verstieß, der sie innig liebte!“

Die Zeit verstrich und der Graf d'Esteve sandte die Briefe nicht zurück.

„Er kehrt wieder, er liebt mich noch!“ sagte sich Raimonde, von stiller Hoffnung beseelt.

Gegen Abend klopfte es leise an die Thüre des kleinen Salons; die Hand der Kammerfrau überbrachte ihr ein kleines Paket. Sie riß es heftig auf und einige Briefe fielen zu ihren Füßen. Er hatte mit ihr gebrochen. Die letzte Freundin, die Hoffnung, entfloh aus ihrem betrübten Herzen. Sie warf die Briefe in die Flammen des Kamines.

11.

Das Duell der Männer.

Nur einen von den Briefen bewahrte sie vor der Zerstörung, denn dieser Brief war nicht von ihrer Hand; nur der Leichtsinn jenes Eroberers der Salons hatte ihn unter Raimondens Briefe gemischt. Er war auf feines Seidenpapier geschrieben und lautete wie folgt:

„Mein Freund! Erscheinen Sie morgen Abend in unserer Loge im Theater des „Italiens; es ist mein Mann, welcher Sie einladet, verstehen Sie? Befürchten Sie „keinen Verdacht; sein Vertrauen ist groß und wir sind doch strafbar. Aber ich liebe „Sie, und diese Liebe ist größer wie meine Pflichten und mein Wille. Verbrennen „Sie meinen Brief und bewahren Sie mein Andenken.

Emmeline Desparville.

Unglücklicher Weise hatte Graf d'Estere diesen Brief nicht verbrannt. In seiner Schublade wie in seinem Herzen hatte er beide, Raimonde und Emmeline, vermengt; so kam es, daß dieser Brief in Raimondens Hände gerieth.

„Aber dies ist eine furchtbare Waffe!“ rief die unglückliche Wittwe aus. Emmeline ist eine Frau, welche das Unglück meines Lebens verschuldet hat; wenn der Graf wegbleibt, so ist es ihre Schuld. Sie hat sich wie eine Schlange in mein Paradies geschlichen. Diese Rachsucht, diese Verrätherei ist unverzeihlich. Ihren Mann, der sie anbetet, hat sie mit einer infamen Manier betrogen . . . Ah, sie glaubte gesiegt zu haben in unserm Zweikampfe, weil sie mich im Gesicht verwundet hat. Aber ich erhebe mich wieder zu einem Meisterstreiche; ich werde diesen Brief an ihren Mann absenden.“

„Vorwärts!“ rief sie hastig. „Eine gleiche Rachsucht belebt mich. Ich vernichte den heuchlerischen Ruf einer Frau, indem ich sie ihrem Manne denunzire . . . Aber Dies ist zum Sterben und das Duell ist nicht mehr ein Kampf mit dem Degen, sondern mit Pistolen, mit der Absicht, nach Art der Meuchelmörder zu tödten. Ich habe das Feuer meiner Feindin ausgehalten, und jetzt ist es an mir, ihr den Tod zu geben. Die Waffe ist in meiner Hand!“

Sie ergriff den verrätherischen Brief und näherte sich dem Kamin. Aber in demselben Augenblicke, wo sie denselben aus Edelmuth der Vernichtung übergeben wollte, fiel ihr Blick auf ein zurückgesetztes Porträt in ihrem Boudoir; dieses Porträt stellte sie selbst als Königin der Schönheit dar. Sie ward unruhig, der Zorn flammte in ihr auf. Ein Blick in den Spiegel zeigte ihr den Kontrast ihres Gesichts und des Porträts.

„Häßlich! Häßlich bin ich! Und diese Frau, welche durch ihre infernalische List mir eine Maske vor's Gesicht gestellt hat, sollte ungestraft bleiben? Nein, ich liebe diese eiserne Maske nicht; sie ist mir eine Tortur. Ich war schön, ich besaß das Paradies der Frauen; die Bewunderung Aller und die Liebe eines Einzigen, und Alles habe ich unwiederbringlich verloren. Aber das ist nicht mein größter Schmerz, das ist's, daß diese Frau mir das höchste Glück meines Lebens, die Liebe des Grafen gestohlen hat!“

In diesem Moment des Zornes und der Verzweiflung verlor sie den schönen Vorzug edler Seelen: die Milde. Sie nahm den Brief Emmelinens mit konvulsivischem Zittern, und schrieb einige Zeilen darunter; dann couvertirte sie ihn und rief der Kammerfrau.

„Bringe auf der Stelle diesen Brief an Herrn Desparville!“

Die Kammerfrau eilte hinweg.

„Ich bin kein Engel, ich bin nur ein Weib!“ fuhr Raimonde in ihrem fieberhaften Selbstgespräche fort; aber nach kurzer Zeit ruhigeren Nachdenkens erhielt der Engel wieder die Oberhand; ihre Seele, groß und edel, machte ihr schwere Vorwürfe. Sie wollte ihr rachsüchtiges Werk wieder zurücknehmen und rief der Kammerfrau von neuem, welcher sie befahl, den Brief wieder zu holen. Desparville war beschäftigt; er befand sich in seinem Kabinett in Gesellschaft eines Spitzenhändlers und seines Commis, um für seine Frau ein kostbares Geschenk auszuwählen. Emmeline hatte ihm erklärt, daß sie Volants von Alençoner Spitzen zu besitzen wünsche, und ihr edler Mann kaufte ihr davon zwanzig Meter à 300 Fr. Emmeline nahm die kostbaren Spitzen wie ein nothwendiges Opfer, aber ihr

schlechtes Herz lachte vor Lust, wenn sie sich in diesem Putz dachte, ohne noch ihre Rivalin fürchten zu müssen. Als Raimondens Brief kam, warf Desparville ihn auf den Tisch, und ließ sich in seinem Geschäft nicht stören.

„Lies doch für mich diesen Brief“, sprach er im Vorübergehen zu seiner Frau, „während ich den Kaufmann bezahle.“

Er ging in sein Bureau und Emmeline nahm den Brief nachlässig, behielt ihn aber, ohne seinen Inhalt zu ahnen, uneröffnet in der Hand und setzte ihre Unterhaltung mit dem Spitzenhändler über Modesachen fort.

Als das Geschäft geschlossen und Desparville mit seiner Frau allein war, bemerkte er, daß diese den Brief noch nicht erbrochen hatte; er nahm ihn zurück und löste gleichzeitig das Siegel. Kaum hatte er einen Blick hineingeworfen, so fing er an zu zittern, las von neuem und rieb sich die Augen wie ein vom Blitze Geblendeter. Dann erblaßte er, wankte zurück und wendete den Brief um. Die Adresse lautete: „An den Grafen d'Esteve.“

„Er!“ schrie er auf. „Mein Freund!“

„Was ist dir?“ fragte Emmeline.

„Lies diesen Brief!“ rief Desparville mit bebender Stimme. „Aber lies doch und sage mir, ob ich wahnsinnig geworden bin!“

Emmeline sah den Brief an und stieß einen Schrei aus.

„Ach ich bin verloren!“ sprach sie mit verhülltem Gesicht.

„Also doch wahr?“ rief Desparville aufs tiefste erschüttert.

Raimonde hatte an den Fuß des Briefes geschrieben: „Sagen Sie Ihrer Frau, daß das, was dieser Brief enthält, ihr ins Gesicht schlagen möge; es sei die Gegnerin, welche sie verwundete und welche sich wieder erhoben hat. Dies sei der letzte Stoß im Duell der Frauen.“

„Diese Infame!“ murmelte Emmeline.

„Warum infam, versetzte Desparville, dessen Indignation furchtbar ausbrach. „Die Infame bist du. Einen Mannn betrügen, welcher das Weib beobachtet und beargwöhnt, ist eine Falschheit ohne Zweifel; aber einen Mann betrügen, welcher vertraute wie ich, das ist ein großes, ein abscheuliches Verbrechen. Und, ohne Zweifel, ich komme mir vor wie ein gräßlich betrogener Mann. Man wird mich spitzbübisch belachen, denn die Vögel in den Salons sind wie große Kinder: sie müssen immer ein Spielmännchen haben, um sich zu amüsiren. Aber ich will diese lächerliche Rolle nicht spielen, so wahr mir Gott gnädig sei.

Emmeline verhüllte ihr Haupt vor Scham und Zerknirschung. Desparville warf sich auf ein Fauteuil und kämpfte einen fürchterlichen Kampf.

(Schluß folgt.)

Eine Brautfahrt in den Kolonien Nordamerika's.

(Eine wahre Begebenheit.)

Maria Grant, welche schon in früher Jugend ihre Eltern verloren, wohnte in New-Hamphire. Robert Wilson, ein junger Landmann von Salem, liebte sie und sah seine Neigung durch Gegenliebe erwiedert. Um stets in Mariens Nähe zu sein, beschloß er, sich in Dover niederzulassen. Die Farm, welche er hier gründete, war höchst romantisch, sie lag ganz in der Wildniß der Natur; hohe Bäume erhoben stolz ihre Wipfel und schüttelten diese im Winde, als wollten sie den Menschen bedrohen, der es wagen würde, ihnen die Herrschaft streitig zu machen, welche sie dort viele Jahrhunderte hindurch ungestört besessen. In den Verstecken dieser Wälder lauerten oft listige Wilde, schrecklicher und blutdürstiger als Löwen und Tiger.

Doch Robert trotzte den Bäumen und fürchtete sich nicht vor den Indianern. Er besaß ein gutes fröhliches Herz, einen starken Arm, eine scharfe Axt und eine gute Flinte. Die Beschwerden und Gefahren auf seinem Lebenspfade beunruhigten ihn ebensowenig, wie die hinderlichen Disteln auf dem Wege ihn verlegen machten, wenn er zur Kirche ritt.

Ein Jahr nach seiner Anbauung an diesem Orte begann sein Land bereits das Ansehen eines urbar gemachten und wohlbebauten Bodens zu gewinnen. Die Bäume waren verschwunden und ein Feld von ziemlichem Umfange, welches deren Stelle ersetzte und die Baumstümpfe bedeckte, prangte schon mit einer reichen Ernte. Weizen und Roggen wuchsen recht üppig. Gurken lagen mit langen Ranken über den Boden verbreitet, und reiften in der Hitze des Erntemonats.

Inmitten dieses angebauten Landes stand ein nettes Häuschen. Ein Gebäude, zwanzig Fuß breit und etwa 24 Fuß lang, war aus gutbehauenen Bäumen zusammengesetzt, hatte ein Dach, und empfing sein Licht durch drei kleine mit Glasscheiben versehene Fenster. Zu beiden Seiten dieser Wohnung erhob sich eine breite Allee mit hohen Bäumen, und vor derselben wuchsen einige kleinere, welche man zur Zierde dort hatte stehen lassen. Wilde Rosen und andere blumentragende Stauden waren von Robert verschont geblieben oder verpflanzt worden, um seinen ländlichen Aufenthalt zu verschönern. Dichte dunkle Wälder begränzten an beiden Seiten die Aussicht; doch vor dem Hause waren sämmtliche Bäume bis an den Fluß weggeräumt, dessen klare Wellen in den Sonnenstrahlen zu tanzen schienen. Hierauf konnte das Auge mit Vergnügen ruhen, nachdem es eine Zeit lang im Dunkel der umringenden Gehölze umhergeschweift.

Für Jemanden, der an Ueppigkeit und Ueberfluß gewöhnt ist, würde dieser kaum urbar gemachte Fleck ohne Zweifel so traurig wie ein Gefängniß erschienen sein; für Robert aber, der diesen Boden großentheils als eine Schöpfung seiner eigenen Hand betrachten konnte, war er ein kleines Paradies. Seinem Glücke fehlte jedoch noch etwas — der Besitz seiner geliebten Maria. Mit ihr konnte er hier so glücklich leben, wie in dem prachtvollsten Palaste.

* * *

Der Tag seiner Vermählung rückte endlich heran. Mit sehnsüchtigem Verlangen hatte Robert ihm entgegen gesehen; er versprach sich dauerhafte und ungestörte Freude. Maria hingegen empfand gewiße düstere Eindrücke, als ob ein Vorgefühl irgend eines Unglücks sie

begriffe. Sie gerieth in eine sehr ernste Stimmung, so oft von ihrer bevorstehenden Hochzeit die Rede war. Sie konnte sich selbst den Grund dieser Schwermuth nicht erklären. Ihre Niedergeschlagenheit entstand keineswegs etwa aus Abneigung gegen die beschlossene Verbindung; im Gegentheil, sie liebte Robert von ganzem Herzen. Auch fürchtete sie sich nicht, in einer Wildniß zu wohnen, denn seit langer Zeit hatten die Indianer die neuen Anpflanzungen nicht beunruhigt.

Woher rührt es doch, daß zuweilen der Geist zur Traurigkeit gestimmt ist und sich niedergedrückt fühlt, während keine Vernunftschlüsse etwas dagegen vermögen?

Man hatte großartige Vorbereitungen für die Hochzeit getroffen. Um vier Uhr Nachmittags sollte die Trauung stattfinden. Dann folgte ein Fest. Ferner sollten alle Gäste, welche Pferde besaßen, mitreiten und das junge Paar nach seiner Wohnung begleiten.

Der ehrwürdige Geistliche verrichtete die Einsegnung. Darauf nahm die ganze Gesellschaft an einer langen Tafel Platz, welche mit einem ungemein großen, aus indianischem Mehl bereiteten Pudding prangte: dieses Riesenwerk stand auf einer zinnernen Schüssel; die Teller waren von dem nämlichen Metalle. Außerdem schmauste man gebratenes Rind- und Hammelfleisch, auch Wildbraten nebst vielen schmackhaften Gerichten, die um so angenehmer waren, als sie in der Gegend nur selten vorkommen.

Roberts Haus war zwei Meilen von der Wohnung des Kapitäns Fonton entfernt, der wie ein Vater für Maria's Erziehung gesorgt hatte. Die nächste menschliche Wohnung lag achtzig Ruthen weiter. Diese Entfernung war nicht groß, allein man befand sich mitten in einer Wildniß. Es war kein anderer Weg vorhanden, als der, welchen man vermittelst Aushauens der Bäume und Gebüsche durch den Wald gebahnt hatte. Nur die am meisten hinderlichen Bäume waren gefällt und ein wenig auf die Seite gewälzt. Ueber solchen Boden konnte freilich kein Wagen kommen; doch hierüber machte sich Niemand Kummer, weil man zu Dover nie irgend ein anderes Fuhrwerk auf Rädern gesehen hatte, als große Fuhrmannskarren.

Die Freunde und Bekannten bestiegen die muthigen Rosse; jeder Liebhaber nahm sein Mädchen hinter sich, und sie ritten, der Bräutigam und die Braut an der Spitze des Zuges, in großem Pomp ab, unter den herzlichen Segenswünschen derer, welche aus Mangel an Pferden sich dem Zuge nicht anschließen konnten. Heiteren Gemüths entfernten sie sich in schnellem Trabe, bis sie den sich schlängelnden Waldweg erreichten, wo man genöthigt war, langsamer zu reiten; doch Roberts Pferd, mit diesem Pfade vertraut, trabte rascher, und war bald den Augen der Gesellschaft entschwunden.

Ein wenig zuvor, ehe man aus dem Walde ins offene Feld gelangt, nähert sich der Weg bis auf sehr kurze Entfernung dem Flusse. Diese Krümmung war angelegt, um einen breiten Felsen zu umgehen, der steil sich an der nördlichen Seite erheb und kaum hinreichenden Grund für einen Durchzug frei ließ. — Robert ritt eben um diesen Felsen, da stieß Maria einen Schrei des Schreckens aus, sank hintenüber und fiel aus dem Sattel. In demselben Augenblick sprang das Pferd vorwärts, und während Robert, angstvoll den Namen seiner Gattin rufend, es zum Stillstehen zu bringen suchte, ward plötzlich ein Indianer hinter dem Felsen sichtbar und feuerte seine Büchse auf Wilson ab. Die Kugel traf das Pferd, während es sich hoch bäumte, in die Brust, und es fiel hintenüber auf seinen Reiter.

Dem Schusse folgte ein lautes Geschrei der Hochzeitsgäste. Man vermuthete jedoch keineswegs den wahren Grund des Schusses, glaubte vielmehr, Robert habe seine Wohnung erreicht, und zum Zeichen der Freude sein Gewehr abgeschossen. Das Jauchzen der fröhlichen Leute erschreckte die Wilden, sie ergriffen die Ohnmächtige und entflohen.

Die Gesellschaft ritt fröhlich weiter — doch wie groß war der Schreck und die Bestürzung Aller, als sie Robert, anscheinend leblos, zu Boden gestreckt fanden. Er war bedeckt mit dem Blute seines Pferdes, das sie für sein eigenes Blut hielten. Maria sah man nirgends.

Unfälle treffen dann am schwersten, wenn sie plötzlich, inmitten unserer Freude und vollkommener Sorglosigkeit uns überraschen. Die Gesellschaft, vor Kurzem noch so heiter, ließ jetzt nichts anderes vernehmen, als mitleidiges Bedauern der beiden Unglücklichen oder Verwünschungen gegen die Urheber dieses Leides. Die Männer waren sämmtlich unbewaffnet und konnten daher die Indianer nicht verfolgen, um Maria aus der Gewalt dieser Feinde zu befreien. Sobald sie gewahrten, daß Robert noch lebe, führten sie ihn in die Wohnung des Kapitäns Fonton zurück, die er so kurz vorher mit allem Stolz der heiteren Jugend verlassen hatte.

* * *

In dieser Nacht schlief zu Dover Niemand. Die Bewohner waren von plötzlichem Schrecken befangen. Sie begaben sich nach den befestigten Häusern. Die Mütter drückten ihre Kinder fester an ihren Busen und wagten kaum Athem zu schöpfen, indeß sie ängstlich horchten und zuweilen das schreckenerregende Geschrei der Wilden zu vernehmen glaubten. Allein diese Furcht war ungegründet. Die Nacht ging ohne irgend einen Angriff vorüber, und bald verscheuchte die heitere Morgensonne die grundlose Sorge.

Roberts Sturz hatte keine schlimmen Folgen, wie es zuerst schien. Körperlich schritt er rasch der Genesung entgegen; aber sein bleiches Aeußere, sein düsteres stieres Auge gaben zu erkennen, daß sein Geist desto mehr leide.

Robert war fest entschlossen, seine heißgeliebte Maria aufzusuchen, und einige Jünglinge welche vernahmen, daß er von seinem Vorhaben nicht abzubringen sei, verbanden sich aus eigenem Antriebe, ihn zu begleiten.

Zunächst kehrten sie nach dem verhängnißvollen Felsen zurück. Von hier aus folgten sie den Indianern ziemlich eine Meile weit in den Wald; doch währte es lange, ehe sie eine weitere Spur finden konnten.

Nachdem sie mehrere Stunden gesucht, stießen sie auf einen sogenannten „betenden Indianer,“ Mendovit — so hieß er — hatte die englische Sprache erlernt und den christlichen Glauben angenommen, nachdem die Pflanzungen zu Salem gegründet waren. Er hatte von dem alten Wilson, Roberts Vater, manche Gunst empfangen und Robert von dessen Kindheit an geliebt. Später war er nach Dover gegangen, wo er seine Zeit mit Jagen und Fischen in der Nähe von Roberts Wohnung zubrachte.

Mendovit wurde ersucht, sie auf die Spur der Indianer zu führen. Diese entdeckten sie auch bald. Sie waren auf ihrer eigenen Fährte zurückgekehrt, — hatten einen schmalen Pfad eingeschlagen, bis sie eine lichtere Stelle erreichten, und hatten sich sodann tiefer in die Wildniß begeben.

Nachdem sie vier Meilen in die Wildniß gedrungen, entdeckten sie wo die Räuber ihren Lagerplatz gehabt hatten. Mendovit erspähte Alles sehr genau.

„Wie viel sind ihrer?" fragte Robert.

„Zwei, nebst der Gefangenen," antwortete Mendovit.

Robert war todtenbleich, indem er sich bückte, um von einem Strauche einen Fetzen eines Spitzenschleiers aufzuheben, von dem er wußte, daß er zu Marias Brautstaat gehört hatte. Er biß die Lippen wild zusammen, dann fragte er vor Aufregung zitternd Mendovit von welchem Stamm er meine, daß die feindlichen Indianer seien.

„Sie sind vom Stamme der Mohawks," entgegnete Mendovit, „ich bemerke es an ihren Fußsohlen. Sie wollen am großen Fluß oder am See sich wieder zu den Ihrigen zugeben."

„Das sollen sie nicht!" rief Robert, wüthend den Boden stampfend; „ich will sie verfolgen, ich will meine Gattin wieder haben oder mit ihr sterben! Mendovit, Du kennst die Wege durch die Wälder, — willst Du mit mir gehen?" Er versprach ihm eine reiche Belohnung.

Der Indianer aber sprach im bedenklichem Tone:

„Sie werden durch den gefährlichen Engpaß von Achiecochook ziehen."

„Wir können sie wohl einholen, ehe sie die weißen Berge erreichen!" erwiederte Robert eifrig. „Du sollst die beste Flinte haben, die ich in Boston bekommen kann, Mendovit!"

Dies war freilich eine gewaltige Lockung für den Indianer; doch noch mehr wirkte bei ihm das Gefühl der Dankbarkeit, vorzüglich aber ein alter, unversöhnlicher Haß, den er gegen die Mohawks hegte. Rachsucht ist eine fast unüberwindliche Leidenschaft bei den Rothhäuten.

Mendovit war Christ geworden. Die nur äußerlich von ihm bekannte Lehre hatte noch nicht solchen Einfluß auf seinen Verstand und auf sein Herz geübt, daß er über frühere Vorurtheile sich gänzlich zu erheben und ungebührliche Leidenschaften zu unterdrücken wußte.

Nun hatten die Mohawk einen Glaubensgenossen beleidigt, deshalb schien seinem Urtheil zufolge die Unterstützung der Rachsucht desselben eine christliche Pflicht zu sein. Allein es gab Etwas, welches ernstlich Bedenken in ihm rege gemacht. Mendovit glaubte, die Indianer würden jenen grausen Bergpaß durchziehen, vor dem er abergläubische Furcht hatte. Aber Robert versicherte mit Bestimmtheit, sie würden die Mohawks einholen, ehe diese Agiecochook erreichen würden und er unterstützte sein Begehren mit so kräftigen Gründen daß der Indianer endlich einwilligte.

Die Sonne ging gerade unter, als man den Beschluß gefaßt hatte. Es wäre unvorsichtig gewesen, die Indianer während der Nacht zu verfolgen, und jetzt, wo die Möglichkeit vorhanden schien, Maria wieder zu erlangen, zeigte Robert sich verständig genug, auf seiner Freunde Rath zu hören und bis zum folgenden Morgen zu warten.

Die Nacht ward größtentheils zugebracht mit Vorbereitungen zu dem Unternehmen und mit Erwägungen, wie man die Indianer würde am besten angreifen können. Einige suchten dem jungen Mann jeden Versuch, seine Gattin mit Gewalt wieder zu nehmen, abzurathen, weil, wie sie versicherten, die Indianer ihre Gefangenen gewöhnlich ermordeten, wenn man sie angreife. Sie meinten, es sei besser, einen Boten zu den Mohawks zu senden,

welche ohne Zweifel läugnen würden, daß sie von der Gewaltthat etwas wüßten. Sie würden dann, meinte Mendovit, vielleicht verwenden, jene Gewaltthat sei warscheinlich von entlaufenen Stammesgenossen verübt worden, und darauf würde dann wohl die Unterhandlung über das Lösegeld für die Gefangene folgen.

Roberts Blut erstarrte ihm in den Adern, als er daran dachte, eine Uebereilung könne den Tod Maria's zur Folge haben; aber auf der andern Seite sei Unterhandlung über ihr Lösegeld eine ungewisse Sache, und dann könnte ihre Befreiung noch lange dauern. Auch fürchtete er, daß sie einer längern Dauer der Gefangenschaft erliegen werde, und er hoffte, die Indianer unvermuthet zu überfallen und Maria zu erlösen.

Ach, wie würde er sie dann an sein Herz drücken! Wie würde ihre liebliche Stimme seinen Namen, als den ihres Befreiers, aussprechen!

Er sprang hocherregt auf und stürzte vor das Haus, um zu sehen, ob das Morgenlicht sich noch nicht zu zeigen beginne. Bald graute der Tag.

Vollständig ausgerüstet, der Indianer mit seinem Schießgewehr und seiner Axt, Robert mit einer doppelläufigen Flinte, Pulver und Blei und einem Säbel, ferner Jeder von ihnen ein Packet tragend, worin Lebensmittel und einige Erfrischungen für Maria, gingen sie auf einen gewagten Zug aus, der ohne Zweifel gefährlicher war, als die Abenteuer manches stolzen Ritters, dessen Thaten in lebhaften Berichten ausgeschmückt werden und auf den Wappenschildern seiner Nachkommen prunken.

Nachdem Roberts Freunde ihn unerschütterlich in seinem Entschlusse gefunden, sagten sie ihm, auf sein eigenes Andringen, am Eingang des Waldes Lebewohl.

So drangen denn nun jene Beiden tief ins Dickicht ein, und der Spur der Indianer folgend, eilten sie ihnen Anfangs mit möglichster Schnelligkeit nach; doch bald begann Mendovit langsamer zu folgen und suchte Robert zu bedeuten, daß die Mohawks vielleicht Kundschafter einer großen Bande seien, und daß man alle Vorsicht anwenden müsse, um nicht unvermuthet in einen Hinterhalt zu gerathen. Robert würde, in seiner Ungeduld, sich diesem Zwange nicht gefügt haben, wenn es ihm möglich gewesen wäre, anders zu handeln; allein er vermochte Mendovits Schritte nicht zu beschleunigen, und sah sich daher genöthigt, ebenso seine eigene Hast zu mäßigen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein junger Buchhalter in einem Handelshause zu Lyon hatte sich zum letzten Jahreswechsel Visitenkarten anfertigen lassen, auf denen sein photographirtes Portrait zu sehen war. Ein guter Freund entwandte ihm das gefüllte Kartentäschchen, schrieb unter jedes Portrait: „N. N., 28 Jahre alt, Franzose und geimpft, wünscht zu heirathen. Hunderttausend Francs Mitgift. Feste Preise. Gute Empfehlungen. Moralität garantirt. Alle Abende zu sprechen im Klappstuhl Nr. — am Orchester." So wurden sämmtliche Visitenkarten, wohl couvertirt, an eine große Zahl reicher Kaufmannsfamilien, in denen sich heirathsfähige Töchter befinden, ausgeschickt. Das Spaßhafteste würde sein, wenn der junge Mann auf diesem Wege ohne sein Zuthun wirklich zu einer jungen, hübschen, reichen Frau käme.

„Jede Sache in der Welt hat ihre schöne Seite," sagte ein Gefangenwärter zu einem armen Teufel, der schon lange Zeit im Gefängnisse saß. „Mag sein," erwiederte der Gefangene, „aber die schöne Seite eines Gefängnisses ist gewiß nie inwendig."

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redacteur: Aug. Benz.

Nro. 10 VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 4. März 1860.

Ein Frauen-Duell auf Leben und Tod.

(Schluß.)

„Mein Gott, mein Gott!“ rief er; „es ist kaum glaublich und doch so wahr. Die Frau, welche man zum einzigen Schatz erwählt, ist nicht mehr wie eine elende Betrügerin, und ihr Name ist entehrt! Der Mann, welchen man Freund nannte, ist nur ein Dieb, welcher einem das Heiligste wie ein Feigling raubte. Warum hast du das gethan, Emmeline! Du hast mich unglücklich gemacht und ich war nicht mehr, als der Sklave deiner Störrigkeit. Ich liebte dich und du hast mich betrogen! Der Friede unsers Herzens ist gewichen und noch mehr: der Friede meines Herzens.“

Er ermannte sich, schritt rasch in sein Bureau und schrieb einige Zeilen. Emmeline blickte über seine Schultern und stieß einen Schrei aus.

„Eine Herausforderung!“ rief sie mit herzzerreißender Stimme; „aber es ist unmöglich! Du hast Abscheu vor dem Duell.“

„Ei ja,“ entgegnete Desparville schneidend, „ich gelte für einen feigen Menschen, nicht wahr, weil ich nicht gern den Degen zur Hand nahm, wenn du deiner Schmähsucht freien Lauf ließest! Aber es gibt Fälle, in welchen der Mann seine Gewohnheiten ablegen muß. Man verspottet den betrogenen Mann, welcher sich nicht Genugthuung zu verschaffen sucht; aber das Blut, welches fließt, gibt nichts zu lachen.“

„Das Blut, welches fließt!“ stieß Emmeline erschrocken hervor.

„Oh, fürchten Sie nichts, Madame!“ erwiederte er mit Ironie. „Ich bin kein Ignorant in der Kunst, Blut zu vergießen; jedes Mal, wenn Sie eine neue Schmähung oder Verläumdung ausstießen, habe ich eine Lektion in der Fechtkunst genommen; ich habe viele solche Lektionen nehmen müssen, Madame, und bin im Verbrechen des privilegirten Mordes wie zu Hause.“

Emmeline erschrack noch mehr, als sie den feigen Desparville in einen förmlichen Raufbold verwandelt sah, und sie fürchtete für den Grafen, welchem sie noch in diesem Augenblicke eine verbrecherische Leidenschaft bewahrte.

Desparville sandte das Kartell an den Grafen ab und zog sich in sein Kabinet zurück.

Als Emmeline allein war, überließ sie sich allen Schrecknissen, welche der Auftritt hervorgerufen. Sie verbarg sich nicht, daß das beabsichtigte Duell die blutige Affiche ihrer Entehrung sein werde. Ihre Gedanken verwirrten sich und am andern Morgen blieb sie krank zum Sterben im Bett liegen. Das Fieber und Delirium hatte sie ergriffen.

An demselben Tage um sieben Uhr früh, fuhren sechs Männer in zwei Wagen nach dem Wäldchen von Boulogne. Der Wald war frisch bethaut; ein leichter Morgenhauch strich durch die Zweige und die Vögel, die kleinen gemüthlichen Tenore und gelehrigen Baritons, welche niemals eine falsche Note singen, hielten ihre erste Generalprobe zu der großen Oper: „Die Gottheit in der Natur.“ Die Duellanten waren an Ort und Stelle. Diesmal galt es nicht einem Duell der Frauen à la Pompadour, sondern einem Kampf mit blanken Degen. Die zwei Gegner kreuzten ihre Blicke, dann kreuzten sie die Waffen. Die ersten Gänge waren lebhaft und kunstvoll. Der Graf versuchte Desparville einen listigen Stoß beizubringen, aber dieser parirte mit der Gewandtheit eines erprobten Fechters. Desparville stürzte nun auf den Grafen los und dirigirte seinen Degen auf seine Brust, aber dieser lenkte durch eine rechtzeitige Parade die drohende Waffe ab und der Stoß ging fehl. Endlich aber traf den Grafen ein fürchterlicher Stoß, der, weil er ihn kurz abschlug, tief ging und in die Lende eindrang. Der Getroffene stürzte nach wenigen Augenblicken ohnmächtig zusammen.

12.

Resultate.

Sechs Monate nach dem blutigen Rencontre finden wir Desparville wieder im Boulogner Wäldchen, aber diesmal nicht in der Allee, wo die Zweikämpfe stattzufinden pflegen, sondern in einer schattigen Baumgruppe, um zu promeniren. Desparville geht einfach zu Fuße an der Seite eines Freundes. Er ist traurig, blaß und hager. Sein Haar ist bereits am Ergrauen. An dem Hut trägt er einen Flor. Man sieht es ihm an, daß er einen großen Schmerz in seiner Seele birgt.

„Ah! Sieh doch die Dame dort“, sagt sein Freund zu ihm; ich kenne sie am Gespann, an ihrem Wagen, an der Livree der Bedienten. Ich sehe sie jedes Mal bei meinen Promenaden in dem Wäldchen; aber sie trägt stets das Antlitz verschleiert und gerade dadurch reizt sie die Aufmerksamkeit, denn Nichts ist pikanter als das, was sich verhüllt. Sieh doch, in diesem Augenblicke lüftet sie ein wenig den Schleier!“

Desparville sieht scharf nach der Dame, welche in Begleitung eines Mannes vorüberfuhr.

„Sie ist's! rief Desparville.

„Kennst du die Dame?“

„O sehr gut“, erwiedert der Gefragte gramvoll; „es ist die schöne Raimonde v. Verseuil.“

„Du sagst, die schöne Raimonde, aber es will bedünken, daß sie dieses Epitheton nicht verdient. Der junge Mann, der neben ihr sitzt, scheint ihr Anbeter zu sein; er spricht mit ihr mit auffallender Galanterie. Man merkt, daß ihn die Sonne der Liebe bescheint.“

„Oder der Mond der Ehe“, versetzt Desparville mit schmerzlichem Lächeln; „ich erkenne auch den jungen Mann, er ist seit acht Tagen mit der jungen Frau verheirathet und heißt Ludwig Savigny.“

„Es scheint, du kennst ihre Verhältnisse genau, Desparville.“

„Es ist eine blutige Geschichte, lieber Freund“, erwiedert Desparville zitternd. „Du kennst ja die Folgen meines blutigen Duells mit dem Grafen. Ein Duell zwischen jener Dame und meiner Verstorbenen ging diesem voraus.“

„Ah ein Duell der Frauen? Ein Duell mit Degen oder Pistolen?“

„Nein, ein Duell der List, der Finesse, der Rachsucht und des Neides; eine Perfidie von Emmeline vernichtet das schöne Gesicht Raimondens, aber die Verwundete gebraucht einen Brief als Waffe und dieser fatale Brief kostet meiner Frau das Leben. Die eine Frau kämpfte für die Ehre ihrer Familie und für ihr reines Herz, die andere für eine Infamie, für eine strafbare Leidenschaft. — Hu! Alles auf einmal!“

Desparville fährt sichtlich zusammen und wendet den wirren Blick zur Seite.

Ein noch junger Mann in sehr feiner Kleidung und mit düstrer Miene hinkt jenseits der Allee langsam vorüber. Es ist Graf d'Estere, welcher in Folge der im Zweikampfe erhaltenen Wunde ein gelähmtes Bein bekommen hat und seitdem nie mehr einen Salon betritt, um Eroberungen zu machen. Er führt ein trauriges Leben, weil die Nichtigkeit seiner Seele ihn nicht über den Mangel äußerer Ritterlichkeit und die Schmach des um einer schlechten Leidenschaft willen Besiegten zu erheben vermag.

Raimonde führt mit Ludwig Savigny, der sie täglich mehr schätzen und lieben lernt, ein zwar zurückgezogenes, aber deshalb nicht weniger glückliches Leben. Der gute, völlig vereinsamte Desparville ist zu beklagen.

Der deutsche Jäger.

Bei Gelegenheit des letzten Kongresses zu Paris brachte das französische Journal, „le Siècle,“ zur Illustration der politischen Stellung, welche Deutschland einnimmt, folgende pikante Anekdote mit deren Nutzanwendung:

Ein hoher spanischer Edelmann, welcher sich in Berlin aufhielt und Italien besuchen wollte, wünschte einen deutschen Jäger zu engagiren, dessen herkulische Figur seinem Gefolge Ehre machen, und dessen körperliche Kraft ihn zugleich bei etwaigen Raubanfällen in den Apeninnen oder pontinischen Sümpfen beschützen sollte.

Eine solche Person fand sich sehr bald, von riesiger Gestalt und langem Schnurbarte, — ein alter gedienter Soldat.

Froh über diesen Fund, kleidete ihn der Castilianer in glänzende Livree, versah ihn mit allen nöthigen Waffen, und unternahm seine Reise, ohne Furcht und Sorge, bis in die gefährlichsten und verrufensten Gegenden.

Allein eines Tages hatten dessen ungeachtet in einem dichten Walde sechs Räuber die Dreistigkeit, ihn anzugreifen. Die Reisewagen wurden angehalten, Kisten und Kasten durchsucht nnd alle werthvollen Gegenstände von den Spitzbuben in Beschlag genommen.

Während der ganzen Operation verhielt sich der riesige, wohlbewaffnete Jäger passiv, rührte kein Glied und sprach kein Wort.

Wüthend über diesen Feigling, flüsterte der beraubte Spanier den Spitzbuben zu:

„Könnt ihr nicht jenem großen Schlingel eine derbe Züchtigung dafür geben, daß er keine Hand zu meiner Vertheidigung erhoben hat?“

Der Vorschlag gefiel den Dieben und sie schickten sich an, ihn zur Ausführung zu bringen.

Allein kaum legten sie Hand an den deutschen Koloß, als dieser in Wuth gerieth, seiner Seits die Räuber angriff, sie alle zu Boden schlug, und ihnen alles Geraubte wieder abnahm.

Nachdem sämmtliche Effekten wieder in Ordnung gebracht und aufgepackt worden waren, wandte sich der Spanier an seinen Befreier, und sagte:

„Wie konntest Du, bei so viel Muth und so außerordentlicher Stärke, so lange ein müßiger Zuschauer meines Unglückes sein?“

„Verzeihung, gnädiger Herr,“ erwiederte der Jäger, — „— nur so lange, als keiner von den Spitzbuben mich angerührt hatte.“

Ist diese Person nicht ein treues und zugleich interessantes Bild des deutschen Neutralitäts-Systems?

Eine Brautfahrt in den Kolonien Nordamerika's.

(Eine wahre Begebenheit.)

(Fortsetzung.)

Mit einer gewissen Aengstlichkeit zogen sie dann weiter durch tiefe Wälder, wohin nie eines Weißen Fuß sich gewagt hatte. Allenthalben herrschte die größte Stille, außer wenn dann und wann das Geschrei eines einsamen Vogels mit widrigem Ton ihr Ohr traf, oder zuweilen ein Rascheln zwischen den dürren Zweigen die Beiden veranlaßte, den Athem anhalten, und horchend stille zu stehen, bis etwa ein Hirsch, quer an ihrem Pfade vorüber eilend, auf der andern Seite tief in den Wald drang, während sie nicht auf das Thier zu schießen wagten, aus Furcht, der Knall könnte ihre Feinde, die vielleicht in ihrer Nähe auf der Lauer lagen, in Bewegung bringen.

Den ganzen Tag erfüllte eine ängstliche Besorgniß, eine unbeschreibliche Unruhe, des armen Roberts Herz. Hätte der Tod ihm Maria geraubt, er würde weniger gelitten haben. Die Mißhandlungen, welche sie vielleicht erfahren konnte, schilderte seine aufgeregte Phantasie ihm als wirklich verübt, so daß jedes Geräusch ihn aufzufordern schien, zu ihrer Befreiung

herbeizueilen: der Aufschub und die fortwährend sich zeigenden Hindernisse machten sein Blut kochen, so daß er vor Wuth sich kaum zu bezwingen vermochte."

Mendavit war über Roberts Ungeduld höchst erstaunt; er wollte sich mit größter Ruhe gehörig Zeit nehmen, die Spuren ihrer Feinde zu untersuchen und zu berechnen wie weit diese noch voraus seien und wann sie dieselben vermuthlich einholen würden. Dies wäre bald genug geschehen, wenn die Mohawks immer den geraden Weg gezogen wären; doch als ob sie die Verfolgung vorhergesehen, hatten sie es beständig darauf angelegt, letztere zu vereiteln. Mehrmals waren sie auf ihrer eigenen Fährte zurückgekehrt; dem Laufe des Flusses folgend, hatten sie sich zuweilen ins Wasser begeben und waren hin und her gekreuzt an Stellen, wohin nur ein Indianer ihnen nachzuspüren im im Stande war.

Aus diesen Vorsichtsmaßregeln schloß Mendavit, daß die Wilden nicht in großer Anzahl beisammen seien, und am Morgen des vierten Tages gab er Robert die Versicherung, daß sie Maria, falls sie noch lebe, bestimmt und bald erretten würden.

Sie näherten sich nun den Bergen. Es war dringend nothwendig, daß sie die Mohawks einholten, bevor diese den gefürchteten Bergpaß erreichten. An den Fußspuren bemerkten sie, daß Maria nicht zu Fuß ging — vielleicht war sie dazu nicht im Stande. Robert zitterte und preßte sein Gewehr mit krampfhafter Spannung an sich, während bei jeder Fußspur seine Augen in allen möglichen Richtungen umhersuchten, und er in ängstlicher Erwartung schwebte, daß seine Furcht vor dem Schlimmsten nur allzuwahr sich erweisen möchte. Ja, hätte er Mariens zerfleischten Leichnam gesehen, so hätte die Beklommenheit seines Herzens kaum stärker sein können.

Das Wetter, welches, seit er Dover verlassen und auch einige Zeit vorher, trocken und warm gewesen war, veränderte sich nun plötzlich; sie schienen in einem andern Himmelsstriche zu sein. Dichte dunkle Wolkenmassen umlagerten die Berge und umgaben bald den ganzen Horizont. Nächtliche Finsterniß war auf einmal über die ganze Gegend ausgebreitet. Der Wind erhob sich und wehte zuweilen mit der Heftigkeit eines Sturmes. Mehr bedurfte es nicht, um auf eine bereits erschütterte Phantasie zu wirken. Der Urwald seufzte wie aus Furcht vor der Annäherung eines fürchterlichen Unheils. Die Stämme der stärksten Bäume wurden erschüttert und senkten die hohen Wipfel fast bis zur Erde hinab, während die hohen Bergwinde in den schaurigsten Tönen durch die Felsenklüfte heulten.

„Wir müssen umkehren," sagte Mendovit, stehen bleibend, „wir können sie nicht mehr einholen. Der geheime Weg von Agiecochook soll von Mendovit nicht betreten werden."

„Du mußt!" erwiederte Robert mit befehlender Stimme, da er den Grund des Zögern seines Begleiters nicht begriff. „Du mußt! aber Du brauchst nicht zu kämpfen. Zeige mir die Mohawks, und wenn ihrer zweihundert wären, dennoch will ich Maria aus ihren Händen retten!"

Ein plötzlicher Schreck unterbrach seine Worte, indem ein so blendender heller Blitzstrahl aus den Wolken herabschoß, daß für einen Augenblick die Berge in ihrem ganzen Umfang deutlich gesehen wurden — nicht nur ihre hohen Gipfel, die den Himmel zu berühren schienen sondern auch die klaffenden Höhlen und jähen Tiefen, einige fest wie die Grundpfeiler der Erde, und andere scheinbar in der Luft hängend und die unter ihnen Befindlichen bedrohend, auf ihre Häupter hernieder zu stürzen — die dunklen Waldbäume mit ihren Wurzeln und Fasern zwischen Abgründe geschlungen, über welche sie sich, gleichsam zu ihrer Sicherheit

festklammerten. Es folgte ein fürchterlicher Donnerschlag, dann strömte der Regen gleich einem Wolkenbruch hernieder.

Es wäre fruchtlos gewesen den Versuch zu wagen, weiter zu gelangen, während Wind und Regen so wüthend anhielten. Robert fragte den Indianer, wo sie Schutz vor dem Wetter finden könnten. Mendovit sprach kein Wort, machte jedoch eine Bewegung nach der Westseite des Berges, an dessen Fuße sie standen, und begann eilends aufwärts zu klettern. Schweigend folgte ihm Robert. — Der Pfad war steil und erheischte die größte Vorsicht; aber der Indianer war mit den Schwierigkeiten bekannt und besiegte sie leicht. Sie erreichten beide eine Grotte auf der andern Seite der steilen Anhöhe und gelangen glücklich hinein.

So waren sie nun vor der Wuth des Sturmes geschützt, doch sahen und hörten sie noch immer den angsterregenden Aufruhr in der Natur. Es schien, als seien Luft, Feuer und Wasser losgelassen, um ihre zuckende und bebende Beute, die Erde, zu zerreißen. Der unaufhörlich in blendendem Schimmer sich schlängelnde Blitz — das fürchterliche Rollen des Donners, der die Berge in ihren Grundfesten erzittern und erdröhnen machte — der Regen, der in Strömen aus den schwarzen Wolken niederstürzte, und das Heulen des durch die hohlen Bergklüfte tobenden Windes — das häufige und laute Krachen einstürzender Bäume — dies alles zusammen bildete eine furchtbar erhabene Naturszene, welche die Seele zwar zu fühlen, aber keine Feder zu beschreiben vermag.

Mitten im Kampf der Elemente fürchtete Robert keine Gefahr; er dachte nur an sein Weib. Bei jeder neuen Zunahme des Gewitters rief er wild ihren Namen. Seine Kniee zitterten, und große Schweißtropfen entrollten seiner bleichen Stirn. Bald begab er sich nach dem engen Eingange der Grotte um zu sehen, ob das Wetter ruhiger werde; bald wieder suchte er die dichteste Finsterniß der Höhle, wo er verzweifelnd sich auf den Felsen niederwarf und die Augen schloß, als versuche er alle Gedanken aus seiner Seele zu verbannen.

*
* *

Bis nach Mitternacht währte der Sturm. Da wurden plötzlich sonderbare Laute vernehmbar, während der Wind etwas nachgelassen hatte. Sie glichen weder dem Laute irgend einer menschlichen Stimme, noch dem Gebrüll oder Geschrei eines wilden Thieres, sondern dem hohlen, schaurigen Rufe eines überirdischen Wesens, wie eine warnende Stimme in des Zuhörers Ohr erklingend.

Von Schrecken erfüllt sprang Robert empor. Beim hellen Lichte des Blitzes gewahrte er, daß auch Mendovit sich erhoben hatte. Dieser ließ rathlos die Hände niederhängen, und sein Gesicht drückte eine innere Angst und eine Verlegenheit aus, wie man sie bei Leuten seiner Farbe selten bemerkt.

„Es ist die Stimme Abamaho's!“ sprach der Indianer leise und mit zitternder Stimme. „Ich habe sie früher schon einmal gehört. Er verlangt ein Opfer!“

„Wo ist er?“ fragte Robert, sein Schwert ziehend.

„Er ist der Geist des finstern Landes,“ sagte Mendovit, sich niederbückend, als ob er vor einem furchtbaren Gegenstande Schutz suchen wollte; „er herrscht über diese Berge, er kommt im Sturm, und Keiner, den er zum Verderben ausersehen, vermag ihm zu entrinnen.“

Roberts Seele war so ganz erfüllt von Maria und deren Befreiung, daß kaum ein anderer Gedanke oder Kummer um etwas Anderes in ihm aufgestiegen war seit er sein Haus verlaßen hatte. Der gräßliche Laut, den er so eben vernommen, und Mendovits sonderbare Reden erregten jedoch seine Neugier, zu erfahren, was diesen Indianer so sehr entsetzt hatte, während er an Agiceochoock dachte.

Ein heftiger Seufzer entfuhr dem armen Mendovit; dann fuhr er fort:

„Diese Berge gehören Abamaho, dem bösen Geiste. Er begünstigt stets die Mohawks, und um ihnen einen Weg zu bahnen, als sie vor den Pfeilen Jookenchosens, des Helden von Massachusetts, flohen, riß er den Berg auseinander. Der böse Geist saß auf dem höchsten Gipfel des Gebirges, und er winkte den Mohawks, hindurch zu ziehen, indem er seine Hand auf die Brust legte. Sie gehorchten und kamen in Sicherheit; doch als Joockenchosen ihnen folgen wollte breitete der Geist seine Arme aus, und große Steine und Bäume wurden auf die Verfolger herabgeworfen, bis Alle, mit Ausnahme des Häuptlings, umkamen. Dies geschah viele Monate früher, als die weißen Männer erschienen; doch keiner unserer Tapfern durfte nach Agiecochoock sich wagen, die Gebeine der Erschlagenen zu sammeln. Endlich ward mein Vater Oberhaupt von Massachusetts. Er war ein großer Häuptling. Sein Stamm war zahlreicher als im Sommer die Blätter im Walde. Tausend Krieger folgten seinen Schritten, und er sagte, er wolle die Gebeine seiner Väter aufsuchen und zurückbringen. Er rief seine jungen Männer zusammen und nahm mich mit, auf daß ich den Weg möchte kennen lernen. Damals war ich ein Kind, ich konnte den Bogen eines Kriegers noch nicht spannen — aber sie zogen nicht aus, um zu kämpfen."

Hier hörte Mendovit auf, und Robert bemerkte am Tone seiner Stimme, daß die Erinnerung an frühere Jahre schwer auf seinem Herzen lastete — Nach einigen Augenblicken traurigen Schweigens fuhr Mendovit weiter fort:

„Wir kamen bei Agiecochoock an. Der Sturm heulte fürchterlich, so wie Du ihn jetzt hörst. In dieser nämlichen Grotte brachten mein Vater und ich die Nacht zu. Wir vernahmen Abamaho's Stimme. Morgens sahen wir ihn auf seinem Felsen sitzen. Er winkte mit der Hand, daß wir gehen sollten; ich sah es und bebte, aber mein Vater wollte sich nicht eher entfernen, bis er alle geheimen Stellen durchforscht habe. Doch die Gebeine unserer Vorfahren waren verloren. Wir kehrten zu unserm Stamme zurück, aber der böse Geist sandte einen Fluch über uns. Seuchen rafften unsere Männer und Jünglinge dahin; die Mohawks tödteten die Greise und Kinder; mein Vater fiel von ihren Pfeilen. Seinen Tod habe ich gerächt, doch die Vertilgung meines Volkes vermochte ich nicht abzuwenden. Mehrmals wanderte ich nach Agiecachoock, um Abahamo zu versöhnen. Wir flehten dort wie hier: es war vergeblich."

Hier schwieg der Indianer wieder, tief bewegt.

Robert, der mit steigendem Interesse seiner Erzählung zugehört hatte, fragte ihn, wo der Rest seines Stammes sich jetzt befinde.

„Junger Herr", sagte Mendovit, mit düsterer, doch stolzer Miene sich erhebend, während das Licht des Blitzes seine schlanke, große Gestalt und die grauen Locken sehen ließ, die seine ehrwürdige Stirn umwallten, „einst führte ich ein Heer an, zahlreicher als die Bäume jenes Waldes. Ich war Häuptling eines mächtigen Volksstammes — jetzt irrt Mendovit allein umher Ich bin der letzte meines Stammes." (Schluß folgt.)

Ahnung.

Ach, bald wird die heiße Stunde schlagen,
— Noch begreif' ich's faß' ich's nicht —
Eh' die Bäume wieder Blüthen tragen,
Ach, vielleicht noch vor des Lenzes-Tagen
Lischt mein Lebenslicht.

Doch, was hab' ich denn, o Gott, verbrochen,
Daß Du mich so frühe rufst
An die ew'gen Pforten anzupochen —
Ach was hab' ich in der Welt verbrochen,
Die so schön du schufst.

Und von Allem, Allem soll ich lassen — —
— Herr, 's ist dein Gebot, —
Doch vom Freund, dem Theuern zu lassen,
Seine Sehnsucht, seine Trauer fassen,
„Zweifach ist's der Tod.“

Sulamith.

Sprachbemerkung. Den Puristen, welche gern statt des fremden Wortes „Kanone“ ein deutsches haben möchten und doch das altdeutsche: Donnerbüchse, nicht wieder einführen wollen, ist vielleicht mit der Erinnerung gedient, daß man die Kanone im 16 Jahrhunderte auch „Karrenbüchse“ nannte, weil sie auf einem Karren (Lafette) fortgeschafft ward, zum Unterschied von Hakenbüchse oder Flinte, so genannt, weil man sie der Schwere wegen beim Abfeuern auf einen Bock (fourchette) mit zwei Hörnern stellte, zwischen welchen das Feuerrohr mit einem Hacken befestigt war. Bei Wiederaufnahme jenes Wortes hätte man auch das Wort Lafette mit überwunden, welches man natürlich durch Büchsenkarren übersetzen müßte.

Ein gutes Geschäft für Denuncianten. In Georgia, (Nordamerika,) findet man an einer Brücke folgende Warnung: „Wer über diese Brücke rascher als im Schritt fährt, soll, wenn er ein weißer Mann ist, um fünf Dollars bestraft werden; ist er aber ein Neger, so soll er fünfundzwanzig Peitschenhiebe erhalten: Die Hälfte der Strafe empfängt der Angeber.

(Verschwind Du, Bärbele.) Einen großen Triumph bei Ausübung seiner Zauberkünste feierte kürzlich ein Escamoteur in Stuttgart. In einer Vorstellung, welche der König mit seiner Umgebung besuchte, war der Saal gedrängt voll Menschen, und das mit Verwunderung angestaunte Kunststück, wo der Künstler seine Frau verschwinden läßt, erregte am Schluß der Vorstellung so große Sensation, daß von Seiten des Publikums ein Dacapo-Ruf erklang der gar nicht endigen wollte. Da trat der Zauberer hervor und hielt in gemessenen Worten eine Rede, worin er bedauerte, dem Wunsche nicht willfahren zu können. „Meine Frau,“ meinte er, „diese ist verschwunden, ist nicht mehr zur Stelle. Wenn ich im Orient lebte, wo dem Mann das Halten zweier Weiber gestattet ist, würde ich die zweite verschwinden lassen, so aber lebe ich in einem christlichen Staate, wo dieß nicht möglich. Aber dennoch ist es möglich, dem allgemeinen Wunsche nachzukommen; ich will eine andere Frau verschwinden lassen. Wer von den verehrten Damen bereit ist, nahe sich gefälligst hier dem Tisch.“ — Da war alles mäuschenstill, kein Laut, kein Wort, als plötzlich ein Bräumeister das Schweigen brach und laut im schwäbischen Dialekt zu seiner Ehehälfte sprach: „No, Bärbele, verschwind äwe Du a mol!“ — Diese naive Aufforderung rief eine allgemeine Heiterkeit hervor, welche in ein wahrhaftes Beifallsgejauchze überging, als die corpulente Frau Bräumeisterin ihrem Gemahl für diese Zumuthung eine derbe Ohrfeige spendete und dieser solche ruhig hinnahm.

Das Duelliren wird in Paris so sehr zur Manie, daß es lächerlich werden wird, und dann dürfte man dort wohl davon befreit werden. Ein Herr wechselte kürzlich seinen Schneider. Bei seinem neuen Schneider ließ er sich einen Frack machen. Eines Tages kam der Schneider und bat den Herrn, ihm zu sekundiren da er ein Duell habe. Der Herr sagte: Sie haben mir einen Frack gemacht? — „Einen Frack nichts als einen Frack.“ — Gut denn, wie wollen Sie, daß ein Mensch, dem Sie nur einen Frack gemacht haben, Ihnen als Zeuge diene? Ah, wenn Sie mir wenigstens einen Paletot gemacht hätten, wäre es etwas anderes; warten wir also bis wir uns länger kennen.“

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: Aug. Benz.

Nr. 11. VI. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 11. März 1860.

Ein Blatt aus dem Leben Katharina II.

Von L. T.

1.

Es war an einem Tage im Monat April 1772, als ein junges Weib, ein Kosak und ein Mönch am Fuße eines jener Riesenfelsen bei einander saßen, welche in so großer Anzahl über die Steppen des Irghis zerstreut liegen.

Die Frau war nicht regelmäßig schön zu nennen, aber ein unbeschreiblicher Liebreiz lag doch in dem sanften Ausdruck ihrer Züge.

Der Kosak war groß und stark gebaut; sein blondes Haar fiel in langen Locken über die Schultern herab und verband sich im Gesichte mit einem dichten und krausen Barte. Sein Name war Twogaroff.

Der Mann im Mönchskleide dagegen war klein und leichtgebaut; aber aus seinen Augen sprühte ein düsteres Feuer, und obgleich er keine Art von Bart trug, so hatte sein Gesicht doch einen nicht minder wilden Ausdruck als das seines Gefährten. Er nannte sich Jemelha Pugatschew.

Geboren im Lande der Kosaken, im kleinen Dorfe Simoweisk, hatte er mehrere Jahre unter den russischen Fahnen gefochten, war aber zur Zeit der Belagerung von Bender desertirt und nach Polen geflohen, wo er bei einigen Mönchen der griechischen Kirche Zuflucht fand. Dort ging ihm eine neue Welt auf, und als er später in seine heimischen Steppen zurückkehrte, war seine Brust von einem unwiderstehlichen Verlangen nach Erhebung und Größe erfüllt.

Die Zeitverhältnisse begünstigten seine Bestrebungen.

Peter III. starb eines gewaltsamen Todes. Pugatschew besaß viel persönliche Aehnlichkeit mit ihm und beschloß, im Vertrauen hierauf, sich für diesen Prinzen auszugeben. In Moskow wagte er es natürlich nicht zu thun, denn dort war der Tod desselben notorisch, da sein Leichnam mehrere Tage auf dem Paradebett öffentlich ausgestellt worden war: aber in den Steppen des Irghis, unter den halbwilden Bauern durfte er auf genug gläubige Ohren und eine hinreichende Anzahl Anhänger für die von ihm beabsichtigte Rebellion zählen.

„Ist es denn wahr", begann die Kaiserin mit verächtlichem Lächeln, „daß dieser Kosak seinen Kopf so hoch trägt, daß Niemand seine Züge erkennen kann?"

„Sie würden leicht erkennbar werden", erwiederte die Prinzessin Aschoff, „wenn Ew. Majestät geruhen wollten, ihn mit etwas schärferen Waffen, als bloßer Verachtung zu bekämpfen. Die Rebellion ist viel gefahrdrohender, als man anfänglich glaubte. Alle Leibeigenen und der größere Theil der Geistlichkeit haben sich ihr angeschlossen."

„Mag sein", versetzte Katharina, sich ärgerlich in die Lippen beißend, „aber was sind diese Leibeigenen? Nichts als viehische Geschöpfe, die nur zu kriechen gewohnt sind, und es nicht wagen, ihre Ketten zu zerbrechen, aus Furcht, das Geräusch möchte unser Ohr erreichen. Was die Priester betrifft, so ist ihre Habsucht eine genügende Bürgschaft für ihren Gehorsam. Einige tausend Rubel machen sie treuer und knechtischer, als sie je zuvor waren. Hätten wir nicht den Krieg mit der Türkei, und wäre Bibikoff nicht ein so jämmerlicher General, so würde diese lächerliche Insurrektion längst unterdrückt sein."

Nach diesen Worten schwieg die Kaiserin einige Augenblicke, nahm dann ihre Feder und sagte, zum Grafen Panin gewandt:

„Verzeihen Sie, Graf; ich muß meinen Brief an Voltaire beendigen."

In diesem Augenblick trat ein Ordonnanz-Offizier bleich und mit Staub bedeckt ein und nahte sich der Kaiserin.

Katharina blickte ihn kalt an und fragte:

„Was haben Sie zu berichten?"

„Traurige Nachrichten, Majestät!" lautete die Antwort. „Alle gegen Pugatschew geschickten Heeresabtheilungen sind geschlagen worden; er hat bereits Rapjppnais nud Katischewa genommen. Obrist Buloff ist mit der ganzen Besatzung von Orenburg niedergehauen worden, und den berühmten Astronomen Lowiecz haben sie gepfählt und seinen Leichnam auf Piken umhergetragen, damit er, wie sich Pugatschew ausgedrückt haben soll, „den Sternen desto näher sei." Mehrere Städte sind in Asche gelegt worden, und die Insurgenten sind nur noch drei Tagemärsche von den Thoren Moskow's entfernt."

„Gut, gehen Sie!" versetzte Katharina mit vollkommenster Gemüthsruhe.

Sie beendigte den Brief an Voltaire, verschloß ihn und übergab ihn dann einem aufwartenden Kammerdiener mit dem Befehle:

„Ein Courier nach Fernoy."

3.

Der erstattete Bericht war nicht übertrieben; Pugatschew hatte sein Lager fast vor den Thoren von Moskow aufgeschlagen. Allein seiner Siege ungeachtet war der Mann jetzt weniger furchtbar als früher; er hatte sich, berauscht von seinen unerwarteten Erfolgen, Ausschweifungen aller Art hingegeben und dadurch die Herrschaft über seine Parteigenossen verloren. Wenn Twogaroff und Sophie ihm noch treu blieben, so geschah es nicht mehr aus Anhänglichkeit, — wenigstens nicht von Seiten des Ersteren; denn Pugatschew hatte seine Frau, die Tochter desselben, verstoßen, um sich mit einem Freudenmädchen zu verbinden.

Fast selbst beunruhigt über die Größe seiner fortwährenden Triumphe, wollte er im Au-

genblicke, als es darauf ankam, die Früchte seines Betruges zu ernten, sich lieber der Hinterlist bedienen, als eine entscheidende Schlacht wagen.

Mit Hilfe eines bestochenen Offiziers der kaiserlichen Leibgarde hoffte er, sich der Person Katharina's so nähern zu können, daß er sie erdolchen konnte. Ein Licht von der Terrasse der Hermitage, dem Lieblingsaufenthalte Katharina's, aus sollte seinen Anhängern als Zeichen gelten, daß der Mord ausgeführt sei.

Es war am Abende des hierzu bestimmten Tages, als Twogaroff vor den Zelten, welche die Insurgenten längs des Ufers der Moscowa aufgeschlagen hatten, unruhig auf und abging. Verbissene Wuth leuchtete aus seinen Augen, die er nur mühsam zu unterdrücken suchte.

Seine Tochter, in geringer Entfernung von ihm sitzend, beobachtete ängstlich den Ausdruck seiner Züge, und je länger sie ihn betrachtete, desto mehr stieg ihre Angst, bis sie endlich, von einem plötzlich aufsteigenden Gedanken ergriffen, sich ihm weinend nahte.

„Vater", sagte sie mit flehender Stimme, „vergib mir, — aber — Du willst doch nicht Jemelha tödten?"

„Ich ihn tödten? Kind!" rief der Kosak mit sonderbarem Lächeln; „ich ihn tödten? Bin ich nicht sein Freund, sein Vertrauter, sein Mitschuldiger?"

In diesem Augenblicke trat Pugatschew, erhitzt von Wein, an der Seite seines neuen Weibes aus einem der Zelte hervor.

„Jemelha, es ist Zeit!" rief der Kosak, die Augen senkend, um den Grimm seines Innern zu verbergen. „Dein Anzug als Leibgardist liegt bereit. Die Wache an der Rogoskaia-Pforte ist mit uns einverstanden. Sei kühn, und Du wirst Kaiser werden!"

„So komm' und kleide mich an!" rief Pugatschew.

Er warf einen etwas zweifelhaften Blick auf die Gebäude Moscow's, die sich gleich riesigen Phantomen, von den Schatten der sinkenden Dämmerung umhüllt, in der Entfernung zeigten. Dann, die hochverrätherische Kleidung anlegend und sein schamloses Weib noch einmal an die Brust drückend, ging er.

„Fluch und Verdammniß!" murmelte der Kosak im drohend nach.

4.

In der Vorhalle der Hermitage, in deren stattlichen Räumen Katharina so oft die Pflichten eines Weibes und die Würde einer Kaiserin vergaß, stand vor der Thüre eines Zimmers, dem Privatgemach der Kaiserin, ein Leibgardist Wache. Bleich wie der Tod und regungslos wie eine Statue, schien er nur zu warten, bis alle Töne im Palast erstorben sein würden. Dann plötzlich sich wendend, öffnete er schnell die Thüre, schloß sie wieder hinter sich, und stand vor Katharina II.

Die Kaiserin erschrak. Ein dunkles Gefühl von Furcht bemächtigte sich ihrer, während sie staunend die vor ihr stehende Figur betrachtete, welche eine täuschende Aehnlichkeit mit ihrem verstorbenen Gemahle an sich trug.

Im nächsten Augenblicke hatte sie sich jedoch gefaßt. Sie erkannte, daß die Absichten des Eindringenden hochverrätherischer Art waren und ihre erste Bewegung war deshalb die Rich-

tung nach dem Kamine zu, auf dessen Gesims eine Pistole lag; allein Pugatschew trat ihr in den Weg.

„Katharina, sagte er leise, „kennen Sie mich?"

„Lege Deine Maske ab, Schauspieler; ich weiß, daß Du ein Betrüger bist."

Die Augen des Kosaken flammten? Katharina bebte. Sie liebte das Leben; sie war eine Herrscherin, besaß Macht und Schönheit, und vergötterte das Vergnügen.

Einen Augenblick lang erwog sie die Gefahr, und im nächsten war ihr Entschluß in Bezug auf die Mittel gefaßt, durch die sie sich schützen wollte. Plötzlich ihren Ton ändernd, wurde sie demüthig; Bitten traten jetzt an die Stelle der Schmähungen.

„Sie können mich nicht täuschen," rief sie; „Sie sind nicht Peter III., aber Sie sind einem Kaiser tausendmal mehr ähnlich, als er. Ihre Klugheit und Ihr Muth verleiht Ihnen, was kein Purpur geben kann."

Während dieser Worte war sie unmerklich dem Kamingesims näher gekommen.

„Ich segne den Zufall, der Sie diesen Abend hieher geführt hat," fuhr sie fort. „Ich bin des Lebens müde, das ich bisher geführt habe, — so wie Sie wahrscheinlich auch der Rolle überdrüssig sind, die Sie bisher gespielt haben. Verbinden Sie Ihr Schicksal mit dem meinigen! Kommen Sie und theilen Sie meinen Thron! Seien Sie mein! Ich kann unendliche Wonnen Dem bereiten, zu dem ich sage: „„ich liebe Dich!"" Jemelgha Pugatschew, schlagen Sie meine Liebe aus?"

Sie, ein schönes und bewundertes Weib, eine Beherrscherin von fünfzig Millionen Unterthanen blickte mit Augen der Liebe auf den armen Kosaken hinab.

Während Pugatschew diese süßen und berauschenden Worte hörte, fühlte er sich einer unwiderstehlichen Macht unterliegend, denn in den Ausschweifungen der letzten Zeit hatte sein Charakter die Festigkeit verloren, die ihm früher eigen war.

„Katharina!" rief er, „Sie besitzen eine Macht zu bezaubern, der ich nicht widerstehen kann. Nein, ich bin nicht Peter III. sondern nur ein armer Kosak, geboren in den Steppen des Irghis. Sie bieten mir Ihre Liebe, ich nehme sie an. Ich gebe meine ehrzeigigen Pläne auf, denn der Gedanke, Ihre Krone zu theilen, hebt mich zu einer Wonne empor, die meine kühnsten Träume nie erreichen konnten. Ich will Ihnen dienen wie ein Sklave; ich will Sie anbeten wie —"

Eine auffallende Veränderung war, unbemerkt von ihm, während er sprach, in ihren Zügen vorgegangen.

Plötzlich, ehe er den angefangenen Satz beendigen konnte, sprang sie auf das Kamingesims zu, ergriff die Pistole und richtete sie auf seine Brust.

„Nieder auf die Knie, Sklave Bauer? rief sie; „nieder auf die Knie vor deiner Herrscherin und Richterin!"

Wuth sprühte aus den Augen des Kosaken.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Brautfahrt in den Kolonien Nordamerika's.

(Eine wahre Begebenheit.)

(Fortsetzung.)

Nach diesen Worten sank er nieder und bedeckte sein Angesicht mit beiden Händen.

Robert hatte ein thätiges, doch glückliches Leben geführt. Er war heitern Gemüths, und daher nicht geneigt gewesen, das menschliche Leben von der dunkelsten Seite zu betrachten. Er hatte geglaubt — wie die Jugend so gerne glaubt — die Erde sei blos zum Glück des Menschen erschaffen, und Glück und Freude werde kein Ende nehmen. Doch wenige Stunden hatten ihn die Eitelkeit und Wandelbarkeit alles Erschaffenen auf eine schreckliche Weise kennen gelernt. Dort draußen und rings um ihn den vernichteten Sturm, der die Werke der Natur in Staub zermalmte — hier in der Grotte Mendovit sowohl wie er selbst, Beide redende Beweise der Hinfälligkeit des menschlichen Glücks! — Innig betrübt setzte Robert sich nieder, und während das Bild von der Ungewißheit der menschlichen Schicksale so lebhaft und traurig seinem Geiste sich darstellte und die düstern Gedanken an seine eigene, herzzereißende Erfahrung hinzutraten, weinte er wie ein Kind. Die Thränen, welche er vergoß, galten nicht blos seinem eigenen Leide: er beweinte die Mißgeschicke, denen der Mensch ausgesetzt ist, und begann über die Ursachen all' dieser Uebel nachzudenken. Nie hatte er ein so demüthiges Gebet verrichtet, als jetzt aus dem Innersten seiner Seele emporstieg, indem er sich tief beugte vor dem Allmächtigen, der allein zu dem Trauernden sprechen kann: Friede sei mit Dir; und der dem Sturm gebietet; sei stille!

Sanfte Ruhe senkte sich allmählig in Roberts zerschlagenes Herz — die Ruhe des Gottvertrauens — und so sank er endlich in einen tiefen Schlafe aus dem er nicht eher erwachte, bis sein Begleiter ihn weckte.

Es war schon spät am Morgen. Der Sturm hatte ausgetobt. Sie verließen die Grotte, um zu sehen, wie der Sturm gewüthet habe. Eine dem Rauche ähnliche Ausdünstung entstieg den tröpfelnden Bäumen und dem feuchten Boden unter ihnen und um sie her, so daß die meisten Verheerungen des Sturmes ihren Augen noch verborgen blieben. Die Dünste bewegten sich langsam längs den Seiten des Gebirges, bis sie dessen Gipfel ganz bedeckten; doch waren sie keineswegs so drohend, wie in der verflossenen Nacht. Die Wolken haben sich entladen; vom Lichte beglänzt zeigten sie sich von weißer Farbe und begannen allmählig vor der Morgensonne zu verschwinden, obgleich deren Strahlen die dichten Dünste noch nicht durchdrangen. Der Wind hatte sich gänzlich gelegt, nichts unterbrach die feierliche Stille, außer dem eintönigen Geräusch eines Wasserfalles in einiger Entfernung von der Grotte.

Während Robert die jetzt in der Natur herrschende Ruhe mit dem wilden Aufruhr der Elemente verglich, von welchem er vor wenigen Stunden Zeuge gewesen, klopfte Mendovit ihn auf die Schulter. Er schaute sich um, und erblickte die Gesichtszüge des Indianers bleich und schreckverzerrt. Derselbe stierte einen hohen Berg an, der in einiger Entfernung von ihm sich erhob. Oben auf der Kuppe des Berges ruhte eine dunkle Wolke, und diese erschreckte Mendovit so sehr.

„Es ist Abamaho!“ flüsterte er mit leiser Stimme, und in der That, wenn man der Phantasie etwas Raum ließ, glich diese Wolke täuschend einer menschlichen Gestalt von riesiger Größe. Ihr dunkles Antlitz, einer Wolke von hellerer Farbe zugekehrt, schien, von der Seite aus gesehen,

in der That lebendig zu werden; ein hervorragender Theil, der für einen Arm gelten konnte, streckte sich, bis auf eine bedeutende Entfernung, drohend aus — und dann hing das Uebrige, das in den Augen des Indianers einem weiten Oberkleide gleichen mochte, wallend aufgehäuft darnieder und bedeckte den umstarrenden Abgrund.

„Dein böser Geist,“ sagte Robert halb lachend, als er bald seinen Begleiter, bald wieder die Wolke anschaute, „Dein böser Geist hat aber eine ungeheuer große und schiefe Nase.“

„Stille!“ sagte Mendovit, ihm in die Rede fallend.

Jetzt begann der Theil der Wolken, welcher den Arm des Geistes darstellte, sich langsam nach dem aus den Wolken gebildeten Körper hinzubewegen, und zwar auf eine so sehr ähnliche Weise, daß der Indianer dies leicht für das Legen von Abamahos Hand auf die Brust halten konnte.

Mendovit hielt während der Bewegung der Wolke seinen Athem an, und sprach darauf leise:

Abamaho ist versöhnt; wir dürfen jetzt in Sicherheit weiter ziehen!

Und nun schöpfte er tief Athem, gleich wie ein ins Wasser gesunkener Mann, wenn er wieder in die Höhe auftaucht.

Nachdem sie einige Erfrischungen zu sich genommen hatten, verließen sie ihren Zufluchtsort und begannen die Wanderung fortzusetzen. Das Unwetter hatte alle Fußspuren der Mohawks verwischt; allein es gab nur einen einzigen Weg durch den Bergpaß; wer sich daher einmal hier genähert hatte, der mußte vorwärtsgehen oder zurückkehren.

Jetzt sahen die Wanderer erst recht die Verwüstungen des Sturmes. Ihr Weg war fast ungangbar wegen umgestürzter Bäume, Felsenstücke, tiefer Klüfte und schäumender Wasserfälle, welche aus den Seiten des Gebirges entsprangen, und ein Anschwellen des durch den Bergpaß fließenden Flusses verursachten.

Ueber eine Stunde waren sie schweigend und behutsam weiter gegangen, als Mendovit plötzlich stehen blieb, und Robert ins Ohr flüsterte:

„Ich rieche Rauch!“

Bei diesen Worten kroch er auf Händen und Füßen vorwärts, so leise wie eine Katze, die ihrer Beute nachstellt. Einige 50 Schritt weit lag ein hoher, vom Sturm entwurzelter Baum; hinter diesem versteckt richtete Mendovit sich halb auf, und lauerte zwischen den Wurzeln durch, um zu untersuchen, was vor ihm sei. Bald gab er Robert einen Wink, näher zu kommen. Dieser, dem Beispiel seines Begleiters folgend, kroch ebenfalls vorwärts und erblickte in einiger Entfernung von ihm — Maria!

Sie saß mit Mohawks unter einem überhängenden Felsen, der ihnen zum Schutz gegen den Sturm gedient hatte. Unter diesen hervorragenden Steinklumpen konnten sie nicht blos aufrecht stehen, sondern die Indianer hatten darunter auch ein Feuer angezündet, und waren beschäftigt ihr rohes Mahl zu theilen. Sie saßen, den Rücken Robert zugekehrt, und hatten ihre Gefangene vor sich, die, in eine Decke von Fellen gehüllt, gegen den Felsen lehnte.

Eben als Robert hinblickte, hielt einer der Mohawks Marien etwas zu essen vor. Sie entblößte den Kopf und gab durch Geberden zu erkennen, daß sie sich weigere, es zu genießen. Ihre Gesichtsfarbe war so bleich, und ihr Antlitz so eingefallen, daß Robert jeden Augenblick glaubte, sie sterben zu sehen.

Sein Herz und sein Gehirn waren wie von Feuer entzückt; seine Augen blickten wild rings umher, ob er irgendwo eine vortheilhaftere Stellung einnehmen könne, um den Feind anzugreifen.

In demselben Augenblick sprangen die Mohawks auf erhoben ein fürchterliches Geschrei und liefen auf Robert zu. Er ergriff seine Flinte; doch Mendovit erfaßte ihn bei der Schulter, zog ihn zurück und rief:

„Der Berg! der Berg!“

Robert blickte nach oben. Ungeheure Erd- und Felsenmassen, in der Höhe von mehr denn tausend Fuß hingen drohend über ihm. In der Nähe des Gipfels, wo Abamaho gesessen, hatte die Erde durch die gewaltigen Regengüsse sich gelöst und war weggeschwemmt. Vielleicht hatte irgend eine geringe Ursache, etwa das plötzliche Entspringen einer Quelle aus dem Gebirge, die Masse in Bewegung gesetzt, die nun vorwärts schob und durch den Fortgang selbst an Kräften zunahm, alte Bäume entwurzelte, Felsenblöcke mitriß und mit einer Gewalt und Schnelligkeit herniedertobte, daß kein menschliches Vermögen im Stande war, irgendwie Widerstand zu bieten.

(Schluß folgt.)

An die Lerche.

Du schwingst dich voll Jubel empor zu den Fernen,
Zum endlosen reinen so prächtigen Blau.
Begrüßest die Sonne und bringest den Sternen
Ein heiteres Liedchen aus duftiger Au.
Und lieblicher hallen die Töne hernieder,
Je weiter vom Erdball entfernt du dich hältst;
Wer reicht Dir die süßen, die wonnigen Lieder,
Die Du zum Preise der Schöpfung Dir wählst?

Es schweigen die Wesen, sie staunen und horchen
Den himmlischen Tönen so traulich und mild;
Und manche der Herzen vom Sturme gebrochen,
Dein tröstender Jubel mit Lust sie erfüllt.
Dein fröhliches Trillern, am Ersten verkündet
Es Allen, daß nahet der holdeste Freund:
Ein ewiger Jüngling, der liebend verbindet
Die Herzen, und Alles in Wonne vereint.

O bringe, Du Liebliche, unsre Gefühle
Als Hymnen des Danks zu den Lüften hinan!
Wir seufzen ja Alle im dunklen Gewühle
Des Kummers hienieden auf wechselnder Bahn.
Sei unser Vertreter Du schuldlose Freie,
Denn gerne vernimmt auch der Schöpfer dein Lied;
Es trübet kein Schatten die englische Weihe
Des Lobes, das sanft Deiner Kehle entflieht!

Reisenzahn.

Schildwache. Ein Soldat sollte im Felde bei einer Kanone Schildwache stehen; er hatte aber seinen Posten verlassen, und war in ein benachbartes Wirthshaus gegangen. — Nachdem man ihn aufgesucht, und der Offizier ihn fragte, warum er seinen Posten verlassen hätte, sagte er: „Herr Hauptmann, ich habe an der Kanone probirt und hinten und vorne geschoben, Einer trägt sie nicht weg, kommen aber Mehrere, so bin ich auch nichts nütze.

List. Ein Handwerksbursche und ein Jude reiseten zusammen nach Frankfurt a. M. Der Handwerksbursche hatte außer seinem Felleisen noch einen Mantel, der ihm sehr zur Last wurde. Als sie beide unterwegs in ein Wirthshaus einkehrten, um zu frühstücken, bat der Handwerksbursche den Juden, ihm einen Thaler zu leihen, weil er mit seinem Gelde nicht auskommen könne. „Und damit Ihr seht,“ sprach er hinzu, „daß ich Euch nicht betrügen will, will ich Euch meinen Mantel zum Pfande geben.“ Der Jude verstand sich dazu und beide pilgerten weiter. Als sie vor's Thor von Frankfurt kamen, gab der Handwerksbursche dem Juden seinen Thaler wieder und dankte für seine Mühe.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur [illegible]

Nr. 12. *VI. Jahrg.*

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 18. März 1860.

Ein Blatt aus dem Leben Katharina II.

Von L. D.

(Schluß.)

„Nichtswürdige!" schrie er, den Säbel schwingend; allein die Mündung der Pistole bedrohte ihn, und er bebte vor der entschlossenen Haltung der Kaiserin zurück. „Du bist eine vortreffliche Schauspielerin," sagte er, sich langsam nach der Thüre bewegend, „aber schieße nicht! denn Du könntest fehlen, oder mich nur verwunden, und dann — gute Nacht allen Deinen geheimen Vergnügungen der Liebe, allen Deinen nächtlichen Orgien! Mein Säbel würde Dich nicht verfehlen.

Er erreichte die Thüre und öffnete sie, ohne daß die Kaiserin ihre Stellung zu verändern wagte.

Jemelha grüßt Dich, Katharina; aber nimm Dich in Acht, er kehrt zurück als Peter III.!"

„Au revoir, Pugatschew!"

5.

Ob das beängstigende Gefühl der Gefahr, der Katharina II. eben entgangen war, ihre natürliche Energie lähmte, oder ob sie fürchtete, durch eine Verfolgung Pugatschew's die geheimen Feinde herauszufordern, welche sich augenscheinlich unter ihrer Leibgarde befanden, sei dahin gestellt, — gewiß aber ist, daß Katharina über die Begebenheiten jenes Abends schwieg.

Am nächsten Morgen erschien sie auf dem Paradeplatz, versammelte ihre Generäle um sich und befahl ihnen, noch eine letzte entscheidende Schlacht zum Schutze des Reiches gegen die Armee der Rebellen zu wagen.

Die Schlacht fand statt, und Pugatschew wurde völlig geschlagen und in die Steppen von Saik zurückgetrieben, von wo die Rebellion ausgegangen war.

Verwundet und verfolgt suchte er mit einem Haufen Kosaken, und in Begleitung Twogaroffs und seiner Tochter, an einem fast unzugänglichen Platze in den Gebirgen Schutz. Dort, auf einer großen Steinplatte ausgestreckt, zerfleischt und blutend, hatte er Zeit, über seine Fehler

und die Unbeständigkeit des Glückes nachzudenken. Dennoch war die Hoffnung bei ihm noch nicht ganz erloschen.

„Twogaroff,“ sagte er zu seinen Gefährten, „das Glück hat uns verlassen; aber bei den Bergbewohnern des Ural gelte ich noch immer als Peter III.; sein Name wird hinreichend sein, um eine neue Armee zusammen zu bringen.“

Der Kosak schüttelte den Kopf und lächelte auf sonderbare Weise.

„Die Hoffnung ist vergeblich!“ erwiederte er. „Alles ist vorbei und Widerstand unmöglich. Es bleibt Dir nichts übrig, als Dich zu überliefern.“

„Mich überliefern?“ rief Pugatschew erschreckt, während er sich mühsam halb aufzurichten suchte. „Weißt Du nicht, daß, wenn wir uns überliefern, Katharina uns rädern und Glied für Glied zerreißen lassen wird?“

„Ich weiß das, Pugatschew, allein ich habe nichts zu fürchten; — Dein Leben wird als Lösegeld für das meinige dienen. In einer Stunde werde ich Dich gebunden dem General Samaroff übergeben.“

Während dieser Worte ergriff er den Dolch des Abenteurers und drückte sein Knie auf die Brust des Liegenden.

„Erinnere Dich der Vergangenheit, Pugatschew,“ fuhr er fort. „Hast Du jemals einen Gefährten gehabt, der dir treuer und furchtloser als Twogaroff gedient hat? Wer war der Erste, der Dich als Kaiser in den Steppen des Ural ausrief? — Ich! ich, der die Hand zu Deinem Betruge lieh, ohne ihm Entferntesten an Gewinn dabei zu denken, — dem die Lanze lieber als der Scepter, und das Zelt lieber als der Palast war. Was ich für Dich that, habe ich nur gethan, weil Du der Freund meiner Jugend, der Gatte meiner Tochter warst. Aber Du hast ein frevelhaftes Spiel mit einer Anhänglichkeit getrieben und meine väterliche Liebe mit Füßen getreten; — jetzt sollst Du meine lange vorbereitete Rache empfinden! Sieger oder besiegt, nichts hätte Dich dagegen schützen können. Hättest Du eine Krone gewonnen, so wäre ich der Erste gewesen, sie Dir vom Kopfe zu reißen und den Hermelin mit Deinem verrätherischen Blute zu beflecken!“

Pugatschew wurde todtenbleich und kalter Schweiß bedeckte seine Stirne.

„Barbar!“ rief er, „bin ich nicht schon elend genug?“

„Nicht so elend wie schlecht.“

„Gönne mir Zeit zur Reue!“

„Erbitte sie von der Kaiserin!“

„Gnade, Twogaroff! — Bestrafe nicht einen Fehler durch ein Verbrechen!“

„Du hast meine Tochter verstoßen!“

Pugatschew's Todesangst stieg mit jedem Worte. Er sah deutlich, daß der Haß des Kosaken unversöhnlich war, und schleppte sich deßhalb kriechend zu den Füßen Sophien's, die schweigend und traurig in geringer Entfernung stand.

„Engel, gegen den ich in meiner Blindheit gesündigt habe, willst Du kein gutes Wort für mich einlegen?“ flehte er zu ihr.

„Sie verflucht Dich, schändlicher Bube!“ rief Twogaroff, ihn mit den Fuße stoßend.

„Ich verzeihe Dir, Jemelha,“ antwortete Sophie und ging wankenden Schrittes davon.

6.

Vierzehn Tage später war auf dem großen Platze in Moscow eine zahllose Menschenmenge vor einem Käfig versammelt, in dem ein Gefangener dem Volke gezeigt wurde.

Katharina II. befand sich auch unter den Zuschauern. Mit grausamen Vergnügen betrachtete sie den lebendigen Leichnam hinter den eisernen Stäben.

„Guten Tag, Pugatschew," sagte sie zu dem unglücklichen Abenteuerer.

Dann sich an die Fürstin Aschoff und den Grafen Panin wendend, welche sie begleiteten, fügte sie hinzu:

„Kommen Sie, — die Comödie ist zu Ende; ich muß an Voltaire schreiben und ihm darüber Bericht erstatten."

Am nächsten Tage wurde Pugatschew geviertheilt.

Iwogaroff und Sophie kehrten wieder in die heimischen Steppen des Irghis zurück.

Jewgraf,

oder

Geschichte eines russischen Leibeigenen.

Der jetzt regierende Kaiser von Rußland, Alexander II., hat sich bekanntlich die eben so schwierige als wichtige Aufgabe gestellt, in seinem großen Reiche die Emancipation der Leibeigenen ins Leben zu führen oder, mit andern Worten, Millionen von Sclaven in freie Menschen zu verwandeln. Ein Jeder, dem das Wohl der Menschheit am Herzen liegt, kann diesem großen Unternehmen nur den besten Erfolg wünschen, da ja damit Uebelständen abgeholfen werden soll, unter denen Millionen unserer Mitmenschen seufzen.

Um unsern Lesern eine deutliche Vorstellung von dem Loose eines Leibeigenen zu verschaffen, theilen wir ihnen die folgende in dem Nord, also einem Organ der Tagespresse, das vorzugsweise für Rußland bestimmt ist, erzählte Geschichte eines Leibeigenen mit, die sicher auf Wahrheit beruht. Nach einer kurzen Einleitung sagt der Verfasser:

Die Emancipation der Leibeigenen in Rußland wird vielleicht das größte Ereigniß unseres Jahrhunderts sein, und daher ist es von Wichtigkeit, daß Jedermann in den Stand gesetzt werde, die Tragweite desselben richtig zu würdigen. Zu diesem Zweck erlauben Sie mir, dadurch dazu beizutragen, daß ich Ihnen hier Jewgraf Mithaelewitsch Kassarow vorstelle. Eine breite, offene Stirn; herabwallende Haare; aufgestutzter Knebelbart; schwarze, lebhafte Augen; die Haltung einer Pappel; ein stürmischer Schritt; sechs Fuß hoch und siebenundzwanzig Jahre alt.

Eines Abends, als ich den Kometen betrachtete, die Augen gen Himmel, das Kinn nach dem Horizont gerichtet hatte, stellte sich plötzlich eine runde, behaarte Kugel zwischen mich und das Meteor; Anfangs glaubte ich an eine Verfinsterung, doch bald erkannte ich den Leib eines sehr großen Herrn, der sofort meine ganze Aufmerksamkeit in Beschlag nahm. Ich betrachtete ihn vom Scheitel bis zur Sohle; er trug eine weiße Cravatte, eine weiße Weste, einen schwarzen Anzug, weiße Handschuhe und glanzlederne Stiefel.

„Gehe fort von hier", sagte ich zu ihm, „Du stehst mir im Wege." Und der Riese, der

mich mit einem Nasenstüber hätte in eine Lage versetzen können, um den Kometen mehr in der Nähe zu betrachten, trat, ohne ein Wort zu sagen, auf die Seite und überließ mir den Platz. So machte ich die Bekanntschaft mit Jewgraf Mikhaelowitsch Kassarow. Er ist jetzt mein Kammerdiener; ich habe ihn in meinen Dienst genommen, um aus ihm einen Menschen zu machen. Ich will ihn überreden, daß er eben so wie Sie und ich seinen Platz in der Sonne und vor dem Kometen hat; ich will ihn und Andre, wenn ich es vermag, davon überzeugen, daß der Stock, die Knute und das Joch als Attribute der Regierung verschwunden sind, mit einem Worte, daß der Czar über Menschen herrschen will.

Jewgraf steht vor Ihnen, mein Herr, ich überlasse ihm das Wort, wenn Sie Ihre Zustimmung dazu geben.

— „Ich bin im Dorfe K . . ., im Gouvernement Nischni-Nowgorod, bei dem Pomeschtschik Moginski geboren. Mein Vater war damals ein Zimmermann, meine Mutter eine Wäscherin. Als ich neun Jahre alt war, nahm mich der Gutsherr, dem mein hübsches Gesicht nicht mißfiel, in sein Haus. Die Dienstboten bürdeten mir, unter dem Vorwand mich zum Dienst abzurichten, ihre schwersten Arbeiten auf. Vier Jahre lang richteten sie mich ab, die Stiefel zu wichsen, den Fußboden zu scheuern, besonders die Ermüdung und den Schlaf zu überwinden, meine Thränen zu verschlucken und Schläge zu empfangen, ohne zu stolpern. Mein Herr schonte mich eben so wenig, als seine Dienstboten es thaten. Ich bedaure sehr, Ihnen nicht das Porträt von Liow Alexeitsch Moginsky geben zu können. Stellen Sie sich ein großes Faß vor, das solid auf zwei dicken, kurzen Pfosten ruht und über das sich eine Kalbslunge erhebt. Die Pomeschtschiks der umliegenden Dörfer versammelten sich oft bei Liow Alexeitsch: ich fand ihn stets häßlicher als alle Uebrigen, und obgleich ich in Rußland viel gereist bin, so habe ich nirgends einen Menschen gefunden, der ihm ähnlich gewesen ist. Er war, wie Sie sich leicht denken können, unverheirathet; da aber seine Autorität noch viel größer war als seine Herrlichkeit, so gab es bei uns nicht leicht ein Mädchen oder eine Frau, die sich nicht gezwungen gesehen hätte, sich seine Liebkosungen gefallen zu lassen. Ich habe ihn nie anders gesehen als schlafend, trinkend, Karten spielend oder seine Leute prügelnd. Ein alter Kalender bildete seine ganze Bibliothek. Er hielt den Dampf fortwährend für eine Fabel und er wurde vor Zorn ganz roth und glaubte, man wolle sich über ihn lustig machen, wenn man mit ihm von Eisenbahnen und elektrischen Telegraphen sprach. Jedes Jahr machte er eine Reise nach Nischni-Nowgorod; das war für ihn die Hauptstadt der Welt, er war nie weiter gekommen.

Als ich elf Jahre alt war, bat sich eines Tages mein Vater Gehör bei ihm aus. Nachdem er vor ihm niedergekniet war, den Fußboden mit seiner Stirn berührt und ihm die Hände geküßt hatte, sagte er zu ihm:

„Gnädiger Herr, mein Sohn ist groß, klug und einsichtsvoll. Gott sei dafür gedankt! Ich bitte Sie, lassen Sie ihn lesen und schreiben lehren."

„Welchen Sohn?"

„Nun, meinen Sohn, der so glücklich gewesen ist, in Ihrem Hause in Dienst zu treten."

„Wer denn? Jewgraf? Du bist ein Narr und der Junge taugt zu gar nichts, er ist einfältig. Kannst Du denn lesen? Befindest Du Dich deshalb weniger wohl? Bist Du als Zimmermann weniger geschickt? Wozu nützt das Lesen und Schreiben? Lese ich? Geh' fort, alter Dummkopf."

Mein guter, alter Vater würde sehr verlegen gewesen sein, wenn er auf die Frage: Wozu

nützt das Lesen und Schreiben? hätte antworten sollen. Er zog sich ganz beschämt über den von ihm gethanen Schritt und mit der Ueberzeugung zurück, daß er ein alter Dummkopf sei. Kurze Zeit nachher machte Aphanasitsch, ein Pomeschtschik aus der Nachbarschaft, meinem Herrn einen Besuch.

„Liow Alexeitsch," sagte er nach dem Abendessen zu ihm, „dieser Junge gefällt mir sehr; Sie müssen ihn mir überlassen! ich gebe Ihnen zum Tausche dafür ein zehnjähriges Mädchen, welche die Heerden ganz ausgezeichnet hütet, die Kühe zu melken und die Schafe zu scheeren versteht."

„Gott Lob und Dank! ich habe, was ich in der Art bedarf, Simeon Aphanasitsch," antwortete mein Herr. „Uberdies werde ich nie einen Mann gegen eine Frau vertauschen."

„Wollen Sie Geld, Liow Alexeitsch?"

„Gott bewahre! Ich betrachte meine Bauern als Menschen und verkaufe sie nicht."

„Dann wollen wir nicht weiter davon sprechen, Liow Alexeitsch; ich hätte indessen gewünscht, daß der Junge mir gehörte."

„Ich schlage ihn Ihnen nicht ab, Simeon Aphanasitsch; wissen Sie was, schicken Sie mir morgen zwei Paar junge an zwei mit Heu beladene Wagen gespannte Ochsen, und ich will Ihnen dafür Jewgraf senden."

Der lange Zeit verhandelte Kauf wurde angenommen, schriftlich aufgesetzt und unterzeichnet. Ich lief zu meinen Eltern. Wir weinten die ganze Nacht. Am folgenden Tage verließ ich sie, um sie nie wieder zu sehen. Unterwegs begegneten mir die zwei Paar jungen Ochsen mit den beiden Fuder Heu, und ich fühlte mich ganz stolz, ganz allein so viel werth zu sein.

„Mein neuer Herr, der viel verständiger aussah als Liow Alexeitsch, obgleich er sehr lang, sehr dürr und ganz gelb war, war ein thätiger, unermüdlicher Mann, der seinen Bauern immer auf den Fersen saß, er vertheilte die Arbeit, die Nahrungsmittel, die Ruhe und die Strafen selbst. Er besaß nur 175 Seelen, wußte aber aus denselben so viel Nutzen zu ziehen, daß seine Einkünfte sehr bedeutend waren. Er rauchte Cigarren, trank französische Weine und empfing Journale. Ich hatte bei diesem Tausche gewonnen.

Gleich nach seiner Ankunft schickte Simeon Aphanasitsch mich, ohne Zeit zu verlieren, fünfzig Werste weit von seinem Landgute zu einem Diakonus, den er dafür bezahlte, daß er mich lesen und schreiben lehrte. Mit dem bewährten Auge eines Taxators hatte er auf mich versprechende Hoffnungen gesetzt. Dieser Diakonus erinnerte mich an meinen ersten Herrn, denn eben so wie dieser liebte er es, zu trinken, Karte zu spielen, seine Leute, seine eigene Frau einbegriffen, zu prügeln u. s. w. Meine Fortschritte waren nicht rasch; nach Verlauf eines Jahres las ich ein wenig, schrieb aber noch nicht; dagegen konnte ich Branntwein trinken, Karten halten und eine Pfeife rauchen. Von meinen guten Anlagen ergriffen, versicherte der Diakonus meinem Herrn, er habe in mir eine ganz besondere Anlage für die Kirche entdeckt und entwickelt. Simeon Aphanasitsch rief mich sogleich zurück und befahl mir, als Chorknabe in der kleinen Kapelle, die zu seinem Landgute gehörte, zu fungiren.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Brautfahrt in den Kolonien Nordamerika's.

(Eine wahre Begebenheit.)

(Schluß.)

Mit einem einzigen Blick gewahrte Robert den ganzen Umfang der Gefahr und sah, daß Maria umkommen müsse — daß er sie nicht retten könne. Verzweiflungsvoll rief er aus:

Ich will mit ihr sterben!"

Er riß sich von Mendovit los und mit den Worten: „Maria, meine Maria! flog er zu ihr hin.

Sie entblößte ihr Haupt, versuchte aufzustehen und rief „Mein Robert!" während er sie umfaßte und an seine Brust drückte.

„O, Maria! müssen wir denn sterben?" rief er.

„Ja, wir müssen, wir müssen sterben!« sprach sie tief ergriffen und in banger Erwartung den Berg anstarrend. Doch, wie kamst Du hieher?

Er antwortete nicht, sondern drückte gegen den Felsen gelehnt, sie fester an sein Herz.

Maria ihre Hände ihm um den Hals schlingend, brach in eine Fluth von Thränen aus, ließ ihr Haupt auf seiner Brust ruhen und weinte wie ein Kind. Er beugte sich hernieder, preßte seine Lippen auf ihre kalten Wangen und rief laut seine Dankbarkeit gegen den Himmel aus — denn in den Herzen der beiden Liebenden erhob sich ein Gefühl unbeschreiblicher Freude bei dem Gedanken, daß sie nun nicht wieder getrennt werden sollten.

Jetzt stürzte die ungeheure Masse herab, Alles, was sie auf ihrem Wege fand, mitreißend, zerschmetternd, vernichtend. Der ganze Berg bewegte sich, der Boden erzitterte und dröhnte wie bei einem Erdbeben. Die Luft wurde erschüttert durch das Herabstürzen von Wasser, Steinen und Baumzweigen, die durch einander gemischt, gleichsam zu Staub zermalmt wurden; dabei tobte ein fürchterlicher Wirbelwind, und man vernahm ein Brausen und Tosen, stärker als der schwerste Donner.

Vielleicht verliefen dreißig Minuten, während die beiden Liebenden in Betäubung versunken den Tod erwarteten; nun folgte Todesstille auf jenes furchtbare Krachen und Toben. — Robert schaute um sich her und gewahrte, daß die entsetzliche Naturerscheinung vorüber war. Sie war vorüber und hatte Alles so weit das Auge ruhte, mit einem verwirrten Haufen von allerlei Gegenständen bedeckt: Steinblöcke, losgerissene Bäume, Sand und Erde vom Berge lagen an manchen Stellen in bedeutender Höhe, füllten das Bette des Baches und boten einen traurigen Anblick der durch jenen Bergsturz verursachten Verwüstungen dar.

Ein kleiner Fleck war vor dem Verderben bewahrt geblieben, und dort, sicher, wie in einem Zufluchtsorte des höchsten Wesens, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, befanden sich Maria und Robert. Ihnen zur Seite stand Mendovit; er hielt seine Flinte in den Händen und schaute verwildert um sich, wie ein Irrsinniger. Unwillkürlich war er Robert nachgeeilt, vielleicht ohne es zu wissen, angetrieben von einem gewissen Instinkt, der dem Menschen einen Schauder einflößt bei dem Gedanken, einer Gefahr allein die Spitze zu bieten. So war auch Mendovit entkommen.

Die beiden Mohawks hatten ohne Zweifel das Leben dabei eingebüßt, wenigstens entdeckte man nirgends eine Spur von ihnen.

Die beiden Männer bereiteten nun eine Art Tragbahre für Maria, darauf trugen sie sie bei Tage, und in der Nacht ruhte sie am Busen ihres geliebten Gatten bis sie Dover erreichten.

* * *

Robert und Maria lebten lange glücklich in ihrer Wohnung, an den Ufern des Cochocho. Bei allen folgenden Angriffen der Wilden in Dover blieben sie verschont. Ihre herzliche Liebe und Zuneigung, welche ungeschwächt bis ins höchste Alter fortdauerte, ward mehrmals den Gefahren zugeschrieben, die sie bestanden hatten und denen sie zusammen entgangen waren.

Mendovit hielt sich für reichlich entschädigt durch den Antheil, den er an der Unternehmung gehabt. Er besaß, außer einer neuen Jagdflinte, Pulver und einem Messer, auch die beiden Gewehre der Mohawks, welche er mit nach Dover bringen wollte, als Siegeszeichen und Beweise, daß die Aufspürung des Weges dieser räuberischen Indianer ihm vollkommen nach Wunsch gelungen sei. Aber was mehr ist: er genoß bis zu seinem Todestage Roberts und Marias Freundschaft und Schutz, und als er endlich dem langen Schlaf anheim fiel, der früher oder später die Augen aller, die auf Erden wohnen, schließt, da ließen sie auf ehrende Weise ihn zu Grabe bringen und benetzten dieses Grab mit Thränen der Dankbarkeit bei der Erinnerung an seine Treue und die ihnen erzeigten wichtigen Dienste.

Ein Brief Joseph II.

Möchte doch die Geschichte beweisen, daß die Fürsten ebenso oft Briefe, wie der nachfolgende, geschrieben hätten, als ihnen die Gelegenheit dazu geboten wurde, denn an unziemlichen Bitten arroganter Unterthanen von Geburt und dreister Günstlinge war niemals Mangel.

Eine der erstern Rubrik angehörige hochgestellte Dame erhielt eines Tages auf ihre Eingabe von Joseph II., diesem merkwürdigen, nach Wahrheit und deutscher Lauterkeit strebenden Geist, folgende schlagende Antwort!

Madame!

Ich glaube nicht, daß es zu den Verpflichtungen eines Monarchen gehört, irgend einem seiner Unterthanen aus dem bloßen Grunde, weil er von Adel ist, eine Stelle zu geben. Und doch muß man dieß fast aus dem Gesuch schließen, welches Sie mir eingereicht haben.

Ihr verstorbener Gemahl war, wie Sie sagen, ein ausgezeichneter General und daraus folgern Sie denn, daß meine Güte für Ihre Familie nichts Geringeres thun könne, als Ihrem zweiten Sohn, der unlängst von seinen Reisen zurückgekehrt ist, eine Infanterie-Compagnie zu bewilligen.

Madame, man kann ein Generals-Sohn sein, und doch kein Talent zum Commandiren haben. Man kann ein Edelmann aus gutem Hause sein, und doch kein anderes Verdienst besitzen, als das, welches man vom Zufall erhalten hat, nämlich den Adels-Titel.

Ich kenne Ihren Sohn, und ich weiß auch, was zum Soldaten gehört. Diese zwiefache Kenntniß hat mich nun überzeugt, daß Ihr Sohn gar nicht das Wesen und die Art eines Militärs hat, und daß er zu sehr von den Vorurtheilen für seine Geburt eingenommen ist, als daß das Vaterland jemals wichtige Dienste von ihm hoffen dürfte.

Weßhalb man Sie, Madame, sehr beklagen muß, ist, daß Ihr Sohn weder zum Offizier, noch zum Staatsbeamten, noch zum Geistlichen taugt, mit einem Wort, daß er nichts weiter als ein Edelmann in der vollen Bedeutung dieses Wortes ist.

Sie können dem Schicksal danken, daß es Ihren Sohn, indem es ihm alle Talente versagte, wenigstens in den Besitz großer Güter gesetzt hat, die ihn dafür hinlänglich entschädigen können, und die ihm zugleich gestatten, sich über meine Gunst hinwegzusetzen.

Ich hoffe, daß Sie unparteiisch genug sein werden, um die Gründe zu fühlen, die mich bewogen, auf Ihr Gesuch abschlägig zu antworten. Es mag Ihnen vielleicht widerwärtig sein aber ich hielt es für nothwendig. Ich empfehle mich Ihnen.

Larenburg den 4. August 1787.

Ihr wohlgeneigter Joseph.

Gegenrede.

„Frei das Wort aus voller Brust!
„Aus der Scheide rasch die Klinge!
„Das ist Jugendmuth und Lust,
„Das ist Leben guter Dinge!“

O du Glanz vom Morgenroth!
O du Jugendheldensage!
Ach! wie schleppt dich matt und todt,
Langsam todt der Glanz der Tage!

Kälter rollt des Blutes Tanz,
Stiller wandeln hin die Jahre,
Und bald liegt der ganze Glanz
Welk und farblos auf der Bahre!

Nein doch! ruf' ich, aber nein!
Weg mit deinem Hohn, Erfahrung!
Lasse nimmer weg mir schrei'n
Heil'ge Herzensoffenbarung.

Schiltst du, daß in Nebeldunst
Meine bunten Vögel fliegen,
Weis' ich dir die hohe Kunst,
Die sie lehrt das Licht ersiegen.

Schüttelst du die faule Frucht
Von dem kahlen Lebensbaume,
Mitten in der Tage Flucht
Halt' ich fest am Jugendtraume.

Denn wer redlich sein: „Ich will“
Zu der Zeit versteht zu sprechen,
Mag als Greis noch froh und still
Süße Maienblumen brechen.

E. M. Arndt.

Humboldt's soeben veröffentlichte vertrauliche Briefe werden viel böses Blut machen; denn sie sind sehr ungenirt und scharf und viele Getroffene leben noch. Sie bestätigen auch eine nicht mehr unbekannte Anekdote aus den Jahren der frommen Reaction und Heuchelei. Humboldt saß an des Königs Tafel und bekam von seinem Gegenüber, dem bekannten General v. Gerlach, zu hören: „Wie freue ich mich, Herr Geheimrath, Sie jetzt so oft in der Kirche zu sehen! — „Ja, ja, erwiederte Humboldt auf der Stelle, „man will doch auch Carriere machen!“

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: Aug. Benz.

Nr. 13. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 25. März 1860.

Jewgraf,

oder

Geschichte eines russischen Leibeigenen.

(Fortsetzung.)

„Chorknabe!“ rief ich, „aber, Simeon Aphanasitsch, ich weiß nicht, was man singen muß
„Du wirst es lernen.“

„Und ich kann nicht singen.“

„Was hast Du zu sprechen, Bube? Welche Kühnheit! Du wirst singen ich will es.“

„Aber ich habe keine Stimme.“

„Du magst singen wie ein Ziegenbock, aber Du wirst singen, ich befehle es.“

Mit diesen Worten stampfte er heftig mit den Füßen und versetzte mir ein paar tüchtige Ohrfeigen. Es war nichts weiter zu thun; ich sang, ich bekam endlich sogar eine ziemliche Stimme und fing an, meine Aufgabe ganz anständig zu lösen, als mein Herr mich fragte, ob ich Postillon werden wollte.

„Postillon!“ rief ich; „ich habe noch nie ein Pferd bestiegen; ich will lieber Chorknabe bleiben, wenigstens laufe ich dabei keine Gefahr.“

„Du wirst Postillon sein, ich will es, und zugleich will ich Dir das Raisonniren vertreiben.“

In weniger Zeit als ich bedarf, um es Ihnen zu erzählen, empfing ich ein paar Ohrfeigen und einen Fußtritt, der mich außerhalb des Zimmers versetzte. In derselben Art, wie ich zum Chorknaben gemacht worden war, wurde ich auch zum Postillon gemacht. Man muß eingestehen, daß Ohrfeigen einen sehr mächtigen Einfluß auf die Erziehung eines Knaben haben, sie machen ihn für Alles geeignet und ganz besonders entwöhnen sie ihn des Raisonnirens. Die Befugnisse meines neuen Standes waren viel ausgedehnter, als ich es gedacht hatte; ich mußte zu gleicher Zeit Stallmeister, Knecht, Hufschmied und Thierarzt sein. Meine Pferde arbeiteten weniger als ich. Alle diese Functionen wurden mir theils aus Gewohnheit, theils aus Notwendigkeit leicht und vertraut. Es dauerte nur kurze Zeit, um mich Geschmack daran finden zu lassen. Ich habe Ihnen nicht gesagt, daß mein Herr Wittwer war und einen Sohn hatte. Dieser

Sohn studirte in Petersburg in der Kadettenschule, um Offizier zu werden. Zur Ferienzeit kam er zu seinem Vater. Er war ein junger Mann von etwa sechzehn Jahren, immer brutal eigenwillig und immer zankend. Auf dem Lande war er der Tyrann der Mädchen, das Herzenleid der Mütter. Eines Tages kam ihm der Gedanke in den Kopf, aus allen jungen Leuten des Dorfes ein Bataillon zu bilden, um sich im Kommandiren zu üben. Ich wurde demselben einverleibt. Der Soldatenstand erschien mir damals als der schwierigste, der undankbarste und der gemeinste. Es kam vor, daß ich vierundzwanzig Stunden unter den Waffen bleiben mußte, wobei mich bloß die Furcht vor dem Stocke wach erhielt, wie einen Hund, der auf den Hinterpfoten stehend dient. Ich bedauerte die Zeit, wo ich die ganze Nacht hindurch Stiefeln wichste; ich bedauerte den Diakonus, die Kapelle, den Pferdestall und meine Pferde. Auch muß ich sagen, daß unser junger Herr sich weit mehr in der Führung des Stockes übte, als in militärischen Evolutionen, und daraus schloß ich, daß von diesen beiden Wissenschaften die erste für die Instruction eines Offiziers die wichtigste und die nothwendigste war. Glücklicher Weise war ich nur drei Monate Soldat. Mein General erklärte seinem Vater, er sei mit mir zufrieden, und bat ihn, für meine Erziehung Sorge zu tragen, weil er später mich zu seinem Diener nehmen wolle.

„Begreifst Du," sagte Simeon Aphanasitsch zu mir, zu welcher Ehre Du eines Tages berufen sein wirst und wie Du Dich anstrengen mußt, um Dich derselben würdig zu machen? Du konntest Dein ganzes Leben lang Postillon bleiben, und Du wirst der Kammerdiener meines Sohnes sein! Du wirst nach Nischni reisen; ich bringe Dich dort in die Lehre. Bedenke, daß das mir Geld kosten wird, führe Dich gut auf und arbeite tüchtig; wo nicht, so rufe ich Dich zurück, prügle Dich durch und mache Dich zu einem Taglöhner."

Von diesen väterlichen Ermahnungen gerührt schwor ich, ein Lehrling ohne Gleichen zu sein. Ich trat bei einem Damenschneider ein; ich lernte Roben nähen, Stoffe schneiden; man lehrte mich die Anwendung des Fischbeins und den Gebrauch der Watte in der Form der Schnürleiber. In Zeit von sechs Monaten wurde ich eine vollendete Näherin. Mein Herr befahl mir nun, diesen Stand zu verlassen und bei einem Barbier einzutreten. Dieser Wechsel war mir gar nicht zulieb, denn es schien mir, als sei es nicht das Geschäft eines Mannes, Damen zu zu kleiden, und ich begriff nicht, wie dieses sonderbare Talent mir bei meinem jungen Herrn von Nutzen sein könne. Ich lernte daher mit Eifer Alles, was meinen neuen Stand berührte. In kurzer Zeit konnte ich Simeon Aphanasitsch wissen lassen, ich sei vollkommen im Stande, seine Rasirmesser zu schleifen, seine Haare zu schneiden, ihn zu barbieren, ihm Blutegel zu setzen und ihn zu schröpfen, und ebenso seinen Sohn und alle seine Angehörigen.

Mein junger Herr näherte sich indessen dem Ende seiner Studien; es blieb ihm nur noch ein Jahr, um dann als Offizier einzutreten. Simeon Aphanasitsch hielt meine Erziehung noch für sehr unvollkommen und meine Talente für sehr beschränkt; er wünschte, daß ich allen Bedürfnissen seines Sohnes möge abhelfen und ihm in allen Lebenslagen als Heilmittel dienen können. Ich hatte daher die Ehre, einen Boten zu empfangen, der mir folgende Worte überbrachte: „Ich bin mit Dir zufrieden; Du kannst Fußböden scheuern, Stiefeln wichsen, Mantillen fertigen; Du kannst lesen, schreiben, die Kirchenmusik entziffern, Pferde beschlagen und putzen; Du kannst Blutegel setzen, den Hof kehren, den Stall ausmisten, den Bart rasiren und die Haare frisiren; Du weißt den Säbel, die Flinte und das Pistol zu führen, Unterröcke und Schnürleiber zu machen; das ist gut, aber es ist wenig und bleibt noch Vieles übrig, was Du wissen mußt. Ich bewillige Dir ein Jahr, um die Handwerke des Schneiders, des Schusters, des Kochs, des Lam-

pisten und des Tapezirers zu erlernen. Verliere deine Zeit nicht, und vergiß nie die Dankbarkeit, die Du mir schuldest.«

Zwei Monate beschäftigte ich mich nun damit, Knöpfe an alte Kleider anzunähen; zwei um Sohlen von Stiefeln abzutrennen und Gänge zu machen! zwei um Hülsenfrüchte zu schälen und Geflügel zu schlachten; drei um Kerzen zu putzen und Leuchter zu poliren; drei endlich, um Nägel einzuschlagen und Stühle auszustopfen.

Als das Jahr zu Ende und, wie Sie sehen, gut angewandt war, erhielt ich von meinem jungen Herrn den Befehl, mich bei ihm in Petersburg einzufinden. Er war Offizier und nach einem vierjährigen Studinm nichts weiter als Offizier; während ich in einem Jahr — — doch es scheint, daß der Beruf eines Offiziers viel Zeit erfordert, um ihn zu erlernen, und noch mehr Zeit, um ihn auszuüben. Mein Herr übt ihn bereits seit zwölf Jahren aus, ohne daß er avancirt ist. Er soll in seiner Partie ziemlich stark sein, und ich möchte unter seinem Kommando nicht wieder Soldat werden.

Sanct Petersburg! das ist eine Stadt, mein Herr! Was ist Nischni-Nowgorod dagegen! Hätte ich aber den Kaiser nicht dort gesehen, so würde ich nicht geglaubt haben, daß ich in Rußland sei; nicht etwa daß die Zahl der Ausländer dort größer ist, als die der Russen, aber die Russen selbst haben irgend etwas Fremdartiges, was sich selbst bei den Muschiks auf der Straße bemerkbar macht. Man spricht dort von Straßenpflaster, Gasbeleuchtung und öffentlichen Brunnen. Die Stadt wird nichts mehr oder vielmehr allen Städten gleichen. Man sagte, sie bereite sich vor, die Hauptstadt Europas zu werden. Moskau hatte mich in Erstaunen gesetzt, geblendet; ich hatte dort wie ein Kind geweint. In St. Petersburg fühlte ich mich ganz wie in der Fremde, und mein Herz war vertrocknet.

Wenige Tage nach meiner Ankunft mußte Iwan Siemeonisch, mein junger Herr, seinem Regimente nach Gatschina folgen. Meine Freude war eben so groß wie seine Traurigkeit; ich wußte sie nicht zu verstellen und erhielt einige Ohrfeigen für die Kühnheit, in Gegenwart meines Herren ein Gefühl für mich zu haben.

Im Dienste von Iwan Simeonitsch erkannte ich, wie sehr meine Erziehung vernachlässigt worden war, denn ich mußte mich erst noch der peinlichsten Lehrzeit unterwerfen. Wer hätte aber auch denken können, daß man mich die Kochkunst hätte erlernen lassen, um mir das Talent zu erwerben, zu leben ohne zu essen, und meinen Magen durch den Anblick der Orgien meines Herrn zu sättigen? Wenn er von seinem Vater seinen Zuschuß erhielt, trank er nur Champagner; wenn er kein Geld mehr hatte, trank er nur Branntwein. Er trank aber immer und legte die Karten nicht aus der Hand. Uebrigens hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß sehr wenige unsrer jungen Offiziere das militärische Leben anders auffassen.

Während der viertehalb Jahre, die ich im Dienste von Iwan Simeonitsch blieb, bietet meine Geschichte nichts besonders Merkwürdiges dar Das Elend, das ich zu leiden hatte, habe ich überall angetroffen. In allen Ländern, ja ich glaube, fast in allen Stellungen, gibt es Leute, denen es begegnet, daß sie nichts zu essen haben und daß sie sich ohne Wäsche und Kleider finden. Ich beklage mich nicht darüber, eben so wenig über die schlechte Behandlung, der mich mein Ungeschick in meinen verschiedenen Professionen ununterbrochen aussetzte. Da die Fehler des Tapezirers, des Haarkräuslers, des Kochs u. s. w. auf mich allein fielen, so hatte ich viel zu ertragen, indessen der Magen gewöhnt sich ans Fasten, die Seele an die Sorge, das Gesicht an die Ohrfeigen, — wofern ich nicht anders gemacht bin als Andere. Oft habe ich während der

Nacht den Nachbarn, sogar den Freunden meines Herrn Heu gestohlen, das ist es, was ich beklage; ich klage mich indessen deshalb nicht an, denn ich gehorchte, und dann war es, wie Sie wohl denken können, nicht für mich, sondern für meine Pferde. Diese Gewissenhaftigkeit wird Sie wundern, wenn sie die Leute meines Standes ein wenig kennen. Sie können glauben, daß die Nothwendigkeit ihre Entschuldigung ist Ein Mensch mag als Schurke geboren werden, aber daß eine ganze Klasse, aus mehreren Millionen Individuen bestehend, geboren wird, lebt und sich erneuert und immer zum Unglück von einem und demselben Laster befallen ist, erscheint das Ihnen wahrscheinlich? Darunter ist etwas verborgen — doch das ist nicht meine Angelegenheit.

Karten, Champagner und Pferde machen dem größten Vermögen schnell ein Ende. Simeon Aphanasitsch wünschte mehr aus Stolz als aus Liebe, daß sein Sohn die Rolle eines großen Herr spielen sollte, und das kam ihm theuer zu stehen. Bald sah er sich gezwungen, Geld zu leihen, um Iwan Simeonitsch die Mittel zu seinen Tollheiten zu verschaffen, der seinerseits ebenfalls Schulden machte. Die Zerrüttung seiner Angelegenheiten zerstörte seine Gesundheit, und während sein Sohn ein fröhliches Leben führte, erlosch das seinige in Folge des Kummers und der Verzweiflung. Er hinterließ seinem Sohne ein Gut, das bis zu dreivierteln seines Werthes mit Hypotheken belastet war. Die Gläubiger bedienten sich des Jägerrechts und bemächtigten sich der Einkünfte des Gutes bis zur Tilgung ihrer Forderungen. Iwan Simeonitsch, der sich auf eine kaum genügende Rente beschränkt sah, beweinte seinen Vater und seine eigene Verschwendung. Er rief diejenigen Leibeigenen, die ihm übrig blieben, zu sich, gab jedem seinen Reisepaß und schickte sie, ohne auf die Familienbande Rücksicht zu nehmen, nach verschiedenen Richtungen indem er ihnen eine jährliche Abgabe von zehn, fünfzehn oder zwanzig Silberrubeln auflegte.

„Du," sagte er zu mir, „wirst auch abreisen; Du hast Erziehung erhalten — —"

„Welche Erziehung? Ich weiß nichts. Indem man mich zu Alles geeignet machte, tauge ich zu nichts gut."

Mein Vater hat sich zu Grunde gerichtet, um Dich unterrichten zu lassen. Ueberdies bist Du ein schöner Mann. Du bist ordentlich, trinkst nicht, stiehlst nicht, Du wirst schon ein Unterkommen finden. Du wirst mir jährlich fünfzig Silberrubel Obrok zahlen."

„Fünfzig Silberrubel? Seit ich auf der Welt bin, habe ich nie eine solche Summe gehabt."

„Du wirst fünfzig Rubel bezahlen, sage ich Dir. Hier ist Dein Reisepaß; gehe, wohin Du Lust hast, und laß Dich morgen nicht mehr hier sehen."

Ich konnte nicht sehr weit gehen, ich hatte nicht einen Kopeken; ich kehrte nach Sanct Petersburg zurück. Ohne eigentlich stolz auf mich zu sein, fühlte ich mich doch vielen Andern überlegen. Es schien mir, wie meinem Herrn, daß ich eine einträgliche Stelle verdiente. Ich stellte mich in den größten Häusern mit meinem Reisepaß in der Hand ohne irgend eine andre Empfehlung als meine elende Kleidung und die Sicherheit meiner Haltung vor. Zwei ganze Tage lang betrieb ich das Gewerbe des Bittstellers, wobei ich mich nur durch das Uebermaß meiner Ermüdung auf den Füßen hielt und mich bloß mit der Hoffnung und den Brutalitäten meiner Kollegen, die ihre Stellen hatten, sättigte. Endlich hatte Gott Mitleiden mit mir; ich ließ mich mit dem Kammerdiener eines vornehmen Herrn in Beziehungen ein und durch seinen allmächtigen Schutz erhielt ich Zutritt zu seinem Herrn, der mir gleich nach dem ersten Blick die Stelle eines Schweizers in seinem Hause anbot. Das war eine glückliche Idee; er bestellte für mich einen vollständigen Anzug, und ich muß sagen, daß ich in meinem mit Gold besetzten

Frack, meinem dreieckigen Hute und meiner Hellebarde eine hübsche Figur machte. Ich empfing hundert Silberrubel Lohn; es war mir daher leicht möglich, fünfzig Rubel an Iwan Simeonitsch zu zahlen. Gut logirt, gut gekleidet, gut genährt, fühlte ich mich glücklich.

Zu dieser Zeit faßte ich eine lebhafte und ernste Liebe für die Tochter eines reichen Kaufmanns, mit der ich in meinen seltenen und kurzen Augenblicken der Freiheit eine Bekanntschaft angeknüpft hatte. Ich wagte es, den Vater um die Hand seiner Tochter zu bitten. Er nahm mein Gesuch an. Olga war jung und schön; als ihr Vater ihr meine Absichten und die Hoffnungen, die er mir gegeben, mittheilte, umarmte sie ihn zur Antwort — und das in meiner Gegenwart! O, wie schlug mein Herz an jenem Tage! Eine dichte Wolke zog vor meinen Augen vorüber; ich vergaß Alles, ich vergaß mich selbst bis zu dem Punkte, daß ich mich in meinem Herzen eben so groß wie der Kaiser selbst fühlte. Ich sollte dem Vater meiner Braut bis zu dem Tage in seinem Handel beistehen, wo er mich für fähig erachten würde, ihn ganz zu ersetzen. Gott legte mir Vermögen und Glück in die Hände.

Ich lief zu meinen Herrn; ich stürzte mich ihm zu Füßen; ich bat ihn mit gefalteten Händen, mir die Erlaubniß zu bewilligen, mich verheirathen zu dürfen.

„Dich verheirathen? Und mit wem denn?

Ich erzählte ihm Alles ganz ausführlich. Meine Stimme zitterte; ein brennender Schweiß benetzte mich. In einem großen Armstuhl sitzend und seinen Schnurrbart kräuselnd, dachte er lange nach. Wäre er weniger mit seinen Gedanken beschäftigt gewesen, so hätte er das Klopfen meines Herzens hören müssen.

„Weißt Du wohl," sagte er endlich zu mir, „daß das für dich ein gutes Geschäft ist? Du kannst daraus sehen, was die Erziehung werth ist, die mein Vater Dir gegeben hat. Ohne ihn würdest Du noch ein ungehobelter Bauer sein; ihm hast Du es zu verdanken — — ja — — Du wirst reich sein, wenn ich will."

Ich zitterte an allen meinen Gliedern.

„Nun gut! Es mag sein," fuhr er nach einem Jahrhundert des Schweigens fort; "ich will meine Einwilligung dazu geben, daß Du die Tochter des reichen Kaufmanns heirathest. Ich will meine Großmuth selbst bis zum Aeußersten treiben, Du sollst mir für die Erlaubniß nur 150 Silberrubel baar und, sobald Du verheirathet bist, jährlich 250 Silberrubel Obrok bezahlen."

Ich küßte ihm die Kniee und rief alle Segnungen des Himmels auf ihn herab. Wohl hatte ich einige Ersparnisse, aber wo sollte ich nun die 150 Rubel finden? Den Vater Olga's wollte ich nicht darum bitten. Ich wendete mich direkt an den Herrn, bei dem ich bisher als Schweizer in Dienst gestanden hatte. Er war ein gerechter und großmüthiger Mann; er lobte mein gutes Betragen und meine Haltung in seinem Hause, wünschte mir zu meiner Heirath Glück und gab mir die 150 Rubel. Möge Gott ihm sein Vermögen erhalten und seine Familie segnen! Ich schickte das erhaltene Geld sofort an Iwan Simeonitsch ab und ließ ihn bitten, seine Einwilligung ohne Verzug zu unterzeichnen.

Während dieser Zeit war mein Schwiegervater zu meinem Herrn gegangen. Er selbst war ein Leibeigener des Grafen Scheremeteff, doch er wünschte, daß seine Tochter einen freien Mann heirathe. Der Graf hatte ihm diese Gunst bewilligt. Er fragte Iwan Simeonitsch, für welchen Preis er mir die Freiheit bewilligen wolle. Mein Herr überschätzte meine Talente und schlug mich zu 1000 Silberrubel an. Olga's Vater würde sich geschämt haben, um des

Preises willen für den Gatten seiner Tochter zu feilschen. Er versprach, die verlangte Summe am folgenden Tage zu zahlen, und nahm das Wort von Iwan Simeonitsch mit sich. Bei seiner Rückkehr war das ein großes Fest. Frei, mein Herr, frei, geliebt und reich! Ich befürchtete den Verstand darüber zu verlieren, — — — doch, wie Sie sehen werden, ganz umsonst.

Am folgenden Tage ordnete mein Schwiegervater in seinem Hause Alles an, um den Besuch des Iwan Simeonitsch zu empfangen. Zur anberaumten Stunde waren wir Alle vereinigt. Die tausend Rubel lagen auf dem Tische; ich verschlang sie mit meinen Augen; auf jedem Bankbillet las ich die Worte: Freiheit, Liebe, Vermögen. Das schöne Buch war eine Fabel. Iwan Simeonitsch kam nicht. Am Abend ließ er mich zu sich rufen.

„Terograf," sagte er zu mir, „ich bin mit Dir zufrieden; der Preis, zu dem man Dich schätzt, gereicht Dir zum großen Lobe. Ich halte meine Einwilligung zu Deiner Verheirathung aufrecht, doch ich werde mich nie dazu entschließen, auf Dich zu verzichten; Du bist die Ehre Deines Herrn. Ueberdies bedarf ich für den Augenblick kein Geld.

Es schien mir, als solle ich zusammenstürzen, wie ein Kartenhaus einfällt. Ich stützte mich gegen die Mauer und war wie vernichtet. Endlich brach ich in Schluchzen aus.

„Nein," rief ich, „nein Iwan Simeonitsch, das ist nicht möglich; Sie haben mich nur erschrecken wollen. Ich habe Ihnen stets treu gebient und sie geliebt; Sie werden sich meinem Glücke nicht widersetzen, nicht war, Iwan Simeonitsch? Und Ihr Wort?"

„Mein Wort? Ich nehme es zurück."

„Sie nehmen es zurück, Iwan Simeonitsch! Und meine 150 Silberrubel?"

„Deine 150 Rubel? Die behalte ich, weil ich Dir meine Einwilligung lasse."

„Aber Iwan Simeonitsch, ohne meine Freiheit kann ich mich nicht verheirathen."

„Es ist Deine Angelegenheit, Deine Geschäfte zu ordnen. Ich habe Dir das Recht gegeben, Dich zu verheirathen; verheirathe Dich oder laß es bleiben, das geht mich gar nichts an. Und nun schier Dich fort und weine draußen."

So verlor ich mit einem Schlage Olga, meine Stelle und 150 Rubel, und das bloß wegen des Eigensinns meines Herren. Was war zu thun? Ich weinte acht Tage lang und ich muß es gestehen, in meinen Thränen war eben so viel Wuth und Unwillen wie Verzweiflung. Es that mir leid, daß ich kein schlechtes Subjekt war, denn dann würde ich meine Freiheit viel leichter erhalten haben. Doch allerdings würde ich dann Olga nicht gefallen haben. Die Erinnerung an sie war für mich eine Ursache des Kummers und ein Anspruch auf Stolz; ich tröstete mich über den Verlust meines Glückes, indem ich bedachte, daß sie mich desselben für würdig gehalten habe.

Ich beschloß Petersburg zu verlassen. Ich stellte mich einer bejahrten Dame vor, die ins Innere Rußlands reiste; sie nahm mich in ihren Dienst. Ich ging zu meinen Herrn, um mir meinen Reisepaß erneuern zu lasser.

„Du schon wieder! Immer Du; Hole Dich der Teufel! Was willst Du schon wieder? Einen Reisepaß? Du sollst keinen haben schier Dich fort."

„Iwan Simeonitsch, wer soll mir denn einen Reisepaß geben, wenn Sie es nicht thun? Sie wissen recht gut, daß ich Ihnen gehöre. Sie haben mich meine Stelle verlieren lassen, Iwan Simeonitsch; wenn Sie mir das Mittel verweigern, eine andere Stelle anzunehmen, wie kann ich Ihnen dann jährlich die 50 Silberrubel bezahlen?"

„Wie viel sagst Du, daß Du bei dieser Dame bekommen wirst?"

„Ein hundert und sechzig Silberrubel."

„Hundert und sechzig Silberrubel! Das ist ungeheuer. Du sollst einen Reisepaß haben, aber Du bezahlst dafür 20 Rubel."

„Iwan Simeonitsch, Sie haben schon 150 Rubel von mir; geben Sie mir 130 Rubel zurück, und ich werde meinen Paß bezahlt haben, der mich nichts kosten sollte.

Diese kühne Sprache machte meinen Herrn wüthend; ich hatte ihn noch nie so erzürnt gesehen. Er prügelte mich ärger als je. Als er wieder ruhig war, bat ich ihn um Vergebung und gab ihm ein 25 Rubel-Bankbillet, das ich mir auf meinen Lohn als Abschlag hatte geben lassen. Er versicherte mir, er habe keine Münze, unterzeichnete meinen Reisepaß und schickte mich fort.

„Sie wundern sich, mein Herr, ich sehe es wohl, daß ich mich immer ungerecht habe schlagen lassen. Wozu hätte es mir nützen können, wenn ich mich gegen meinen Herrn empört hätte? Wer hätte mir Recht gegeben? Ich hätte mich der Gefahr ausgesetzt, gerädert zu werden oder vielleicht unter der Knute zu sterben. Nun habe ich immer einen ganz besonderen Abscheu vor der Knute gehabt; ich habe alle Arten von Schläge erhalten; ich bin wie das elendeste Thier behandelt worden; jetzt erröthe ich wohl ein wenig darüber, doch in meinen eigenen Augen konnte mich nur die Knute entehren. Gott sei Dank! ich habe ihr zu entgehen gewußt!

Ich reiste von Petersburg ab, ohne von Olga Abschied zu nehmen. Vielleicht war das nicht recht, doch ich fühlte in mir nicht den Muth, ihren Blick zu ertragen; ich würde mich geschämt haben, als Leibeigener vor ihr zu erscheinen. Und dann war ich an das Entsagen gewöhnt. Die Natur hat mich mit einer großen passiven Stärke begabt. Ich glaube, eine Seele ohne Willen kann sich nur dahin gehen lassen, wohin sie getrieben wird, ganz wie ein Schiff ohne Compaß und Steuerruder. Ich folgte meiner neuen Gebieterin bis in das Gouvernement Saratow, ohne den Kopf umzudrehen, und bald dachte ich an Olga nicht weiter, als wie man ohne Hoffnung, ohne Bedauern und doch mit ein wenig Verlangen an einen schönen Traum denkt. Ein Jahr verfloß in der Monotonie des Dienstes eines Krankenwärters. Aus einer bizarren Laune wollte meine alte Gebieterin, die fortwährend das Bett hütete, nur mich an ihrem Kopfkissen haben. Sie erlosch fast alle Tage starb aber erst nach Verlauf eines Jahres. Es war eine lange peinliche Reise, die sie, so zu sagen, auf meinen Arm gestützt, vollbrachte. Vor ihrem Grabe angekommen, reichte sie mir zum Lebewohl ihre kalte Hand zum Küssen und zur Belohnung ihren Leichnam, um ihn zu beerdigen.

Während dieser Zeit war es meinem Herrn durch irgend eine glückliche Spekulation gelungen, wieder in den Besitz seines Gutes zu treten. Er schickte mir den Befehl, mich dort bei ihm einzufinden. Im Augenblick, wo ich abreisen wollte, wurde ich gefährlich krank und blieb sechs Wochen lang im Hospital. Kaum hergestellt ließ der Polizeiinspekter mich zu sich rufen.

„Du bist nicht frei?" fragte er mich.

„Ich bin nicht frei, Excellenz."

(Fortsetzung folgt.)

Himmels Blau.

Wenn die Windsbraut tosend durchheult die
Wälder,
Und den Blitz Zeus schleudert vom Wolkensitze;
Da wohl zaghaft schreitet der Wand'rer durch
die düst're Waldnacht.

Doch der Sturmwind legt sich; es flieh'n die
Wolken,
Durch das Laubgrün zuckt, wie der des Himmels
Süßes Blau; frisch wandert er nun dem nahen
Ziele entgegen.

So auch muthvoll richtet das Herz im bangen
Busen sich auf; denn wir nur die finst're
Nacht des Schicksals schimmert mir Deiner Augen
Himmlische Bläue.

Sulamith.

(Vortheile des Schuldenmachens.) Der spanische Oberst, Enrique H., erzählte in Baden-Baden einst folgende Anekdote: „Im Jahre 1844 war ich Flügel-Adjutant Espartero's und wurde bei seinem Sturze von der gemäßigten Partei gefangen gesetzt; bald folgte meine Verurtheilung: ich wurde ausgesetzt und sollte am Morgen mir nichts dir nichts niedergeschossen und kostenfrei in die andere Welt geschickt werden.“ — „Glücklicherweise„ fiel ihm der dicke Major D., mein Gegner im Schach, in's Wort „hatten Sie Verwandte oder Freunde, welche ohne Zweifel bei der jungen Königin Ihre Begnadigung erflehten.“ — „In der That, ein Mann, ein Greis, wartete, bis Isabella II. den Palast von Ildefonso verließ, er warf sich ihr zu Füßen, er flehte beredt die Milde der Königin zu meinen Gunsten an.“ — „Dieser Greis“, rief der Major lebhaft, „war Ihr verehrungswürdiger Vater, ohne Zweifel!“ — „Keineswegs, lieber Major,“ antwortete H. kaltblütig, „es war ein alter Jude, dem ich zehntausend Realen schuldig war.“

(Aus Varnhagen's Tageblättern.) „Alexander von Humboldt sagte nach der Juli-Revolution zu Gans, der allzu warme Hoffnungen von der neuen Regierung hatte: „Glauben Sie mir, lieber Freund, meine Wünsche stimmen mit den Ihren überein, aber meine Hoffnungen sind schwach. Seit vierzig Jahren seh' ich in Paris die Gewalthaber wechseln, immer fallen sie durch eigene Untüchtigkeit, immer treten neue Versprechungen an die Stelle, aber sie erfüllen sich nicht, und derselbe Gang des Verderbens beginnt auf's Neue. Ich habe die meisten der Männer des Tages gekannt, zum Theil vertraut, es waren ausgezeichnete, wohlmeinende darunter, aber sie hielten nicht aus, bald waren sie nicht besser, als ihre Vorgänger, oft wurden sie noch größere Schufte. Keine Regierung hat bis jetzt dem Volke Wort gehalten, keine ihre Selbstsucht dem Gemeinwohl untergeordnet. So lange das nicht geschieht, wird keine Macht dauernd in Frankreich bestehn. Die Nation ist noch immer betrogen worden, und sie wird wieder betrogen. Dann wird sie auch wieder den Lug und Trug bestrafen, denn dazu ist sie reif genug.“

Ein alter Mann fand einen Thaler auf der Straße und hob ihn auf. „He Alter,“ rief ein hinter ihm gehender Bummler, das Geld gehört mir, ich bitte es mir wieder aus! — Hat Euer Thaler ein Loch?“ fragte Ersterer. — „Ja wohl,“ war die Antwort. — „Dann ist es nicht der Eure,“ erwiederte freundlich der alte Mann, seid also in Zukunft schlauer, wenn Ihr in einen ähnlichen Fall kommt!

Hauptmann: „Warum wechselst Du Dein Hemd nicht, Schmuddelig? — Soldat: „Ich habe nur ein Dutzend, muß sie aber alle auf einmal tragen?“ — Hauptmann: „Wie so?“ — Soldat: „Ja sehn Sie, Herr Hauptmann ich habe eigentlich nur das eine hier, das ich anhabe, aber es ist mit den andern eilf geflickt!“

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: Aug. Beul.

Nr. 14. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 1. April 1860.

Jewgraf,

oder

Geschichte eines russischen Leibeigenen.

(Schluß.)

„Weßhalb hast Du den Obrok nicht an Deinen Herrn bezahlt?"

„Ich habe ihn bezahlt, Excellenz."

„Du lügst. Warum hast Du Dich geweigert, auf das Gut zurückzugehen, als Dein Herr Dich zurückgerufen hat?"

„Ich habe mich nicht geweigert, Excellenz; ich bin erkrankt, ich komme eben aus dem Hospital. Ich wollte mich eben auf den Weg machen, als man mich auf den Befehl Ew. Excellenz hierher geführt hatte."

„Du lügst, Du lügst. Ich kenne Deinen Herrn; er hat an mich geschrieben und mich gebeten, Dich auf sein Gut transportiren zu lassen. Morgen werde ich Dich absenden.

Man schor mir den halben Kopf, man gab mir zwei Diebe zu Gefährten, die wie ich geschoren und mit Ketten gefesselt waren, und wir marschirten unter der Wache von drei Soldaten ab. So legte ich in kleinen Tagesmärschen und ziemlich traurig tausend Werste zu Fuß zurück. Mein Herr empfing mich sehr schlecht; durch Erfahrung belehrt, blieb ich stumm, um den Schlägen zu entgehen. Meine Resignation entwaffnete ihn in der That. Meine Krankheit und die Anstrengung der Reise hatte mich so abgemagert und so entstellt, daß er Mitleiden mit mir hatte. Ich glaubte es wenigstens; er entband mich jeder Arbeit und befahl mir mit Sanftmuth, gut zu essen, gut zu schlafen und ganz nach Belieben spaziren zu gehen. An eine schlechte Behandlung gewöhnt, fühlte ich mich von so viel Mitleid ganz durchdrungen und verlegen. Am folgenden Tage erfuhr ich, daß Iwan Simeonitsch auf dem Punkte stand sich zu verheirathen, und daß er seiner Braut unter andern Hochzeitsgeschenken auch den schönsten, treuesten und einsichtsvollsten seiner Leibeigenen versprochen hatte. Deßhalb hatte er mich wie einen Sträfling zurückbringen lassen; deßhalb schickte er mich wie ein Thier auf die Weide. Ich hatte anderthalb Monate vor mir, um fett, frisch und heiter zu werden. Im Innern meiner Seele em-

pörte ich mich dagegen; die Reisen und, wie ich glaube, besonders die Liebe für Olga hatten mich emanzipirt. Wenn ich mich auch noch nicht ganz ein Mensch fühlte, so fühlte ich mich wenigstens mehr als eine Sache. Außer Stande, etwas zu versuchen, mich dem Willen meines Herrn zu widersetzen, schwor ich, mich demselben zu entziehen. Der Fluß rollt für Jedermann einher, sagte ich zu mir, er gibt mir die Freiheit zu sterben. Dieser Entschluß beruhigte mich, und ich fuhr friedlich fort, mich zu warten.

Unter dem Vorwand, dem Junggesellenleben Lebewohl zu sagen, gab Iwan Simeonitsch seinen Freunden Feste über Feste. Ohne Zweifel erschien ihm die Ehe als das Grab der Freude und des Vergnügens. Ehe er die Schwelle des traurigen Heiligthums überschritt, verproviantirte er sich für eine lange Zeit. Diese Feste waren Schlemmereien, und sicher blieb der junge Mann darin ganz zurück. Man ist aber allgemein darüber einig, daß der blasirteste, der hagerste Bräutigam der beste Ehemann wird. Mein Herr zählte einen Juden unter die Zahl seiner Freunde. Weshalb nicht? Es war ein reicher, rechtschaffener Kaufmann aus Nischni, ein Lebemann, sehr geschickter Kartenspieler und nach Gewohnheiten, Geschmack und Gesicht fast kein Jude. Er seinerseits kam, wie er sagte, um seinen Freund zu beerdigen. Ich gefiel diesem Juden, er sah mich gern und es machte ihm Vergnügen, mit mir zu plaudern und mir freundschaftlich auf die Schultern zu klopfen. Ich sprach gegen ihn mein Bedauern darüber aus, nicht einen Herrn wie ihn zu haben.

„Willst Du mir dienen?“ fragte er mich.

„Iwan Simeonitsch wird nie seine Einwilligung dazu geben.“

„Das übernehme ich.“

„Wissen Sie denn nicht, das er versprochen hat, mich seiner Braut zu schenken? Er wird sein Versprechen halten.“

„Wenn Du aber vor seiner Verheirathung frei wirst?“

„Frei? Ich werde nie frei sein; er hat es mir gesagt.“

„Es ist gut; ich werde es besorgen.“

Ich vergaß, daß er ein Jude war, und küßte ihm die Hände. Denselben Abend war ein großes Abendessen. Mein guter Jude war lustiger und lärmender als gewöhnlich. Er trank viel ließ meinen Herrn tüchtig trinken und berauschte ihn ohne Mitleiden. Dann schlug er ihm ein Kartenspiel vor. Es war des Morgens zwei Uhr; ich schlief im Vorzimmer, um dem Sprüchwort Recht zu geben, welches sagt, daß das Glück im Schlafe kommt. Plötzlich fühlte ich, daß ich heftig gerüttelt wurde; ich öffnete die Augen, und der Jude stand vor mir.

„Er schläft,“ sagte er zu mir.

„Wer denn?“

Iwan Simeonitsch. Nimm dieses Glas Champagner, stoß mit mir an, wir wollen auf Deine Freiheit trinken.“

Noch halb im Schlafe, begriff ich nur das Glas Champagner; ich nahm es, trank es aus und legte mich wieder auf meine Bank.

Der Jude, ganz außer sich, begab sich nun ans Werk, mich zu ermuntern. Er rollte mich auf der Erde, ergriff mich am Halskragen und mit einem Tone, mit welchem ein Räuber die Börse oder das Leben abgefordert haben würde, rief er mir, während er mich schüttelte, mit aller Kraft zu:

„Du bist frei, mein Freund; Du bist frei! Ermuntere Dich doch, Schwachkopf, Du

bist frei! Du bist frei! Frei! dieses viermal wiederholte Wort machte auf mich die Wirkung, wie vier an meinem Ohr gelöste Kanonenschüsse. Ich richtete mich, wie von einer Sprungkraft getrieben, in die Höhe. Der Jude zeigte mir dann den Akt meiner Freilassung, der von der Hand des Iwan Simeonitsch unterzeichnet war. Er theilte mir mit, daß mein Herr für einen Verlust von 600 Silberrubel, die er nicht bezahlen konnte, mich ihm gegen eine Quittung abgetreten habe.

„Ich bin also nicht frei," rief ich; „ich habe nur meinen Herrn gewechselt!"

„Du wirst mir ein Jahr lang gegen einen monatlichen Lohn von 50 Rubel dienen, die ich Dir nicht bezahlen werde. Wenn Dir die Zeit zu lange dauert, so wirst Du nur ein halbes Jahr gegen 100 Rubel Lohn monatlich dienen, von dem Du keinen Kopeken beziehen wirst. So wird Deine Freiheit Niemanden etwas gekostet haben. Das ist aber Alles, was ich für Dich thun kann; vor Ablauf dieser sechs Monate lasse ich Dich nicht frei; Du mußt Dich an Deinen neuen Stand als freier Mann gewöhnen. Es ist gefährlich für das Auge, plötzlich aus einer tiefen Finsterniß in eine lebhafte Helligkeit überzugehen. Wenn ich Dich gleich heute frei erklärte, so würdest Du Deinen Kopf gegen die Mauern rennen, und das hieße die Herrschaft der Vernunft in einer tollen Art einweihen."

Er würde diese weise Rede noch lange fortgesetzt haben, wenn ich ihm dadurch, daß ich ihn in meine Arme preßte, nicht zugleich mit dem Athem das Wort entzogen hätte. Welch ein Unglück, daß ein solcher Mann nicht ein Rechtgläubiger ist! Den folgenden Tag oder vielmehr einige Stunden nachher reisten wir zusammen ab, ohne das Erwachen von Iwan Simeonitsch abzuwarten. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Ich weiß bloß, daß er seine Frau prügelt und daß er keine Kinder hat: um so besser für sie, denn wenn er welche hätte, so würde er sie auch prügeln.

Ich erfuhr kurz nachher, daß Olga von einem reichen, häßlichen und kleinen Fürsten entführt worden war. Es ist bemerkenswerth, daß kleine Männer am häufigsten Frauen entführen; ich weiß nicht, woher das kommt.

Mein Dienst bei dem Juden war für mich nichts weiter, als die Lehrzeit der Freiheit, und es schien mir, daß diese Lehrzeit weit leichter sein müsse als jede andere. Doch um zu lernen, hatte ich zu viel zu vergessen! Ich hatte in meiner Jugend geträumt, ich hatte sogar oberhalb meines Hauptes den Himmel offen gesehen; damals hätte ich mich der Freiheit erfreuen können; jetzt ist es zu spät; ich fühle mich als ruhe eine Last auf meinen Schultern, als habe ich eine Kette am Halse, die mich an die Erde fessele. Das ist die Gewohnheit! Was auch mein guter Jude sagen mag, man lernt nicht, ein Mensch zu sein. Das Schwierigste ist es, zu verlernen, Leibeigener zu sein. Ich bin noch nicht alt, doch in meinem Alter wachsen die Flügel nicht mehr, und nach einer zwölfjährigen Lehrzeit habe ich noch nicht verlernt, Leibeigener gewesen zu sein, und ebenso wenig gelernt, frei zu sein. In St. Petersburg sah ich einen Adler; er schlug mit seinen sehr großen Flügeln die Luft; seine feuerigen Augen waren auf die Sonne gerichtet; er strebte gen Himmel, doch er war mit dem einen Fuß gefesselt. Glücklich sind unsere Enkel zu preisen, die als freie Menschen werden geboren werden!

Nach Verlauf von sechs Monaten verließ ich meinen Befreier mit Thränen in den Augen, das Herz voller Dankbarkeit. Der Zufall führte mich nach Taganrog; mein guter Stern brachte mich unter der Form des Kometen in Berührung mit Herrn X., dem ich noch heute diene. Ich bin glücklich, denn die Erinnerung an die Vergangenheit macht mich bescheiden in meinen Wünschen

und leicht zu befriedigen im Glück. Ich bitte Gott um nichts weiter, als daß er das Leben des Kaisers erhalten und segnen möge, und warte."

Das Gemälde, welches Jewgraf hier gezeichnet hat, sagt mehr über die Leibeigenschaft, als Bücher und Journale, und wie es mir scheint, beweist diese einfache Geschichte, welche jeder Leser zu begreifen vermag, weit mehr als jede Lobrede und jede Abhandlung die Dringlichkeit und die Größe des Werkes, das Alexander II. zum Segen für sein Reich und die Menschheit ins Leben zu führen entschloßen ist! Möge es ihm vergönnt sein, dasselbe unter dem Beistande der Vorsehung auszuführen, und Millionen werden ihn dafür segnen, sein Andenken wird für immer ein Segen bleiben und sein Name in der Geschichte für alle kommende Zeiten eine ehrenvolle Stelle einnehmen.

Ein Invasionsversuch.

Bei der in letzter Zeit so lebhaft geführten Kontroverse über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Landung an der englischen Küste wird die Thatsache, daß eine solche allerdings im Jahre 1797 ausgeführt worden, nur Wenigen erinnerlich gewesen sein. In Büchern und Zeitungen trifft man nur gelegentlich auf kurze Andeutungen darüber und so dürfte der Bericht eines Augenzeugen, der den Hergang etwas ausführlicher schildert, auch jetzt noch, wo die Verhältniße zwischen den beiden Ländern sich freundlicher gestaltet zu haben scheinen, mit Interesse gelesen werden. Wir theilen ihn daher nachstehend der Hauptsache nach mit.

Das Städtchen Fishguard, in dessem Hafen die Franzosen landeten, ist nur 249 englische Meilen von London entfernt. Erst sieben Tage hernach findet sich in einer Londoner Zeitung ein Artikel, der mit den Worten anfängt: „Wir werden es nicht versuchen den Schrecken und die Bestürzung zu beschreiben, in welche die Hauptstadt durch die so eben angelangte Nachricht versetzt ist, daß eine Anzahl französischer Fregatten an der Küste von Südwales erschienen sind und mit Erfolg eine bedeutende Truppenmacht gelandet haben ꝛc." Die Bestürzung war gewaltig. Die Regierung, eine allgemeine Invasion befürchtend, ermächtigte die Bank von England, ihre Baarzahlungen einzustellen und in Folge dessen wurden nicht wenige Banken in der Provinz zu Grunde gerichtet. Die rasche und unbedingte Ergebung der „Banditen", welche diese Unfälle verursacht hatten, stellte eine Weile die Ruhe wieder her und die Zeitungen, die Anfangs den panischen Schrecken vergrößert hatten, wurden auf Kosten der besiegten Feinde witzig und stellten sie als Galeerensklaven, den Auswurf der Forcats von Brest dar. „Die Franzosen," äußerte sich die Times, „schicken ihre Verbrecher nach Neu-Süd-Wales." Die Gründe, welche das französische Direktorium zu diesem ganz nutzlosen Versuche veranlaßten, einige 1400 Mann in einem wilden, abgelegenen Theile der Insel ohne Vorräthe und ohne eine einzige Kanone zu landen, wurden damals vielfach besprochen. Viele hielten es für bloße Prahlerei, um den Beweis zu liefern, daß trotz der mächtigen Kanalflotte jeder Zeit eine Truppenmacht auf englischem Boden gelandet werden könne; Andere waren der Ansicht, man habe jenes Gesindels sich entledigen wollen, damit sie als Kriegsgefangene den Engländern zu schaffen machten und im Falle einer Invasion losbrächen und Verwirrung anstifteten. Die folgende Stelle aus den Instruktionen,

die man bei dem Anführer und seinem Genossen, dem berüchtigten „Governer Wall" fand, lassen darüber keinen Zweifel:

„In den Bristol-Kanal einlaufend, segeln sie den Avon hinauf und landen auf dem rechten Ufer; nachdem die Truppen mit brennbaren Stoffen versehen sind, nähern sie sich vorsichtig der Stadt Bristol von der Windseite und zünden sie an. Wird die Unternehmung geschickt geleitet so muß sie den gänzlichen Untergang der Stadt, ihres Hafens, der Docks und Schiffe nach sich ziehen und wird die Hauptstadt Englands mit Schrecken erfüllen. Die Expedition unter ihrer Führung hat drei besondere Zwecke: eine Erhebung zu veranlassen, den Handel des Feindes zu stören und zu lähmen und dadurch, daß die Aufmerksamkeit der Regierung abgezogen wird, eine großartige Landung an der Küste von Essex zu erleichtern. Der innere Verkehr des Feindes ist zu vernichten durch Abbruch der Brücken, den Durchstich der Deiche, Demolirung der Landstraßen, Plünderung aller Zufuhren, das Abschneiden der Lebensmittel, das Verbrennen von Schiffen und Booten auf Flüssen und Canälen, die Vernichtung von Magazinen, Docks, Fabriken u. s. w. Um die Verwirrung möglichst allgemein zu machen, ist die Truppenmacht in Abtheilungen von je 300 Mann zu theilen, die sich in Zwischenräumen von vier, sechs oder acht Tagen an bestimmten Plätzen wieder treffen. Die Einwohner müssen gezwungen werden als Führer zu dienen; wer sich weigert ist kahl zu scheeren, um ihn kenntlich zu machen, sollte er später mit den Waffen in der Hand ergriffen werden. Unterlassen die Gemeinden, in deren Nähe die Truppen oder eine Abtheilung derselben sich befinden, die Annäherung eines Feindes durch Läuten der Sturmglocke oder sonst zu melden, so sind ihre Dörfer mit Feuer u. Schwert zu verwüsten." Da aber der beabsichtigte Angriff auf Bristol — dermals die zweite Stadt des Reiches — durch die Anwesenheit mehrerer englischen Kriegsschiffe bei Ilfracombe vereitelt wurde, segelte die Expedition nach der gegenüberliegenden Küste und lief in Fishguard Bay ein.

Der Monat Febr. war für die Westküste ungewöhnlich ruhig und heiter gewesen, so daß seit Menschengedenken die Aussaat des Hafers — der in Pembrokeshire viel gebraucht wird — nicht so früh beendet war. Am Dienstag — dem denkwürdigen 20. — schien die Sonne hell und klar, der Himmel war blau und wolkenlos; Jedermann war auf dem Felde beschäftigt und so waren die hie und da auf den felsigen Höhen zerstreuten Hütten wie auch das ganze Dorf Llanweda ganz verlassen. Ich war gerade ganz allein beschäftigt Stechginster zu schneiden, welcher hier sehr hoch und dick wächst u. im Sommer ausschließlich zur Feuerung dient, da die heftigen Weststürme hier an der Küste kein Holz wachsen lassen. Während ich eine Pause machte, um mein Messer zu wetzen, blickte ich aufs Meer hinaus. Drei oder vier Fischerkähne lagen am Eingange des Hafens vor Anker und es überraschte mich, daß sie plötzlich die Anker lichteten und statt nach dem Landungsplatze zu fahren, alle Segel beisetzten und in See stachen. Gleich darauf kam das große Vorsegel eines fremden Schiffes am felsigen Eingang nahe bei Llanweda in Sicht, dann sein Hauptsegel und einen Augenblick darauf kam der schwarze Rumpf eines gewaltigen Schiffes um die Spitze und segelte geraden Weges in die Bucht ein. Ein zweites und drittes folgte und schließlich ein Lugger von sehr beträchtlicher Größe. Nun war es für Fahrzeuge von Liverpool keine ungewöhnliche Sache, in Fishguart einzulaufen, wenn sie auf ihrem Course nach Süden von einer Windstille befallen waren oder auf den Eintritt der Fluth warten wollten. Da kamen die Fremden was sie auch sein mochten heran und näherten sich dem Lande weit mehr als es gewöhnlich für Fahrzeuge von solchem Tiefgange für sicher gehalten wurde. Ich hielt in meiner Arbeit an und betrachtete ihre Bewegungen. Mit dem bloßen Auge vermochte

ich große Bewegung auf Deck zu bemerken. Die Segel wurden eingezogen. In das dumpfe Tosen der Wogen, die sich an dem Strande brachen, mischte sich jetzt das schrille Klirren der Ankerketten und der Ton von fallenden Ankern. Die Schiffe drehten sich und lagen nun etwa eine halbe Meile vom Lande.

Kaum zehn Minuten mochten vergangen sein, als wie auf ein verabredetes Zeichen ein halbes Dutzend Bote von einem jeden der Schiffe herabgelassen wurden. Ihre für Kauffahrteischiffe so ungewöhnliche Zahl, wie eben dieses Herablassen machte mich stutzig. Kein Einwohner des Orts war zu sehen; so lief ich spornstreichs durch das Gestrüpp nach dem Dorfe zu, als ich plötzlich eben die Person erblickte die ich hatte aufsuchen wollen — einen alten pensionirten Schiffsquartiermeister, der in Llanweda zu Hause, der Einzige unter uns war, der ein Fernrohr besaß, das er denn jetzt auch in der Hand hatte. Ohne ein Wort auf meine Botschaft zu erwiedern, eilte er an den Vorsprung des Felsens, warf sich auf den Rasen nieder und richtete sein Teleskop. — „Roth, weiß, blau!" tönte plötzlich von seinen Lippen. „Französische Kriegsschiffe, hol mich der Henker! Ich sehe die Schildwachen an den Fallreepstreppen, und jetzt, wo ich wieder hinsehe, ist das Deck ganz schwarz von Soldaten." Daß dem so sei, davon wurden wir überzeugt. Menschen strömten wie Ameisenschwärme in die Böte, ihre blanken Gewehre und die Verzierungen an den Wehrgehängen glitzerten im Scheine der untergehenden Sonne. Dann stießen sie ab, indem ein Boot, das sich in der Mitte hielt und den Uebrigen als Führer diente, ein großes Signalfeuer hatte. Das einförmige Geräusch der Ruder war deutlich zu hören und bald sagte uns der Anschlag ihrer Bootshacken auf dem felsigen Ufer zu unseren Füßen, welche Stelle sie zu ihrer Landung gewählt hatten. Sie war gut gewählt; keinen andern Landungsplatz gibt es und ein steiler Pfad führt in vielen Windungen auf die Spitze. Dann folgte das Knistern und Entwurzeln des Buschwerks und Flüche von vielen Stimmen, wie sie stolperten und den Pfad sich hinauf arbeiteten, der durch lange Dürre schlüpfrig und doppelt gefährlich geworden war. Ihre Annäherung trieb uns fort, da wir auch bedachten, wir könnten etwas Besseres thun, als in Versteck liegen, wo eine fremde Armee an unserer Küste lande. Das Städtchen Fishguard, von dem dieser Theil des Hafens nicht zu sehen war, wußte noch noch Nichts von dem Schicksal, das seiner wartete. Etwa achtzig Fischerböte lagen hoch und trocken auf Goodwich Sands und die bei ihren Familien abwesenden Besitzer ließen sich nicht träumen, daß im nächsten Augenblicke ihr Eigenthum ein Raub der Flammen sein möchte.

Mein Begleiter dachte zuerst daran, was zu thun sei. „Ihr seid ein Jäger", sagte er, „und könnt den ganzen Tag über diese Felsen hinter dem Ruf der Hüfthörner herlaufen. Zeigt jetzt wo es gilt, einmal was Ihr könnt. Fort nach Mordaunt Hall und laßt den Obersten wissen, was wir gesehen haben: ich will nach Fishguard und sie da benachrichtigen."

Ich flog über die Moore hin wie die Krähe fliegt, stürzte mich durch manch schäumenden Bach und schöpfte nicht eher Athem, als bis ich auf der Anhöhe über dem Hause stand. Der Squire war auf der Jagd gewesen, denn als ich über die Mauer sprang, tönte der Schall eines Hornes, das Bellen von Hunden und laute Menschenstimmen durch die Fenster der Halle. Es war nämlich in jener Familie, wie in einigen anderen abgelegenen Distrikten von Wales, Brauch, daß man gleich nach dem Mittagessen die Reste der verschiedenen Gerichte auf den Boden warf und die Hunde hineinließ, welche beim Fressen von des Herrn Horn und Stimme angefeuert wurden.

(Schluß folgt.)

Kleine Leiden eines Blöden.

Geschildert in einem Briefe. Nach dem Englischen.

Mein Herr!

Meine Seele wird von einem Leiden niedergedrückt, das mich, wie ich fürchte, bald ganz aus der menschlichen Gesellschaft vertreiben wird. Doch ich will Ihnen eine Skizze von meiner gegenwärtigen Lage geben, und Sie dadurch in den Stand setzen, sich von meinem Leiden einen Begriff zu machen.

Mein Vater war ein unbemittelter Pächter, der weiter keine Kenntnisse besaß, als die er sich in einer Winkelschule hatte erwerben können. Nach dem Tode meiner Mutter genoß ich, als einziger Sohn, die ungetheilte Liebe meines Vaters, der entschlossen war, mir eine gelehrte Erziehung geben zu lassen, weil nach seiner Meinung ihm diese nur gefehlt habe, um ganz glücklich zu sein. Ich wurde deßhalb erst in eine lateinische Schule und von da auf eine Akademie geschickt, um mich dort dem Studium der Theologie zu widmen. Ich bin von magerm, schlankem Wuchse, von angenehmer Gesichtsbildung, und habe ein helles Haar. Dabei besitze ich aber eine so außerordentliche Empfänglichkeit, mich zu schämen, daß bei der geringsten Veranlassung zur Verwirrung mir alles Blut in die Wangen strömt und mein Gesicht wie eine Rose glüht. Das Bewußtsein dieses unglücklichen Fehlers bewirkte, daß ich alle Gesellschaften vermied und mich ganz an die einsame Lebensart gewöhnte. Ich war entschlossen, Magister zu werden, und durch Korrekturen und andere literarische Arbeiten, wobei ich mein Zimmer nicht zu verlassen brauchte, meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Aber zwei unerwartete Vorfälle änderten den Plan meines Lebens ganz und gar, nämlich der Tod meines Vaters und die unvermuthete Ankunft eines reichen Oheims aus Ostindien.

Von diesem Oheime hatte mein Vater selten gesprochen. Er nannte ihn gewöhnlich einen Landstreicher, der den schönen Spruch in der Bibel vergessen habe: Bleibe im Lande und nähre Dich redlich. Da er nie etwas von sich hatte hören lassen, so wurde er schon seit langer Zeit für todt gehalten. Um so mehr überraschte er mich wenige Tage nach der Beerdigung meines Vaters durch seine Ankunft in meinem Geburtsorte, als ich eben im Begriff war, mit meiner geringen Erbschaft in die Einsamkeit zurückzukehren. Meinen Oheim schmerzte der Tod seines Bruders wenig, denn er war seit dreißig Jahren von ihm getrennt gewesen, und hatte sich ein Vermögen zusammengescharrt, das, wie er sich prahlend rühmte, den König von Spanien glücklich machen könnte. Nach seiner Denkungsart mochte er freilich Recht haben, da er anderthalb Tonnen Goldes aus Ostindien zurückbrachte. Hierauf baute er seine Hoffnung einer nie endenden Glückseligkeit. Aber mitten in seinen Entwürfen und Plänen wurde er von einer Krankheit befallen, die seinem Leben und mit demselben seinen Träumen von Glück und Freuden in wenigen Tagen ein Ende machte und mich in den Besitz seines großen Vermögens setzte.

Hier sehen Sie mich, mein Herr, in dem Alter von fünfundzwanzig Jahren, wohl ausgerüstet mit Kenntnissen und Fertigkeiten, als den Besitzer eines ungeheuern Vermögens, aber auch zugleich so linkisch und unbekannt mit der feinern Lebensart, daß mich alle meine Bekannten nur den reichen, gelehrten Bauern nennen.

(Schluß folgt.)

Deutschland.

Wann kommt die schöne Stunde, du armes deutsches Land,
Wann einet Deine Söhne der Eintracht starkes Band?
Wann blüht sie auf die Liebe, die Nord und Süd umschlingt
Und durch die deutschen Herzen wie Himmelsahnung dringt?

Wann hör' ich ihn erschallen, den Racheruf voll Grimm
Durch alle Deine Gauen wie des Gerichtes Stimm'?
Genug der Schmach, des Spotts, womit sie Dich gehöhnt
Genug der feigen Duldung, die lange sie gewähnt!

Wohl einst in bessern Tagen, voll Siegesruhm und Ehr',
Da war des Deutschen Name ein Schild, so stolz und hehr,
Da glänzten seine Helden wie lichter Sterne Pracht,
Da thronten Seine Fürsten in stolzer Herrschermacht;

Da trugen stolze Schiffe in ferne Zonen hin
Den Ruf vom deutschen Volke und edlem deutschen Sinn;
Da beugten sich die Völker, es schwieg der Feinde Wuth
Und ihre Schaaren wichen vor kühnem deutschen Muth.

Doch diese schönen Zeiten sie sind dahin und fern
Und an dem deutschen Himmel erblich sein guter Stern.
Zertrümmert sind die Hallen vom deutschen Pantheon,
Und was von ihm geblieben, das blieb zu Feindes Hohn.

Es trennten sich die Völker, das Bruderband zerriß,
Sie trugen still zu Grabe, was deutsche Einheit hieß,
Und formten auf dem Grabe ein Bildniß, morsch und leicht,
Und nannten's Bund der Deutschen, und hatten's bald erreicht,

Daß man dem seit'nen Bildniß Unbild, Schmach angethan
Und ungestraft verhöhnet den sonderbaren Wahn,
Bis auch dieß morsche Bildniß in Staub und Trümmer fällt
Und bis von deutschen Landen der letzte Wehruf gellt.

Die Schranken sind gefallen, die das Gesetz gebaut
Und Rechte, alt und heilig, so weit der Himmel blaut,
Zertreten, kühn verwegen, in frevlem Uebermuth,
Und für das große Opfer glimmt schon des Feuers Glut.

Wach' auf, Du Aar, Du stolzer, aus wüsten Träumen auf
Und schüttle das Gefieder und steig' zur Sonn' hinauf,
Zur Sonne deutscher Einheit, zum milden Lebensstrahl,
Und rufe sie zum Streite die deutschen Recken all'.

Wach' auf, Du edler König, und blicke zum freien Rhein,
Hörst Du den Hahn, den fränkischen, nicht kampfesmuthig schrei'n?
Wohlauf zum blutigen Kampfe, zum stolzen Sieg zugleich
Und nimm den herrlichen Kampfpreis: ein einig deutsches Reich.

Das Heldenvolk der Berge wetzt schon das gute Schwert
Zum Kampf für Ehr' und Freiheit und heim'sche Vätererd';
Und ihr, ihr Millionen, ihr seht dem Kampfe zu
Und legt die starken Hände in Schooß zu feiger Ruh'?

Nein, nein! Es gilt die Ehre, es gilt das heil'ge Recht,
Es gilt die gold'ne Freiheit, die sich am Frevler rächt.
Wohlan denn, deutsche Männer, das treue Schwert zur Hand,
Und fließet Blut, so fließt es für's deutsche Vaterland.

Sulamith.

(Druckfehlerberichtigung.) In Nr. 13 Seite 112 der Plauderstube muß es in dem Gedichte „Himmels Blau“ heißen: Zeile 5
„Durch das Laubgrün zuckt wieder des Himmels ꝛc.“
und Zeile 8
„Denn nur durch die finstere Nacht ꝛc.“

Druck und Verlag von A. F. Nietich. Verantwortlicher Redakteur: Aug. Benz.

Nr. 15. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 8. April 1860.

Ein Invasionsversuch.

(Schluß.)

Es war keine Zeit mit Förmlichkeiten zu verlieren; ich riß die Thüre auf und stürzte über die Hunde fallend hinein. Mein seltsames Aussehen — ohne Rock und Kopfbedeckung, im Schweiß gebadet und bis an die Brust mit nassen Kleibern, mit der Sichel noch in der Hand, wurde mit schweigendem Staunen betrachtet; daß es mehr bedeuten mußte als ein bloßes Gesuch, mit den Hunden nach Llaweda zu kommen, um die guten Hausfrauen von einem Hühnerdiebe zu befreien schien gewiß. Ich erzählte die Neuigkeit. Ein mir unvergeßlicher Wechsel kam über ihre Gesichter und Haltung, als sie erfuhren, daß der „korsische Usurpator", wie Napoleon damals gewöhnlich bezeichnet wurde, vor ihren Thoren sei, seine Flotte in der Bucht vor Anker liege und Soldaten zu Tausenden landeten, denn die Furcht hatte meine Einbildungskraft erhitzt. Auf sprang der muntere Jäger, schleuderte das Glas, das er eben angesetzt, zur Erde, ergriff seinen gewaltigen Kavalleriesäbel, der über dem Kamine hing und rief mit lauter Stimme zur geöffneten Thür hinaus: „Holla, Jenkin, Davies, Gwatkin! Ihr Alle — sattelt mir den Glendower zum Kampfe mit Holstern, Pistolen und Allem. Ruft den Jagdhüter, laßt ihn das Dorf aufbieten, vertheilt alle Flinten und Pulver und Blei im Hause und im Kirchspiel, und trefft mich in der Stadt. Und Du, Owen, mein Bursche, sprach er zu seinem Sohne, „Du bist bekannt als guter Reiter. Spring rasch auf dein Pferd und dann brauche Peitsche und Sporen, als ob der Böse hinter Dir währe: bringe dem Lordlieutenant die Nachricht. Du wirst ohne Zweifel der Erste sein. Reite, sag ich Dir, wie Du noch nie geritten bist."

Der letzte Theil dieser Aufforderung erreichte kaum noch das Ohr Dessen, für den sie bestimmt war, da der junge Mann bereits im Sattel, über die Mauer hinwegsetzte und aus unseren Blicken war. Dann kam ich an die Reihe; ich sollte zu den Grubenarbeitern und Bergknappen von Prescelly Hells reiten und ihnen melden, daß die verfluchten Franzosen gelandet seien, um ihre Häuser zu plündern und zu verbrennen, ihre Weiber und Kinder zu ermorden. „Saget ihnen," rief der aufgeregte alte Herr, „sie sollten Sicheln, Hacken, Spaten und Heugabeln zur Hand nehmen und eingedenk dessen, daß Walliser sind, zeigen, daß der alte Geist der

Cimbern noch nicht erstorben ist.“ Etwas Aehnliches, wenn nicht ganz dieselben Worte, sagte er; dann gab er seinem Glendower die Sporen und sprengte als stellvertretender Lordlieutenant von Pembrokeshire nach dem Meeresufer um die Bewegungen der Franzosen zu rekognosziren. Mit welchem Erfolge ich meinen Auftrag ausführte, wird sich in der Folge zeigen.

Es war fast Mitternacht als ich zurückkam, und als ich mich einmal im Sattel umdrehte, sah ich zu meiner unaussprechlichen Freude jede Spitze der großen Prescelly-Hügelkette in lichtem Glanze. Der Schrecken hatte sich jetzt weit hin verbreitet. Die steile Straße von der Goodwich-Bucht war von Fuhrwerken, die mit Hausgeräthe hoch bepackt nach Fishguard flüchteten, vollständig gesperrt. Der Ton ängstlicher Stimmen, die Schläge u. Verwünschungen, die auf die langsamen oder widerspenstigen Zugthiere herabfielen, und die Wehklagen von Frauen, Greisen und Kindern erschallten traurig in der Düsterheit jener bewölkten, sternenlosen Nacht.

Ohne ein Wort mit Jemanden zu wechseln, trieb ich mein ermattetes Pferd die Anhöhe hinauf und hier bot sich ein Schauspiel dem Blicke dar, das kein Walliser, der es gesehen, je vergessen wird. Ein gewaltiges Feuer war in der Mitte der Landstraße von den Hecken, den Balken, Thüren und sonstigem Holzwerk der zerstörten Häuser angemacht worden und wie die rothe Flamme hoch in die Luft züngelte, warf sie einen hellen Schein auf die glänzenden Waffen von Hunderten von Räubern, die sich daran wärmten und auf die Trikolore, welche über ihrer fast unzugänglichen Stellung flatterte — einem Plateau, etwa 300 Yards im Umfange, das auf drei Seiten vom Meere und vorn von einer tiefen Schlucht geschützt wurde. Die rauhe Spitze uneinnehmbarer als der Malakoff und Redan, beherrschte eine weite Aussicht auf Fishguard und die ganze Umgegend. Hunger allein konnte Diejenigen, welche es tapfer vertheidigten, davon vertreiben. Doch diese feste Stellung hatte Lord Cawdor beschlossen an dem Freitag nach der Landung zu stürmen, da es unmöglich war, die Wuth des Landvolks zu zügeln; glücklicherweise veranlaßten Umstände, die ich gleich näher berühren werde, eine Ergebung u. verhüteten ein Gemetzel, das die nothwendige Folge hätte sein müssen.

Ich näherte mich wieder der Klippe und legte mich nieder, um hinüber zu sehen. Die Boote mit ihrem Signalfeuer bewegten sich noch hin und her auf dem Spiegel des Meeres. Auf dem Felsen flackerten mächtige Feuer und Männer standen herum mit vielen Fackeln, während man andere in Zwischenräumen aufgestellt erblickte, um denen zu leuchten, welche die schweren Munitionskisten ohne alle Hilfe von Stricken hinaufschleppten. Oben saß auf einem großen Steine, der noch heute „des Franzosen Stuhl“ heißt, ein Offizier in seinem Mantel, ihre Bewegungen beobachtend. Er blieb da während der ganzen Nacht und war umgeben von einer Masse Fässern mit Branntwein und Munition, von denen einige sprangen und eine große Fläche des Rasens so versengten, daß Jahre lang kein grüner Halm sich zeigte und noch jetzt ruht nach der Behauptung der Leute ein Fluch auf dem Orte, der von den Tritten der Franzosen entweiht worden.

Auf den Feldern erglänzten lange Reihen von Lagerfeuern zum Kochen. In einem Umkreise von sechs Meilen war jeder Schweinestall und Hühnerhof ausgeplündert worden; ein Ochse und mehr als dreißig Schafe waren geschlachtet. Pembrokeshire treibt starke Viehzucht und jeder Landmann besitzt einen kleinen oder größeren Buttervorrath zum Export, den er in großen kupfernen Pfannen aufbewahrt. Diese benutzten die Franzosen als Kochtöpfe und kochten die Gänse, Schweine u. s. w. recht eigentlich in Butter! Man kann sich denken, welche Wirkung dies auf Leute hatte, welche während der ganzen Reise von Brest auf einiges Zwieback und

Wasser angewiesen waren. Aber nach der Meinung der Wallliser zeigte sich das Walten der Vorsehung zu ihren Gunsten in fast sonderbarer Weise. Schiffbrüche sind an jener Küste nicht ungewöhnlich; die Leute sind eingefleischte Stranddiebe und etwa drei Wochen vorher war ein spanisches Schiff mit einer Ladung Wein auf den Llanweda-Klippen verloren gegangen. Fast in jedem Hause, in jeder Hütte fand sich ein Faß davon und dies hatten die Räuber auf ihren Streifzügen bald ausfindig gemacht. Sie rollten die Fässer mit sich fort und stießen sie an ihren Feuern ein oder nahmen den Inhalt in Eimern und Milchgefäßen mit sich und bald offenbarten sich die Folgen. Unwohl, betrunken und hilflos lagen sie zu Hunderten um ihre Feuer oder fielen, wenn sie mehr Beute holen wollten, in Gräben und Ackerfurchen, wo sie die Nacht liegen blieben. Viele sollten sich nie wieder erheben; die Dorfleute, welche beim ersten Lärm sich in Felsen und Gebüsch versteckt hatten, fanden jetzt ihren Muth wieder und spürten, mit allen möglichen Waffen ausgerüstet, ihre Feinde mit der Ausdauer und Wuth von Bluthunden auf. Dinge geschahen in jener Nacht, welche ihre Leidenschaften bis zur Wuth steigerten. Ein Landmann, den man gezwungen hatte, bei der Fortschaffung der Vorräthe zu helfen, versuchte zu entfliehen: er wurde von einem Unteroffizier sofort niedergeschossen. Zwei Frauen, die eine krank und bettlägerig, die andere alt und schwach, wurden brutal insultirt von einer Schaar, die dann die Hütte plünderte und anzündete. Der Gatte, halbrasend vor Wuth, ergriff seine Sichel, dicht an der Klippe traf er einen Franzosen, spaltete ihm den Kopf mit einem Hiebe seiner Waffe und schleuderte den Leichnam in's Meer. In Llanweda erblickte ein Pächter, da er seinem Hause sich näherte, einen Feind vor einem hellen Feuer, das von den Tischen und Bänken angemacht war, und an dem er sich ruhig mit Brod, Käse und Wein erquickte: der Pächter sprang auf ihn los, aber eben so hurtig hatte der Franzose sein Gewehr ergriffen und zückte das Bajonnet auf seinen Wirth. Dieser aber parirte den Stoß mit seiner Heugabel, durchbohrte den Soldaten und schleuderte ihn in's Feuer.

Als der Mittwoch Morgen anbrach, sah man Lord Cawdor an der Spitze seiner kleinen Schaar Landmiliz und etwa 300 Mann der Cardigan und Pembrokeshire Miliz über die Goodwick Sands ziehen. Ueber 2000 Grubenarbeiter, Bergknappen und Bauern mit allen Edelleuten von fast drei Grafschaften begrüßten ihre Ankunft mit einem Geschrei, das in dem Lager des Feindes vernommen werden mußte. Sie waren von jedem Hügel, jedem Thale zusammengekommen und in sehr primitiver Weise bewaffnet — Sicheln, die man an lange Stangen befestigt hatte, Hacken, Spaten, Heugabeln, Aexte und Sichelhacken; sehr wenige hatten Flinten. Ein wilder Geist beseelte sie; die Sichelmänner schwangen ihre furchtbaren Waffen über ihren Köpfen und ließen die Luft von ihren ungeduldigen Ausrufen, sofort zum Angriff geführt zu werden, erschallen. „Wir wollen sie niedermähen," riefen sie, „wie einen Schwaden Gras". Nicht am wenigsten bemerkenswerth unter den neuen Ankömmlingen war ein Dissenter Geistlicher, Namens Jones, der mit einer Doppel-Vogelflinte an der Spitze seiner ganzen männlichen Gemeinde herbeizog. Die Nachricht war um sieben Uhr am Abend vorher nach Haverfordwest gekommen, während er eben in einer Kapelle predigte. Bald drang sie bis zur Kanzel; da ermahnte er mit großer Geistesgegenwart seine Zuhörer, standhaft zu bleiben und an dem Tage des Kampfes nicht zu fliehen, und bot sich schließlich ihnen als Führer an. Dann erhob sich die ganze Gemeinde en masse und bezeugte jubelnd ihre Zustimmung. Man ergriff die ersten besten Waffen und setzte sich sofort in Bewegung. So groß war die Macht des Beispiels, daß ganz junge Burschen ihren Vätern folgten, wie diese mit Mistgabeln und Sensen bewaffnet.

Vor seinem beabsichtigten Angriff auf die feste Stellung der Franzosen ritt Lord Cawdor an der Spitze seiner Landmiliz bis etwa eine halbe Meile von ihrem Lager. Wäre der Feind mit Artillerie versehen gewesen, so wäre nicht ein Mann mit dem Leben davon gekommen, da jener hohe Felsen die ganze Straße beherrschte; so aber trabten sie nach einer genauen Recognoscirung ruhig wieder zurück. Seltsam genug hatte dieser Streifzug die bedeutendsten Folgen. Die französischen Offiziere, getäuscht durch die prächtigen Pferde und die hübsche Uniform dieser vierzig Leute, hielten sie für einen englischen General mit seinem Stabe, und indem man voraussetzte, daß eine verhältnißmäßige Streitmacht in der Nähe sein müsse, beschloß man, wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Da ihre Leute betrunken und rebellisch waren, konnte man auf keinen glücklichen Erfolg der Operationen rechnen, und dazu hatten die Schiffe am frühen Morgen die Anker gelichtet und sie so ihrem Schicksal überlassen. Noch ein und zwar ein noch komischeres Mißverständniß, welches den Wallisern noch jetzt Stoff zum Lachen bietet, bestärkte sie in diesem Entschlusse. Mehrere Hundert Frauen, alte und junge, in ihrer nationalen Tracht, rothen Mänteln und Filzhüten, wie sie die Männer tragen, waren ihren Männern von den Bergen gefolgt.

Sobald als Lord Cawdor sich mit seinen Reitern auf den Weg gemacht, liefen sie mit der ihrem Geschlechte natürlichen Neugier den Hügel hinauf, von dem man das französische Lager übersehen konnte und standen dort in einem dichten Haufen. Einer der anwesenden Herren, denen ihre Aehnlichkeit mit einer Abtheilung Soldaten auffiel, ritt zu ihnen und ersuchte sie, in geordneten Reihen den Hügel hinabzumarschiren und nachdem sie unten verschwunden waren, in derselben Weise wieder hinaufzusteigen und sich oben zu zeigen. Dies Manöver wiederholten sie ein Paar Stunden, bis die lustigen Weiber ganz matt waren; aber die List hatte den gewünschten Erfolg. General Tate und sein Stab, die wohl wußten, daß Scharlach die Uniform des englischen Militärs sei, aber nicht erkennen konnten, ob er von Männern oder Frauen getragen wurde, schlossen daraus, daß bedeutende Verstärkungen herangerückt sein müßten, zu denen auch die eben gesehenen Reiter als Offiziere gehörten. Spät am Mittwoch Abend erschien daher ein französischer Offizier mit einer Parlamentärflagge in Lord Cawdors Hauptquartier und übergab nachstehenden Brief:

„Cardigan Bay, 5. Ventose, 5. Jahr der Republik.

Mein Herr! Die Umstände, unter denen die Truppenmacht unter meinem Befehle an diesem Punkte gelandet wurde, machen es unnöthig, militärische Operationen zu unternehmen, da sie nur Blutvergießen und Plünderung nach sich ziehen würden. Die Offiziere des gesammten Korps haben daher ihren Wunsch ausgesprochen, nach den Prinzipien der Humanität wegen einer Kapitulation zu unterhandeln. Wenn Sie durch ähnliche Rücksichten geleitet werden, so mögen Sie es den Ueberbringer Dieses wissen lassen und sollen inzwischen Feindseligkeiten eingestellt bleiben. Gesundheit und Achtung. Tate, Chef de Brigade.“

Wenn der französische Offizier auf dem Wege durch Fishguard durch eine Art Wunder der Gefahr niedergemacht zu werden entging, so konnte ihn auf dem Rückwege nur eine starke Eskorte vor diesem Schicksal bewahren. Eine wahre Fluth von Verwünschungen, „Diawldbyn“ (Teufel) und andere, Steine und Stöcke folgen ihm nach.

Mit Tagesanbruch am Donnerstag Morgen brachte Major Ackland folgendes Ultimatum ins Lager des Feindes.

„Fishguard, 23. Februar.

Mein Herr! Die Uebermacht der Truppen*) unter meinem Befehle, die sich stündlich steigert, muß mich verhindern, auf andere Bedingungen zu unterhandeln, als daß sich Ihre ganze Macht kriegsgefangen gibt. Ich theile ganz Ihren Wunsch, ein unnöthiges Blutvergießen zu vermeiden, dies kann aber nur Ihre rasche Unterwerfung verhüten, wornach Sie auf die Rücksichten Anspruch haben werden, welche britische Truppen stets einem Feinde zu erweisen geneigt sind, der an Zahl geringer ist. Mein Major wird Ihnen diesen Brief übergeben und ich werde bis zehn Uhr eine Antwort durch Ihren Offizier erwarten, dem ich eine Eskorte gegeben habe, die ihn ohne Behelligung zu mir bringen wird. Ich bin ꝛc. Cawdor.

An den Officier im Kommando der franz. Truppen."

Mittlerweile wurden Marodeurs, zu Vieren oder Fünfen, an Händen und Füßen gebunden, beständig vom Landvolke eingebracht. Viele, zu betrunken, um gehen zu können, waren mit gebundenen Armen und Beinen auf ein Pferd gelegt und gingen Leute mit geschwungenen Sicheln zu beiden Seiten, um beim geringsten Fluchtversuche dem Gefangenen den Kopf abzuschneiden.

Der französische General suchte beim Empfang von Lord Cawdors Brief über die Zeit und Bedingungen weiter zu unterhandeln, was Major Ackland indessen kurz mit der Bemerkung abbrach: „Nein, auch keine Stunde! — sofortige und unbedingte Ergebung kann Sie allein davor retten, niedergemetzelt zu werden. Es ist unmöglich die Truppen zurückzuhalten." Damit drehte er sein Pferd und gallopirte zum Hauptquartier zurück.

In Erwartung der sofortigen Kapitulation stellte Lord Cawdor jetzt seine Truppen so auf, daß sie eine möglichst imposante Linie bildeten, denn die Franzosen zählten noch 1400 Mann und waren mit Waffen und Munition aufs Beste versehen. Die Cardiganer und Pembroker Freiwilligen stellte er, um ihre geringe Anzahl zu verdecken, in einiger Entfernung auf, das nach einem Zusammenstoß begierige Landvolk pflanzte sich auf den mit Farrenkraut bewachsenen Abhängen hinter den Goodwick Sands auf, die Kavallerie mit dem General und seinem wirklichen Stabe nahm eine Stellung in der Mitte an dem Ufer ein und die weiblichen Rothröcke postirten sich wieder auf ihrem Hügel. Tiefe Stille herrschte, allein von dem Brausen der Brandung unterbrochen und jedes Auge war auf die steile weite Straße gerichtet, auf der die Feinde herankommen mußten. Mit dem Schlag Zwei kam uns die Spitze der Kolonne zu Gesicht. Die Menge sprang auf, schwenkte die rohen Waffen über ihren Köpfen und empfing sie mit einem so furchtbaren Geheul, daß die erschreckten Franzosen Halt machten und anfingen zu laden und die Bajonnette aufzuschrauben, da sie wähnten, sie seien in einen Hinterhalt gelockt. Und ohne Zweifel wäre es zu einem blutigen Gemetzel gekommen, hätte man nicht die Vorsicht gehabt, auf allen Zugängen zum Ufer Posten aufzustellen; durch sie und das energische Zureden Lord Cawdors, der mit seinen Reitern an dem Landvolke entlang gallopirte und sie in wallisischer Sprache anredete, wurde die Katastrophe abgewandt und die Franzosen setzten ihren Marsch fort, bis sie in der Mitte von Goodwick anlangten. Hier näherte sich Lord Cawdor dem Offizier und nach einem kurzen Zwiegespräch warf die ganze Schaar ihre Waffen von sich und zog rückwärts. Jetzt kam das Militär und während ein Theil die Flinten des Feindes in Sicherheit brachte, nahm der andere die Gefangenen in seine Mitte. Und jetzt liefen die Walliserinnen, unfähig ihre Neugier länger zu zügeln, von ihrem Hügel herbei, umgaben ihre gedemüthigten Feinde und griffen sie mit lautem Gelächter und einem Strome von Schmähungen an, von denen ihre Sprache eine solche Fülle besitzt. Wüthend vor Aerger daß sie durch ihre Ausschweifungen die Gelegen-

*) In Wirklichkeit beliefen sie sich nicht auf die Hälfte!

heit verloren hatten, drei Grafschaften mit Feuer und Schwerdt zu verwüsten stieg ihre Verzweiflung bei der Endeckung, daß sich die furchtbare Streitmacht, welche sie zur Uebergabe gezwungen hatte, nur in eine Schaar von Weibern auflöste, aufs Höchste. Freilich ließen die Soldaten sich dieses nicht so offen merken, aber einige Frauen, die mit ihnen gelandet waren, stürzten sich auf die lachenden Rothröcke mit dem Ausruf „Sang sang!“ und rieben sich bedeutungsvoll die Hände, wie um zu zeigen, wie sie fühlen würden, hätte das Schicksal ihnen erlaubt ihre Hände in dem Blute jener zu baden. Eine Frau, die sich durch Kleidung und Aeußeres vor den Uebriegen auszeichnete, die Gemahlin oder Geliebte des Generals Tate, verlor so sehr die Herrschaft über sich, daß sie wie eine Tigerin auf ihn losstürzte und ihm die weißen Haare büschelweise vom Kopfe riß.

Hier endete die letzte Szene dieser denkwürdigen Tragikomödie. Die Gefangenen wurden nach Haverfordwest geführt und dort in dem Schloß und der Kirche untergebracht. Das Innere der letztern zerstörten sie gänzlich, riessen den Altar nieder, entweihten die Gräber und verbrannten die Kirchenstühle, um sich Essen zu kochen. Bald darauf entschloß sich die Regierung sie nach Frankreich zurückzuschicken, wozu verschiedene neutrale Schiffe verwandt wurden, während die Stimme des Volkes verlangte, sie sollten zuvor als „Spitzbuben und Vagabonden“ gebrandmarkt werden. — Um das Mißlingen dieser Unternehmung vollständig zu machen, fielen auch alle dazu verwandten Schiffe kurz nachher in die Hände eines englischen Geschwaders, das unter Admiral Lord Bridport auf der Höhe von Ushart kreuzte. Die Regierung entschädigte reichlich Alle, welche Schaden erlitten, und Mary Williams, das Opfer besonderer Rohheit, empfing eine Jahresrente von 50 Pfund Sterling, die sie bis zu ihrem Tode bezog.

Aber Nichts vermochte die öffentliche Stimmung zu beruhigen. Noch Jahre nachher weckte der Anblick eines fremden Segels den frühern Schrecken und der Ruf „die Franzosen, die Franzosen“, bisweilen im Ernst, doch öfter im Scherz geäußert, genügte, den Gottesdienst zu unterbrechen und die ganze Gemeinde in wilder Bestürzung auf die Strasse hinauszutreiben.

Kleine Leiden eines Blöden.

(Fortsetzung.)

Ich habe mir sogleich hier in der Gegend ein Landgut gekauft, das, wie man es nennt, eine sehr modische Nachbarschaft hat. Wenn Sie meine rohen Sitten bedenken, so werden Sie kaum glauben, daß meine Gesellschaft von den benachbarten Familien sehr gesucht werde. Indeß geschieht es doch häufig, besonders von solchen Familien, die mannbare Töchter haben. Von den Vätern derselben habe ich schon oft die freundschaftlichsten und dringendsten Einladungen erhalten, und obgleich ich heimlich wünschte, ihre mir angebotene Freundschaft annehmen zu können, so habe ich mich doch öfter damit entschuldigt, daß ich noch nicht völlig eingerichtet sei. Die Wahrheit aber ist, daß mir, wenn ich in der Absicht ausritt, Besuche abzustatten, plötzlich der Muth entfiel, sobald ich mich den Thoren meiner Nachbarn näherte, und schleunig mit dem Vorsatze nach Hause zurückkehrte, es morgen zu versuchen.

Endlich faßte ich aber den festen Entschluß, Herr meiner Furchsamkeit zu werden, und nahm daher vor drei Tagen die Einladung zum Mittagessen bei einem meiner Nachbarn an, dessen offenes, ungezwungenes Wesen eine herzliche Aufnahme hoffen ließ. Der Baron G. hatte mich

eingeladen. Er ist mein nächster Nachbar, und hat eine sehr gebildete Gemahlin und fünf erwachsene Töchter.

Ich wußte, daß ich einen sehr ungeschickten Gang hatte, und nahm daher wohlweislich vorher bei einem Tanzmeister Unterricht. Sobald ich die Kunst verstand, ohne Stolpern zu gehen und eine kunstgemäße Verbeugung zu machen, wagte ich es keck, die Einladung zum Mittagessen beim Baronet G. anzunehmen; den ich zweifelte nicht, daß mich meine erlernten Künste in den Stand setzen würden, mit ziemlicher Unbefangenheit in einer Damengesellschaft zu erscheinen.

Aber ach! wie eitel sind alle Hoffnungen der Theorie, wenn diese nicht durch tägliche Uebungen unterstützt wird! — Als ich mich dem Hause näherte, hörte ich eine Glocke läuten; ich glaubte, daß zur Tafel geläutet werde. Schnell entstand in mir die Besorgniß, daß ich aus Mangel an Pünktlichkeit meinen Wirth mit dem Essen hätte auf mich warten lassen. Voll von dieser Idee, wurde ich blutroth, als ich mich von dem Bedienten anmelden hörte. Man führte mich in die Bibliothek; aber ich wußte kaum, was oder wenn ich sah. Bei meinem Eintritt bot ich allen meinen Muth auf und machte der Hausfrau meine neugelernte Verbeugung. Als ich aber meinen linken Fuß bei der dritten Stellung zurücksetzte, trat ich dem armen Baronet, der gleich hinter mir hereingetreten war, um mir die übrigen Glieder seiner Familie vorzustellen, auf seine gichtischen Zehen. Man wird sich schwerlich die Verlegenheit vorstellen können, in welche mich dieser Unfall versetzte. Meine Leiden kann nur ein eben so blöder Mensch, wie ich bin, beurtheilen, und deren wird es wenige geben. Die Artigkeit meines Wirthes verscheuchte nach und nach meine Verlegenheit, und ich erstaunte, wie viel seine gute Lebensart über ihn vermochte, seine Empfindungen zu unterdrücken und nach einem so schmerzhaften Vorfalle ruhig zu scheinen.

Die Herzlichkeit der Frau vom Hause und die trauliche Unterhaltung der Fräulein wirkte unvermerkt so auf mich, daß mich meine Zurückhaltung und Blödigkeit verließ, daß ich an der Unterhaltung Theil zu nehmen wagte und sogar neuen Stoff des Gesprächs auf die Bahn brachte.

Da die Bibliothek an nett gebundenen Büchern sehr reich war, so hielt ich meinen Wirth für einen Kenner der Literatur, und wagte es, meine Meinung über die verschiedenen Ausgaben der griechischen Klassiker zu äußern. Der Baronet war darüber völlig meiner Meinung. Zu diesem Gespräche gab eine Ausgabe des Xenophon in sechszehn Bänden Anlaß, die meine Neugierde erregte, weil ich vorher nie etwas von einer solchen Ausgabe gehört hatte. Ich stand auf, um die Ausgabe zu untersuchen. Der Baronet errieth meine Absicht, und um mich der Mühe zu überheben, stand er gleichfalls auf, mir das Buch zu reichen. Das reizte mich, ihm zuvorzukommen. Eiligst griff ich nach dem ersten Bande und zog ihn heftig heraus. Aber ach! statt eines Buches stürzte ein Brett, dem man durch einen ledernen Ueberzug und Vergoldung, das Ansehen einer Reihe von sechzehn Bänden gegeben hatte, vom Bücherschranke herunter und fiel unglücklicher Weise auf ein Schreibzeug von Wedgwood, das auf einem daneben stehenden Tische stand. Vergebens versicherte mich der Baronet, daß es nichts bedeute. Ich sah die Tinte von dem schönen Tische auf einen kostbaren Teppich strömen. Ganz außer mir, und ohne zu wissen, was ich that, suchte ich den Tintenstrom mit meinem Taschentuche zu hemmen. Unter der größten Verwirrung wurden wir endlich zur Tafel gerufen.

(Schluß folgt.)

Wanderlied.

Ein ries'ger Tannenbaum grünet
Auf eis'ger Felsenhöh',
Er denket an Länder und Meere
Mit wildem Herzenweh.

Es ächzet auf zorn'gem Meere,
Schwer unter der Segellast,
Und denkt an die Heimathwälder,
Ein alter, zersplitterter Mast.

F. M. Werner.

Was dem Michel fehlt.

Der Michel ist ein mächt'ger Bursch',
Geräth er in die Hitze,
Nur Schad' bei solchem Raptus, daß
Ihm fehlt der alte Fritze!

(Merkwürdige Todesfälle.) Ein reicher Prasser der Vorzeit fand eine Unterhaltung darin, eine große Perle in die Luft zu werfen, und sie mit dem vermuthlich auch nicht kleinen Ohre aufzufangen. Einmal nahm sich die Perle die Freiheit, zu tief in das ansehnliche Gehörorgan zu dringen, dergestalt, daß sich ein Geschwür erzeugte, woran er sterben mußte. — — Drusus Pompejus, Claudianus Sohn, hatte den sonderbaren Einfall, eine Birne in die Höhe zu schleudern, um sie mit dem Munde aufzufangen. Die mißhandelte Frucht aber rächte sich und der junge Herr mußte ersticken. — Theoderich, König der Gothen starb beim Anblicke eines großen Topfes. — Der Tod des Consuls Fabius war ein Haar in der Milch. — Während des Nachdenkens über einen Gegenstand verschied Kaiser Tiberius, während des Schreibens der große Plato. — Vor Durst verschied der berühmte Thales im Schauspiele. — Varius starb bei dem Anblicke eines häßlichen, alten Weibes. — Philemon, der Syrakuser, Philistius aus Nicäa, und Polycratus aus Naros lachten sich zu Tode. — An Fliegen erstickte der Sohn des Böhmenkönigs Wenzel, Wladislaus. — Dem Herzog von Clarenton Bruder Eduards IV. wurde freigestellt, auf welche Art er hingerichtet werden wolle. Er wählte, in einem Faße Malvasier zu ertrinken, und starb auch diesen süßen Tod. — Der Professor und Pastor Jakob Maier zu Kassel verschied, während er eine Leichenrede hielt und zwar bei den Worten: „Wie der Baum fällt, so liegt er." — Der bekannte Theolog Essig fiel beim Segensprechen leblos zusammen. — Der heil. Ambrosius gab seinen Geist auf, während er einen Psalm erklärte. — Dasselbe widerfuhr bei der Erläuterung des 23. Psalms späterhin dem Valentin Tratzendorf. — Ich schließe diese zufälligen Notizen, deren ich eine Menge ähnlicher Art anführen könnte, mit den Worten Salomo's: „Der Mensch weiß seine Zeit nicht, sondern wie die Fische gefangen werden mit trüglichen Garnen und die Vögel mit Schlingen, so auch werden die Menschen gerückt zur bösen Zeit, wenn sie plötzlich über sie fällt.

(Aus Varnhagen's Tageblättern, 1846. Man sprach über die Fähigkeiten eines der jüngeren **schen Prinzen, und meinte, sie seien gering. Humboldt widersprach; „Das muß ich bestreiten, sagte er, der junge Prinz hat kürzlich mit mir gesprochen, er traf mich wartend im Zimmer seiner Mutter und fragte: „„Wer sind Sie?"" Ich: Ich heiße Humboldt; — „„Und was sind Sie?"" Ich: Ich bin Kammerherr Seiner Majestät des Königs. „„Weiter nichts?"" brach der Prinz kurz ab und wendete sich weiter; das zeigt doch unläugbar von Verstand!"

Ein Pflanzer in Jamaica hatte bemerkt, daß die Gewohnheit der Neger, Alles auf dem Kopfe zu tragen, für den Körper nachtheilig sei. Er bestellte hundert Schubkarren, damit seine Sclaven es leichter hätten und gesund blieben. Das Schiff mit den Schubkarren kam endlich an. Der Pflanzer schickte sofort seine Leute hin, um die gewünschten Fahrmaschinen zu holen. Es dauerte nicht lange, da kamen die hundert Neger anmarschirt, jeder seinen Schubkarren auf dem Kopf.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: Aug. Benz.

Nr. 16. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 15. April 1860.

Kleine Leiden eines Blöden.

(Schluß.)

– Während wir durch den Saal und eine Reihe vor Zimmern gingen, hatte ich Zeit, mich wieder zu sammeln. Man ersuchte mich, meinen Platz zwischen der Frau und der ältesten Tochter zu nehmen. Seit dem Fall des hölzernen Xenophon brannte mein Gesicht wie Feuer, und ich war eben im Begriff, mich zu erholen und eine behagliche Abkühlung meiner Wangen zu fühlen, als ein unvorhergesehener Unfall mein Erröthen erneuerte. Ich hatte meinen Teller mit Suppe zu nahe an den Rand der Tafel gesetzt. Fräulein Jenny suchte mich zu unterhalten, und fand das Muster meiner Weste sehr geschmackvoll; ich bog mich zu ihr hin, um sie ihr näher zu zeigen; dabei stieß ich aber an den Teller, und goß mir nun die heiße Brühe auf den Schooß. Obgleich man meine Kleider sogleich mit Servietten wieder zu trocknen suchte, so waren meine schwarzen Beinkleider doch nicht dick genug, mich vor den schmerzhaften Wirkungen dieser plötzlichen Abbrühung zu schützen, und meine Schenkel dampften einige Minuten, als ob sie in kochendem Wasser steckten. Ich erinnerte mich jedoch, daß der Baronet seinen Schmerz verbissen hatte als ich ihm auf die Zehen trat, ertrug also meinen Schmerz in der Stille und blieb mit meinen abgebrühten Unterextremitäten, unter dem erstickten Kichern der Damen und Bedienten, steif und fest auf meinem Stuhle sitzen.

Das Maß meiner Leiden war aber noch nicht voll. Ich hatte eben ein Stück Pudding auf meiner Gabel, als mich Fräulein Molly bat, ihr einen Teller mit Trauben zu reichen, der mir nahe stand. Ohne zu wissen, was ich that, steckte ich in der Eile den Pudding, der so heiß wie eine glühende Kohle war, in den Mund. Es war mir absolut unmöglich, meinen Schmerz zu unterdrücken. Meine Augen quollen aus ihren Höhlen, und ich mußte endlich, trotz meiner Scham, die Ursache meiner Qual auf meinen Teller werfen. Der Baronet und die Damen bedauerten meinen Unfall, und Jedes rieth mir ein anderes Linderungsmittel an. Der Eine empfahl mir Oel, das andere Wasser; aber Alle kamen darin überein, daß der Wein am besten das Feuer ausziehe. Zu dem Ende wurde mir von dem Schenktische ein Glas spanischen Wein gereicht, den ich hastig in den Mund stürzte. Aber ach! wie soll ich die Folgen beschreiben? Entweder hatte sich der Bediente zufälliger Weise vergriffen, oder er hatte es, um mich völlig

rasend zu machen, absichtlich gethan — kurz, es war der stärkste Branntwein, womit ich meinen verbrannten Mund angefüllt hatte. Schlucken konnte ich nicht, und hielt also die Hände vor den Mund. Aber der unselige Branntwein spritzte durch die Finger und aus der Nase, wie eine Fontaine. Ich wurde durch ein schallendes Gelächter, das von allen Seiten ausbrach zermalmt. Umsonst gab der Baronet dem Bedienten Verweise, umsonst schmälte die Baronin mit ihren Töchtern, denn das Maß meiner Beschämung und ihre Belustigung war noch nicht voll. Um nun den lästigen Schweiß, den mir dieser Vorfall ausgepreßt hatte, abzutrocknen, wischte ich mir mit dem unglücklichen Taschentuche, welches noch immer von den Folgen des herabgefallenen Xenophon naß war, das Gesicht ab. Natürlich malte ich mein Gesicht nach allen Richtungen mit Tintenstreifen. Diesen Streich konnte der Baronet selbst nicht ertragen; er stimmte mit seiner Gemahlin in das allgemeine Gelächter mit ein. Verzweiflungsvoll sprang ich von der Tafel auf, stürzte aus dem Hause und rannte, von Gefühlen bestürmt, die ein begangenes Verbrechen in mir nicht hätte erregen können, nach meiner Wohnung.

So muß ich, ohne von der Bahn der strengsten Sittlichkeit gewichen zu sein, Qualen erdulden. Meine untere Hälfte ist fast abgebrüht, meine Zunge und mein Mund sind gebraten, und auf meiner Stirn trage ich das Kainszeichen. Aber dies sind geringe Uebel gegen das fortwährende Gefühl der Scham, das mich ängstigt, so oft ich daran denke, daß dies fürchterliche Abenteuer weiter erzählt wird.

Ich habe Ihnen mein Herr, diese Mittheilungen in keiner andern Absicht gemacht, als mit Hilfe ihres Blattes meinen Nachbarn meine Schwächen offenherzig zu bekennen, und dadurch zu verhüten, das ich noch öfter das Gespräch der ganzen Gegend werde. Denn wenn sie durch mein treuherziges Geständniß erfahren, wie viel ich bei dieser Gelegenheit gelitten habe, so werden sie Menschenliebe genug besitzen, eines armen Mannes zu schonen, dem seine Blödigkeit schon so viele Seelenleiden bereitet. Auch wünsche ich, daß durch mein Beispiel alle Eltern vor einer verkehrten Erziehung ihrer Kinder gewarnt werden mögen.

Zur Charakteristik Napoleon's III.

In den „Hamb. Nachr." erzählt ein Herr E. v. L. Folgendes: Es war im Laufe des Sommers 1852, als der Kommandirende am Rhein, der unlängst verstorbene preuß. General v. H., den Auftrag erhielt, die Grüße seines Souveräns dem Präsidenten der Republik zu überbringen. Dies war allerdings der offizielle Zweck der Sendung, der beiläufige Auftrag des Generals lautete aber dahin, sich aus eigener Anschauung ein Urtheil zu bilden, welche Wahrscheinlichkeit die Wiederherstellung des französischen Kaiserreichs in der Person Louis Napoleons, in der Gesinnung des Volkes, namentlich im Bezirke ehemaliger deutscher Provinzen, dem Elsaß und Lothringen, habe. Im Gefolge des preußischen Generals befanden sich der Chef seines Generalstabes, Major v. R., ein ausgezeichneter Offizier, in der wissenschaftlichen Welt rühmlichst bekannt, Hauptmann, von S., so wie der Sohn des Generals, Lieutenant v. H. Die Reise ging zunächst nach Nancy wo der General im bischöflichen Palaste sein Absteigequartier nahm und mit Auszeichnung em=

pfangen wurde. Am folgenden Tage nach Ankunft der preußischen Offiziere hielt Napoleon seinen Einzug in Nancy. Der General entledigte sich alsbald seines Auftrages, welcher von Seiten des Präsidenten mit besonderer Freundlichkeit und Herablassung entgegen genommen wurde. Zugleich erging an den General die Einladung, sich nebst seiner Begleitung dem Gefolge Louis Napoleons anzuschließen. Zu dem Diner, welches der Präfekt des Departements dem Präsidenten anbot, wurde der General v. H. so wie der Major v. R. ebenfalls eingeladen; die beiden andern preußischen Offiziere hatte man vergessen. Bei Tafel saß der General v. H. zur Linken Napoleons, während die Frau vom Hause zu seiner Rechten Platz genommen. Dem Prinzen gegenüber saß der Marschall St. Arnaud,, ihm zur Seite der Major v. R. Die preuß. Offiziere waren aufmerksame und scharfe Beobachter. Der Major v. R., dessen Bericht über die Reise uns vorliegt, äußerte damals: es habe ihm geschienen als herrsche eine gewisse Spannung zwischen Napoleon und dem Marschall, so daß er sich des letztern bald entledigen dürfte. Diese Aeußerung fand späterhin in der Sendung des Marschalls nach dem Orient ihre Bestätigung. Bei Tische drehte sich die Unterhaltung bald um militärische Gegenstände. Napoleon zeigte sich auf jedem Gebiete militärschen Wissens als wohlunterichteter Offizier. Bezüglich der Artillerie äußerte er: „Ich gehe mit dem Plane um, durch Wiedereinführung von Zwölfpfündern eigenthümlicher Konstruction der französischen Artillerie ein entschiedenes Uebergewicht über alle Artillerien Europas zu verschafen; zwar wird man meine Einrichtung nach dem ersten meiner Feldzüge in allen Staaten nachahmen, dies schadet jedoch nichts, ich werde alsdann schon bedeutende Erfolge errungen haben.“ Als man das Gespräch auf die Einführung weittragender Feuerwaffen bei der Infanterie brachte, sagte er: „Die beiden Zündnadelgewehre, welche in Folge des Zeughaussturmes in Berlin entwendet wurden, sind dem französischen Kriegsministerium übersandt worden; ich habe nach diesem Model die Anfertigung des Gewehres befohlen und solches bei der Armee in Algerien eingeführt; es hat sich jedoch nicht als praktisch bewährt, da es den Mann zu schnellem Feuern verleitet, 17 Schuß in der Minute, so daß also die Anzahl von 60 Patronen, welche der Soldat für einen Schlachttag mit sich führt, in 10 Minuten verschossen sein kann. Was meine Meinung anbelangt, so glaube ich, daß die große Wahrscheinlichkeit des Treffens aus bedeutender Entfernung den Soldaten nur feige macht; ich für meinen Theil werde stets meine Hoffnung als Führer auf das Bajonnet und die Sturmkolonne setzen.“ Nach aufgehobener Tafel wandte sich Napoleon zu dem General v. H. und sagte in deutscher Sprache: „Ich bedaure, meine Herren, daß Sie so schlecht gespeist haben, hoffe Sie jedoch bald in Paris zu empfangen,“ eine eben nicht sehr schmeichelhafte Aeußerung für die Wirthin, wiewohl nach der Meinung der preußischen Offiziere das Mahl nichts zu wünschen übrig gelassen. — Auf der Reise durch den Elsaß befand sich der Präsident mit dem General v. H. in einem Coupé, während der Major v. R. und die übrigen Preußen im Coupé des Marschalls St. Arnaud Platz genommen. Ueberall war das Landvolk in großen Schaaren herbeigeströmt, um Napoleon zu begrüßen; namentlich war das weibliche Geschlecht, auf Leiterwagen fahrend, zahlreich vertreten. Einer dieser Wagen hatte das Unglück gehabt, bei Durchfahrung eines Baches umzuwerfen. Der Präsident ließ sich die durchnäßten Schönen vorstellen und beschänkte sie reichlich mit Armbändern und andern Schmucksachen. Eine besondere Nationaltracht der Deutsch-Franzosen wurde jedoch nicht bemerkt. Von allen Seiten aber ertönte das Vive l' Empereur! In Straßburg war die ganze Bevölkerung auf den Beinen, um Napoleon zu empfangen; er nahm hier die Heerschau über die Garnison ab. Sowohl aus den Reihen der Truppen, sowie auch von Seiten des Vol-

kes ertönte ein lebhaftes und anhaltendes „Es lebe der Kaiser! Am folgenden Tage fand ein Manöver statt. Ein Rheinübergang kam zur Darstellung; zu diesem Ende sollte eine Brücke über den Strom geschlagen werden. Zuerst wurde, nachdem der Brückentrain aufgefahren, ein eigenthümliches Fahrzeug ins Wasser gelassen, eine Art schwimmender Festung, im untern Raume mit Schießscharten für Infanterie versehen; auf dem Deck aber befand sich ein Geschützstand, von welchem ein Geschütz über Bank feuerte. Die Besichtigung des Innern dieses Fahrzeugs wurde den Preußen nicht gestattet. Kaum durchschnitt dieser schwimmende Brückenkopf die Fluthen, so eröffnete die Besatzung ihr Feuer auf das gegenüber liegende Ufer und vertheidigte so inmitten des Flusses den Brückenbau. Die übrigen Pontons folgten und in weniger als 25 Minuten war die Brücke geschlagen, so daß der Uebergang stattfinden konnte. Artillerie, Infanterie und Genie zeigten sich als gut ausgebildete Truppen, namentlich ließen die Voltigeur-Kompagnien hinsichtlich ihrer Beweglichkeit nichts zu wünschen übrig. Als der Preußische General sich bei Napoleon verabschiedete, sagte derselbe nicht ohne Ironie: „Ich habe mich gefreut, Sie, meine Herren, gesehen zu haben; ich hoffe jedoch recht oft preußische Offiziere mir gegenüber zu sehen.“ Die Schlachten von Sebastopol und Solferino sind seitdem geschlagen. Dem Uebergewicht der französischen Artillerie, sowie der Einführung des Haubajonnets, also der Sturmkolonne, verdankt Napoleon III. seine Erfolge und als Feldherr seine ersten Lorbeeren. Gehört einmal zu seiner Sendung, wie er einst selbst geäußert, die Aufgabe eine Niederlage zu rächen, so dürfte zunächst England das Ziel seines Angriffsplans sein. Der englischen Landarmee, welche bis zum Jahre 1854 weder ein Exerciren noch ein Manövriren in der Brigade kannte, dürfte die französische Armee in taktischer Beziehung vollkommen überlegen sein, wie dies ja auch der Feldzug im Orient hinlänglich erwiesen. Auf Englands Flotte beruht nicht allein die Hoffnung Englands, sondern auch die Zukunft Europas. Liegt England darnieder, so hat Napoleon kein anderes Angriffsprojekt mehr, als Deutschland. Mögen alsdann der preußische und deutsche Soldat ihren alten Ruf und Ruhm bewähren und die deutsche Sturmkolonne sich der französischen gewachsen zeigen! An ganz Deutschland ergeht aber mehr als jemals die in den letzten Tagen so oft gehörte Mahnung: „Seid einig.“

Der abgesetzte Comthur.

Es war zu Ende der Ringelhardt'schen Theater-Directions-Führung als auf der Leipziger Bühne Mozart's „Don Juan“ in Scene ging.

Der Tag oder vielmehr der Abend, wo diese Oper aller Opern in Scene ging, war jedesmal eine wichtige Begebenheit für den alten Theaterarbeiter Köhler, der bereits an fünfzig Jahr mit bei der Leipziger Bühne gewirkt, natürlich meist hinter den Coulissen, aber auch vorn an der Rampe, bei der Lampe. Köhler spielte auch Statistenrollen, und zwar mit einem Eifer, der in gewissen Fällen sogenannten Künstlern zu wünschen wäre. Seine Forcerolle war der zu Pferde sitzende Comthur im „Don Juan“, welchen der spanische Wüstling umkreist und zum Gastmahl

einladet. Wenn Köhler im weißen Gewand und geisterweiß mit etwas Kreide im Gesicht angehaucht im Zwischenact an dem Monument hinaufkletterte, wenn seine dürren Beine das hölzerne und von Pappe überklebte Roß umspannten, wenn er den Commandostab ergriff, der oben aus den Soffiten an einem Faden herabhing, dann war er erhaben über allen Erdenquark. Also an jenem Tage sollte ihm abermals die Freude werden, und er war früh um 9 Uhr pünktlich mit auf der Probe.

Wie nun jener große Augenblick naht, ruft der Director Ringelhardt: „Halt!

Mit gespreizten Beinen und lang ausgeholten Schritten kommt er aus der Couliſſe und sagt zu dem Sänger der Comthur-Partie:

„Herr Pögner, Sie müssen von heute an selbst das Pferd besteigen, denn das „Ja" hinterm Monument unsichtbar gesungen, das macht sich nicht."

Diese Worte wirkten auf Köhler wie ein Donnerschlag. Sein Herz krampfte sich zusammen, er wollte vortreten und dagegen Protest einlegen.

Bei Ringelhart aber galt kein Widerspruch. Der Sänger muß auf das Gerüst hinaufklettern und Köhler empfängt die Weisung — zu gehen, nicht mehr nöthig.

Was jetzt in seiner Brust vorging, das wissen die Götter. Erregt und mit glührothem Gesicht schwankt er hinter die Coulissen, er ist kaum seiner Sprache mächtig. Hier angekommen, tritt er auf den damaligen Inspicienten Bartels zu, schlägt an seine Brust und sagt mit erstickter Stimme:

„Herr Bartels, ich habe den Comthur schon Anno 93 unter Seconda und später unterm Hofrath Küstner gespielt, ich habe den Stab gehalten, ich habe mit dem Kopfe genickt wie Keiner, aber heute — von — der Probe gewiesen, — das — überlebe ich nicht!"

Acht Tage darauf war er eine Leiche. Th. D.

Taucher in versunkenen Schiffen.

Durch die Rettung von Goldbarren und gemünztem Golde, mehrere Millionen Thaler an Werth, aus dem Wrack des über 200 Fuß unter der Oberfläche des Meeres versunkenen, gescheiterten Postdampfers „Royal Charter" ist die öffentliche Aufmerksamkeit wieder auf die Arbeiten der Taucher gelenkt worden, deren mühevoller Thätigkeit dieser Gewinn sowohl, wie das Emporschaffen der russischen Schiffe vor dem Hafen von Sebastopol und manches andere bedeutsame Resultat zu danken ist. Es gehört ein muthiges Herz zum Erfüllen des Berufes dieser Leute! Mit dem Taucherhelm auf dem Haupte, der es überall dicht umschließt und vorn Fenster zum Ausschauen enthält, und mit einem Korkringe umgürtet, stürzten sie sich, beschwerende Gewichte in jeder Faust, in die Fluth, während eine oben auf dem Boote, das sie an Ort und Stelle führte, in Bewegung gesetzte Luftpumpe ihnen Luft durch einen langen Schlauch zuführt, der mit dem Taucherhelme in Verbindung steht. Pfeilschnell sinken sie zur Tiefe; die zu viel in den Helm gepumpte Luft gurgelt rings um sie empor in Blasen, die wie Blitze nach oben schießen. Das Tageslicht nimmt rasch beim Sinken ab, die Fluth um sie durchläuft, besonders wenn heller Sonnenschein auf dem Meere ruht, alle Töne vom Hellblau, durch Dunkelblau, Violet und Schiller's „purpurne Finsterniß" bis zur tiefsten Dämmerung eines Wintertages. In 40 bis 50 Fuß Tiefe ist es, wenn das Wasser nicht außerordentlich klar ist, kaum mehr

möglich zu sehen. In unklarem, besonders durch Kalkboden getrübten, milchigem Wasser hat die enge Umschließung mit unermeßlichen Massen „greifbarer Finsterniß“ etwas entsetzlich Beängstigendes. Ist das zu besuchende Schiff auf Sandboden gesunken, so wird es in den meisten Fällen, wenn es nicht tief gehende Strömungen umgelegt haben (die Wellenbewegung geht nicht tief), aufrecht stehen und der Taucher kann im Halbdunkel die große Masse umschleichen und umfühlen. Das Brausen der um ihn aufgurgelnden Luftblasen verschlingt jeden Ton, verschließt er aber den Schlauch einen Moment mit der Hand, so führt ihm das Wasser als guter Schallleiter den leisesten Ton zu, und er hört das Scharren der Krabben im Sande und das Streichen der Fische, welche die Fülle von Futter im Innern des gescheiterten Schiffes wittern. Jetzt steigt der Taucher durch die Luken in das Schiff. Hier ist es völlig finster, und mühsam tastet er sich nach den Hauptcajüten, in denen die Schätze liegen, die er heben soll. Aengstlich muß er auf diesem schauerlichen Pfade in dem wassergefüllten, großen, nachtfinstern Sarge dafür Sorge tragen, daß der Schlauch, der ihm Luft zuführt, sich nicht verschlingt oder zwischen ungesehenen Ecken klemmt. Geschieht dieß, so drückt sich ihm der Mangel an Luft im Augenblicke wie eine fürchterliche, dicht anschließende Hand auf den Mund, und er fühlt sich in der That lebend begraben. Mag er dann auch in solchem Augenblicke das unschätzbare Kästchen mit der Million, derentwillen er hinabstieg, im Arme haben, was hilft es ihm, wenn er todt ist, ehe er die Treppe erreicht. In solchen Fällen zeigt sich die Geistesgegenwart des Tauchers. Er hält den Athem an, läßt fallen, was er trägt, und sei es auch die Million und sucht sich eilend am Schlauch zurück. Eine Viertel-Minute ist ihm Zeit gegeben, hat er dann nicht die Thür, die nach oben führt, oder die Stelle der Klemmung gefunden, so vergehen ihm die Sinne und er ist todt bei den Todten, die er besuchte. Erreicht er aber die Luke — so braucht er die Treppe nicht zu steigen — denn es führt ihn sein Korkgewand pfeilschnell nach oben ans Licht, an die Luft, wo er außer Athem, geängstigt, aber nicht nicht entmuthigt ankommt, um in der nächsten halben Stunde wieder hinabzusteigen. Jetzt tastet er wieder umher in den entsetzlichen Räumen, große Fische huschen an dem ungewohnten Störefried bei ihrem Mahle vorüber, und was sind das für hülflose, kalte, weiche Körper, die er mit seinem Helme an der Decke der Cajüte hinschiebt und die dumpf dagegen stoßen? Er greift empor und faßt ein kaltes Männerantlitz, von oben nach unten zu ihm herabschauend; daneben ein kleiner Kinderfuß, ein Frauenarm! Es sind die schwimmenden Leichen der Cajütenbewohner, welche die Fluth an der Decke des Raumes umherwälzt. Er schließt entsetzt den Schlauch, denn auch den erfahrensten Taucher beschleicht ein Grauen, sein Leben so nahe dem Tode bei den Todten zu fühlen, und er hört — den er sieht nichts — die Krabben um sich bei ihrem Mahle geschäftig und den dumpfen Anschlag der Körper an der Decke, sowie das Knacken des hinsterbenden Schiffsrumpfes selbst; froh, die Todestöne im Gurgeln der Luftblasen um sich ersticken zu können, läßt er den Luftstrom wieder zu sich bringen, tastet um sich, fällt, rafft sich auf, findet endlich das Kästchen, steigt die Treppe empor, denn mit dem Kästchen trägt ihn der Korkgürtel nicht, und fühlt jedes Mal wieder den durch keine Gewohnheit abzustumpfenden frohen Eindruck des ersten Ruckes des anziehenden Taues an seinem Gürtel, der ihn mit der Beute an Licht und Luft emporhebt. Die meisten und kühnsten Taucher producirt Whitstable. Der reiche Gewinn, der gewöhnlich in einem bestimmten Antheil am geborgenen Gute besteht, lockt die beherzten Fischer dieses Ortes zu diesem düstern Gewerbe. (Dresd. J.)

Aus dem Leben Napoleon II.

Der Vertrag von Fontainebleau hatte dem Sohne des Kaisers Napoleon die Erbfolge in den Herzogthümern Parma, Piacenza und Guastalla, nach dem Tode seiner Mutter, zugedacht. Der junge Napoleon Franz Joseph Karl hatte demzufolge den Titel eines „Königs von Rom" mit dem bescheideneren eines „Prinzen von Parma" vertauschen müssen.

Schon frühzeitig wurde indeß an den Bestimmungen jenes Vertrages gerüttelt, und die Pariser Konvention vom 10. Juni 1817 stürzte ihn völlig um. Die Erbfolge in jenen Staaten nach dem Tode Marie Louisens wurde dem Infanten Karl Ludwig v. Lucca zugesprochen, und der vormalige präsumtive Erbe des französischen Kaiserreiches, dessen Name einen kurzen Augenblick, in den Tagen, da der Gewaltbau seines Vaters zusamenbrach, als „Napoleon der Zweite" durch das Parteigewoge auf die Höhe der Geschichte emporgeschellt war, stand nun vollends ohne Besitzthum, ohne Erbschaft und ohne Titel da. Ja, selbst der Name — Napoleon — wurde dem Kinde entzogen.

Man kann nicht sagen, daß die Mitwelt über diese Vorgänge einen tiefen Unwillen empfand. Das vorherrschende Gefühl ging nicht über die Empfindungen hinaus, die durch die Schlußmomente eines tragischen Drama's geweckt zu werden pflegen. Man war bei dem Sturze der napoleonischen Dynastie ergriffen, aber fern davon, das richtende Schicksal zu tadeln. War doch den Völkern wie den Fürsten Europa's der Napoleonismus als ein Fluch erschienen und dessen Träger — gleich wie Attila — als eine Geißel Gottes. Und nicht ohne Grund konnte sich Metternich in seiner späteren Rechtfertigung gegenüber dem Herrn von Montbel darauf stützen, daß für die Deutschen der „Haß gegen Napoleon" als ein „tugendhaftes Band der Vereinigung" gegolten habe, und daß „der Name des Unterdrückers der Nation" dieser „ein Gegenstand des Abscheues" geworden sei. Doch vergessen die Völker das, was sie gelitten, leichter als die Fürsten. In jenen wirkte nur noch die frische Erinnerung, bei diesen auch die Befürchtung für die ferne Zukunft. In den Cabinetten fehlte es nicht an Staatsmännern, die in jedem Napoleon einen Napoleon witterten, d. h. die Natur eines herrischen und weltzerrüttenden Ehrgeizes; und darum wollten sie auch einen Namen gemieden sehen, der zu „dynastischen" Prätensionen Anlaß und dem Vorurtheile Nahrung geben konnte, als ob er, gleich dem Titel „Cäsar" und „Augustus" ein „Vor- oder Abzeichen kaiserlichen Ranges sei. Die Völker aber, die mehr in der Gegenwart, als in der Vergangenheit oder der Zukunft leben, und die immer gern das Beste glauben, so lange nicht das Schlimmste eintritt, zögerten bald, ihrem eigenen Sprichwort zu trauen: daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt. Und hieraus erklärt sich das übrigens minder politische als menschliche Bedauern, das seitdem zu wiederholten Malen sich dem unglücklichen Sprößling des gefallenen Despoten, dem nunmehrigen „Herzog von Reichstadt" zuwandte.

Denn ein Patent vom 22. Juli 1818 übertrug dem siebenjährigen Prinzen „Franz Joseph Karl", dem „Sohne der Erzherzogin Marie Louise", der nach dem Willen dem Kaisers Franz „künftig nichts anderes als ein österreichischer Prinz" sein sollte, den Titel eines Herzogs von Reichstadt. Es war das ein kümmerlicher Ersatz für die neuesten Verluste. Denn als Herzog von Parma wäre der Sohn Napoleons ein europäischer Souverain geworden, hätte als solcher sein Haupt kühner erhebend, unter Umständen dem Frieden Europa's gefährlich werden können. Nun aber war er nicht mehr als ein mediatisirter österreichischer Standesherr, und sein ganzer Besitz eine Anzahl böhmischer Dörfer. Trotzdem schien der Instinkt der Kin-

desnatur gegen das Prädikat eines „österreichischen" Prinzen sich aufzulehnen. Auf französischem Boden und unter französischen Umgebungen hatte der Knabe sprechen gelernt; auch auf deutschem Boden war Anfangs unter der Obhut der Gräfin Montesquiou der Charakter seiner Erziehung noch ein durchaus französischer gewesen. Er war vier und ein halbes Jahr alt, als die Art seiner Erziehung nach österreichischem Muster umgestaltet und die Oberleitung derselben dem Grafen Moritz von Dietrichstein anvertraut wurde. Sofort war es unverkennbar, daß seine deutsche Umgebung ihn beengte und langweilte oder ärgerte. Wie man nun gar zu dem Versuche schritt, ihn selbst deutsche Wörter aussprechen zu lassen, stemmte er sich dagegen mit dem entschiedensten Trotz, ja mit so verzweifeltem Widerstande, als ob es gelte, seine Eigenschaft als Franzose zu wahren.

(Fortsetzung folgt.)

Mir und mich.

Man spricht das Deutsch, wie stets mir schien,
Am leichtesten doch in Berlin;
Richtig?" kann man nicht sagen!
Warum heißt es bald „mir" bald „mich"?
Ei das genirt ja fürchterlich,
Und heißt die Menschheit plagen!
Was quält man sich mit „vor" und „für",
Mit „Ihnen", „Sie", mit „mich" und „mir"
Und nützen derlei Sachen?
Berlinern ist, so arm wie reich,
Akkusativ und Dativ gleich!
Anschaulich will ich's machen.

Ein Jüngling ganz in Lieb entbrannt
Faßt der Geliebten weiche Hand
Und seufzet Liebesklagen.
Spricht sie nun: Ja, ich liebe Dich!
Liebst Du mir aber — oder mich?
Dann wird er also sagen:
„Ich liebe Dir, ich liebe Dich!
Wie's richtig is, ich weeß es nich,
Un 's is mich doch Pomade.
Wie, wenn ich lieb es heißen muß,
Zu suchen erst im Heinsius,
Wär' um die Liebe schade!

Ich liebe Dir, ich liebe Dich,
Wie's richtig is, ich weeß es nich,
Doch klopft mein Herz so schnelle!
Ich lieb' nich uf den dritten Fall,
Ich lieb' nich uf den vierten Fall,
Ich lieb' „uf alle Fälle."

Wenn sie danach nun sinnend steht,
In süßen Träumen sich ergeht
Bei lauten Seufzen, Stöhnen,
Dann hören aus des Vaters Mund,
Im Wahn', das Kind werd' ungesund,
Wir solche Rede tönen:
Ich wund're mir heute über Dir;
Du ißt und trinkst mir sonst vor Vier
Und heute will's nicht schmecken?
Bedenke Dir, Du ißt nichts nich?
Das ängstigt mir janz fürchterlich,
Kannst Du mir so erschrecken?

Irr' ich mir nich, hast Du, wie's scheint,
Ganz dicke Augen Dir geweint;
Laß mir Dir 'mal ansehen.
Komm her mein Kind, setz' Dir bei mir,
Dir steh'n zu seh'n, des jammert mir,
Dir schwächt das lange Stehen."

Nach solcher Rede vom Papa
Ergreift die Angst auch die Mama,
Sie läßt sich so vernehmen:
„Was is mich des, mit Dich mein Kind,
Du scheinst mich nich ganz wohl zu sind,
Wirst mich doch nich erkranken?
Du ißt mich nich, Du trinkst mich nich,
Sprichst nich mit Vatern, nich mit mich
Und stehst mich in Gedanken?
Ich sage Dich, sei auf der Hut!
Das Hungern thut Dich gar nich gut,
Wird Dich den Frohsinn rauben.
Drum nimm Dich was und stopp Dich ein,
Dann wird es Dich bald besser sein,
Das kannst Du mich schon glauben."

Nun macht das Kind mit zartem Mund
Bald mir, bald mich, den Eltern kund,
Was kürzlich ihm begegnet.
Die sagen: Ja! und kinderleicht
Mit einem Mal die Krankheit weicht.
Sprachfehler, seid gesegnet!

J. F. Rüthling.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortliche Redakteur: Aug. Benz.

Nr. 17. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 22. April 1860.

Aus dem Leben Napoleon II.

(Fortsetzung.)

Es währte „sehr lange Zeit", ehe dieser Widerwille gegen die deutsche Sprache, sowie die Renitenz gegen das Erlernen derselben nachließ und verschwand.

Auf der anderen Seite offenbarten sich schon sehr frühzeitig in ihm die Keime eines hochfahrenden, man möchte sagen napoleonischen Bewußtseins. Lose Reminiscenzen aus den ersten Jahren seines Daseins und abgerissene Traditionen aus dem Munde seiner früheren Umgebung bildeten den Stoff, der seine kindliche Phantasie beschäftigte. Fort und fort umgaukelten ihn bunte Bilder einer wundervollen, nun zerronnenen Pracht, sich mischend mit wirren Vorstellungen über den stolzen Beruf, für den er einst bestimmt gewesen und der ihm nun entgangen sei. War es doch, als hätte er als dreijähriger Knabe schon geahnt, was man ihm entziehen wolle! So hatte man ihn, als am 29. März 1814 Marie Louise von den Tuilerien Abschied nahm, mit Gewalt in den Reisewagen bringen müssen, weil er sich auf das heftigste sträubte, die Zimmer zu verlassen, unter Thränen und Jammergeschrei an den Draperien sich festklammerte, und unnachgiebig bei der Erklärung blieb: „Ich will aber nicht aus dem Palaste gehen!" Und wie er es nun dennoch mußte und während der Reise alle seine Gespielen vermißte, da seufzte er nachdenklich: „Ich sehe wohl, daß ich nicht mehr König bin; ich habe keine Pagen mehr!" Dieser Gedanke quälte ihn noch lange so sichtlich, daß er wiederholt ihm einen Ausdruck gab. Als er einst in dem Cabinet seines kaiserlichen Großvaters spielte, fragte er diesen plötzlich mit kummervoller Miene: „Nicht wahr, Großpapa, als ich in Paris war, hatte ich Pagen?" Auf die bejahende Antwort fuhr er fort: „Und nicht wahr, man nannte mich König von Rom?" Und als der Kaiser auch dies bejahte, wollte er wissen, „was das sei — ein König von Rom!"

„Mit solchen Fragen kam er freilich nicht zum Ziele. Auch lernte er es bald, minder zu fragen als zu lauschen; er wurde zugleich mißtrauisch und verschlossen — Eigenschaften, die in eben dem Maße zunahmen, als er mehr über die Vergangenheit, über seinen Vater erfuhr, und je mehr er wahrzunehmen glaubte, daß man diesem nicht wohlwolle. Zuweilen brach sein Mißtrauen in der Form einer leidenschaftlichen Pietät und Parteinahme für denselben hervor. Er war noch nicht fünf Jahre alt, als ihm der greise Feldmarschall Fürst von Ligne vorgestellt

werden sollte. „Wie?“ — fuhr er bei der Meldung auf — „ein Marschall? Ist das einer von denen, die meinen Vater verlassen haben?“ Ein anderesmal horchte er in einem Gespräche der Prinzessin Caroline von Fürstenberg mit dem General Sommariva und Anderen aufmerksam zu; es handelte sich um die Ereignisse und die Notabilitäten des Jahrhunderts. Er verhielt sich mäuschenstill; als aber der General drei Persönlichkeiten als die größten Feldherren ihrer Zeit bezeichnete, fuhr er plötzlich hocherröthend mit Heftigkeit dazwischen: „Ich kenne noch einen vierten, den Sie nicht genannt haben — das ist mein Vater!“ Er betonte das letzte Wort mit schneidender Schärfe; dann aber sprang er schnell und scheu davon.

Gleichzeitig ergab sich in ihm ein lebhafter Hang zur kriegerischen Laufbahn kund. An militärischen Schauspielen, Revuen und Paraden fand er ein absonderliches Gefallen. Viele und schöne Truppen defiliren zu sehen war ihm das köstlichste Vergnügen; selbst eine Uniform tragen zu dürfen, wurde das Ziel seiner Sehnsucht. Noch ehe er das siebente Jahr erreicht hatte, mußte ihm auf unablässiges Andringen die Uniform eines gemeinen Soldaten zugestanden werden Fortan waren alle militärischen Uebungen ihm eine Lust; und als zur Belohnung seines Eifers ihm der Grad eines Unteroffiziers verliehen wurde, schwamm er in einem Meer von Seligkeit über dieses „Avancement“. Mit der zähesten Ausdauer lernte er fortan selbst die kleinsten Einzelheiten des Dienstes in eben dem Maße, als er an der Stufenleiter der Würde emporklomm. Mit bedeutenden und vielseitigen Fähigkeiten begabt, warf er sich doch mit der entschiedensten Vorliebe auf diejenigen Disciplinen, die mit dem Militärwesen in Beziehung standen; namentlich bethätigte er einen rastlosen Fleiß im Studium der Mathematik, so wie im Landkarten- und Plänezeichnen; seine Entwürfe von Befestigungsplänen verriethen ein seltenes und rasch sich entwickelndes Talent. Unter seinen Lehrern war der Hauptmann von Foresti, ein ausgezeichneter Ingenieur, ihm ohne Vergleich der liebste.

Immer emsiger und systematischer spürte er jetzt jeder Fährte nach, deren Verfolgung im Gespräche ihm eine zusammenhängendere Kunde und eine gründlichere Aufklärung über die Vergangenheit verhieß; ja, diese Emsigkeit und Spannung wuchs, je geflissentlicher seine Umgebung die Erwähnung und Erörterung jener Materien zu vermeiden schien. Seine unbezähmte Neugier, die es verstand, gegen die Kunst ausweichender Antworten immer neue und künstlichere Fallen zu stellen, setzte tagtäglich seine Lehrer in die äußerste Verlegenheit. Eine Abhilfe war unvermeidlich; es konnte sich nur um den Modus handeln; und darüber hatte allein der kaiserliche Großvater zu entscheiden.

So viel stand fest: die aufkeimende Natur konnte unmöglich in ihren Klimen zurückgedrängt, wohl aber in ihrer Entfaltung geleitet werden. Doch in welcher Richtung und mit welchen Mitteln?

Wie ungünstig man auch das Verhältniß das Wiener Kabinets zu dem Herzog von Reichstadt beurtheilen, und wie sehr man billigerweise anerkennen muß, daß jenes sich ebenfalls in peinlicher Verlegenheit befand, weil der Beherrscher von Oesterreich sich unmöglich die Aufgabe stellen durfte, an seinem eigenen Hofe einen zweiten Napoleon heranzubilden, vielleicht gar an seinem eigenen Busen eine Natter zu erziehen; so war es doch mehr als wahrscheinlich, daß auf den Bahnen des Jünglings und des Mannes von Schritt zu Schritt, wenn nicht innere, doch äußere Versuchungen lauern würden. Am liebsten hätte Kaiser Franz aus dem jungen Prinzen an Schnitt und Bildung, an Gefühls- und Denkweise einen ganzen Oesterreicher gemacht. Mit Grund aber durfte schon bezweifelt werden, ob dieses vollkommen zu erreichen sei. Vor der Hand schien schon genug gewonnen, wenn nur der Napoleonide nicht ein Napoleonist wurde. Und

das wähnte Kaiser Franz noch immer verhindern zu können. Ausgehend von der Thatsache des europäischen Hasses gegen den Napoleonismus war er vollkommen überzeugt, daß durch den Sturz des Systems das System selbst von Gott wie von der Geschichte gerichtet sei, daß mithin im Großen und Ganzen die Geschichte Napoleons als Geschichte dieses Gottesurtheils einem heilsamen Gegengift gegen den Napoleonismus gleichkomme, und daß folglich eine wahrhafte Aufklärung unmöglich dahin führen könne, das lieben zu lernen, was von Gott und der Welt verdammt werden. Hierauf fußend, sprach er, nach Foresti's Aussage, seinen Willen dahin aus: „die Wahrheit solle die Grundlage der Erziehung des Prinzen sein; man möge ihm frei auf alle seine Fragen antworten; das sei das beste und einzige Mittel, seine „Einbildungskraft“ zu beschwichtigen.“

Die nächste Folge dieser Methode war, daß der Prinz schon nach wenigen Tagen, nach hastig gestilltem Heißhunger, plötzlich „über diesen Gegenstand ruhiger und zurückhaltender“ ward. Hatte man ihm auch manchen Wermuth der Wahrheit erspart, so viel wußte er doch nun, daß er nicht unter Freunden seines Vaters, sondern nur denen weile, die ihn gestürzt. Und seitdem, während seines ganzen ferneren Lebens, machte man allgemein die auffallende Wahrnehmung, daß er niemals einen Laut der Klage in Bezug auf seine Vergangenheit vernehmen ließ, daß er niemals auch das leiseste Wörtchen eines Tadels über seinen Vater aussprach, und daß jederzeit seine Worte weit davon entfernt waren, die Geheimnisse seiner Seele aufzudecken.

Die sichtbarste Wirkung jenes Wendepunktes war eine mächtig auflodernde Neigung des Herzogs zu geschichtlichen Studien. Lange blieb er dabei fast ausschließlich auf Bücher angewiesen, und diese mangelten ihm fortan auch nicht in Bezug auf die neueste Geschichte. Denn obwohl man seine Lektüre, wie seinen persönlichen Verkehr, vorsichtig überwachte, so nahm doch der Oberhofmeister Graf Dietrichstein keinen Anstand mehr, ihm über die Geschichte seines Vaters nach und nach eine beträchtliche Zahl von Werken zukommen zu lassen. Einen regelmäßigen Geschichtsunterricht erhielt er erst seit dem Jahre 1825, durch den Baron von Obenaus, der als Lehrer in der kaiserlichen Familie schon heimisch war. Der Unterricht umfaßte die allgemeine und die österreichische Geschichte, und erstreckte sich bis auf die neueste Zeit, bei deren Darstellung nach der ausdrücklichen Vorschrift des Kaisers das Leben Napoleons in den Vordergrund trat.

Dabei blieb man indeß nicht stehen. Zu der Geschichte mußte sich als Regulator der Unterricht in der „Politik“ oder wie man es auch hochtönend nannte — in der „Philosophie der Geschichte“ gesellen. Denn, wollte man — was unverrückt der Endzweck der Erziehung blieb — den Herzog vor politischen „Verwirrungen und Verführungen“ sicher stellen, so mußte man ihn lehren, sie selbst zu „erkennen und zu durchschauen; und dazu schien eine weitere „Vermehrung seiner Einsicht,“ eine feinere Schärfung seines Urtheils erforderlich. Die bisherigen Weisen der Belehrung hielt man nun aber durchaus nicht für zureichend. Denn der Unterricht des Herrn von Obenaus ging, sowohl in Betreff der Thatsachen wie der Urtheile, nicht über das Maß des Allgemeinen und Hergebrachten hinaus. Und was jene ausgebreitete historische Lektüre anbelangt, so gab sie sogar geradezu zu Besorgnissen Anlaß. War doch schon eine strenge Auswahl der Werke an sich äußerst schwierig und peinlich, eine Ausmerzung einzelner Stellen aber rein unmöglich. Wie schwer, meinte man, müsse es dem noch ungeübten Auge fallen, unter solchem Wust von Widersprüchen, von Ungenauigkeiten und leidenschaftlichen Ergüssen, ohne höhere Anleitung die Wahrheit und damit den rechten Weg zu finden. So glaubte man

denn vielmehr für alle von daher wirkenden Einflüsse ein oberstes Korrektiv finden zu müssen. Und dieses fand Kaiser Franz einzig in der politischen und philosophischen Geschichtsanschauung Metternich's. Er persönlich sollte daher der Mittler werden, um den Herzog von Reichstadt in die „tiefere Erkenntniß der Wahrheit" einzuweihen, oder mit andern Worten: ihn über die „Geschichte Napoleons" — wie der Auftrag ausdrücklich lautete — „genau und vollständig" aufzuklären.

„Ich wünsche" — soll der Kaiser zum Fürsten Metternich gesagt haben — „daß der Herzog das Andenken seines Vaters ehre, daß er dessen große Eigenschaften sich zum Beispiele nehme, und daß er dessen Fehler erkennen lerne, um sie zu vermeiden und vor ihrem verderblichen Einfluß sich zu wahren. Sprechen Sie zu dem Prinzen, was seinen Vater betrifft, wie Sie wünschen würden, daß man von Ihnen zu Ihrem eigenem Sohne spreche. Verhehlen Sie ihm in dieser Beziehung keine Wahrheit; aber lehren Sie ihn, dessen Andenken zu ehren."

Metternich unterzog sich der Aufgabe. Und wohin zielte nun nnn dieser historisch-politische Unterricht? Die Hauptbestrebung des Fürsten war darauf gerichtet, an der Hand unwiderleglicher Aktenstücke seinen Zögling einerseits erkennen zu lassen, was es mit der „Aufrichtigkeit der Fraktionen und der Gerechtigkeit des Parteigeistes" für ein Bewandtniß habe. Und andererseits ihm zu zeigen, wie Napoleon neben großen Eigenschaften auch große Fehler, namentlich unersättlichen Ehrgeiz und unersättliche Herrschsucht besessen; wie der Mißbrauch der einen und der Einfluß der anderen ihn erst emporgebracht und dann gestürzt; wie er, trotz seiner hohen Fähigkeiten, sowohl in der äußeren als in der innern Politik zu ungerechten Maßnahmen, zu Gewaltsamkeiten und leidenschaftlichen Uebertreibungen sich hatte fortreißen lassen; und wie er ungeachtet seines Genies weder dahin gelangt sein würde, das Kaiserreich zu schaffen, noch schließlich es zu verlieren, wenn ihm eben nicht die wesentliche Eigenschaft gemangelt hätte, diejenige, die allein das Glück der Völker und die Festigkeit der Throne sichern könne — die Mäßigung.

Fiel diese Lehre auf empfänglichen Boden? Gewiß ist, daß der Herzog von Reichstadt fortan bei allen hervorragenden Anlässen mit einer Art von Betriebsamkeit die Meinung Metternich's zu erforschen suchte. Aber, anderseits weiß man aus den Zeugnissen des Grafen von Dietrichstein, der den Charakter des Prinzen zu erforschen die meiste und beste Gelegenheit hatte, daß er nicht nur überhaupt eine sehr große „Eigenliebe" besaß, sondern namentlich mit „übermäßiger Zähigkeit an seinen Ideen" festhielt. Und ebenso steht es auch fest, wie wir schon angaben, daß er bis zu seinem letzten Athemzuge niemals in den leisesten Tadel Napoleons einstimmte. Ja, sichtbar trat es zuweilen hervor, daß in seiner Auffassung nicht sowohl Napoleon als vielmehr das Schicksal die Rolle der „Fehler" spielte.

Es wird behauptet und erwiesen, daß trotz der schärfsten Beaufsichtigung der Herzog von Reichstadt zu allen Zeiten von geschäftigten Intriguen umgeben war, die seinen Ehrgeiz zu Thaten herausforderten. Als deßhalb der Kaiser und Metternich Anlaß nahmen, ihn ausdrücklich zu warnen, daß er nicht durch Verführung in den Kreisel politischer Bewegungen sich hineinziehen lassen möge, erwiederte er, nicht ohne Selbstgefühl und Würde: „Das Hauptziel meines Lebens muß sein, des väterlichen Ruhmes nicht unwürdig zu bleiben. Ich hoffe dieses erhabene Ziel zu erreichen, wenn es mir gelingt, einige seiner hohen Eigenschaften mir anzueignen, mit dem Bestreben, die Klippen zu vermeiden, an die sie ihn geführt haben. Aber ich würde den Pflichten untreu werden, die mir sein Andenken auferlegt, wenn ich mich zum Spielball der Faktionen hergäbe und zum Werkzeuge der Intriguen. Niemals kann der Sohn Napoleons darein

willigen, zur verächtlichen Rolle eines Abenteurers herabzusteigen." Diese Aeußerung gab zur Genüge kund, daß der Jüngling — wie es kaum anders sein konnte — in dem Schooße der einsamen Gegenwart von den Ueberlieferungen einer glänzenden Vergangenheit schwelgerisch träumte und träumerisch über den Loosen einer dunkeln Zukunft brütete. Sie ließ, trotz ihres zurückhaltenden Gepräges, den Glauben an einen großen geschichtlichen Beruf hindurchschimmern. Sie verrieth endlich neben dem natürlichen Schwanken zwischen Resignation und Hoffnung, ein unerwartetes sorgfältiges Abwägen von Zielen und Wegen, Zweckeln und Mitteln. Es war begreiflich und verzeihlich, wenn der Sohn Napoleons an dem Kultus seines Vaters, wo immer er ihm — in todten und lebendigen Zeugen — entgegentrat, ein inneres Wohlbehagen empfand. Aber die lebenden Zeugen dieses Kultus konnten wohl nie oder nur auf Schleichwegen Zugang zu ihm finden. Als der Dichter Barthelemy im Jahre 1828 nach Wien kam, um dem Herzog sein mit Mery verfaßtes Heldengedicht „Napoleon in Egypten" zu überreichen, wurde ihm die begehrte Zulassung rundweg abgeschlagen. Barthelemy rächte sich im folgenden Jahre gegen den Wiener Hof durch das Gedicht „Der Sohn des Mannes." Der feindselige Inhalt desselben trug freilich dem Dichter eine Verurtheilung zu 10,000 Franks Buße und dreimonatliche Gefängniß ein; aber indem er den Sohn Napoleons als ein an „methodischer Vergiftung" langsam hinschwindendes Opfer der Diplomatie schilderte, rief er die bonapartistischen Sympathien in verstärktem Maße und gerade in einem Zeitpunkt wach, wo der Thron der Bourbonen von Neuem zu wanken begann.

Etwa um dieselbe Zeit, da der Sänger der „Heldenthaten Napoleons im Orient" sich von der Schwelle des Sohnes zurückgewiesen sah, fiel diesem ein Aufsatz aus dem Jahre 1819 über die Schlacht bei Belle-Alliance in die Hände, von einem Manne herrührend, der damals selbst im Orient weilte, dem Freiherrn Prokesch von Osten. Dieser Aufsatz, der sich nachzuweisen bemühte, daß Napoleon auch in den Tagen des Unglücks sein strategisches Genie bewährt habe, daß er nicht von seinen Talenten verlassen, sondern von dem Schicksal verrathen worden sei, machte einen höchst bedeutsamen Eindruck auf Geist und Gemüth des jungen Prinzen. Nicht genug, daß er den Inhalt mit wahrer Wollust verschlang, sondern er fertigte auch eine französische und eine italienische Uebersetzung davon an. Der Verfasser, dem er nie persönlich begegnet war, dem aber näher zu treten er bis jetzt ein wahres Verlangen trug, hatte sein ganzes Herz gewonnen.

Mehr und mehr zeigte es sich, daß die Ader des Ehrgeizes in dem Herzog von Reichstadt immer kräftiger anschwoll, daß er namentlich an den Triumphen des Feldherrenruhmes ein verlockendes Wohlgefallen empfand. Ueber den eigentlichen Leitstern seines kriegerischen Ehrgeizes hat er sich begreiflicher Weise niemals unumwunden ausgesprochen. Gewiß ist, daß unter den großen Feldherrn des Alterthums Cäsar ihm höher stand, als Alexander; am höchsten aber Hannibal. Gewiß ist auch, daß er gern in die Rolle großer moderner Schlachthelden, wie des Prinzen Eugen von Savoyen, hineinträumte. Wie wäre es da möglich gewesen, daß er nicht auch zuweilen — wenn gleich nur in der tiefsten Seele — sich in die Rolle Napoleons versetzt hätte! War es doch an tausend kleinen Spuren erkennbar, daß er vor allem der Feldherrngröße seines eigenen Vaters eine leidenschaftliche Bewunderung zollte.

Nach österreichischem Brauche hatte der Herzog von Reichstadt schon sehr früh, aus Anlaß seines zwölften Geburtstages, das Fähnrichspatent erhalten; im Jahr 1828 war er zum Hauptmann im Regiment Kaiser-Jäger ernannt worden, und wohnte als solcher im folgenden Jahre

dem Lager von Traiskirchen bei; im Mai 1830 wurde er, wie wir schon sahen, zum Major im Regiment Salis befördert, und man erwartete, daß er demzufolge alsbald seine Residenz in Prag nehmen würde.

Noch war indeß die Bestallung nicht erfolgt, und noch immer weilte der Prinz in Wien: als im Juni desselben Jahres sein Verlangen nach einer näheren Bekanntschaft mit Prokesch von Osten, der vor Kurzem aus dem Orient zurückgekehrt war, in Erfüllung ging. Das Zusammentreffen geschah in Gratz, aus Anlaß einer Inspectionsreise des Kaisers, in dessen Begleitung sich auch der Herzog von Reichstadt befand. Der junge Major schloß sich seit diesem Augenblicke an den alten und schon berühmten Kameraden mit einer Vertraulichkeit an, wie er sie keiner andern Persönlichkeit gegenüber je an den Tag gelegt; er bezeichnete ihn ausdrücklich als einen Mann „ganz nach seiner Wahl". Gemeinsame militärische Studien und ein warmer Ideenaustausch brachte beide einander immer näher. In ihren Gesprächen trat, wie Prokesch selbst bezeugt hat, die „leidenschaftliche Bewunderung" des Herzogs für seinen Vater zuweilen wahrhaft eruptionsartig hervor; auch dann, wenn seine Phantasie sich in den Möglichkeiten erging, wie dies und das hätte anders kommen können, erhitzte er sich leicht bis zur Exaltation.

(Fortsetzung folgt.)

Ein degradirter Eckensteher.

Man ist gewohnt, sich unter einem Eckensteher den Typus der Faulheit, namentlich aber auch der Trunksucht zu deuten; indeß gibt es eine Art der Eckensteher, auf welche diese anderwärts begründeten Vorwürfe keine Anwendung finden, die vielmehr in der Regel achtungswerthe besonders aber durchaus zuverlässige Menschen sind, bei denen die strengsten Gesetze der Ehrenhaftigkeit Geltung finden. Dies sind die Pariser sogenannten Kommissionäre, welche an den verschiedenen Straßenecken ihren beständigen Posten haben, und denen man die wichtigsten Aufträge mit vollem Vertrauen ertheilen kann.

Der nachfolgende Zug, dessen Wahrheit verbürgt wird, mag dies beweisen.

Als ich mich vor längerer Zeit einige Jahre in Paris aufhielt, bediente ich mich mehrmals zu verschiedenen Kommissionen des Vater Faucheur, der seinen Stand an der Ecke der Rue Saint-Georges und der Rue Saint-Lezarare hatte. Eines Morgens war er verschwunden, und Niemand wußte mir zu sagen, was aus ihm geworden sei. Ein Anderer hatte seinen Posten besetzt.

Einige Monate darauf führte mich der Zufall durch eine der abgelegensten Straßen des Cantal-Viertels. Da erblickte ich plötzlich Faucheur an der Ecke der Rue Barbet, welche etwa drei Häuser und zehn Gärten hat. Mit finsterer Miene lehnte er an der Mauer, sein Reff stand zu seinen Füßen. Er war in der kurzen Zeit so gealtert und zusammengefallen, daß ich ihn kaum wiedererkannte, und verwundert rief ich aus:

„Wie, Faucheur, Ihr hier?"

„Ach ja wohl, mein Herr," antwortete er mit kläglicher Stimme.

„Aber könnt Ihr denn in dieser menschenleeren Gegend Euren Lebensunterhalt erwerben?

„Freilich nicht; Sie sind seit diesem Morgen um fünf Uhr der sechst Mensch, den ich zu sehen bekomme, und eben schlägt es drei Uhr."

„Weshalb kehrt Ihr denn nicht auf Euren alten Posten zurück?"

„Ich darf nicht."

„Und wer verbietet es Euch?"

„Der große Rath!"

Ich glaubte, er wäre verrückt, und fragte ihn verwundert:

„Von welchem Rathe sprecht Ihr?"

„Vom großen Rathe der Kommissionäre," entgegnete er mit zitternder Stimme. „Ach Sie kennen meine Geschichte nicht! Wollen Sie sie hören?"

Ich erklärte mich dazu bereit, und er erzählte mir nun Folgendes:

„An einem Abend stand ich auf meinem Posten, als eine kleine sehr hübsche Dame zu mir trat und sagte: „Besorgt schnell diesen Brief an seine Adresse, doch übergebt ihn nur der Person selbst. Es ist keine Antwort nöthig!" — Sie drückte mir vierzig Sous in die Hand und eilte davon. Ich sah nach der Adresse; sie war an einen Herrn, nur zwei Schritte entfernt — Ich löschte meine Pfeife aus und machte mich auf den Weg. — Ich muß Ihnen hier sagen, mein Herr, daß wir Proben der Ehrlichkeit und Verschwiegenheit ablegen müssen, bevor wir als Kommissionär aufgenommen werden. Wir verpflichten uns durch die heiligsten Eide, nichts von dem zu verrathen, was man uns anvertraut, und es ist unsere Pflicht, die uns übergegebenen Briefe, wenn dies dabei ausdrücklich verlangt wird, durchaus nur den Personen zu übergeben, die man uns bezeichnet. — Ich kam also zu dem bestimmten Hause, ging die Treppe hinauf und klingelte. Eine Dame eröffnete mir die Thür.

„Herr N. N.?" fragte ich.

„Er wohnt hier. Was wollen Sie von ihm?"

„Ich habe einen Brief an ihn."

„Von wem?

„Von einem seiner Freunde in der Nationalgarde."

„Geben Sie her."

„Verzeihen Sie, ich kann ihn nur ihm selbst geben. Ist er ausgegangen, so komme ich wieder."

„Er ist nicht ausgegangen, aber er liegt krank in seinem Zimmer."

Darauf öffnete die Dame das Zimmer, vor dem wir standen, ließ die Thüre offen stehen, so daß ich hineinsehen konnte, ging zu einem Bett, dessen Gardinen zugezogen waren, bog sich gegen das Kopfende nieder und sagte: „Mein lieber Freund, ein Kommissionär bringt einen Brief, den er nur Dir selbst einhändigen will."

Eine schwache, klagende Stimme antwortete darauf: Meine liebe Freundin, nimm Du den Brief. Haben wir denn Geheimnisse vor einander?"

„Die Dame kehrte darauf zu mir zurück, und ich händigte ihr den Brief ein. — Wissen Sie aber wohl, mein Herr, daß kein Mensch in dem Bette lag, und daß die Antwort nur eine List gewesen war, mir den Brief zu entreißen? — Wissen Sie nun auch, was für Folgen meine Dummheit hatte? — Eine Scheidung, die in den Zeitungen viel Aufsehen machte. — Als der

große Rath die Sache erfuhr, ließ er mich vor sich kommen. Ich wurde von der Ecke der **Rue Saint Georges** entsetzt und zu zehn Jahren **Rue Barbet** verurtheilt. Ach, mein Herr," fügte er hinzu, indem er sich eine Thräne trocknete, „ich werde vor Ablauf meiner Strafzeit sterben, das ist jetzt meine einzige Hoffnung."

Heimath und Fremde.

I.

Der Abschied.

Du willst schon wieder von mir scheiden
Und hab' dich kommen kaum gesehen;
Du hörst nicht auf der Liebe Flehen
Und kennst sie nicht die stillen Leiden.
O könntest tief wie ich du fühlen,
Wie es so weh mir in der Brust,
Du würdest nicht so grausam spielen
Mit Minneglück und Leid und Lust.

Ich hab' kein Herz, vor ihm zu klagen
Und meinen Kummer auszuweinen,
Der Welt muß lachend ich erscheinen;
Und trostlos soll ich nicht verzagen? —
Es will kein Morgenroth erscheinen
In meines Lebens düst'rer Nacht
Und von den Sternen find' ich keinen,
Der freundlich zu mir niederlacht.

Ihr meiner Jugend gold'ne Tage,
Wie seid ihr spurlos hingeschwunden!
Was ich so selig da empfunden,
Das ist die Quelle meiner Klage.
Es blieb mir noch der süße Glaube
Ans gute edle Menschenherz,
Und der hob aus dem Erdenstaube —
Mich immer tröstend himmelwärts.

Und dieses Kleinod meiner Jugend
Willst du mir kalt und herzlos rauben,
Den letzten Halt in meinem Glauben
An heil'ge felsenstarke Tugend! —
Laß einen Strahl ins Herz mir dringen,
Laß mich nicht trostlos untergeh'n,
Den stolzen Sinn laß mich bezwingen,
Du kannst so hart nicht von mir geh'n.

II.

Mädchen's Klage.

Er ging dahin so leicht und kalt
Und nahm mein Herz doch mit sich fort;
Er sah mich an, für meinem Harm
Hatt' er kein einzig lindernd Wort.

Ihr Abendwinde, kühl und leicht,
Bringt meinem Liebsten Kuß und Gruß
Und flüstert leis ihm zu und still,
Daß ich ihn immer lieben muß.

Du freier Sänger in der Luft
Sag' ihm in süßem Schlummersang,
Daß seinem fernen treuen Lieb
Für ihn um's Herz so weh und bang.

Du Bächlein, ries'le, ries'le fort
Und rausche dem Geliebten zu:
O kehre heim in Liebchens Arm,
O kehre heim zu Freud' und Ruh'.

Nur wo die Treue lebt und liebt,
Nicht in der Fremde wohnt das Glück! —
Die Boten eilten fort und fort,
Doch brachte keiner ihn zurück.

Sulamith.

Von Alex. v. Humboldt wird nachfolgende Anekdote mitgetheilt. Zur Zeit, als das Tischrücken grassirte, beschäftigte man sich auch am Hofe zu H., an welchem sich Humboldt aufhielt, unausgesetzt damit und peinigte den großen Naturforscher um eine Erklärung dieses Phänomens, die er jedoch lange Zeit höflichst ablehnte. Eines Abends trat der Prinz H. aus einem Nebenzimmer in den Salon, in dem sich Humboldt befand, ging eiligst auf diesen zu und rief: „Exzellenz, jetzt habe ich es mit meinen eigenen Augen gesehen! Dort drinnen tanzt ein Tisch im Zimmer umher und zwar so schnell, daß die Prinzessinnen ihm kaum nachfolgen können! Nun, was sagen Sie dazu?" — „Was soll ich sagen", antwortete Humboldt, „der Klügere gibt endlich nach."

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortliche Redakteur: Aug. Penz.

Nr. 18. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 29. April 1860.

Aus dem Leben Napoleon II.

(Fortsetzung.)

Einst hatten sich beide in die Erfordernisse der militärischen Laufbahn vertieft. Es war dabei fast unvermeidlich, auch die eigenthümliche Stellung des Herzogs und die Aufgabe seiner Zukunft zu berühren. „Sie können — sagte Prokesch zu ihm, wie er selbst erzählt hat, — einem edlen Ziele nachstreben, Oesterreich ist ihr adoptirtes Vaterland geworden; Sie sind vermöge ihrer Talente dazu im Stande, sich darauf vorzubereiten, ihm in Zukunft unermeßliche Dienste zu leisten.“

„Darüber — erwiederte der Herzog — bin ich mit Ihnen einverstanden; meine Gedanken dürfen nicht dahin gerichtet sein, Frankreich aufzuwiegeln; ich will nicht ein Abenteurer sein; ich darf vor allem nicht als Werkzeug und Spielball des Liberalismus dienen. Freilich wäre es schon für mich das Ziel eines hinlänglich edlen Ehrgeizes, wenn ich danach strebe, einst in die Fußstapfen des Prinzen Eugen von Savoyen zu treten; aber wie eine solche Höhe erreichen. Könnte ich nur Menschen um mich finden, deren Talente und Erfahrungen mir die Mittel und Wege erleichterten, um eine so ehrenvolle Laufbahn durchzuführen.“

Auch diese Aeußerung, abgesehen von ihrer beiläufig absolutistischen Färbung, trug den Stempel jener Zurückhaltung über gewisse Materien, die Jedermann und auch Prokesch an dem Herzog wahrnahm. Sie verrieth nichts, sie verneinte nur. Sie vermied es, Oesterreich als Vaterland anzuerkennen; sie lehnte die Rolle eines Eugen wenigstens indirekt ab; sie wies in Bezug auf Frankreich wohl die Rolle eines Abenteurers zurück, aber keineswegs die Wünsche und Hoffnungen eines Prätendenten, keineswegs diejenigen Kombinationen, die möglicher Weise früher oder später ihm die Leitung der französischen Geschichte in der Form eines europäischen oder nationalen Berufes zuführen konnten. Und gerade eine solche Kombination schien sich in diesen Momenten anzubahnen.

Denn kaum noch hatte der Herzog unterm 7. Juli 1830 seine definitive Bestallung als Major im Regiment Salis empfangen, als die Pariser Juli-Revolution ausbrach.

Alsbald bemächtigte sich seiner eine unbeschreibliche Aufregung; seine Empfindungen wechselten in fieberhafter Eile. Auf die erste wirre Kunde des Ausbruches der Bewegung rief er

lebhaft aus: „Ich wollte, der Kaiser ließe mich mit seinen Truppen Karl X. zu Hülfe marschiren!" Worte, die keineswegs als ein Zeugniß bourbonischer Sympathieen gelten dürfen, sondern nur ein Ausfluß jener absolutistischen Anschauungen waren, die das napoleonische Bewußtsein nicht minder wie die österreichische Erziehungsmethode genährt hatte. Aber von dem Augenblicke an, da der Sturz der Bourbonen und der Restauration eine Thatsache war, gingen noch ganz andere Gemüthsprozesse in ihm vor.

Ueberall begannen die Leidenschaften sich zu entfesseln; das Vielen unerwartet aufgetauchte Regiment Ludwig Philipp's schien wie ein leichtes gebrechliches Fahrzeug auf gewaltigen Wogen einherzuschwanken, jeder Moment konnte es wieder verschlingen, für das Ringen der Parteien schien daher nun erst recht eine weite Arena geöffnet. Und so begann denn auch der Bonapartismus, in und außerhalb Frankreich, in verstärktem Maße seine Schwingen zu heben; unter seinen Vertretern befanden sich noch immer mehrere Generale des Kaiserreichs; sein Stachel war theils die Erinnerung an die Zeit des nationalen Ruhmes, theils die Qualifikation Napoleon's als des „Auserwählten der Nation." Das Augenmerk aber blieb nach wie vor dem Umschwung darauf gerichtet, den Sohn Napoleons als den Erben der Herrschaft von Wien her in die Tuilerien zurückzuführen. Unter diesen Umständen fehlte es nicht an erneuerten Versuchen, um nunmehr wo möglich das österreichische Kabinet selbst für die Idee einer Wiederherstellung des Kaiserreiches in Frankreich zu gewinnen. Namentlich traf, wie Montbel erzählt, um die Zeit seiner eigenen Ankunft in Wien, also bald nach dem Sturze Karls X., ein Mann daselbst ein, „dessen Name, berühmt in den Jahrbüchern der Revolution und des Kaiserreichs, mit allen Epochen in der Geschichte der politischen Zuckungen Frankreichs verflochten ist, und obwohl allen Parteien furchtbar, dennoch oftmals von ihnen angerufen wurde, wegen der anerkannten Geschicklichkeit desjenigen, der ihn damals trug. Dieser Mann war beauftragt, bestimmte Vorschläge zu Gunsten des Herzogs v. Reichstadt zu machen, aber unter dem Deckmantel einer ganz verschiedenartigen Sendung. Seine Mittheilungen wurden zwar angehört, jedoch mit einer Ruhe und Kälte, die seine Projekte in Verwirrung brachte. Kurze Zeit darauf entfernte er sich wieder." Aehnliche Anträge gingen, nach Louis Blanc's Erzählung, von einem General des Kaiserreichs aus, der damals in der Schweiz lebte; durch die Vermittlung des Grafen Ludwig von Bombelles, der damals provisorisch als österreichischer Gesandte bei der Eidgenoßenschaft fungirte, wurden sie dem Fürsten Metternich unterbreitet; dieser wies sie zwar auch von der Hand, nahm aber gerne jede Gelegenheit wahr, sich in die Geheimnisse des Bonapartismus einweihen zu lassen, um je nach den Umständen in der auswärtigen Politik daraus Nutzen zu ziehen.

Der Preis, den die Häupter der bonapartistischen Partei für die Einsetzung „Napoleons II., anboten, war charakteristisch genug. Sie erklärten sich im Namen Frankreichs bereit, „den europäischen Mächten alle nur wünschbaren Bürgschaften der Freundschaft und des Friedens zu gewähren, und der Regierungsgewalt eine solche Organisation zu geben, daß fortan die Autorität nicht mehr eitles Wort bliebe, und die gebändigte Anarchie nie mehr wagen dürfe, ihr scheußliches Haupt zu erheben und die gesellschaftliche Ordnung zu bedrohen."

Man ging aber noch weiter und — indem man sich immer wieder darauf berief, „wie gefährlich es für Europa sei, Frankreich ohne eine ‚starke Regierung zu lassen" — legte man sogar dem österreichischen Kabinet den förmlichen Entwurf zu einer Verfassung des künftigen Kaiserreichs vor, von Motivirungen und Erläuterungen begleitet.

Dieser Entwurf war nun augenfällig weit mehr darauf berechnet, der „Staatsgewalt eine

durchgreifende Autorität" zu sichern, als der Forderung „öffentlicher Freiheiten gerecht" zu werden, womit der Bonapartismus gerade damals der „vergeßlichen Menge" gegenüber kokettirte. Er führte zwar die erblichen Rechte des neuen Kaisers auf das „Nationalvotum" zurück, worauf sich der Thron des ersten Napoleon stützte; aber gleich der erste Artikel erklärte doch, „daß die Souveränetät ihrem Wesen nach in der Person des Kaisers wohne." Entgegen den Grundsätzen der Revolution, auf die sich der Bonapartismus in den Augen der Masse so eifrig berief, und die eine Gleichstellung der Bekenntnisse erstrebt hatten, wurde die „katholische" Religion geradezu als „Staatsreligion" anerkannt. Um nicht alljährlich den Launen berathender Versammlungen ausgesetzt zu sein, sollte das Budget der gewöhnlichen Ausgaben auf „mehrere Jahre" votirt werden. In Betreff der ersten Kammer wurde dem Souverän das Recht beigelegt, beliebig erbliche Pairs zu schaffen; auch wurde die Creirung von Titeln und die Begründung von Majoraten vorbehalten. Für die Deputirtenkammer sollte das allgemeine Wahlrecht die Grundlage bilden, d. h. jeder Franzose Wähler sein, der sich im Genusse der bürgerlichen Rechte befinde und zu den Lasten des Staates beitrage; dagegen wurde das Recht der Wählbarkeit auf die dreißig höchstbesteuerten Wähler der Arrondissements und auf die durch ihre geschäftliche Stellung oder durch militärische Dienste am meisten empfohlenen Männer beschränkt; überdieß sollte der Gewählte dem wählenden Bezirke angehören. Auf diese Weise hoffte man die „Wahlumtriebe", die „despotische Aktion der Komites" und die Diktatur der Hauptstadt zu brechen."

Bemerkenswerth war noch der Artikel, der die Todesstrafe für jedes andere Verbrechen als Mord abschaffte. Am bemerkenswerthesten jedoch der ganze dritte Abschnitt, der von der „Freiheit der Presse" handelte. Hier hieß es wörtlich: „Art. 13. Die Freiheit der Presse ist als ein Recht der Franzosen geheiligt, soweit sie nicht irgend ein allgemeines oder privates Interesse verletzt. Art. 14. Alle Veröffentlichungen über politische Gegenstände, oder über Fragen des Staates, oder über Truppenbewegungen, weil sie ihrer Natur nach geeignet sind, dem gesellschaftlichen Körper Eintrag thun, sind einer vorgängigen Prüfung unterworfen." Dann folgten einige Festsetzungen über die Art dieser Prüfung, von der nur die Kammerberichte und die richterlichen Erkenntnisse ausgenommen wurden. Und endlich hieß es im Art. 16: Jedes Zuwiderhandeln gegen diese Bestimmungen wird von den Gerichtshöfen als Versuch zu einem Verbrechen gegen die Ruhe des Staates verfolgt.

Indeß konnte auch die Vorlage dieses Verfassungsentwurfes den Fürsten Metternich dem Plane nicht günstiger stimmen. Er ging gar nicht einmal auf eine Erörterung der Mittel ein. Er begnügte sich, an den Hauptagenten der bonapartistischen Partei mündlich die Frage zu stellen: „Was verlangen und erwarten Sie denn von uns?" — „Daß Sie," erwiederte der Unterhändler, „uns den Herzog von Reichstadt an die Grenzen Frankreichs bringen lassen; seine Gegenwart und der zauberhafte Name „Napoleon" werden mit einem Male den zerbrechlichen Bau niederwerfen, der schwankend auf unserm Vaterlande lastet, und der Sie unaufhörlich mit seinen Trümmern bedroht." — „Und welche Bürgschaft", fragte Metternich, „wird der Herzog von Reichstadt für seine Zukunft haben?" — „Die Liebe," lautete die Antwort, „und der Muth der Franzosen werden ihn umgeben und einen Wall um ihn bilden." — „Nicht doch!" warf der Fürst ein, „nach sechs Monaten schon würde er sich umgeben sehen von trotzigen Anforderungen des Ehrgeizes und der Zudringlichkeit, von Neid, Haß und Verschwörungen; er würde sich am Rande eines Abgrundes befinden." Hierauf setzte er hinzu: „Ich habe Ihnen schon gesagt: der Kaiser hält zu fest an seinen Grundsätzen und an den Pflichten für seine Völker,

ebenso wie an dem Glücke seines Enkels, um jemals Vorschlägen solcher Art Gehör zu leihen. Uebrigens täuschen Sie sich völlig über den Ausgang Ihres Unternehmens, oder vielmehr über die Dauer seiner Erfolge. Denn ohne Bonaparte Bonapartismus machen, ist eine durchaus falsche Idee. Selbst als es Napoleon gelang, mit seinem Genie, wie man es nicht leicht wieder finden wird, die Revolution zu besiegen und niederzuhalten, war doch Behufs des Gelingens ein Zusammenwirken begünstigender Umstände vonnöthen, namentlich eine ununterbrochene Kette von Siegen, um die Ergebenheit seiner Soldaten zu sichern und den Geist der Massen durch eine Mischung von Furcht und Enthusiasmus zu betäuben. Geblendet durch die Stätigkeit seiner Triumphe, glaubte er an sich selbst, und Alle theilten seinen Glauben. Aber eine derartige Gewalt konnte nur vorübergehend sein, eben weil sie durch die Beständigkeit der Erfolge bedingt war. Die erlittenen Niederlagen würden seine Herrschaft über die Gemüther vernichtet haben, auch wenn sie nicht sofort seinen Thron gestürzt hätten. Und was würde denn in dem gegenwärtigen Zustande selbst ein Napoleon auszurichten vermögen? Ist es doch, als ob ein böser Geist es unternommen habe, Frankreich unter das Niveau einer allgemeinen Nichtigkeit hinabzuschmettern! Alles zerstört und zersetzt sich dort; die Gesellschaft löst sich in Staub auf. Napoleon hat aus den Trümmern einer umgestürzten Gesellschaft wiederum ein Gebäude aufgeführt, Sie aber sind darauf versessen, auch noch die Trümmer zu zertrümmern." Zum Schlusse berief sich Metternich auf die so oft bei ihm in anonymer Gestalt wiederkehrenden „wahren Principien", als den alleinigen Inbegriff „aller Bedingungen der Ordnung, des Bestandes und der Wohlfahrt."

Und so mußten denn die Apostel des napoleonischen Kaiserreichs unverrichteter Dinge, enttäuscht und kleinlaut von dannen ziehen, während das österreichische Cabinet keinen Anstand nahm, die Regierung Ludwig Philipps anzuerkennen. Montbel gibt zu verstehen, daß er das ganze Material dieser Unterhandlungen kennt, und daß dazu namentlich auch „umständliche Auseinandersetzungen" gehörten über die Zusammensetzungen der Partei, über ihre Zwecke, ihre Hülfsmittel und die Art und Weise der Ausführung ihrer Absichten. Namen will er nicht nennen, um Niemanden zu kompromittiren. „Aber," fügt er hinzu, „wenn einst die Umstände eine vollständige Veröffentlichung dieser Dokumente gestatten, so wird dieselbe ein eigenthümliches Licht verbreiten über den Gang und die Geschmeidigkeit, über Mittel, Geschick und Zusammensetzung der Parteien."

Die Betriebsamkeit des Bonapartismus war eine wahrhaft ameisenartige, und ebenso vielgestaltig als zähe. Die den österreichischen Staatsleitern gemachten Propositionen wurden trotz aller Abweisungen immer wieder erneuert, und selbst noch zur Zeit, als der Herzog von Reichstadt schon dem Tode verfallen schien. Aber auch der öffentlichen Presse und geheimer Umtriebe bediente man sich.

Unterm 14. September 1830 erließ Joseph Bonaparte, in der Form eines Schreibens an einen Offizier der „republikanischen und kaiserlichen Heere Frankreichs", von Amerika aus eine dynastische Protestation gegen das Julikönigthum, die im Oktober in den amerikanischen Zeitungen, im November in den europäischen erschien. Er erklärte darin, daß „seine Familie durch fast 4 Millionen Stimmen zur Herrschaft über Frankreich berufen", daß sein Neffe, der nunmehrige Herzog von Reichstadt, „im Jahre 1815 durch die Deputirten anerkannt worden sei", und daß sein Bruder der Kaiser „nur unter dieser einzigen Bedingung abgedankt habe". Er verwahrte Napoleon, und damit den Napoleonismus, gegen den Vorwurf absolutistischer Grundsätze: es habe

der Kaiser vielmehr nur „die vollständige Freiheit der Nation verschoben bis zu dem allgemeinen Frieden, wo er die unermeßliche Dictatorialgewalt dann nicht mehr nöthig haben würde, um der gesammten Macht Europa's die Spitze zu bieten"; derselbe habe nur „der Revolution ein Ende machen wollen und sich als Vermittler in Frankreich, als Vermittler in Europa dargeboten". Er deutete an, daß Gleiches auch jetzt wieder erforderlich sei; „denn der Prozeß der französischen Revolution sei noch nicht geendigt." Er pries die republikanischen Institutionen Nordamerika's, aber er gab zu verstehen, daß sie „nicht für Frankreich taugen", daß sie „nicht das" seien, was jetzt für die Nation, für die Ruhe von Frankreich und von Europa angemessen sei. Noch entschiedener proscribirte er in allen Linien und Gliedern der „Familie der Bourbons," die weder von der Nation je geliebt werden könne, noch von ihr aus freien Stücken je gewählt werden würde, und die ein für allemal schon längst auf den Thron hä te verzichten sollen. Somit ergab sich denn als das einzig „Angemessene" die Wiederherstellung des Kaiserreichs. Joseph erklärte, daß er der Ehre und der Pflicht folgen würde, daß er wisse, was er dem „emancipirten Frankreich und Napoleon II. schuldig sei". Und er schloß mit einer Art von Programm für das Kaiserreich der Zukunft: „Im Augenblicke seines Hinscheidens, lauteten seine Worte, schärfte mir Napoleon durch die Briefe des Generals Bertrand ein, daß ich seinen Sohn dahin verpflichten solle: sich durch meinen Rath leiten zu lassen, und vor Allem niemals zu vergessen, daß er Franzose sei; ferner Frankreich ebenso viele Freiheit zu geben, als sein Vater ihm Gleichheit gegeben habe; und endlich den Wahlspruch anzunehmen: „Alles für das französische Volk!"

Die damalige und vor allem die französische Presse, die von den weitverzweigten Umtrieben des Bonapartismus keine Ahnung hatte, hielt diese „erfolglose Protestation" für ein Unicum und belächelte sie als ein Kuriosum. Sie gab zwar mit dem „Courier français" zu, daß der Name Napoleons sich an unzerstörbare Erinnerungen der Macht und des Ruhmes knüpfe; aber sie bezeichnete die Huldigungen, die er empfange, nur als einen der Vergangenheit gewidmeten Kultus „ohne Aussicht oder Hoffnungen für die Zukunft." Sie erblickte in der „von Frankreich verlangten, verstandenen und geliebten Fr iheit" ein sicheres Präservativ gegen „alle Gefahren des Kaiserreiches," das ja seinerseits niemals, und von allen Regierungen Frankreichs am wenigsten die Freiheit verstanden und geliebt habe.

Die bonapartistischen Plane nahmen in eben dem Maße an Kühnheit zu, als sie sich von der öffentlichen Meinung und den officiellen Kreisen verurtheilt sahen. Hatte der geradere und offenere Weg nicht zum Ziele geführt, so warf man sich um so entschlossener in die Um- und Schleichwege der Heimlichkeit. Und hatte das österreichische Cabinet sich geweigert, den Aposteln des Kaiserreichs den Herzog von Reichstadt zu überantworten, so trachtete man nun um so rücksichtsloser und verwegener darnach, diesen persönlich zu verlocken und zu entführen. Immer häufiger wurde derselbe von Personen umschlichen, die man nie zuvor in seiner Nähe gesehen; immer dringender erging an ihn die Aufforderung, mit Hülfe der Agenten nach Frankreich oder nach Italien zu fliehen, und sich an die Spitze eines abenteuerlichen Unternehmens zu stellen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß ehrgeizige und wagehälsige Mitglieder der Familie Bonaparte im Hintergrunde die leitenden Fäden dieser Intrigue spannen. Am meisten wagte sich die Gräfin Napoleone Camerate hervor, die Nichte des Kaisers Napoleon, Tochter seiner ältesten Schwester, der Fürstin Elise Bacciochi. Unter den Verwandten des Kaisers hatte sie mit diesem sowohl in Betracht der Gesichtszüge wie der Gesammtheit ihres Wesens, die meiste Aehnlichkeit. Ihre Phantasie war von fabelhafter Lebendigkeit, ihr Charakter die Energie selber; in männlichen

Künsten, im Reiten und in der Handhabung der Waffen, war sie Meisterin. Ihres schwachen und frömmelnden Mannes überdrüssig, führte sie längst ein stetes schweifendes Leben, als die Julirevolution und die daran sich knüpfenden dynastischen Hoffnungen sie nach Wien trieben. Hier wohnte sie mehrere Woche hindurch im Gasthof zum Schwan in der Kärnthnerstraße, und bemühte sich, durch eine geheime Correspondenz ihren Vetter, den Herzog von Reichstadt, aufzustacheln. Sie forderte ihn auf, nicht als österreichischer Erzherzog, sondern als französischer Prinz und als Mann zu handeln. Sie beschwor ihn, im Namen der abscheulichen Qualen, wozu die Könige Europa's seinen Vater verdammt, im Hinblick auf jenen langen Todeskampf des Geächteten, wodurch sie ihn das Verbrechen büßen ließen, allzu großmüthig gegen sie gewesen zu sein: er möge bedenken, daß er dessen Sohn sei, und daß die Blicke des Sterbenden sich auf sein Bild geheftet." Der Brief, der diese Worte enthielt, in der Reihenfolge der dritte, war vom 17. Nov. datirt und gelangte am 24. in die Hände des Adressaten.

Der Herzog von Reichstadt ging zwar auf alle derartigen Herausforderungen nicht ein; er blieb vielmehr bei dem Satze stehen: „Ich kann nicht als Abenteurer nach Frankreich zurückkehren! Möge die Nation mich berufen, und ich werde Mittel finden, dahin zu gelangen."

(Fortsetzung folgt.)

Anderswo.

Es war an einem schönem Sommerabend, als ein Reiter, gefolgt von einem Diener, in einer kleinen, englischen Stadt ankam und daselbst im besten Gasthofe abstieg. Der Reisende sagte dem Wirthe, daß ihn Geschäfte einige Tage im Orte aufhalten würden; er wünsche nun, die freie Zeit angenehm zubringen zu können.

„Sie sind da zur guten Stunde gekommen," meinte der Wirth. „Wir haben diese Woche Pferderennen und morgen beginnen die Gerichtssitzungen.

„Morgen? das kommt wie gerufen, ich habe noch keiner Verhandlung beigewohnt; ist ein interessanter Rechtsfall an der Tagesordnung?"

„Sicherlich. Die erste Verhandlung wird über eine Anklage auf Raub sein. Die Zeugen sind ihrer Sache gewiß; aber der Angeklagte behauptet, sich zur Zeit, wo das Verbrechen begangen wurde, am andern Ende des Königreichs befunden zu haben."

„Ich bin morgen den Tag über frei und es würde mich interessiren, den Verhandlungen beizuwohnen. Es frägt sich nur, ob ich einen Platz bekommen werde.

„Seien Sie unbesorgt, ich werde Ihnen einen der besten Plätze verschaffen."

Der Wirth hielt Wort. Am andern Morgen nahm der Fremde einen der schönsten Plätze des Saales ein. Sein Sitz war der Bank des Angeklagten gerade gegenüber.

So lange die Zeugenaussagen dauerten, saß der Angeklagte mit gesenktem Haupte da und schien wie vernichtet. Erst als der Richter ihn fragte, was er zu seiner Vertheidigung anzubrin-

gen habe, sah er auf. Aber in dem Augenblicke, wo sein Blick den Fremden traf, stürzte er besinnungslos zurück.

Als er sich wieder erholt hatte, fragte ihn der Richter, was dieses Benehmen bedeute.

Mylord, sagte der Angeklagte, ich sehe hier Jemand, der mich retten könnte, wenn es mir erlaubt würde, einige Fragen an ihn zu richten.

Alle Blicke wendeten sich dem Fremden zu. Dieser sagte mit einiger Verlegenheit, er sei in einer sonderbaren Lage, er kenne den Mann nicht, der ihn hier als Zeugen anrufen wolle, sei aber bereit, die an ihn gerichteten Fragen zu beantworten.

Der Angeklagte fragte ihn nun, ob er sich nicht erinnere, an einem bestimmten Tage, zu einer bestimmten Stunde zu Dover an's Land gestiegen zu sein.

„Allerdings habe ich dort das Schiff verlassen, ob aber an jenem Tage, das weiß ich nicht."

„Erinnern Sie sich nicht, daß derjenige, der Ihr Reisegepäck in den Gasthof trug, eine blaue Jacke und eben solche Pantalons an hatte.

„Ich hatte allerdings einen Träger, aber ich achtete nicht auf seine Kleidung; die beschriebene tragen aber alle englischen Matrosen."

„Gut, erinnern Sie sich auch nicht, daß Ihr Träger Ihnen auf dem Wege seine Geschichte erzählte? Er sagte Ihnen, daß er in der Marine gedient und Anspruch auf Pension hätte, diese aber ihm verweigert worden. Und zeigte er Ihnen nicht eine Narbe wie diese hier," schloß der Angeklagte, indem er sich das Haar aus der Stirne strich."

Diese letzte Frage schien den Fremden zu überraschen. Er bestätigte diesen Umstand, nur an das Datum wiederholte er, könne er sich nicht erinnern. Aber als er in seinem Taschenbuche nachblätterte, fand es sich, daß er wirklich an dem Tage, den der Angeklagte bezeichnet hatte, an's Land gestiegen war.

Dies genügte zum Beweise, daß der Angeklagte sich zur Zeit der That „anderswo" befunden habe.

Er wurde sogleich in Freiheit gesetzt und verließ den Sitzungssaal unter dem Beifallsruf der Menge. „Man pries die Fügung der Vorsehung, die den Unschuldigen durch ein so unerwartetes Mittel rettete.

Nach zwei Monaten aber stand jener von der Vorsehung gesandte Entlastungszeuge nebst seinem Diener und dem so wunderbar befreiten Matrosen vor demselben Gerichtshofe. Alle drei waren der Beraubung eines Postwagens auf offener Straße angeklagt.

Es ist jüngst bekannt geworden, daß den bayerischen Soldaten „sechs Kriegslieder" eingeübt werden sollen. Wir dachten natürlich, daß diese Lieder „Vaterlandsliebe", „Treue an die Fahne", „Begeisterung zum Kampf" rc. rc. zum Gegenstand haben werden, sind aber arg enttäuscht worden, wie unsere Leser aus nachstehendem Auszug ersehen können: Da heißt es z. B.

Ihr Todtenköpfe*) macht auf das Thor;
Schlaft ihr noch?
So schämt euch doch, es ist schon heller lichter Tag!
Schafft herbei Pulver und Blei,
Wie auch Granaten allerlei!
Es naht auch schon **Napoleon,**
Der euch vom Schlaf erweckt. (!!)

*) Hierunter ist der belagerte Feind gemeint.

Und Vivat unserm Marl eine Kron'
Durch unsern Fleiß,
Durch unserm Schweiß erringen wir des Kampfes Preis.
Schafft herbei ꝛc.
Und wie das Ding in's Gloria wird genannt,
Auf eine solche Weis'.

Ein Lied aus dem Begeisterungsjahr 1813 läßt sich wie folgt vernehmen:
Es ist kein schöneres Leben
Auf dieser Welt zu finden,
Als wenn man ißt und trinkt
Und läßt sich gar nichts kränken.
Wie ein Soldat im Feld seinem Herrn dient treu,
Hat er nicht allzeit Geld, hat er doch Freud' dabei.

Ein anderes Lied aus demselben Volksbegeisterungs-Jahr 1813 sagt dem Volk folgende angenehme Dinge:
Heut Bauer, tröste dich!
Heut' kriegst du einen Gast an mir;
Nimm mich mit Freuden auf,
Sonst schlag' ich dir die Thür
Auf tausend Stück zum Ungelück,
Entzwei, Entzwei!

Sag's deinem Knecht, der Magd, der Magd,
Es kommen unser drei.
Reich deine Schinken her,
Sie sind schon recht für uns gemacht!
Wir schneiden sie der Quer,
Und sind sie noch so hart.
Trag auf den Tisch gebackne Fisch,
Schenk ein, Schenk ein,
Du weißt es wohl, hier ist Parol,
Hier ist Parol! he Bier
Und Wein, he Bier und Wein'

Solch's Zeug sollen unsere bayerischen Landeskinder als Soldaten singen! — — im neunzehnten Jahrhundert!!!

(Modernes Gesuch.) Ein zahmer und frommer Familienvater nebst stiller Frau und zwei folgsamen Kindern sucht gegen Vorausbezahlung ein kleines Familienlogis, im Preise von 100 Thlr., womöglich nicht über 5 Treppen hoch. Die Familie ist ein Muster von Solidität, hat kein Dienstmädchen, sondern nur eine Aufwartung, welche taubstumm ist und auf Filzschuhen geht. Sollte das noch zu viel sein, so ist der Miether erbötig, sich von seiner geliebten Frau scheiden zu lassen und die Kinder auf das Land in Pension zu geben und nicht nur die taubstumme Aufwartung, sondern den Kanarienvogel und den Laubfrosch abzuschaffen. Abmiether lebt still und eingezogen, schlägt keinen Nagel in die Wand und spielt höchstens alle acht Tage einmal auf dem Pianoforte die Arie: „Wie sie so sanft ruhen." Von Spirituosen trinkt er nur bei hartnäckigem Leibschneiden einen „sanften Heinrich."

(Bier-Propaganda.) Das Bier hat seit 10 Jahren ungeheure Landstriche erobert; es hat fast ganz Nord-Deutschland entfuselt, mehrere hundert Branntweinbrenner dort vernichtet und ist selbst über den Aequator gedrungen. In Amerika hat es die Yankees weniger steif und albern gemacht und ihnen Geschmack an Geselligkeit beigebracht. Der gebildete Amerikaner schwärmt für „Lager" und ist Mitglied eines deutschen Turn- und Gesangvereins. Das Lagerbier mit allein 36 Brauereien steht über dem Mäßigkeits-Gesetze. Von San Francisco dringt es siegreich in Asien ein und gelbe Chinesen, stulpnäsige Kalmücken, und Kamdschadalen trinken am Amur mit Deutschen und anderen Nationen Brüderschaft in Lagerbier, das der deutsche Kaufmann Otto Esche in San Francisco, der das erste Schiff in das neue Amur-Land schickte, mit vollen Segeln gegen die asiatischen, sich dem Lagerbiere nach langem Verschluß freudig öffnenden Küsten schleudert. Durch das Lagerbier herrschen die Deutschen in der neuen Welt. Auch der mächtigere amerikanische Wein ist fast ausschließlich in ihren Händen.

„Sie haben in unserer Versammlung noch nie den Mund aufgethan," sagte ein Mitglied der Ständeversammlung zu einem andern Mitgliede. „Verzeihen Sie," erwiederte dieser, „ich habe bei Ihren Reden sehr oft gegähnt."

Nach Hollmanns Berechnung kann die Milch eines zweipfündigen Karpfens über 250,000 Mill. Samenthierchen enthalten.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: Aug. Lenz.

Nr. 19. **VI. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 6. Mai 1860.

Aus dem Leben Napoleon II.

(Fortsetzung.)

Aber in seinem Gemüth durchlitt er wahrhafte Folterqualen, deren Kennzeichen Jedem in seiner Nähe sichtbar wurden, deren Wesen aber nur vor zweien Persönlichkeiten sich einigermaßen entschleierte, vor dem Fürsten von Dietrichstein und vor Prokesch von Osten.

An den Ersteren, den älteren Bruder des Grafen Moritz, wandte sich der Herzog aus freiem Antriebe, um bei ihm, dem bekannten rückhaltlosen Bewunderer Napoleons, in der Unruhe seines Herzens Trost und Rath zu suchen. Das schriftliche Resum dieser Unterhaltungen, von dem Fürsten von Dietrichstein selbst für den Herzog ausgearbeitet, liegt den Mittheilungen Montbel's zu Grunde. Der Fürst bemühte sich, nachzuweisen: daß diejenige Partei in Frankreich, die von einer Wiederherstellung des Kaiserreichs träume, in Wahrheit eine durchaus schwache sei; daß sie überdieß augenfällig, bei der Verschiedenartigkeit der Bestandtheile, instinktiv dem Verfall zustrebe und sich täglich vermindere, um schließlich ganz zu verschwinden; und daß mithin der Herzog, wolle er sich auf diese Partei stützen, nur wenig Aussicht auf Erfolg finden würde. Dagegen ermangelte auch er nicht, dem thatendurstigen Jüngling die großartige Laufbahn Eugens von Savoyen zur Nacheiferung anzuempfehlen. Prokesch von Osten fand in dieser Zeit den Herzog „traurig, nachdenkend und zerstreut.“ Oft nahm er bei ihm mitten im Gespräche „unter dem Anschein äußerer Ruhe eine fortwährende innere Bewegung von außerordentlicher Heftigkeit“ wahr. Mehr wie je trat in dem Prinzen die Neigung hervor, sich in sich selbst zu verschließen, und der Außenwelt nur mit „Mißtrauen und bitteren Vorurtheilen“ zu begegnen. Oft und eingehend unterhielt er sich mit Prokesch über die Zukunft Frankreichs; er sprach die Ueberzeugung aus, daß sie fortan werde großen Schwankungen unterworfen sein, die auf Europa mächtig zurückwirken würden.

Bei solchem Anlaß brach einst sehr deutlich sein nach allen Seiten hin lauerndes Mißtrauen hervor: „der General Belliard“, sagte er, „hat seit seiner Ankunft in Wien mich zu sehen verlangt; man hat sein Verlangen vereitelt und — man hat weise gehandelt. Was konnte denn mit mir der außerordentliche Gesandte Louis Philippes zu schaffen haben? Wollte er etwa meine Zustimmung einholen zu dem, was in Frankreich geschehen ist?“ Wir brauchen kaum an die

Anhänglichkeit Belliard's für Napoleon zu erinnern, noch daran, wie er unter der Restauration deßhalb litt und stritt, um auf die Vieldeutigkeit des Verdachts und zugleich der Neugier hinzuweisen, die sich in jenen Worten spiegelte.

Die Kriegsrüstungen, wozu die Julirevolution überall und auch in Oesterreich Anlaß gab, bildete einen andern Stoff der Unterhaltung. Der Herzog verrieth dabei ein leidenschaftliches Gelüst, falls der Krieg wirklich ausbreche, eine thätige Rolle dabei zu spielen. „Aber," sagte er zu Prokesch, „theilnehmen an einem Angriffskriege gegen Frankreich! Wie kann ich das? Was würde man von mir denken? Mit sichtlicher Pein setzte er alsdann hinzu: „Ich würde die Waffen nur in dem Fall tragen können, wenn Frankreich Oesterreich angriffe." Gleich darauf aber, von neuem Zweifel ergriffen, fuhr er mit bewegter Stimme auf: „Doch nein, das Testament meines Vaters schreibt mir eine Pflicht vor, und diese Vorschrift soll die Handlungen meines Lebens leiten." Er gedachte an die Worte jenes Testaments vom 15. April 1821: „Ich empfehle meinem Sohne, niemals zu vergessen, daß er als französischer Prinz geboren ward; niemals soll er in irgend einer Weise Frankreich bekämpfen oder ihm Schaden thun."

Inzwischen trat in der äußeren Stellung des Prinzen eine Entscheidung ein. Er selbst hatte seit der Julirevolution nichts sehnlicher gewünscht, als so bald wie möglich zu seinem Regiment nach Prag abgehen zu dürfen. War es ihm doch so unheimlich in Wien! Drückte ihn doch mitten in den gewaltigen Spaltungen der Zeit mehr wie je das Gefühl einer unerträglichen Abhängigkeit! Und glaubte er doch, wie er dem Frhrn. v. Prokesch offen gestand, eben in jener gewünschten Veränderung das Mittel seiner „Emancipation" zu erkennen, den Weg, um endlich zum vollständigen Gebrauch seines Willens zu gelangen! Es ist nöthig, meinte er, daß ich mich gewöhne, ich selbst zu sein, daß ich sehe und gesehen werde. Aber nicht nur Prokesch sah eine solche Veränderung gerade in dieser so aufgeregten Zeit als eine falsche Art der Emancipation an, sondern gleicherweise natürlich auch Metternich und der Kaiser selbst. Hatte man daher auch anfänglich nur mit der Ausführung des früheren Vorhabens gezögert, so war es schon im Beginn des September, seit der Anerkennung Ludwig Philipps, fest entschieden, daß der Sohn Napoleons nicht nach seiner Garnison abgehen, sondern den nächsten Winter und vielleicht noch längere Zeit, in Wien zubringen werde. Um ihn für die getäuschte Hoffnung einigermaßen zu entschädigen, wurde er im November zum Oberst-Lieutenant im Infanterie-Regiment Nassau befördert. Zugleich suchte man ihn auf alle Weise durch Zerstreuungen seinen Grübeleien zu entziehen. Man ließ ihn, in der zweiten Hälfte des September, allen den glänzenden Feierlichkeiten und Festen in Preßburg beiwohnen, welche die Krönung des österreichischen Thronfolgers zum König von Ungarn begleiteten. Man zog ihn geflissentlich zu allen Vergnügungen heran, zu allen Circeln und Bällen des Hofes, wo er — zumal bei der Damenwelt — der Gegenstand einer allgemeinen Aufmerksamkeit und Theilnahme wurde, und wo sein Geist, die Leichtigkeit seines Ausdrucks, die Lebhaftigkeit seiner Antworten, die Eleganz seiner Kleidung und seiner Manieren, die Anmuth seines hohen Wuchses und die Schönheit seiner Gesichtszüge ihm bedeutende Erfolge verbürgten. Im Ganzen war sein Gesicht, nach den gleichzeitigen Bildnissen zu urtheilen, mehr rund als länglich, mit stark hervortretender Nase und aufgeworfener Unterlippe; die Stirn frei und hoch, die Wangen etwas gedunsen; unter dem krausen, sorgsam gescheitelten Haar blicken tiefsinnige Augen hervor, die den Eindruck des Interessanten in seiner Erscheinung wesentlich erhöhten.

Endlich eröffnete man ihm auch den Zutritt zu den großen diplomatischen Gesellschaften,

seit dem 15. Januar 1831, wo er zuerst in einer Reunion bei dem englischen Gesandten Lord Cowley erschien. Das war für ihn eine Art Wendepunkt, doch vermochte keinerlei Zerstreuung seine traurige Gemüthsstimmung zu beseitigen. Trotz des Wohlwollens, womit auch die Diplomatie ihm entgegenkam, und trotz des Reizes, den er in der Berührung mit ihr empfand, kehrte er doch selbst aus ihrer Gesellschaft niedergeschlagen zurück. Er bespöttelte derartige Soiréen als „öd und peinlich". Er machte die bittersten Bemerkungen über die seltsamen Kontraste, welche sich hier zusammenfanden: hier der verdrängte Erbe des schwedischen Thrones und der Minister dessen, der ihn verdrängt; dort der ehemalige Gesandte Karl X. und der dermalige Ludwig Philipps; endlich er selbst in so naher Begegnung mit zweien Bourbonen. Eines indessen wog ihm dies alles auf. „Es thut mir wohl," versicherte er, mich in Beziehung mit Franzosen zu wissen; ich wünschte, nicht gänzlich unbekannt in Frankreich zu bleiben." Sichtlich wohlthuender Natur war besonders für ihn die Begegnung mit dem Marschall Marmont, der, nach einer traurigen Vertheidigung Karls X. auf den Straßen von Paris, ein Asyl in Wien gesucht und seit dem November gefunden hatte. Erst bei jener Soirée bei Lord Cowley fand das Zusammentreffen statt, aus dem alsbald ein intimer Verkehr sich entspann. Metternich, im Namen des Kaisers, gestattete denselben unter der einzigen Bedingung, daß der Marschall dem Herzog die „ganze Wahrheit" sage, ohne ihm Gutes oder Böses zu verschleiern. Auch der Marschall Maison, der ordentliche Gesandte Ludwig Philipps, ließ sich dem Herzog vorstellen; taktvoll empfing ihn dieser mit den Worten: „Sie sind unter meinem Vater ein ausgezeichneter General gewesen; das ist im Augenblick der einzige Umstand, der meinem Gedächtniß vorschwebt." Man sieht, der Herzog war und blieb in seinem Bewußtsein, trotz aller Anfechtungen, nur der Sohn und Erbe Napoleons.

Noch eine Aufregung, die gewaltigste, stand ihm bevor, als im Februar 1831 die revolutionären Bewegungen in Italien zum Durchbruche kamen und im ersten Andrang auch die Regierung seiner Mutter in Parma wegschwemmten. Während seine Vettern, Napoleon Ludwig und Ludwig, unbekümmert um diese „österreichische Erzherzogin,", sich auf jene abenteuerliche Weise, die ihm so zuwider war, in die Bewegung stürzten, für Freiheitsziele schwärmten, um sie als Machtmittel auszubeuten, nnd alles daran zu setzten, um zunächst das Papstthum von oberst zu unterst zu kehren, überzeugt, daß der Schutt umgestürzter Welten das sicherste Fundament und der Kitt napoleonischer Thronbauten sei, — wurde der Herzog von Reichstadt von ganz entgegengesetzten Empfindungen und Ueberzeugungen getrieben. Er sah in Marie Louise nur seine Mutter, nur die Gemahlin Napoleons, und in dem Herzogthum Parma den letzten Rest napoleonischer Herrschaft, den man nicht auch noch sinken lassen dürfe. Ihn trieb es daher, für seine Mutter und gegen die italienische Revolution zu Felde zu ziehen; aber nicht als fahrender Bandenführer, sondern an der Spitze eines europäischen Heeres.

Wie ein elektrischer Schlag ergriff ihn diese Idee. Er eilte zum Kaiser Franz, um dessen Zustimmung zu gewinnen. Er bestürmte ihn mit Bitten, er beschwor ihn unter Thränen; aber vergeblich; sein Begehren wurde abgewiesen. Prokesch bezeugt, daß der Prinz niemals aufgeregter gewesen, der Ungestüm kriegslustiger Phantasien durchwühlte ihn; er erschien wie von einem immerwährenden Fieber gemartert, unfähig, sich irgend einer Arbeit hinzugeben. Wenn er in vertrauteren Augenblicken seinen Qualen einen Ausdruck gab, waren es immer Klagen darüber: daß ihm die „erste Gelegenheit, sich hervorzuthun, genommen worden; daß nichts für ihn ehrenvoller gewesen wäre, als seinen Degen zum ersten Male im Interesse seiner Mutter zu ziehen,

und diejenigen zu züchtigen, die es gewagt, sie zu beleidigen und zu bedrohen. Kummervoll schrieb er an seine Mutter selbst: „Zum ersten Male ist es mir peinlich gewesen, dem Befehl des Kaisers zu gehorchen." Und als Prokesch ihn tröstend mahnte, sich erst durch weitere Studien zu vervollkommnen, rief er unwillig: „Die Zeit ist zu kurz! sie schreitet zu rasch vorwärts, um sie in langen Vorbereitungsarbeiten zu verlieren! War nicht der Moment des Handelns augenfällig für mich gekommen?"

Die Intervention Oesterreichs dämpfte die Fiebergluth in Italien, und damit in dem Herzog von Reichstadt. Aber zwei Funken derselben glimmten in dem Letzteren unter der Asche fort. Die Wirkung des einen war ein häufig hervorbrechender rücksichtsloser Ungestüm der Rede, der den Eindruck erzielte und sich seiner freute; die Wirkung des anderen war ein auf Thatendurst gegründeter Feuereifer für die militärische Praxis, den nichts mehr zu zügeln vermochte. Die erstere entnehmen wir besonders der Schilderung eines auswärtigen Diplomaten. „Der Herzog von Reichstadt, heißt es daselbst, der immer am Hofe seines Großvaters und im Schooß der kaiserlichen Familie lebt, tritt, seitdem er sein zwanzigstes Jahr vollendet, unabhängiger und häufiger als zuvor öffentlich auf. Mit einem sehr vortheilhafteten Aeußeren ausgestattet, voll Geist und Feuer, erfüllt von dem militärischen Ruhm seines Vaters, mehr lebhaft als bedachtsam und überlegend, scheint er den Eindruck, den er zuweilen und besonders auf Fremde hervorbringt, keineswegs ohne Wohlgefallen zu bemerken."

Dem militärischen Eifer des Herzogs kam der Kaiser jetzt bereitwillig entgegen. Aber die Idee, ihn anderwärts als in Wien residiren zu lassen war nun vollständig aufgegeben.

Mit dem Antritt seines einundzwanzigsten Lebensjahres wurde er zum Oberstlieutenant bei dem in Wien garnisonirenden ungarischen Infanterie-Regiment Ignatz Giulay ernannt. Am 14. Juni trat er in den aktiven Militärdienst ein, um damit ganz in militärische Verhältnisse über. Denn bei diesem Anlaß wurde seine gute Umgebung gewechselt sein Oberhofmeister Graf Dietrichstein und seine bisherigen Lehrer verließen ihn; dagegen wurde ihm der General Graf Hartmann von Klarstein, ein wissenschaftlich gebildeter Offizier, nebst den Hauptleuten v. Moll und Standeiski beigeordnet.

Der Herzog stand an dem Ziele seiner Sehnsucht: an der Eingangspforte einer in ihren Dimensionen unberechenbaren Laufbahn; er ahnte nicht, daß er damit nur an der Schwelle seines Grabes stand.

Es würde zu weit führen, wollten wir alle die Konflicte schildern, in die seine leidenschaftliche Hingabe an die Obliegenheiten des Berufes fortan mit seinen Gesundheitszuständen gerieth. Nach den Berichten des Doktors Malfatti, der im Mai 1830 bei ihm die Stellung eines ordentlichen Arztes angetreten hatte, zeigten sich schon seit dieser Zeit beunruhigende Symptome einer schwindsüchtigen Anlage, die ein zum Erschrecken rasches Wachsthum nicht wenig förderte; im Alter von siebzehn Jahren maß er bereits fünf Fuß und acht Zoll.

Auch aus diesem Grunde war sein Eintritt in den aktiven Dienst verzögert worden, und später mußten die Funktionen desselben ihm mehrfach untersagt werden. Aber je einschneidender die ärztlichen Rathschläge wurden, je mehr er sie im Interesse seiner soldatischen Neigungen fürchtete, desto ungestümer begann er sie zurückzuweisen, und desto eigensinniger suchte er seinen stets sich verschlimmernden Zustand vor den Augen des Arztes zu verheimlichen. Mehr wie einmal er=

klärte er diesem: „Ich verabscheue die Medizin!“ Und auf alle forschenden Fragen pflegte er zu antworten: „Ich befinde mich vollkommen wohl!“

Allein wiederholte Austritte äußerster Erschöpfung offenbarten thatsächlich was sein Mund verschwieg. Wurde er dann auf Grund ärztlichen Zeugnisses durch kaiserlichen Befehl zeitweilig in Inactivität versetzt oder, wie er selbst mit Bitterkeit sich ausdrückte, „durch den Doktor in Arrest geschickt“; so verfiel er wieder in ein Brüten der Phantasie, das zu Zeiten kaum minder aufreibender Natur war, als die Anstrengungen des Dienstes. In solcher Lage befand er sich, als er am 2. Oktober 1831 an Prokesch schrieb: „Wie viele Ideen kreuzen sich in meinem Kopfe über meine Stellung, über die Politik, die Geschichte und unsere große strategische Wissenschaft, welche die Reiche zerstört und erhält.“ Bei gleichem Anlaß beschäftigte er sich zum ersten Male mit den Dichtungen Lamartine's. Eine „Meditation“ fand er ganz besonders schön; in sie vertiefte er sich immer und immer von Neuem; aus ihr las er mit Entzücken dem Doktor Malfatti vor. Aber es war augenfällig, daß Eine Stelle darin ihn vor allen elektrisirt hatte, weil ihm dabei zu Muthe war, als sei sie an ihn selber gerichtet. Denn mit wunderbar bewegter und zitternder Stimme hob er die Worte hervor:

Courage, enfant déchu d'une race divine,
Tu portes sur ton front ta céleste origine.
Tout homme, en te voyant, reconnait dans tes yeux,
Un rayon èclipsé de la splendeur des cieux.

Man darf sich übrigens nicht wundern, wenn alle politischen Träumerien des Herzogs dem Gebiet populärer Empfindungen oder freisinniger Ideen völlig fremd blieben, und vielmehr, einmüthig auf eine Vergötterung unumschränkter Herrschergewalt hinausliefen, wie sie in seinem Vater verkörpert gewesen war. Rollte doch eben das Blut eines Napoleon in seinen Adern! Waren doch die Grundsätze des Kaisers Franz und die Lehren des Fürsten Metternich, an denen er sich groß gesogen, einer ähnlichen Vergötterung zugewandt. War doch alles, was er sah und hörte, die ganze Lebensluft, in der er athmete, mit doktrinären Auffassungen geschwängert, deren Allwalten jeden freien Gedanken schon in der Werdelust erstickte! Trat ihm doch auch in denjenigen Persönlichkeiten, mit denen er am vertrautesten verkehrte, eine Gesinnung entgegen, die für liberale Ideen fast nur Raum unter den Giftpflanzen zu finden schien! Schrieb doch selbst der wissenschaftlich so hoch gebildete Prokesch von Osten im Oktober 1831 an dem Herzog: „Cäsar und Napoleon sind gefallen, der eine durch den Dolch, der andere durch Abtrünnigkeit, weil die Eitelkeit der Nation nicht immer den Zusatz zu ertragen versteht, den die Wahrheit erhalten muß, um zu einem Lebenssafte zu werden. Die Grundlage des Thunlichen ist das Anwendbare. Hätte ich zur Zeit Cäsars gelebt, so würde ich Brutus als einen rasenden Thoren betrachtet haben; und wäre ich Franzose gewesen unter Napoleon, so hätte ich Lafayette und die andern Verfertiger liberaler Systeme als Ruhestörer der menschlichen Gesellschaft angesehen.“ Mußte das nicht in den Augen des Herzogs wie eine Rechtfertigung, wie eine Empfehlung der Usurpation und des Absolutismus erscheinen? Ja noch mehr, klang es nicht wie ein Vorwurf, als ob die Despotie Beider nicht despotisch genug gewesen? Konnte man dem jungen Prinzen zumuthen, daß er die künstlichen Uebergänge — um nicht zu sagen Sophistik — durchschaue, die den Kitt dieser Doktrin gebildet? daß er von sich aus zu dem Resultate der Geschichte kommen werde: Brutus sei ein Mörder aber kein Thor — und der Ruhestörer der menschlichen Gesellschaft sei nicht Lafayette gewesen, sondern Napoleon.

Kleine Freuden und große Illusionen lichteten sie auf kurze Augenblicke. So als der Kaiser ihn im Frühling 1832 zum Obersten beförderte. So auch, als ihm zur Erholung eine Reise nach Italien in Aussicht gestellt ward. Aber, wie fühlte er sich dabei so abhängig! wie bangte ihm, ob auch Fürst Metternich — der Kaiser war abwesend — die Reise gestatten werde, und wie freute er sich der bejahenden Antwort!

Allein unaufhaltsam nahte sein Ende; er selbst beschleunigte es, so oft irgend eine scheinbare Besserung eintrat, durch die unvorsichtigsten Wagnisse, so daß Malfatti verzweifelnd erklärte: „es ist ein fatalistisches Prinzip in ihm thätig, das ihn fortzieht und ihn antreibt, sich selbst zu morden." Am 21. Juli, unter Todesängsten, bekannte er zum ersten Male dem Arzte: daß er leide. Er war des Lebens überdrüssig. „Wann endlich," rief er aus, „wird mein qualvolles Dasein enden?" Am folgenden Tage, früh Morgens, hauchte er in Gegenwart seiner herbeigeeilten Mutter die Seele aus, in dem gleichen Zimmer des Schlosses Schönbrunn, wo sein Vater einst auf dem Gipfel seiner Macht die Bedingungen des Weltfriedens diktirt hatte.

(Schluß folgt.)

Ein Abenteuer Karl Unzelmann's.

Der Schauspieler F. A. Meyer erzählt in den „Charakterzügen aus dem Leben des Grafen Hahn-Neuhaus" folgenden Spaß, welchen der Graf mit Karl Unzelmann in Altenburg erlebt.

Eines Tages hatten wir eine Probe von „Romeo und Julia". Der Graf schiebt die Brille auf seine Socrates-Stirn (eine Gewohnheit des Grafen Hahn, wenn er Etwas in der Ferne genau sehen wollte) und macht uns auf einen Haufen Menschen aufmerksam, der sich durch die Straße zu uns herwälzt.

Ein Gendarm, hoch zu Roß, hatte einen Menschen an den Steigbügel gebunden und dieser so Transportirte war zu unser aller Schrecken Karl Unzelmann.

„Herr Graf, retten Sie mich!" rief der Mime, als er des Grafen ansichtig wurde, „Herr Graf, man verhaftet mich als Mordbrenner!"

Da nun aus Unzelmann Nichts weiter herausbringen war, als: „Herr Graf, retten Sie mich!", so ersuchte der Graf den Gendarmen, ihm die Sache so weit aufzuklären, als er selbst davon unterrichtet sei.

Der gute altenburgische Land-Gendarm erzählte Folgendes: „Er habe auf dem Amte zu Borna Befehl erhalten, den Räuber und Mordbrenner Moor nach Altenburg zu transportiren und ihn dort der Behörde zu übergeben; Dieß werde und müßte er auch thun."

Der Graf versprach dem total vernichteten Unzelmann, sich für ihn zu verwenden und ermahnte ihn, ruhig dem Gendarmen zu folgen.

Unzelmann blieb 5 Tage als Räuber Moor im Gefängniß. Da klärte sich die Sache höchst komisch auf.

Unzelmann hatte sich in einer Schenke mit Bauern betrunken, bekam Händel und wurde ohne Weiteres an die Luft gesetzt. Draußen schrie er den tobenden Bauern zu: „Ihr Hallunken! wißt Ihr, wer ich bin? Ich bin der Räuber Moor, Räuber und Mordbrenner!“ Und damit taumelte er von dannen. In der Nacht bricht zu Unzelmann's Unglück in der Nähe dieses Ortes ein unbedeutendes Feuer aus. Sofort wird auf den Räuber Moor von den Bauern eifrig gefahndet. Endlich findet man unsern Mimen in einer Scheune, wo er seinen Rausch ausschlafen wollte. Der Ortsschulze ruft ihm zu, ob er Moor wäre? Unzelmann antwortete in seinem Dusel: „Ja wohl, Räuber und Mordbrenner!“ Ehe er sich erholen konnte, war er von den Bauern gebunden und so dem Amte übergeben.

Der Graf befreite Unzelmann aus seiner Haft, indem er dem Herzoge von Altenburg den ganzen Vorgang mittheilte, der herzlich darüber lachte und den Befehl ertheilte, Unzelmann in Freiheit zu setzen.

Unzelmann erhielt durch des Grafen Verwendung beim Herzog noch ein ansehnliches Reisegeld und machte, daß er weiter kam.

Die Persönlichkeit Napoleon's III.

Die Person des französischen Machthabers bietet, wie in moralischer so auch in physischer Beziehung ihre seltsamen Seiten dar. Das Aeußere des Kaisers läßt für den ersten Anblick keineswegs auf einen bedeutenden und kräftigen Mann schließen. Ein weniger als mittlerer Wuchs, eine etwas vorgebeugte Haltung, ein müder und schleppender Gang, ein Antlitz ohne Ausdruck, ein halberloschener Blick, gleichwie versunken in ferne Nebel: das sind die ersten Eindrücke, welche der scharfsinnigere Beobachter empfängt. Diesen Wahrnehmungen entgegengesetzt wirkt indessen die Stimme Ludwig Napoleons. Diese Stimme erschallt sicher, kernig, metallreich. Die Worte rollen nacheinander hervor, nicht halb verschluckt, wie es in der pariser Aussprache gewöhnlich der Fall, vielmehr vollendet, abgesetzt, selbstständig und sorgsam abgewogen, so oft die Sache dies erheischt. So scheint die Stimme eine gewisse Energie zu bekunden, welcher im übrigen die körperliche Erscheinung nicht entspricht. Aber auch Anderes steht mit der hinfälligen und zerrütteten äußern Erscheinung des Kaisers im seltsamsten Kontrast. Nehmen wir z. B. an, daß derjenige, welcher soeben seine Wahrnehmung von der großen Hinfälligkeit Ludwig Napoleons gemacht hat, plötzlich unter das Getümmel der Hofjagden von Compiegne oder an die weiten Rasenflächen von Villeneuve l'Etang, der kaiserlichen Sommerresidenz, dicht neben St. Cloud, sich versetzt finde. Da gewahrt er an der Spitze der Jäger einen Reiter, der auf seinem feurigen Thiere über Gräben und Zäune setzt und die Schaar des Hofgesindes weit hinter sich läßt. Ununterbrochen seit sechs Stunden währt die Hetze, und Menschen und Thiere erliegen vor Ermüdung; nur jenem

vordersten Reiter scheint noch kein Gedanke an Ruhe zu kommen — und jener Reiter ist der Kaiser. Wiederum, in Villeneuve, nach der Tafel, wenn die Sonne sich bereits zum Niedergange anschickt, da sieht man den Wirth und die Gäste sich auf dem Rasen mit gymnastischen Uebungen und Ringkämpfen aller Art belustigen. Die geschniegelten Kammerjunker schnappen nach Luft; aber einer aus der Gesellschaft, obgleich er vom Anfang bis zum Ende nicht einen Augenblick geruht, zeigt eine trockene Stirn und ruhigen Athem. Dieser wilde Jäger, dieser Athlet ist der Kaiser. Dennoch hindert das wiederum nicht, daß jemand, der wenige Minuten nach der Jagd, einige Augenblicke nach jenen Ringkämpfen Napoleon III. zum erstenmale zu Gesicht bekäme, mit dem besten Grunde bei sich meinen dürfte, spätestens nach einem Monate würden wohl die Bewohner der Hauptstadt auf den Tuilerien die schwarze Trauerflagge flattern sehen. Lethargische Zustände — dann plötzliches Aufschnellen und Anspannen geheimer Kräfte: gibt dies nicht ein Analogon mit dem Verlauf und den Thathandlungen der Napoleonischen Politik?

Wenn das die Leute seh'n.

Hanns.

Halt' Kind, geh' mir nicht so geschwinde
Dein Schürzlein flattert ja im Winde.
Halt' Kind und laß mich mit Dir geh'n.
Willst Du mit schwerem Korb Dich plagen?
O laß mich Dir doch helfen tragen!

Röschen.

Nein nein, wenn das die Leute seh'n?
„Jetzt hat des Veitens Röschen gar'nen Schatz!"
Du weißt, schon sagten es die Leute. —

Hanns.

Ich glaub's, doch thu' mir nur erlauben
Ein einzig's Küßchen Dir zu rauben,
Beglückt will ich von dannen geh'n!

Röschen.

Nein, nein, das muß ich rund abschlagen,
Nein, das getrau ich nicht zu wagen,
Mein Gott, wenn das die Leute seh'n?
„O schändlich, hört, sie haben sich geküßt!"
Du weißt, schon sagten es die Leute. —

Hanns.

Nun gut, wenn ich Dich darf nicht küssen,
So will ich Dich von weitem grüßen,
Dir freudig mit dem Sacktuch weh'n! —

Röschen.

Wo denkst Du hin, das laß mir bleiben,
Viel Zungen würden uns zerreiben
Wenn das die guten Leute seh'n. —
„Jetzt winkt er ihr noch gar zum Stelldichein"
Du weißt, schon sagten es die Leute. —

Hanns.

So kann ich dich ja nur von ferne
Mein Liebchen seh'n, wie dort die Sterne,
Die ewig stumm am Himmel steh'n?

Röschen.

Ich weiß es, doch Du mußt es tragen;
Nur träum' dieweil von bessern Tagen,
Wo uns nicht mehr die Leute seh'n. —
Liebt man auch noch so recht, so ist man schlecht
Im Munde jener guten Leute.

Hanns.
(In komischem Zorne.)

Nun möcht ich aber wirklich wissen,
Wenn wir uns einmal wirklich küssen;
Wenn, was sie logen, würde wahr —
Wenn wir — ha, schrecklich ist's zu sagen, —
Einst dennoch, dennoch würden's wagen,
Uns zu verbinden am Altar? —
O Himmelsternpotztausendelement,
Was werden dann die Leute sagen? —

George Morin.

Ein Lehrer, welcher seine Schüler in der Naturgeschichte examinirte, fragte einen Knaben: „Wozu, lieber Ernst, gehört der Häring?" — „Zu den Kartoffeln!" antwortete dieser schnell.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: Aug. Benz.

Nr. 20. **VI. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 13. Mai 1860.

Aus dem Leben Napoleon II.

(Schluß.)

Kaum sind über irgend eine Persönlichkeit unsers Jahrhunderts so willkürliche Behauptungen zu Tage getreten, wie über den Herzog von Reichstadt. Auf der einen Seite spitzen sie sich zu der Anklage zu: das österreichische Kabinet habe ihn absichtlich dem Tode entgegengeführt. Auf der andern gipfelten sie in der Formel: Oesterreich habe sich in ihm Prätendenten reservirt, um je nach den Umständen da- und dorthin zu drohen. Man sieht, daß sich diese Behauptungen gegenseitig widersprechen und aufheben. Wahr ist in der ersteren Beziehung nur, daß mitunter noch eine größere Achtsamkeit auf die Gesundheit des Herzogs möglich gewesen wäre; daß man namentlich in früheren Jahren ihn nachdrücklicher vor Ausschweifungen, besonders geschlechtlichen, hätte bewahren können; und unverantwortlich ist es, daß seine Aerzte vor dem Mai 1830 kein Tagebuch über seinen körperlichen Zustand geführt haben. In der andern Beziehung ist nur das gewiß, daß Metternich gern die Gelegenheit benutzte, sich in die geheimen Umtriebe der Bonapartisten einweihen zu lassen; und mehr als wahrscheinlich, daß er nicht Jedem, der den Sohn Napoleons fürchtete, diese Furcht benahm. Aber weder hat die österreichische Politik den Herzog von Reichstadt gemordet, noch in Betreff seiner Europa durch ein Doppelspiel betrogen. Was sie, gleichviel ob mit richtigen oder mit irrigen Mitteln — unausgesetzt erzielte, das war die Zähmung der Revolution und die Erhaltung des Weltfriedens; und für Beides glaubte Metternich, soweit es auf Frankreich dabei ankam, gerade in dem Charakter Ludwig Philipps eine ausreichende Garantie zu finden. Nie ist Ludwig Philipp von Seite Oesterreichs mit dem Napoleonismus bedroht worden; doch ihm allerdings fiel ein Stein vom Herzen, als der Sohn Napoleons im Sarge lag.

Aber auch einem Andern wurde leicht und schwer zugleich bei diesem Anlaß zu Muthe. Das war der Sohn des Grafen von St. Leu, der Neffe des Kaisers: Ludwig Napoleon. Denn von diesem Momente an, und da sein älterer Bruder schon das Jahr zuvor gestorben war, hielt sich der Thurgauer Bürger" auf dem Schlosse Arenenberg, Verfasser der „Politischen Träumereien" und „Artillerie-Kapitän im Berner Kontingent" für den glücklichen aber verantwortlichen Erben der napoleonischen Erbschaft, für den rechtmäßigen und hoffnungsreichen Prätendenten des Kaiser-

reichs. Nicht daß er gejubelt statt getrauert hätte — diesen Vorwurf wies er jederzeit zurück! er betrauerte und bedauerte, jedoch — nicht sich. Noch soeben hatte er in den „Träumereien" den Herzog von Reichstadt als „Napoleon II." empfohlen, in Begleitung eines Verfassungsentwurfs, der den Franzosen die „Republik" mit einem „Kaiser an der Spitze" bescheerte. „Denn," erklärte er, „meine Grundsätze sind durchaus republikanisch. Es gibt nichts Schöneres, als von der Herrschaft der Tugend träumen, von der Entwicklung unserer Fähigkeiten, von dem Fortschritt der Civilisation." Doch sei die „reine und einfache Republik" für Frankreich nicht geeignet; von zahlreichen Feinden umringt, würde sie „die Fremden nur durch Gewaltmaßregeln zurückdrängen können, unter denen die Freiheit erliegen müsse." Die monarchische Regierungsform würde daher dem Lande „mehr Bürgschaften der Ruhe, der Kraft und der Freiheit geben." Aber die monarchische Form soll von der „Volkssouveränetät" getragen werden; diese delegirt „zwei Kammern und einen Kaiser;" das Volk, im Besitze des allgemeinen Stimmrechts, schlägt die lebenslänglichen und unabsetzbaren Mitglieder des „Senats" vor, wählt die Kammer der „Volkstribunen" und sanktionirt jedesmal beim Thronwechsel den Kaiser; im Falle es die Sanktion verweigert, schlagen die Kammern einen Andern vor.

Das waren die gaukelnden Träume der Gegenwart, aus denen Ludwig Napoleon bei der Nachricht von dem Tode des Herzogs von Reichstadt plötzlich emporfuhr und nur in die Zukunft starrend, wie ein Erwachender in die Wirklichkeit, klopfenden Herzens sich selbst als „Napoleon III." erkannte.

Eine Fahrt im indischen Ocean.

Frei nach Ernest Capendu bearbeitet von Heinrich v. Veltheim.

Im achten Jahre der französischen Republik, am 6. Prairial, also am 26. Mai 1800, war die Hauptstadt von Ile de France in einer ungewöhnlichen Aufregung.

Corsaren und Matrosen, Schiffsrheder und Pflanzer, Bürger und Soldaten, kurz Leute aus allen Schichten der buntgemischten Bevölkerung trieben sich von einem Ende der Stadt zum andern in allen Richtungen durch die Straßen.

Alle zehn Schritte hielt man sich gegenseitig an, sprach mit lebhaften Geberden, stieß laute Ausrufe der Verwunderung und Theilnahme aus, lachte zuweilen, ärgerte sich hier, freute sich dort, gerieth darüber in Streit, versöhnte sich wieder, oder trennte sich fluchend, um sich im nächsten Momente andern Gruppen beizugesellen und dieselben Scenen zu wiederholen.

Am dichtesten und lebhaftesten war das Drängen und Treiben an den Ecken der Straßen. Dort waren alle Köpfe auf ungeheure Plakate gerichtet, deren dreifarbiges Papier und riesige Lettern verführerisch die Blicke aller Vorübergehenden auf sich zogen.

In noch größerer Menge als sonst an einem Orte waren übrigens die nämlichen Plakate im Gastzimmer des Grand-Café, dem Lieblingsplatze aller müßigen Leute der Stadt, zu finden. Sie bildeten hier gleichsam die Tapete des Saales, denn die Wände waren bis zum Plafond hinauf damit bedeckt. Aber während sie in den Straßen auf das hin- und herwogende Volk

eine so außerordentliche Sensation machten, schienen sie ganz ihre Anziehungskraft den Gästen gegenüber verloren zu haben, von welchen der Saal wimmelte. Nicht ein Auge würdigte sie eines Blickes, nicht ein Finger deutete auf sie.

Es war nicht zu bezweifeln, daß ein viel wichtigerer Gegenstand, eine viel ernstere Angelegenheit die allgemeine Aufmerksamkeit fesselte, denn Alles verrieth eine fieberhafte Spannung und so oft sich die Thüre vor einem neu eintretenden Gaste öffnete, drehten sich, wie auf einen Ruck, alle Köpfe nach dem Eintretenden, um sich eben so schnell mit allen Zeichen ärgerlicher Enttäuschung wieder abzuwenden.

Mehrere Personen hatten auch vor dem Kaffeehause Platz genommen, weniger aber, um ihren Grog im Freien zu trinken, als um den Eingang zu beobachten.

Unter Letzteren zeichneten sich zwei Männer durch ihr martialisches Wesen ganz besonders aus.

Der Eine hatte die mittleren Jahre hinter sich, der Andere das fünfundzwanzigste noch kaum erreicht, aber Beide waren in der vollen Kraft eines von Gesundheit strotzenden Körpers, bei Beiden ließ sich in gleicher Weise aus dem sonnverbrannten Teint ihrer mit Narben bedeckten Gesichter auf ein abenteuerliches Leben voll Gefahren schließen, eine Vermuthung, die ihre volle Bestätigung in ihrem Anzuge fand, denn sie waren nach Art der Matrosen gekleidet.

„Beim Ocean!“ rief der Aeltere, indem er mit seiner kolossalen Faust so kräftig auf den Tisch schlug, daß die darauf stehenden Flaschen und Gläser aneinander stießen, „Du weißt also nicht, was dieser Spektakel bedeutet? . . . Ist Dir denn gar nichts von dem bekannt, was seit acht Tagen hier vorgeht?“

„Was soll ich davon wissen, Mal-en-train.“ erwiederte der Andere, „nachdem ich erst zehn Minuten hier bin? . . . Du weißt, daß mich der Kapitän, unmittelbar nach unserer Landung, von hier an's andere Ende der Insel mit Aufträgen an einen dortigen Rheder geschickt hat. Eben kam ich zurück und lief, ohne mich lange umzusehen, hieher, da ich Dich hier am sichersten zu treffen wußte und mir dachte, daß Du mir am Besten die eigentliche Ursache dieses Tumultes erklären kannst.“

„Die Ursache?“ wiederholte der, den der Jüngere Mal-en-train genannt hatte, „die Ursache dieses Lärms ist keine andere, als daß die „Confiance“ zu ihrer ersten Fahrt an einem Freitage auslief.“

„Also immer noch Dein alter Aberglaube, Mal-en-train?“ lachte der Matrose; . . . „nun meinetwegen! Aber was willst Du damit sagen?“

„Ich will damit ganz einfach sagen, daß die arme „Confiance“ mehr Pech hat, als eben nöthig wäre.“

„Möcht ich wissen! Hat die „Confiance“ auf ihrer ersten Fahrt und seitdem auf allen ihren anderen den Seefischen nicht genug Engländer zum Fraße geliefert? Hat sie nicht genug Schiffe gekapert? . . . Und ich stehe Dir dafür, wir werden bei unserer nächsten Expedition noch mehr kapern. Das ist nun einmal meine feste Ueberzeugung, die mir Niemand nehmen kann.“

„Du glaubst also, daß die „Confiance“ bald wieder unter Segel geht?“

„Dumme Frage! Hätte ich mich sonst so beeilt, wieder hieher zu kommen? Hat mir der Capitän nicht den Tag bestimmt, an dem er die Anker lichten wird?“

„Ganz Recht. Aber zum Lichten der Anker braucht man Leute am Cabestan, nun möchte ich aber wissen, wo wir die hernehmen sollen?"

„Wo man sie immer hernimmt, beim Teufel! . . . hier auf dem Werbebureau. Ein tüchtiges Handgeld ist eine Angel, an der Jeder gerne anbeißt."

„Nun, und ich sage Dir, die „Confiance" wird außer uns Beiden nicht einen einzigen Matrosen, ja nicht einmal einen Schiffsjungen bekommen, denn der „Vulkan" schnappt sie uns Alle weg."

„Wie so? Steht etwa die „Confiance" dem „Vulkan" nach? Ist nicht eine Corvette so viel werth als die andere?"

„Allerdings, mein Junge."

„Nun also!"

„Ich sehe, ich muß Dir die Sache nur erzählen, denn sonst wirst Du nie in Deinem Leben gescheidter als eine Auster," erwiederte Mal-en-train, indem er sich eine neue Pfeife stopfte. „Oder nein," fuhr er fort, während er Feuer schlug und dann in dichten Wolken den Tabak von seinen breiten Lippen blies, „nein, ich kann mir die Mühe ersparen, denn dort steuert gerade Einer auf uns zu, der jedenfalls mehr weiß, als ich, . . . den kannst Du fragen."

Der Matrose sah sich nach der Person um, auf die der Alte gedeutet hatte.

Es war ein junger schlanker Mann, der sich näherte, von muskulösem Gliederbau und einem offenen, jovialen Gesichte, mit dem unverkennbaren Ausdrucke eines biederen, leutseligen Charakters.

„Wer ist denn Der?" fragte Mal-en-train's Kamerad.

„Der Bürger Garneray!"

„Nun, was ist er, dieser Bürger Garneray?"

„Der erste Lieutenant der „Confiance", den Surcouf während Deiner Abwesenheit engagirt hat."

Garneray, derselbe, der in seinen späteren Memoiren der Nachwelt so treffliche Schilderungen unserer damaligen, so abenteuerlichen Jugend und der aus ihr hervorgegangenen Helden überliefert hat, war wenige Augenblicke später bei den beiden Matrosen.

„Guten Tag, Mal-en-train," grüßte er mit Cordialität, die er mit einem vertraulichen Schlage auf die Schulter des Alten bekräftigte, „wie geht Dir's, meine alte Möve?" . . .

„Ich danke Ihnen, mein Lieutenant," erwiederte Mal-en-train, „schlecht genug geht mir's, wenn Sie nicht etwa für die „Confiance" gute Neuigkeiten haben."

„Leider nicht, mein Alter," versicherte Garneray, „es hängt nun Alles davon ab, wie die Sache zwischen Surcouf und Dutertre ausgeht."

„Aber was gibt es denn, mein Offizier?" fragte der jüngere Matrose, der zu begreifen anfing, daß es um die „Confiance" nicht ganz so gut stehen müsse, als er sich eingebildet hatte.

„Wie," rief Garneray erstaunt, Du weißt also nicht, was vorgeht?"

„Er ist erst seit einer halben Stunde hier," entschuldigte Mal-en-train die Unwissenheit seines Kameraden. . . . „Eine junge Wasserratte," fügte er, den Matrosen vorstellend, hinzu, „die auf der „Confiance" groß gemästet wurde."

„Dein Name?" fragte Garneray.

„Gatiset, mein Offizier."

„Ah, Dein Name ist mir bekannt. Du stehst auf der Liste der „Confiance" seit dem Tage, wo sie vom Stapel lief."

„So ist es, mein Lieutenant; ich schmeichle mir, daß die Corvette und ich uns kennen."

„Es ist einer der Wenigen," erläuterte Mal-en-train, „die nach dem letzten Treffen, welches die „Confiance" den Engländern lieferte, noch übrig geblieben sind."

„Und der herbei eilte, ergänzte Gatiset, „um sich zur nächsten Expedition wieder einzuschiffen."

„Wenn Surcouf nicht etwa eine Reise macht, bei der er Dich nicht brauchen kann," sagte Garneray.

„Mich?"

„Dich, . . . den alten Mal-en-train da, . . . mich, . . . Keinen!"

„Aber ich verstehe Sie nicht; . . . was meinen Sie für eine Reise?"

„Surcouf oder Dutertre, einer von beiden, wird morgen früh ins Jenseits hinüber steuern."

Gatiset fuhr so erschrocken in die Höhe, daß er fast mit dem Stuhle umgefallen wäre.

„Surcouf? . . . Surcouf oder Dutertre ins Jenseits?" rief Gatiset.

„Ja, Matrose," versicherte Garneray, „Einer oder der Andere, wenn sie die Reise nicht etwa mit einander machen. . . . Sie schlagen sich morgen auf Leben und Tod."

„Sie schlagen sich? . . . Dutertre und Surcouf?"

„Ja."

„Mit den Engländern natürlich?"

„Nein, beim Ocean!" rief Mal-en-train grimmig, „das ist es ja, was mich so wüthend macht . . . sie wollen sich gegenseitig abschlachten."

„Nicht möglich!" rief Gatiset.

„Und doch ist es so, bestätigte der Offizier.

Gatiset sah zuerst den Lieutenant, dann seinen Cameraden an, als wollte er aus ihren Mienen lesen, daß er nur von ihnen gefoppt werde.

„Mein Offizier," sagte er endlich nach einer Pause des Staunens, „entweder sind Surcouf und Dutertre Narren geworden, oder Sie wollen mit einem armen Matrosen ihren Scherz treiben. Anders kann ich mir die Sache, so wahr ich lebe, nicht erklären.

„Weder das Eine noch das Andere," erwiederte Garneray; „aber Du hättest nur den Leuten, die um uns herumstehen, zuzuhören gebraucht, um zu erfahren, wie sich die Sache verhält."

In der That war inzwischen die Volksmenge, die sich in der Nähe des Grand-Cafe herumtrieb, noch mehr angewachsen.

In allen Gruppen war die Anfregung auf den höchsten Grad gestiegen. In allen Mienen sprach sich eine ungeduldige Erwartung aus, die von Minute zu Minute peinlicher zu werden schien.

Zwei Namen gingen von Mund zu Mund.

Diese beiden, in den Annalen der französischen Nation so ruhmvollen Namen, deren bloßer Klang der ganzen Marine Ihrer britischen Majestät einen abergläubischen Schrecken einjagte, diese Namen waren jene der beiden verwegensten Corsaren Frankreichs, es waren die Namen: **Emil** Dutertre und Robert Surcouf.

Von beiden Capitäns lagen seit drei Wochen die Schiffe im Hafen von Ile de France. Ein böser Zufall hatte, wie Garneray dem aufmerksam zuhörenden Matrosen Gatiset mittheilte,

gewollt, daß sie fast zu gleicher Stunde ankamen und zwar in der gleichen Absicht, Matrosen anzuwerben, um ihre in den letzten Kämpfen erlittenen Verluste zu ersetzen.

Die Chancen waren bei dieser Concurrenz für beide Theile gleich, denn Beide standen wegen ihrer Bravour und Intelligenz bei den Seeleuten in gleich gutem Rufe.

Dutertre war vielleicht uninteressanter, denn der Wunsch, möglichst viele Feinde zu tödten, schien vorherrschender, als der nach reicher Beute. Dabei war er äußerst einfach. Obwohl Capitän, lebte er wie ein Matrose, er aß wie seine Leute aus einer hölzernen Schüssel und schlief unter ihnen auf einer gewöhnlichen Matte.

Surcouf hingegen liebte die Pracht. Er war luxuriös und verschwenderisch, wie dieß die ganze Einrichtung seines Schiffes zeigte.

Trotz dieser heterogenen Eigenschaften, besaßen die beiden Corsaren im gleichen Grade die allgemeine Sympathie, so daß im gegebenen Falle, wo Beide so viele Matrosen als möglich für sich zu gewinnen suchten, zu keinem Ziele zu gelangen war, da die Leute nicht wußten, für welchen von Beiden sie sich entscheiden sollten.

Da kam, ein paar Tage vor jenem Abende, an welchem unsere Erzählung beginnt, Capitän Dutertre auf den Einfall, die erwähnten dreifarbigen Placate anschlagen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wildpretdiner.

Kurz nach dem Kriege Amerika's mit Großbritanien baute ein englischer Aristokrat in der Nähe vom Fort George an der Niagara-Grenze ein schönes Wohnhaus auf seiner Besitzung, die er aus angeborner Liebe zur Abgeschlossenheit mit einer hohen Umzäunung umgab. Hier lebte er nach der Weise eines englischen Landedelmannes aus der alten Zeit, und nur die Elite der Provinz und die Offiziere der benachbarten Garnison durften durch sein Thor passiren. Mit den amerikanischen Offizieren stand er auf gutem Fuß, und die Soldaten erhielten gelegentlich Erlaubniß, Besuche jenseits des Flusses zu machen. Unter den amerikanischen Soldaten war ein wunderlicher Kauz, der schrecklich stotterte, ein großer Jagdfreund war und alle Augenblicke irgend etwas Muthwilliges verübte.

Eines Tages fuhr dieser Bursche über den Fluß, um auf der canadischen Seite zu jagen. Er ging einige Meilen über Fort George hinaus, ohne ein Stück Wild zu sehen, auf dem Rückwege sah er auf einem Baume innerhalb der Umzäunung des aristokratischen Britten eine Krähe sitzen und schoß sie herab. Der Engländer war Zeuge dieses Vorfalls und trat näher, während der Soldat wieder lud. Er war sehr zornig, aber der Anblick des Yankee mit einer geladenen Flinte kühlte seinen Zorn für einen Augenblick und er fragte ihn blos, ob er die Krähe getödtet habe. Der Soldat antwortete Ja.

„Es thut mir leid", sagte der Engländer „die Krähe war ein Liebling von mir. Apropos — das ist eine sehr hübsche Flinte — wollen Sie wohl so gut sein zu erlauben, daß ich sie näher betrachte?"

Der Soldat willfahrte der Bitte. Der Engländer nahm das Gewehr, trat ein paar Schritte zurück, legte an und brach dann in ein stürmisches Donnerwetter aus, das mit dem Befehle endigte, der Soldat solle augenblicklich ein Stück von der Krähe essen, wenn er nicht haben wollte, daß sein Schädel zerschmettert werde.

Der Soldat erklärte, entschuldigte und bat um Verzeihung; vergebens.

Es blieb ihm nichts übrig, als sich zu bücken und einen Bissen von der Krähe in den Mund zu stecken, — hinunter bringen konnte er ihn nicht. Dagegen kam sein Frühstück und Mittagessen herauf. Der Engländer ergötzte sich an dem Elende seines Opfers und lächelte vergnügt bei jedem neuen Ausbruch. Nachdem der Yankee seinen Magen erschöpft und seine Augen getrocknet hatte, händigte ihm der Engländer sein Gewehr mit der Bemerkung ein:

In Zukunft mein Bursche, wirst Du das Wildern in fremden Gehege bleiben lassen, die Lehre wirst Du nicht vergessen."

Der Yankee nahm sein Gewehr, trat zurück, zielte nach dem Herzen des Engländers und befahl ihm, augenblicklich den Rest der Krähe zu verzehren.

Alles Demonstriren, Bitten und Betteln war umsonst. Der Engländer sah es dem Yankee an, daß es ihm Ernst war. Er konnte sich nicht helfen und nahm einen Bissen von der Krähe. Ein Bissen genügte, um das gute Diner zum Vorschein zu bringen, das er Mittags zu sich gegenommen.

Während er noch würgte und der kalte Schweiß von seinem blassen Gesicht tropfte, trat Jonathan seinen Rückzug über den Fluß an.

Am nächsten Morgen saß der Kommandant des Forts Niagara beim Frühstück in seinem Quartiere, als der Engländer gemeldet wurde.

„Herr," sagte der Brite, „ich komme, um die Bestrafung eines Ihrer Soldaten zu verlangen, der mich gestern auf meinem Grund und Boden beschimpfte."

Wir haben fünfhundert Soldaten hier, und es möchte mir schwer werden, den herauszubekommen, den Sie verklagen," sagte der amerikanische Offizier.

Der Engländer beschrieb den Uebelthäter als einen langen, vorwärtsgebeugten Stotterer.

„Ach! ich weiß, wenn Sie meinen," sagte der Offizier; „der hat immer muthwillige Streiche im Kopf, Ordonnanz, ruft Tom herbei."

Wenige Augenblicke darauf trat Tom ein und stand so gerade als es ihm möglich war, ohne daß auf seinem Gesichte die geringste Spur von Aufregung zu bemerken war.

„Tom", sagte der Offizier, „kennt Ihr diesen Herrn?"

„Ja — ja — Herr!"

„Wo habt Ihr ihn früher gesehen?"

„I — ich," sagte Tom, „ich dinirte gestern mit ihm."

Tom ging straflos aus der Affaire.

Gesang der Chinesen.

Köstlich ist's in China,
China ist mein Land;
Wo so viele Zöpfe wachsen
Und viel gelber Tand. —
  Bum — bam — bim,
  Zimzirim zim zim!

Kommet ihr Chinesen,
Alle nur herbei;
Nichts geht über unsern Kaiser
Und die Mantschurei. —
  Bum — bam — bim
  Zimzirim zim zim!

Kommt der große Kaiser,
Liegen wir am Bauch;
Reitet über uns're Rücken
Hin, nach schönem Brauch. —
  Bum — bam — bim
  Zimzirim zim zim!

Blickt ihn ein Chinese
Einmal liebend an,
Schlägt er auf den Kopf ihn, daß er
Bricht, wie Porzellan. —
  Bum — bam — bim,
  Zimzirim zim zim!

Uns're tapfern Krieger
Schützen Reich und Thron,
Nur aus Menschlichkeit im Kampfe
Laufen sie davon. —
  Bum — bam — bim,
  Zimzirim zim zim!

Kläger und Beklagter
Hat's bei uns so gut;
Beide werden sie geprügelt,
Bis der Streit beruht. —
  Bum — bam — bim,
  Zimzirim zim zim!

Herrlich ist die Dummheit
Uns geschlossen ein;
Ueber uns're große Mauer
Kann kein Licht herein. —
  Bum — bam — bim,
  Zimzirim zim zim!

Und so geht's in China,
Ewig still und faul;
Wird einmal zu laut gegähnet,
Schlägt man uns auf's Maul. —
  Bum — bam — bim,
  Zimzirim, zim zim!

George Morin.

Auch der Orient hat sein Schöppenstädt, Krähwinkel oder Schilda. Es ist dies ein vier Stunden nördlich von Damaskus in Syrien gelegenes Dorf Namens Chlebun, das schon in der heiligen Schrift (Ezech. 27, 18.) seines Weines wegen erwähnt wird. Unter andern Wunderlichkeiten erzählt man von den Bewohnern folgenden Puff: Ein Knabe in diesem Orte hatte einst seine Hand in einen mit engem Halse versehenen Krug gesteckt, um Wallnüsse daraus zu nehmen, und konnte, da er die Hand voll hatte, sie natürlich nicht herausbringen. Er schrie jämmerlich, das ganze Dorf kam zusammen und deliberirte, bis der Mudebbis (Rathgeber) seine Meinung dahin abgab, man müsse die Hand abhauen. Glücklicherweise kam ein Fremder hinzu, der den Knaben dadurch befreite, daß er ihn die Nüsse fallen lassen und so die Hand herausziehen hieß.

In Soissons, Departement der Aisne, zogen jüngst bei der Militär-Aushebung zwei junge Leute Nummern, die ihnen nicht gefielen, weil sie darauf hin eintreten müssen, sintemal sie nicht so viel Geld hatten, um sich Stellvertreter zu kaufen. Nun haben sie aber im Ami de l'Ordre folgenden Aufruf erlassen: „Zwei junge Leute, welche letzten Donnerstag die Nummern 21 und 89 gezogen haben, wünschen 2 junge Mädchen zu finden, welche jede für jeden je 2000 Franks erlegen und so vom Militärdienste frei machen wollte. Ein guter Hausstand würde die Wohlthäterinnen für ihren Edelmuth belohnen. Nur Mädchen von angenehmen Aeußerem und guten Sitten dürfen sich melden."

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: Aug. Lenz.

№ 21. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 20. Mai 1860.

Eine Fahrt im indischen Ocean.

Frei nach Ernest Capendu bearbeitet von Heinrich v. Veltheim.

(Fortsetzung.)

Mit großer, fetter Schrift kündigte der Commandant des „Vulkan" an, daß er, statt wie sonst mit seiner Mannschaft zu essen, während der Dauer der nächsten Expedition einen Capitänstisch halten und die Mannschaft mit ihm essen werde.

Noch mehr: der Capitän verpflichtete sich, alle vierzehn Tage zu landen, um frische Lebensmittel zu requiriren und so seinen Leuten fortwährend die Freuden einer schwelgerischen Tafel zu sichern.

Wie vorauszusehen, verfehlten die verführerischen Versprechungen ihre Wirkung nicht. Der Erfolg war ein immenser und die Wagschale sank bedeutend zu Dutertre's Gunsten.

In Gefahr, die verwegensten und tüchtigsten Bursche für sich verloren gehen zu sehen, gerieth Surcouf in eine unerhörte Wuth und nahm sich bei allen Teufeln der Hölle vor, seinem Nebenbuhler einen Streich nach seiner Art zu spielen.

Am andern Morgen ließ er in aller Stille einige achtzig bis neunzig halb ausgehungerte Vagabunden, Gesindel, das sich zu Allem gebrauchen ließ, zu sich kommen. Nachdem er Jedem zwei Piaster in die Hand gedrückt hatte, gab er ihnen den Auftrag, sich auf dem Marinebureau unter falschem Namen für die „Confianee" einschreiben zu lassen, wobei er natürlich ihnen die Namen solcher Matrosen anempfahl, die ihm persönlich bekannt waren und von deren außerordentlicher Bravour er sich somit bereits überzeugt hatte. Einige Stunden später wurde die ohne ihr Wissen auf diese nicht ganz loyale Weise für die „Confiance" gewonnene Equipage auf des Commissariat beschieden.

Zuerst erstaunt, dann wüthend, als sie hörten, daß sie ohne ihr Wissen und Wollen engagirt seyen, protestirten die armen Teufel mit aller Energie und brachen zuletzt in drohendes Geschrei aus.

Nun erschien unter den Tumultuanten der Bürger Marly, der Hafencommissär, dem Surcouf vorher einen Besuch abzustatten für gut gefunden hatte.

Mit der donnerndsten Stimme, die dem Polizeibeamten zu Gebote stand und unter den

lebhaftesten und drohendsten Gesticulationen, machte er ihnen den Vorwurf der Meuterei, da das Engagement, welches sie jetzt ableugneten, weil mit ihrer Unterschrift versehen, von ihnen selbst eingegangen worden sein müsse. Die armen Leute bekamen allerdings diese fragliche Unterschrift zu Gesicht, allein ihre Behauptung, daß dieselbe falsch sei, wies der Commissär mit der Ankündigung zurück, daß er sie alle auf sein Landhaus schicken werde, woferne sie noch ein Wort dagegen einwenden würden.

Wir brauchen kaum zu sagen, daß das Landhaus des strengen Marinebeamten ein solides Gefängniß war, welches nebenbei noch die Annehmlichkeit hatte, daß dessen finstere Keuchen zur Zeit der Fluth zwei Fuß unter Wasser standen.

Die bedrohten Matrosen sahen sich eingeschüchtert an und kratzten sich hinter den Ohren.

Dieß war der Moment, in welchem Surcouf kam. Um den scheinbar so furchtbar aufgebrachten Commissär zu besänftigen, verpfändete er seinen Kopf für den Gehorsam der Leute, beruhigte diese durch einige geschickt angebrachte Schmeicheleien und stellte endlich den Frieden wieder her, indem er Jedem ein Handgeld von fünfzig Piastern ausbezahlte.

Dieses generöse Verfahren des Corsaren rührte selbst die Widerspänstigsten. Sie warfen, ausgesöhnt mit ihrem Loose, ihre Hüte in die Luft und ließen Surcouf, unter Zusicherung ihrer unbedingten Ergebenheit, mit einem donnernden Vivat hochleben.

Dieser aber rieb sich vergnügt die Hände.

„Möge Dutertre diesen Hieb pariren," sagte er zu sich selbst, voll Befriedigung über das Gelingen seiner List; die tüchtigsten Bursche gehören nun der „Confiance," das ist keine Frage!" . . .

Allein Dutertre war nicht der Mann, der sich passiv verhielt, wenn man seine Absichten durchkreuzte.

Kaum hatte er von der Sache erfahren, als neue Anschlagzettel, dießmal von hochrother Farbe mit goldenen Buchstaben und in noch größerem Formate, neben den alten erschienen.

Diese neuen Placate verhießen (was bis jetzt noch nicht dagewesen, was ganz unerhört war) Allen, die auf dem „Vulkan" Dienste nehmen würden, vom Capitän abwärts bis zum jüngsten Matrosen, gleichen Antheil der Beute.

Durch einen solchen Köder schien für Dutertre der Sieg gewiß. In der That drohten alle von seinem Gegner angeworbenen Leute massenhaft zu desertiren!

„Millionen Teufel!" brüllte Surcouf, als er von diesem neuen Staatsstreiche Kenntniß bekam, „nun ist es aber Zeit, diese Angelegenheit ins Reine zu bringen. Ein tête à tête zwischen Dutertre und mir wird uns am sichersten zum Ziele bringen."

Er beauftragte sodann zwei Freunde, den Commandanten Dutertre zu einer persönlichen Zusammenkunft mit ihm aufzufordern, welche, nachdem Dutertre sich mit Vergnügen dazu bereit erklärt hatte, auf sieben Uhr Abends im Grand-Café verabredet wurde.

Schneller als selbst der Telegraph es vermocht hätte, wenn diese Erfindung zu jener Zeit bereits gemacht gewesen wäre, wurde die Nachricht von dem gegebenen Rendezvous in der ganzen Stadt verbreitet. Man war überzeugt, daß es unfehlbar zu einem Duell auf Leben und Tod zwischen den beiden Corsaren kommen müsse, denn man kannte ihre gegenseitige, in Folge der jüngsten Ereignisse bis zur grimmigsten Unversöhnlichkeit gesteigerte Erbitterung, und wußte, daß sie sich das Stelldichein im Grand-Café nur gegeben hatten, um durch eine eclatante Beleidigung einen Zweikampf zu provociren: Man kannte aber auch ihren Werth und berechnete

danach den ungeheueren Verlust, der durch den blutigen Ausgang dieses Streites der französischen Marine bevorstand, deßhalb diese Aufregung in allen Classen der Bevölkerung, deßhalb dieses Drängen der Leute nach dem Grand-Café, welches immer mehr und mehr zunahm, je näher die wichtige Stunde der Entscheidung heranrückte.

2.

Als Garneray mit der Mittheilung dieser Thatsachen zu Ende war, brach der junge Matrose in einen Schwall von Flüchen aus, wie sie kaum der respektable Mal-en-train kräftiger hervorzubringen vermocht hätte.

„Nun," sagte Letzterer, „glaubst Du noch, daß die „Confiance" morgen auslaufen wird?"

„Warum nicht?" erwiederte Gatiset.

„Mit Dir und mir als Bemannung, nicht wahr?"

„Bah! Surcouf wird noch Leute genug bekommen."

„Ja, wenn ihm Dutertre morgen nicht den Schädel entzwei schlägt," bemerkte Garneray.

„Das ist freilich wahr," seufzte Gatiset. „Doch wer weiß? . . . Es ist Einer so stark als der Andere."

„Beim Ocean!" rief Mal-en-train, seine irdene Pfeife wegschleudernd, „es kocht mir das Blut wie Seewasser, wenn der Blitz in die Wellen schlägt, ich möchte Feuer und Rauch speien, wenn ich daran denke, daß sich zwei alte Landsleute die Hälse abschneiden wollen; denn wenn Robert Surcouf von St. Malo ist, so ist Dutertre aus Lorient. . . . Beide sind der Stolz der Bretagne! . . . Und sie wollen sich gegenseitig erwürgen! Siehst Du, Gatiset, das wirkt auf mich, wie wenn ich den Fokmast der „Confiance" im Magen hätte."

„Verdammt will ich sein," sagte Gatiset, „wenn mir nicht Beide herzlich leid thun, . . . Surcouf natürlich mehr noch als der Andere."

„Es wäre um Dutertre nicht weniger Schade," erwiederte Mal-en-train. „Einmal ist er aus Lorient, wie ich, und ich habe ihn als Kind auf meinen Armen getragen, und dann ist aus ihm ein Seeheld geworden, wie Frankreich außer Surcouf keinen zweiten mehr aufweisen kann."

„Immerhin, Alter, aber Surcouf ist mir lieber," behauptete Gatiset.

„Ist doch er es, dem ich zum Theil mein Glück verdanke. Du weißt ja, was ich meine, nicht wahr, Mal-en-train? Und dann," fügte er hinzu, „sind bei ihm die Prisengelder größer."

„Ja, aber mit Dutertre erobert man sich mehr Ruhm. Er kapert mehr Kriegsschiffe, als Kauffahrer, . . . dann kennt er keinen Stolz, er ißt aus einer Schüssel mit seinen Leuten, er schläft bei ihnen . . ."

„Gleichviel, ich bleibe dabei, mir gefällt Surcouf besser. Er ist großartiger in Allem und das kitzelt mein Temperament. Es schmeichelt mir, unter den Befehlen des prächtigen Kapitäns zu stehen. . . . Uebrigens, wie schon gesagt, thun mir Beide leid und es ärgert mich nicht weniger als Dich, daß sie sich in den Haaren liegen. . . . Arme, gute Bürgerin Surcouf," seufzte er, „wenn sie das wüßte, sie, die ihren Mann so innig liebt! . . . Ich erinnere mich Ihrer noch an ihrem Hochzeitstage. Es war vor drei Jahren. Wie sah sie so hübsch aus, wie war sie bebändert und geputzt!... Sie glich einer Fregatte am Vorabende ihrer ersten Probefahrt!"

„Wundert mich, daß Du dieß Alles gemerkt hast, denn ich meine, Deine Augen wären wo anders gewesen. . . . Aber still, hier sind sie," unterbrach sich Mal-en-train, indem er rasch aufstand und seinen Hut abnahm.

In der That kamen zwei Männer von entgegengesetzter Richtung, begleitet von einer Schaar Neugieriger, auf die Thüre des Kaffeehauses zu.

Der erste, der die Schwelle des zum Rendezvous bestimmten Ortes überschritt, war der Kapitän Dutertre.

Dieser verwegene, auf allen Meeren gefürchtete Corsar zählte damals etwa vierzig bis zweiundvierzig Jahre. Untersetzt, nicht sehr groß, ganz Muskel und Sehne, eben so gewandt als elegant in seinen Bewegungen, schien er ganz für den Seedienst geschaffen.

Sein schwarzes Auge unter der freien Stirne sprühte ein düsteres Feuer und verlieh seinem edlen Gesichte einen trotzigen Ausdruck männlichen Stolzes. Er war jeder Zoll ein Held.

Was Surcouf betrifft, so war er ein Mann von einigen dreißig Jahren, von hoher, kräftiger Statur, breiten Schultern, hochgewölbter Brust und schlanker Taille.

Sein Gesicht, sonnverbrannt, war breit und nieder; seine Stirn unter einem Walde struppiger Haare halb versteckt. Seine buschigen, über der platten eingedrückten Nase zusammengewachsenen Brauen beschatteten ein paar kleine, aber glänzende Augen, sein Mund war groß, seine Backenknochen hervorstehend, kurz, seine ganze Physiognomie nichts weniger als anziehend. Sprach aber irgend eine Gemüthsbewegung, sei es Haß oder Liebe, Enthusiasmus oder Zorn, aus seinen Zügen, so war der Ausdruck seines Gesichts plötzlich ein anderer.

Dann war Surcouf nicht mehr er selbst.

Sein Kopf erhob sich stolz, seine Augen schleuderten Blitze, seine Stirne wurde größer, und schnaubend öffneten sich seine Lippen und zeigten zwei Reihen blendend weißer Zähne, mit welchen er wie ein gereizter Tiger knirschte.

Man errieth aus dieser Metamorphose den Adel seiner Seele, die Thatkraft seines Muths, den Aufschwung des Genies. Man begriff, daß dieser Mann einen unwiderstehlichen Einfluß auf seine Untergebenen üben müsse, man staunte nicht mehr über die gränzenlose Hingebung, die sie ihm zollten.

Unter der Thüre blieb er einen Augenblick vor Garneray und den beiden Matrosen stehen, grüßte sie mit einer freundlichen Handbewegung und folgte dann dem Commandanten Dutertre, der bereits eingetreten war.

Bei der rasch auf einander folgenden Ankunft der beiden Corsaren durchzuckte ein unwillkürliches Beben alle Anwesenden.

Die geräuschvolle Unterhaltung verwandelte sich plötzlich in eine lautlose Stille, denn Alles wartete mit peinlicher Spannung auf die Scene, die nun stattfinden sollte.

Dutertre war an den Comptoirtisch gegangen, hinter welchem eine häßliche Negerin thronte, von der er sich Rum, Zucker und ein Glas Wasser geben ließ, worauf er sich in der Mitte des Zimmers an ein Tischchen setzte, welches, wie es schien, absichtlich für die beiden Corsaren frei gelassen worden war.

Dann schickte er sich an, mit aller Ruhe ein Glas Grog zu bereiten, eine Beschäftigung, die seine ganze Aufmerksamkeit zu absorbiren schien, da er die Anwesenheit seines Gegners ganz unbeachtet ließ.

Surcouf, der in stolzer Haltung mit hochgetragenem Kopfe und verschränkten Armen einige Schritte von Dutertre entfernt stehen geblieben war, sah mit seinen blitzenden Augen herausfordernd umher und lächelte befriedigt, als er bemerkte, wie aufmerksam man jede seiner geringsten Bewegungen studirte.

Einer der Gäste stand dann auf und näherte sich mit zuvorkommender Höflichkeit dem Corsaren. —

„Guten Abend, Kapitän!“ sagte er, indem er dem Commandanten der „Confiance“ die Hand reichte.

„Meiner Treu, Sie sind es, Bürger Molinet?“ rief Surcouf, die dargebotene Hand kräftig schüttelnd. „Nun, was machen Sie, mein braver Rheder?“

„Ich danke, Capitän, es geht passabel.“

„Dieser gute Molinet,“ fuhr Surcouf fort, „ich werde nie in meinem Leben vergessen, daß ich ihm mein Glück zu danken habe. Er war der Erste, der mir Vertrauen schenkte! . . . Aber gestehen Sie mir, wie schlimm Ihnen zu Muthe war, als Sie mir die „Fortuna“ übergaben. Sie bereuten damals, mir so viel anvertraut zu haben und mit Vergnügen hätten Sie mir das Commando über Ihr Schiff entzogen, wenn es noch gegangen wäre.“

„Wo denken Sie hin, Capitän?“ stammelte der Rheder, der alle Contenance verlor, als er sich von Surcouf an die Angst erinnert sah, die er damals deutlich genug an den Tag gelegt hatte; „ich überließ Ihnen mein Schiff mit großem Vergnügen, denn wenn ich auch zu jener Zeit noch keine Ahnung hatte, daß einst ein so großer Held aus Ihnen werden sollte, so war ich doch vollkommen überzeugt . . .“

„Daß ich den Engländern in die Hände fallen würde,“ unterbrach Surcouf den Rheder, und daß es um Ihre „Fortuna“ geschehen sei. Hätten Sie mein Engagement rückgängig machen können, so wär's geschehen, und ich säße vielleicht heute noch als Fokwächter im Mastkorbe eines Kauffahrers, während Sie, Bürger Molinet, um einige Millionen ärmer wären.“

„Aber ich versichere Sie, Capitän,“ entgegnete Molinet, „daß ich nie an Ihrem Glücke zweifelte. Wußte ich doch, daß die Liebe Sie das gefährliche Handwerk eines Korsaren ergreifen ließ. Sie standen unter Amors Schutz und ein braves Mädchen betete für Sie. . . . Aber wie geht es der schönen Bürgerin Surcouf?“ fügte der Rheder hinzu, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„Nach ihren letzten Briefen vortrefflich.“

„Sie wird sich schwer von Ihnen getrennt haben, ich kann mir's denken. Allein Ihr Stand bringt dieß nun einmal so mit sich; wollen wir hoffen, daß die neue Expedition, die Sie unternehmen, Ihnen eben so glückt, wie alle früheren.“

„Ja, hoffen wir es, Bürger Molinet, entgegneteer, wenn nicht die Hühnersteigen des Commandanten Dutertre meinen Glücksstern verdunkeln.

„Wie beliebt?“ fragte der Capitän des „Vulkan,“ „ich glaube, es hat hier Jemand meinen Namen ausgesprochen?“

„Du irrst Dich nicht,“ erwiederte Surkouf, indem er sich trotzig nach Dutertre umsah, „und dieser Jemand, der bin ich.“

„Und Du sagtest?“

„Daß Deine Hühnersteigen mir gefährlich werden können. . . . Alle Teufel, man erzählte mir von Deiner Corvette, daß sie mit Geflügel vollgepfropft sei. Das lob ich mir, . . . Du bist ein Mann von Vorsicht; Hungersnoth wird wenigstens Deine Equipage nicht zu leiden haben; das ganze Schiff soll aussehen, wie ein großer Hühnerstall und wenn Dir die Engländer begegnen, kannst Du Dich ihnen getrost als Geflügelhändler präsentiren.“

„Was willst Du, die Gänse retteten das Capitol, erwiderte Dutertre, roth von Zorn, als

er ein halb unterdrücktes Lachen der Anwesenden hörte, „vielleicht erweisen mir die Hühner einen ähnlichen Gefallen. Uebrigens wechselt, wie es scheint, Jeder von uns die Rollen. Bin ich ein Geflügelhändler geworden, so hast Du Dich vortrefflich als Seelenverkäufer qualifizirt, wenigstens hast Du ihre Methode adoptirt, um dein Schiff mit Leuten zu versehen. Du hast ein wahres Talent entwickelt, die armen Teufel zu prellen und ich kann Dir nur von Herzen zum neuen Handwerk gratulien."

Dießmal wendete sich das Blatt und die Lacher waren auf Dutertre's Seite.

Surcouf biß sich mit solcher Wuth auf die Lippen, daß sie bluteten.

Während einiger Secunden wechselten die beiden Männer, ohne etwas zu sagen, vernichtende Blicke.

Dann standen sie gleichzeitig auf und gingen entschlossen auf einander zu.

Ein Schauder erfaßte die Menge.

Man machte sich auf irgend eine entsetzliche Katastrophe gefaßt, denn der Zorn dieser beiden Männer, die keine anderen Gesetze kannten, als ihre eigenen und keine andern Herren, als sich selbst, mußte in seinem Ausbruche von fürchterlichen Folgen sein.

(Fortsetzung folgt.)

Auersepp.

Aus den Papieren des „Landknechts."

„Oft fallen da oben im Gebirge, wohin das Auge der Behörde und der Arm der Polizei nicht immer reichen, zwischen Jäger und Wildschützen wahrhaft homerische Kampfspiele vor. — Es ist nicht allein die Berufspflicht, welche einerseits, und die Gewinnsucht andrerseits, welche denselben als Grundmotive unterliegen, eine eingewurzelte tödtliche Abneigung, die sich oft von Familie zu Familie vererbt, trägt das Ihrige bei, derlei Begebnisse heftig und oft blutig zu gestalten. Dabei findet ein gewisser Kriegsgebrauch, ein fair play statt und es werden gewöhnlich gewisse Formen, wie bei andern Duellen und Zweikämpfen beobachtet. So legen z. B., wenn Jäger und Wildschützen sich begegnen, beide Theile oft mit stillschweigender Uebereinkunft den Stutzen bei Seite, um nicht in Versuchung zu kommen, das Feuergewehr zu gebrauchen, und bedienen sich bei dieser Gelegenheit meistens lediglich der Gebirgsstöcke, welche allerdings, gewöhnlich mit Eisen beschlagen und mit einem mehrere Zoll langen Eisenstachel versehen, eine sehr respectable Waffe abgeben. Eine Hauptvorbereitung zu derlei Kämpfen ist daher, sich den Hut mit dem Schnupftuche unter dem Kinn fest zu binden, damit der Kopf durch denselben gesichert werde und den feindlichen Streichen, die von starker Hand geführt, wohl auch tödtlich sein können, minder ausgesetzt bleibe.

Während meiner Anwesenheit im Gebirge fiel ein solcher Kampf zwischen drei Raubschützen und drei Jägern vor, der gewissermaßen dem Kampfe der Horatier und Curatier an die Seite gesetzt werden könnte, nur daß es sich bei jenen nicht um die Markscheidung zweier Nachbarlän-

der, sondern um ein erlegtes Stück Wild handelte, — bei Beiden jedoch die Ehre im Spiel war und die Kampflust der Gegner entflammte.

In einer einsamen Waldschenke sprachen der Revierjäger von W. und seine zwei Adjuncten wovon einer ein langer, hagerer, aber riesenstarker Böhme, M . . ., ein. Einige anwesende Gäste erzählten, daß Holzknechte vor kurzem auf einem naheliegenden Holzschlage drei Raubschützen mit Zerlegung eines erlegten Thieres (Hirschkuh) beschäftigt gesehen hätten; würden wohl noch dort sein. — Der Revierjäger forderte seine beiden Gefährten auf, sie aufzusuchen; da meinte einer der Anwesenden, das würden sie wohl bleiben lassen, wenigstens sei ihnen dringlich davon abzurathen, da unter den drei Raubschützen aller Wahrscheinlichkeit nach der berüchtigte und gefürchtete Auersepp sich befinde. Dieser, eigentlich Joseph Auer, ein ehemaliger Holzknecht, von athletischer Stärke, berühmt wegen seiner Raufereien, erst kürzlich aus einem Strafhause gekommen, wo er 5 Jahre wegen Todtschlag abzusitzen hatte, trieb sich seitdem ohne eigentliches Gewerbe als Taglöhner, Hausknecht x. in der Gegend herum, und ernährte sich hauptsächlich als Raubschütze in den dort sehr wildreichen Forsten. Mancher Hirsch, manche Gemse wanderte durch seine Hand in die Küche der mit ihm einverstandenen Wirthe, während der Ruf seiner Wildheit, Roheit, Kühnheit und Körperstärke es dahin brachte, daß man ihn wohl zum Schein verfolgte, selten es jedoch ernsthaft damit meinte, ihm ernstlich das Handwerk zu legen. Die meisten Jäger suchten ihn gewöhnlich dort auf, wo sie sicher wußten, ihn nicht zu finden, — und es war häufig seinen Verfolgern mehr daran gelegen, ihm auszuweichen, als ihm zu begegnen. Um so mehr spornte dies den Revierförster, einen muthigen, diensteifrigen Mann an, die Gelegenheit zu benutzen, dieses gefährliche und gefürchtete Individium auf der That zu ertappen und seinem Unwesen ein Ende zu machen; nicht gering würde dann die Ehre sein, die er bei der gesammten Waidgenossenschaft der Umgebung einlegen würde. Er konnte bei diesem verdienstlichen Unternehmen auch mit Sicherheit auf seine beiden Forstadjuncten rechnen, wovon der eine A., ein zwar noch junger, aber entschlossener Bursche, M. aber ein ausgedienter Capitulant von einem böhmischen Jäger-Bataillon, — ein riesenstarker, ernster, zuweilen etwas raufsüchtiger Mann war, — der mit dem gefürchteten Auersepp schon mehrmal zusammengetroffen war, und gegen ihn, sowie gegen alle Wildschützen von einem wahren bittern Zunstneid erfüllt war. Die spöttische Bemerkung einiger im Gasthause anwesenden Bauern: „die Herren Jäger würden wohl muthmaßlich die Wildschützen nicht finden," eiferte die Jäger noch mehr an, ihre Spur zu verfolgen. Sie stiegen rasch den Bergpfad entlang, welcher längs des herabrauschenden Baches zu dem bezeichneten Orte führte. Nach einer Stunde Weges gelangten sie auf die Berglehne, von wo sie unbemerkt auf einem kleinen Wiesengrund am Bache die drei Raubschützen beschäftigt sahen, ihre nach Zerlegung der erlegten Hirschkuh blutigen Hände und Arme am Bache zu waschen. Nachdem die Jäger die oben berührte Vorsicht, sich die Hüte auf den Köpfen festzubinden, gebraucht hatten, stürzten sie die Höhe herab auf die Wilddiebe los.

(Fortf. folgt.)

Ein reicher Deutscher in Paris gab Landsleuten ein Gastmahl, zu dem auch ein junger Franzose geladen war, der als Spion Napoleons galt. Dem will ich's eintränken, dachte er, erhob sich beim Wein und brachte folgenden Trinkspruch aus, indem er bei jedem Gedankenstriche gleichsam stockte:

Es lebe weit und breit — Napoleon deine Macht
Der Deutschen Einigkeit — werd' von der Welt verlacht!
Es steige mehr und mehr — Napoleons hoher Glanz
Der Deutschen Glück u. Ehr — umdunkle bald sich ganz.
Es leb' in voller Pracht — des Franzmanns kluger Krieg
Die deutsche Heeresmacht — bleib' ohne allen Sieg!
Gott sende Segen, Heil — Napoleon ganz allein
Auf aller Deutschen Theil — fall' Unglück nur anheim!

Der Franzose war außer sich vor Freude, die Deutschen außer sich vor Aerger über diesen Toast auf Napoleon. Die Sache änderte sich aber, als der Trinkspruch geschrieben ward, wie er oben stand, und der Franzose nahm Abschied sans adieu!

Ein Bremer Schiff wurde in diesem Winter nach Odessa geschickt, um Korn zu laden. Auf der Rückreise muß es seine Papiere von dem hanseatischen Consul in Konstantinopel revidiren lassen und geht deßhalb im Bosporus vor Anker. Das Geschäft zieht sich etwas in die Länge, und der Kapitän ist genöthigt, die Nacht liegen zu bleiben, um dann erst mit dem Grauen des Morgens die Reise fortzusetzen. Eine griechische Nacht senkt ihre Gefieder zur Erde, die Gestirne strahlen in voller Schönheit und der Mond gießt sein Silberlicht auf die Zauberwelt am goldenen Horn. Da bemerkt die Schiffmannschaft ein Ruderboot, das aus dem Hafen herauskommt und sich dem Schiff mit großer Geschwindigkeit nähert. Unfern des Schiffes hält es an, man hört ein dumpfes Geräusch, wie das Fallen schwerer Körper in die Fluth, das Boot wendet und verschwindet ebenso schnell, wie es gekommen. Sogleich ertönt auf dem Schiff das Commando: „Jölle öwerBord", man eilt zu der Stelle hin u. es gelingt, zwei auf dem Wasser treibende Säcke aufzufangen. Beim Oeffnen findet man zwei jugendliche Frauenleichen in reichen Gewändern. Zufällig befindet sich ein Apotheker an Bord des Schiffes. Er versucht sogleich, den erloschenen Lebensfunken wieder anzufachen und nach etwa zehn Minuten erwachte wirklich die Eine, nach etwa einer Stunde die Andere. Bald erholten sie sich völlig wieder, aber es ist unmöglich, von ihnen ihre Schicksale zu erfahren, die so wenig Deutsch verstehen, wie die Schiffsmannschaft ihre Sprache. In Matrosenkleidung machen sie die weitere Reise mit und sind vor etwa vierzehn Tagen in Bremerhafen gelandet. — — Was soll aus den unglücklichen zwei Wesen werden? An Auslieferung ist nicht zu denken, da die alte Hansestadt keine Sklaverei kennt, und jeder Sklave bei der Betretung derselben oder eines ihrer Schiffe von selbst frei wird. Womit aber sollen sie sich in der neuen Heimath forthelfen, da sie abgesehen von den Schwierigkeiten der sprachlichen Verständigung — in dem Harem eines türkischen Großen gewiß nicht in den nützlichsten Künsten ausgebildet worden sind?

Saphir wurde von einem Kirchenvorsteher in Hamburg aufgefordert, an einem Sonntage einer Predigt in der N. N. Kirche beizuwohnen. Beim Herausgehen aus der mit Kaufleuten angefüllten Kirche fragte ihn der Vorsteher, wie ihm die Predigt gefallen habe. „Ganz vorzüglich", gab er zur Antwort, „ich bin überzeugt, sie handeln gleich danach."

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: Aug. Benz.

Nro 22. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 27. Mai 1860.

Eine Fahrt im indischen Ocean.

Frei nach Ernest Capendu bearbeitet von Heinrich v. Veltheim.

(Fortsetzung.)

Schon standen sie sich ganz nahe gegenüber, als Surcouf mit einer Kaltblütigkeit, die allgemeines Erstaunen hervorrief, seine Hand auf den Arm seines Gegners legte.

„Höre," sagte er, „diese Wortgefechte, die wir uns da gegenseitig liefern, sind für Männer von unserer Sorte eine Schmach. Es ist gegen unsere Würde, diesen Leuten da ein Schauspiel zu geben. Ich achte Dich und Du achtest mich, oder kannst Du das Gegentheil behaupten?..."

„Es ist wahr," antwortete Dutertre mit bewunderungswürdiger Ruhe, „aber in diesem Augenblicke genirst Du mich."

„Meiner Treu und Du mich!"

„Nun gut, arrangiren wir die Sache nach unserer Manier. Morgen, bei Sonnenaufgang, am Molo. Ist Dir's recht?"

„Vollkommen. Auf Enterbeile!"

„Gut. Und Jeder bringt zwei Zeugen mit."

„Abgemacht."

„Da wir einig sind, sprechen wir nicht mehr davon," sagte Dutertre, indem er mit seinem Gegner einen kräftigen Händedruck wechselte, worauf Beide in wahrhaft brüderlicher Eintracht einen leeren Tisch im entlegensten Winkel des Zimmers besetzten.

Diese beiden Männer, von welchen man erwartet hatte, daß sie sich mit den Fäusten zermalmen würden, nun so friedlich beisammen sitzen zu sehen, verblüffte alle Zuschauer so sehr, daß im ersten Momente nur Blicke der bittersten Enttäuschung gewechselt wurden.

Indessen war die Bravour der beiden Corsaren so außer allem Zweifel, daß die Menge nicht lange das richtige Gefühl, von welchem sich Dutertre und Surcouf hatten leiten lassen, verkannte.

Man wußte, daß nichts auf der Welt das Duell verhindern, daß nach dieser Herausforderung keine Versöhnung mehr stattfinden könne und bewunderte daher nur um so mehr, diese beiden Männer, die wenige Stunden vor dem Tode, dem sie sich gegenseitig überliefern wollten, noch so ruhig mit einander plaudern und trinken konnten.

Zuerst durchlief ein dumpfes Gemurmel den Saal, dann wurde dieses Gemurmel lauter und lauter und brach bald in den enthusiastischen Ruf aus: „Es lebe Dutertre! Es lebe Surcouf! Es leben die Corsaren!"

„Wir danken Euch für Eure unparteiischen Toaste, meine Freunde," sagte Surcouf, indem er mit Dutertre aufstand und sich Beide leicht verneigten, „aber weil Ihr nun wißt, auf welche Weise unsere Sache geordnet wird, so thut uns den Gefallen und laßt uns in Ruhe."

3.

Fünf Minuten später, vom größten Theile ihrer zudringlichen Bewunderer befreit, die nichts eiliger zu thun hatten, als in die Stadt zu laufen, um den Vorfall, von dem sie Zeugen waren, mit allen möglichen Ausschmückungen zu verbreiten, tauschten Surcouf und Dutertre gegenseitig Erinnerungen aus ihrem abenteuerlichen Leben aus.

Die Groggläser wurden in schneller Folge geleert und wieder gefüllt, die Pfeifen immer wieder aufs Neue gestopft, so daß in kurzer Zeit eine auf gegenseitige Hochachtung basirte Vertraulichkeit unter den beiden Trinkern herrschte.

Keiner von Beiden vergaß übrigens den Zweikampf, zu dem sie sich herausgefordert hatten; allein ihre Naturen waren so durch und durch ritterlich, daß sie ihr gegenwärtiges Beisammensein als etwas ganz Natürliches ansahen, quitt, sich nach verlebter Nacht auf dem Kampfplatze mit der blanken Waffe in der Faust gegenüber zu stehen.

„Höre einmal, Dutertre," sagte Surcouf, indem er sein Glas ergriff und mit dem Capitän des „Vulkan" anstieß, „eine Sonderbarkeit mußt Du mir erklären, die mir schon die ganze Zeit her an Dir aufgefallen ist."

„Welche?"

„Warum Du Dich nämlich immer viel lieber an englische Kriegsschiffe machst, als an Kauffahrer? ... Beim Teufel! wir Corsaren stechen nicht in die See, um mit Linienschiffen und Fregatten Krieg zu führen, sondern um dem englischen Handel zu schaden." ...

„Mein Zweck ist ein anderer, Surcouf," antwortete Dutertre. „Es ist nicht die Lust nach Reichthümern, die mich zum Corsaren machte."

„Nicht? ... Nun, aber was sonst?"

„Der Durst nach Rache."

„Nach Rache? . . . Wie so?"

Dutertre antwortete nicht gleich. Er besann sich einige Augenblicke, während er seine Pfeife am Rande des Tisches von der Asche reinigte und sie dann aufs neue stopfte.

„Du fragst mich, was ich zu rächen habe?" sagte er dann. „Eigentlich kommst Du mit dieser Frage einem Wunsche zuvor. Die Aufklärung, die Du von mir verlangst, wollte ich Dir selbst aus freien Stücken eines Tages geben."

„Du mir?"

„Ja ich Dir. Bist Du nicht der verwegenste Mensch, denn ich kenne, hast Du nicht ein tapferes Herz wie Keiner? Nur einem Manne, wie Du, kann ich mich anvertrauen."

„Du magst, im Ganzen genommen, diese gute Meinung von mir haben," sagte Surcouf in seiner loyalen Natürlichkeit, „ja, Du kannst es, denn ich denke gerade so von Dir."

„Siehst Du, fuhr Dutertre etwas animirter fort, „wenn zwischen zwei Männern von

unserm Schlage ein Duell stattfindet, so ist dieß kein Kampf zum Spaß, sondern eine ganz ernste Sache. Mithin ist es klar, daß Einer von uns Beiden morgen am Platze bleiben wird."

„Sicher; daran ist nicht zu zweifeln," bestätigte Surcouf mit der größten Seelenruhe, wobei er phlegmatisch die Beine über einander schlug.

„Und aus diesem Grunde," fuhr Dutertre fort, „bin ich entschlossen, heute Abend mit Dir über diese Sache zu sprechen. Du begreifst: Spalte ich Dir morgen den Kopf, so ist es so viel, als hätte ich Dir nichts gesagt, lieferst hingegen Du mich, so weißt Du die Geschichte und kannst meine Rache fortsetzen. Verstehst Du mich?"

„Vollkommen, und zum Beweise gebe ich Dir mein Wort, daß mir, wenn ich Dich tödte, Dein letzter Wille heilig sein soll."

„Topp, Surcouf," rief Dutertre, die Hand seines Gegners ergreifend, „Du bist ein kostbarer Freund.

„Beim Teufel!" entgegnete der Capitän der „Confiance," „jetzt oder nie ist der Fall eingetreten wo wir sagen können: Auf Leben und Tod!" ...

Beide lachten über dieses bedeutungsvolle Wortspiel. Sie mußten in der That zwei ganz besonders hervorragende Geschöpfe sein, diese beiden Männer, daß ihre Worte, die bei allen Andern für ein lächerliches Bramarbasiren gehalten worden wären, so unverkennbar das Gepräge der Einfachheit und Aufrichtigkeit an sich trugen.

Aber Dutertre und Surcouf hatten dem Tode so oft ins Antlitz geschaut, sie waren so tapfer, so daran gewöhnt, mitten unter Gefahren zu leben, daß Jeder von der letzten Stunde, die morgen mit Tagesanbruch für ihn schlagen konnte, so sprach, als wenn es sich um die gewöhnlichste Sache der Welt, etwa um eine kleine Vergnügungsreise gehandelt hätte.

„Also rede," forderte Surcouf seinen Gegner auf, „ich höre. Dutertre füllte sich wieder ein Glas Grog und leerte es auf einen Zug, dann begann er:

„Ich hasse die Engländer im Allgemeinen, siehst Du; was ich aber unter ihnen am meisten hasse, sind die Offiziere der Kriegsmarine. Ich bin nicht bösartig, Surcouf, ich that nie Jemanden etwas zu Leid, nur um der Lust willen, es zu thun ... ich glaube, daß man mir weder in meinem öffentlichen, noch in meinem Privatleben irgend eine schlimme That nachsagen kann, ... aber wenn ich von einem Mastkorbe meiner Korvette aus eine englische Flagge sehe, dann bin ich nicht mehr der nämliche Mensch. ... dann flimmert's mir roth und gelb vor den Augen ... mein geistiger Zustand grenzt dann an Wahnsinn. Von was immer für einer Stärke das feindliche Schiff sein mag, welches meiner Corvette in Sicht ist, ich greife es an, aber nicht mit einer vorhergängigen Kanonade, ... nein, wie ein Geier auf seine Beute, so fahre ich darauf los, um es zu entern. Ich stürze mich darauf wie ein Orkan mit der blanken Waffe, Mann an Mann, Leib an Leib, denn ich will sehen, wohin ich treffe. Mit toller Wuth bin ich der Erste auf dem feindlichen Verdecke und dann, wenn ich würge, wenn ich tödte, wenn meine Hände von Blut triefen, wenn, durchbohrt von meinem Dolche, unter meinen Knieen einer jener verdammten Offiziere seine Seele aushaucht, dann athme ich auf, dann weide ich mich an seinen Zuckungen, dann bin ich Teufel, berauscht von satanischer Freude, durchrieselt voll namenlosen Glückes, denn ich schwelge im Hochgenuß der Rache! ...

Während der Corsar so sprach, bot er einen fast grauenhaften Anblick. Seine weit geöffneten Augen schleuderten Blitze, es war, als schlürfe er Ströme Blutes aus den offenen Wunden seiner Feinde, als entzücke ihn ihr letztes Röcheln.

„Einmal," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „einmal hatte ich einen Traum: „Mein „Vulkan" hing mit seinen Enterhaken Bord an Bord an einem englischen Linienschiff von einer unermeßlichen Größe, dessen Wimpel so hoch in den Lüften flatterten, daß sie die Wellen berührten und dem Auge kaum mehr sichtbar waren. Das Verdeck des Ungeheuers glich einer weiten unübersehbaren Ebene, seine Equipage bestand nur aus Offizieren, verstehst Du, die ganze Equipage nur aus Offizieren, mehrere Tausende an der Zahl! . . . Um sie zu vernichten, beschloß ich meinen eigenen Untergang; ich zündete beide Schiffe an, das englische und mein eigenes, und wir flogen Alle, . . . Alle in die Luft! . . . Es war dies der schönste Traum meines Lebens, aber eben leider, . . . leider nur ein Traum."

Dutertre machte wieder eine Pause, während Surcouf ihn voll Staunen ansah.

„Alle Teufel!« rief er, „die englischen Offiziere müssen Dich grausam behandelt haben, daß Du sie in solchem Grade hassen kannst. Warst Du vielleicht einmal ihr Gefangener?" . . .

„Nein," erwiederte Dutertre, „die Leiden, die sie mir bereiteten, sind anderer Natur, . . . sie haben meine Seele vergiftet. Seit sechs Jahren ist durch diese Hunde jede Minute meines Lebens eine Marter! . . . Ich war vor sechs Jahren noch ein armer, fleißiger Fischer und als solcher natürlich mehr auf dem Meere, als zu Hause. Kam ich aber von einer Fahrt zurück, so stand am Hafendamm von Cherbourg ein Kind, welches sich auf meine Heimkehr freute. Es war meine Tochter, mein einziger Schatz, die Freude meines Lebens, kurz, meine kleine liebliche Therese. Sie bewohnte, drei Stunden von der Stadt, ein Häuschen mit einer alten Frau, von der sie auferzogen wurde, denn ihre Geburt hatte ihrer Mutter das Leben gekostet. Meine ganze Liebe konzentrirte sich auf Therese; sie war es, für die ich unermüdlich arbeitete, sie, für die ich den Gefahren des Meeres trotzte. . . . Therese: das war für mich mein Alles! Sie war meine Vergangenheit, weil sie mich an ihre Mutter erinnerte, . . . meine Gegenwart, weil ich mich selig fühlte, wenn sie ihre runden Aermchen um meinen Hals schlang und ihren blonden Lockenkopf an meine Schulter drückte, . . . meine Zukunft, weil auf das Glück meines Kindes all' mein Streben, all' mein Hoffen gerichtet war. So erreichte Therese ihr sechzehntes Jahr und war schön geworden, wie die lachende Maisonne, die das Herz des Menschen erfreut. . . . Da geschah es, daß eines Tages die Engländer vor Cherbourg ankamen und es blockirten, während ich mich gerade auf hoher See befand. Du kannst Dir denken, daß mir nicht darum zu thun war, in ihre Hände zu fallen. Ich suchte demnach lavirend mich in einer gewissen Entfernung von ihnen zu halten und wartete, da ich um jeden Preis zum Schutze meines Kindes nach Hause wollte, mit peinlicher Spannung auf irgend eine günstige Gelegenheit, um zwischen ihnen durchzuschlüpfen. Aber umsonst, acht Tage waren bereits verflossen, ohne daß ich es mit nur einiger Aussicht auf Erfolg hätte wagen können. . . . Da sah ich eines Abends plötzlich von der Landseite her den Himmel geröthet, das Knattern von Gewehrfeuer drang in mein Ohr, ja es unterlag keinem Zweifel, es waren die Engländer, die in ihrer gewohnten Weise, sengend und brennend, mordend und plündernd landeten und zwar gerade an jener Stelle der Küste, wo meine arme Therese wohnte . . ."

„Blitz und Donner!« rief Surcouf, dessen feurige Phantasie sich lebhaft die von Dutertre erzählte Scene vergegenwärtigte, „wenn wir zusammen dort gewesen wären, Du und ich mit unsern Leuten, möchte ich wissen, wie viele Engländer lebendig ihre Schiffe erreicht hätten. Aber fahre fort, was thatest Du?"

„Ohne mich zu besinnen, warf ich mich ganz allein in eine Jolle und kam, unbekümmert

um die feindlichen Schiffe, die mich anriefen und mir einige Kugeln nachsandten, glücklich an's Ufer. Ich drang nun vor und fand die Küste mit Leichen bedeckt, aber zu meiner Freude mit wenigstens dreimal mehr Goddam's als Franzosen. Im ersten Augenblick vergaß ich fast darüber den Zweck meines Kommens. Ich betrachtete mir wohlgefällig die verdammten Rothröcke mit ihren eingeschlagenen Schädeln und verzerrten Gesichtern und lobte mir im Stillen unsere braven Landsleute, die wacker darauf losgeschlagen haben mußten. Nun aber besann ich mich und eilte ins Dorf. Hier war die Scene eine erschütternde. Ueberall Zerstörung, Trümmer und rauchende Schutthaufen; überall Todte und Verwundete, überall Jammer und Wehegeschrei! ... Die Elenden waren wie Vandalen, wie eine Horde Banditen eingefallen und hatten kein Haus, keine Hütte verschont. Ich eilte nach der Wohnung meines Kindes; schon von Ferne sah ich, daß die Thüre zertrümmert, daß kein Fenster mehr ganz sei. Eine namenlose Angst machte meine Glieder beben, ... ich vermochte mich kaum mehr weiter zu schleppen, es versagte mir die Stimme, ... kaum im Stande, zu rufen, waren es nur unartikulirte Töne, die ich, statt des Namens meiner Tochter, mit aller Anstrengung hervorbrachte. ... Endlich betrat ich das Haus. Ich taumelte von Zimmer zu Zimmer, vom Keller bis in den Speicher; der kalte Schweiß rann von meiner Stirn; ich rief: Therese! ... Therese! ... aber Niemand antwortete; nirgends im ganzen Hause eine Spur von meinem Kinde! ... Wankenden Schrittes verließ ich diese Stätte meines Jammers. Ich suchte Therese unter den Blessirten und Todten, aber auch hier fand ich sie nicht, und so tauchte der furchtbare Gedanke in mir auf, daß sie entführt sei. ... Und in der That, ich täuschte mich nicht. Man erzählte mir, daß, acht Tage vor der Landung der Engländer, die Pflegemutter meiner Tochter gestorben sei. Therese habe seitdem das Haus allein bewohnt; wie die anderen Häuser, sei auch das meinige erstürmt worden, dann habe man Therese ohnmächtig von einem Offizier heraustragen und in einem Boote nach einem der feindlichen Schiffe bringen sehen.

„Und Du hast sie seitdem nie wieder gesehen?"

„Nie!"

„Hast nichts mehr von ihr gehört?"

„Nichts!"

„Und der Offizier, der sie raubte?"

„Ist mir bis heutigen Tages unbekannt!"

„Du hast Dir natürlich alle Mühe gegeben, den Elenden aufzufinden?"

„Ich bin zu diesem Zwecke Corsar geworden und die englische Marine kennt meinen Namen," erwiederte Dutertre mit stolzem Selbstgefühl.

„Aber Deine Nachforschungen blieben bisher ohne Erfolg?"

„Alles, was ich in Erfahrung gebracht, ist, daß es in der englischen Kriegsmarine mehrere Capitäns gibt, die an Bord ihrer Schiffe geraubte Französinen gefangen halten. Fünfzehn solche Hunde, Commandanten von Linienschiffen und Fregatten, habe ich mit eigener Hand getödtet; aber auf keinem der fünfzehn Schiffe war mein unglückliches Kind."

„Aber Du hast deßhalb doch noch nicht alle Hoffnung aufgegeben?"

„Ich? ... Ich gebe die Hoffnung nie auf, so lange es noch ein englisches Schiff gibt. So lange noch ein Schimmer von Möglichkeit vorhanden ist, sein verlorenes Kind wieder zu finden, verläßt einen Vater die Hoffnung nicht. Nein, nein, ... ich habe geschworen, ohne

Rast und Ruh, in allen Meeren der Welt zu suchen, und ich werde sie finden, Surcouf, ja, ich werde sie finden! . . ."

„Und wenn Du vergebens suchst, wenn Therese auf immer für Dich verloren ist?" warf Surcouf ein, der an der Sache den lebhaftesten Antheil nahm.

„So habe ich wenigstens den blutigen Schimpf blutig gerächt! . . . Und nun," fügte Dutertre hinzu, „nachdem Du die Sache weißt, wirst Du, wenn Du mich morgen tödtest, meine Rache übernehmen?"

„Ich habe nur ein Wort," erwiederte Surcouf, „und dieses Wort habe ich Dir bereits gegeben. Wenn ich Dich tödte, so verfolge ich alle englischen Kriegsschiffe überall und zu jeder Zeit, bis ich Deine Tochter gefunden oder wenigstens in Erfahrung gebracht habe, was aus ihr geworden ist."

„Ich danke Dir," sagte Dutertre einfach. „Aber es ist nun Mitternacht, trennen wir uns jetzt, . . . morgen mit Sonnenaufgang erwarte ich Dich."

„Du sollst nicht lange zu warten haben," erwiederte Surcouf.

(Fortsetzung folgt.)

Auersepp.

„Aus den Papieren des „Landsknechts."

(Fortsetzung.)

Diese hatten im ersten Augenblicke nach den Kugelstutzen gegriffen, legten sie aber ab, als die Jäger das Gleiche thaten und griffen nach ihren Gebirgsstöcken, dicke Stangen mit tüchtigen Eisenstacheln. „Ergebt Euch!" rief der Revierförster. „Warum nicht gar," sagte der struppige, untersetzte Auersepp, und stieß nach dem Förster mit dem Stecken, dessen Eisenspitze auch fast den Brustknochen zerschmetterte und einen Zoll tief in das Fleisch eindrang.

„Ich habe meinen Theil," stöhnte der Förster und setzte sich auf einen Baumstamm, wo er Zuschauer des sich nun um so heftiger entspinnenden Kampfes blieb. Mittlerweile hatte der eine Adjunct mit seinem Stecke einen der Raubschützen so auf den unbedeckten Kopf getroffen, daß derselbe bewußtlos zu Boden fiel und brachte ihm mit seinem mächtigen Schlagringe mehrere solche Streiche bei, daß das Blut aus Mund und Nase hervorquoll und der junge Mensch sich kampfunfähig in die Nähe des verwundeten Försters schleppte.

Mittlerweile hatte aber der Böhme mit seinem kräftig geführten Hiebe dem ihm entgegenstehenden Wilddiebe, einem rüstigen Holzknechte, den rechten Vorderarm morsch abgeschlagen und also auch diesen kampfunfähig gemacht. Es standen sich also nunmehr nur Auersepp und der Böhme unverletzt gegenüber, während die andern Verwundeten nur mehr als Zeugen dieses nun beginnenden Zweikampfs fungirten, und auch in dieser Eigenschaft späterhin bei der gerichtlichen Beurtheilung desselben wesentlichen Einfluß nahmen.

Schon zornglühend gegenüberstehend entspann sich zwischen den zwei Kämpfern folgendes Zweigespräch.

Auersepp. Na, jetzt hab' ich dich einmal beim Griff, — jetzt kann ich dich endlich einmal niederschlagen, — hob' schon lange Lust dazu!

Jäger M. Werde dich aber erschlagen ehender (früher).

Nach einigem Nachdenken sagte Auersepp: „Du, waßt was, mir begegnen uns doch wieder ein andersmal, jetzt hätten mer gnua zu thun, bis mer jeden seine Leut' nunter tragen, daß zum Bader und in die Pfleg' kommen. Se brauchens. Mir könnens ein andermal untereinander ausmachen, die Gelegenheit wird sich schon zunächst finden. —

Jäger. Na, jetzt sein mer schon da, jetzt machen mer unsere Sach fertig.

Auersepp. — Wegen meiner, also mir is auch Recht! — Aber so fangen mer glei an; die Sonn steht schon niedrig und schaun ma, daß mehr fertig werden!

Und Schlag auf Schlag wurde geführt mit den mächtigen Gebirgsstöcken! Es glühten die Augen, der Schaum stand vor den halbgeöffneten Lippen, jede Ader war geschwollen und jede Muskel gespannt, und von Stirn, Nacken und Brust quoll der Schweiß und auch hie und da Blut. Oftmals mußten die Kämpfer absetzen. Endlich flogen die Stöcke in Splitter und ohne Waffe in der Hand, aber desto erbitterter standen sich die Feinde gegenüber; da erfaßte der kleinere, aber untersetzte Auersepp mit einem mächtigen Sprunge seinen größeren, aber minder robusten Gegner, hob ihn von der Erde und schleuderte ihn mit Riesenkraft an den Boden, so daß er selbst auf ihm zu liegen kam. Rasch griff er jetzt mit der rechten Hand an den Hosenlatz, um aus der Seitentasche das landesüblich dort steckende Messer zu ziehen, während er mit dem linken Arm den Leib des Feindes umschlungen hielt und mit den Zähnen in das Ohr desselben biß! Schon schien der böhmische Jäger verloren, als es ihm durch eine kräftige Wendung gelang, sich herumzuwälzen, der Umarmung seines Gegners sich zu entreißen, und den Vortheil schnell benutzend, auf das Knie sich emporzurichten Bei dieser Bewegung stützte er sich auf Auersepp's Schienbein, und es zeigte sich später, daß dasselbe durch den erlittenen schweren Druck abgesprengt worden war. Mit einem furchtbaren Schrei sank Letzterer zurück, und der Böhme benutzte diese Frist, seinem Gegner mit der eisenbeschlagenen, nägelbesetzten schweren Schuhsohle einen Tritt auf die Brust zu geben, der genügte, denselben an den Boden zu schmettern. Noch ein paar Tritte dieser Art auf den Brustkasten wiederholt, und das Blut quoll aus dem Munde, während die Augen sich schlossen, und der furchtbare Auersepp regungslos am Boden lag. Nun zog der Böhme der aufmerksam seinen am Boden liegenden Feind betrachtete, einen kleinen Spiegel aus der Tasche, und hielt ihn an den Mund des Liegenden. Da das Ergebniß ihn noch nicht zu beruhigen schien indem der Hauch des Gefallenen noch den Spiegel trübte, wiederholte er noch die wohlangebrachten Fußtritte auf die Brust, bis das Blut stromweise aus dem Munde quoll und einige röchelnde Athemzüge anzeigten, daß das Leben aus dem Erschlagenen gewichen sei.

(Schluß folgt.)

Frühlingsfeier!

Frühlingssonne scheint; befreit vom Eise
Spielt der Strommann murmelnd schüchtern leise
Seine hohle, monotone Weise
Heute an dem Auferstehungsfeste;
Und im frohen Trillerjubelsang'
Folgt die munt're Lerche ihrem Drang':
Auf zum Sonnenlichte sie sich schwang
Aus dem warmen, enggepferchten Neste.

Neues Leben lebet auf im Baume!
Dort an jenem grünen Waldessaume
Blickt Viola wie aus süßem Traume
Freudig schüchtern auf zur Frühlingssonne,
Und ein milder Sonnenstrahl begrüßt
Fröhlich sie; ein loser Zephir küßt,
Die der junge Lenz sich hat erkies't
Zur Verkünd'rin seiner neuen Wonne!

Gottes Odem wehet! Voll von Freude
Jauchzt die grüne Flur im Frühlingskleide!
Ist das nicht die schönste Augenweide
Jedem kindlich frommen Menschensohne?
Sieh doch! Selbst der träge Maulwurf wacht
Auf aus seiner langen Wintersnacht,
Staunet an des Lenzes frische Pracht,
Blickt vergnügt dann auf zur Frühlingssonne.

Wann wird dir mein Volk, der Frühling kommen?
Wann der Zwietracht Bann von Dir genommen?
Noch ist nicht das Morgenroth entglommen
Deines Ruhmes, Deiner Eintracht Sonne!
Zage nicht! der Webestuhl der Zeit
Ruht nicht; Dein Wollen und Dein Leid
Webt zusammen er zum Freiheitskleid'!
— Einigfrei macht stark in jeder Zone! —

Reburg.

Der Kapellmeister H. in Wien ließ bekanntlich in einem Kaffeehause einige silberne Löffel verschwinden. Als man Saphir dies erzählte, bemerkte er, es sei eine Verleumdung; der Kapellmeister habe wahrscheinlich nicht gewußt, daß es Silber sei und es für Composition gehalten. — Saphir machte eine Partie nach Hitzing. Im Wagen saßen zwei Reisende, die durch ihr geistloses Geschwätz die ganze Gesellschaft langweilten. Bei der Ankunft in Hitzing sagte bei'm Aussteigen der eine derselben: „Hr. v. Saphir, ich bitte Sie, schreiben Sie nichts auf uns.“ — Saphir erwiederte: „Sie können ganz ruhig sein, ich schreibe nur auf fertiges Papier.“

Ohne Nebenbuhler. General Feldmarschall Blücher traf eines Tages seinen Oberstabsarzt, einen schönen, aber etwas eingebildeten und stutzerhaften Mann vor dem Spiegel stehend und mit großem Selbstgefallen seine Cravatte knüpfend. „Doktor,“ — sagte Blücher, — „ich glaube, Sie sind der glücklichste Mensch auf der ganzen Erde.“ „Warum, Excellenz, wenn ich fragen darf? „Nun“ entgegnete Blücher, — „weil Sie in sich selbst verliebt sind, und auf der ganzen Erde keinen Nebenbuhler haben.“

Ein Irländer rühmte sich eines Tags gegen Bekannten, er besitze ein ganz vorzügliches Fernrohr. „Siehst Du jene Kirche dort?“ fragte er; „sie ist ihre volle halbe Stunde entfernt und mit dem unbewaffneten Auge kaum erkennbar. Aber wenn ich sie mir durch mein Teleskop betrachte so rückt dieses sie mir heran, daß ich das Orgelspiel darin hören kann!

Saphir gerieth einst mit einem Literaten in Wortwechsel. Dieser, welcher den Humoristen um seinen Ruf beneidete, sagte: „Sie schreiben nur für Geld, ich jedoch für die Ehre.“ — Saphir antwortete ganz ruhig: „Jeder schreibt eben für das, was ihm fehlt!

Der Zettelträger einer reisenden Gesellschaft brachte eine Benefic-Annonce, welche mit den Worten: „Außerordentliche Vorstellung anfing, „Warum“, frug einer aus dem Publikum, „warum kündigt ihr denn immer außerordentliche Vorstellungen an? — „Weil wir nie eine ordentliche zusammenbringen,“ war die naive Antwort des Zettelmerkurs.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: Aug. Benz.

Nr. 23. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 3. Juni 1860.

Eine Fahrt im indischen Ocean.

Frei nach Ernest Capendu bearbeitet von Heinrich v. Veltheim.

(Fortsetzung.)

Die beiden Corsaren standen auf und gingen an die Thüre. In diesem Augenblicke öffnete sich diese und ein Offizier der Landtruppen, der an seiner Uniform die Abzeichen eines Adjutanten trug, trat ein.

„Bürger," sagte er zu den etwas überraschten Capitäns, „ich bin vom General Malartic, dem Gouverneur der Insel, beauftragt, Sie zu ihm zu führen."

„Uns? was sollen wir dort?" fragten Surcouf und Tutertre erstaunt.

„Ich weiß es nicht," erwiederte der Adjutant. „Ich habe Sie nur zu benachrichtigen, daß General Malartic Sie unverzüglich zu sprechen wünscht."

Nicht hingehen wäre eine Suborbinationsverletzung gewesen, die den beiden Helden nicht einmal in den Sinn kam. Sie leisteten demnach, zwar etwas befrembet, aber nichtsdestoweniger gehorsam, dem erhaltenen Befehle Folge.

4.

General Malartic, im Namen der untheilbaren Republik Gouverneur auf Isle de France, war ein schöner Greis von etwa 68 Jahren. Von unverwüstlicher Gesundheit, in der Fülle männlicher Kraft und von hoher breitschulteriger Statur, war er in seiner Haltung das herrlichste Bild eines alten gedienten Soldaten.

Der imponirende Ausdruck unbeugsamer Energie, der sich in seiner Physiognomie erkennen ließ, war durch seine ehrwürdigen weißen Haare etwas gemildert. Man errieth, daß er bei aller Strenge ein vortreffliches Herz, einen durchaus gerechten und loyalen Charakter besitze.

Geliebt und geehrt von allen Bewohnern der Insel, die den schönen Eigenschaften ihres Gouverneurs ihren vollsten Beifall zollten, verstand der alte Haudegen besser als irgend Einer auf die Gemüther zu wirken. Er verband eine ungewöhnliche Willenskraft mit einer seltenen Ueberredungsgabe, verlangte nie etwas Unbilliges und hatte demnach seit seiner Ankunft in Port-Louis noch nicht einen einzigen Fall wirklicher Insubordination erlebt. Sich dessen bewußt und

daher zu einem hohen Grade von Selbstvertrauen berechtigt, war der General kaum von dem im Grand-Café verabredeten Zweikampfe benachrichtigt, als er ohne Bedenken seinen Adjutanten trotz der vorgerückten Nacht, wie wir sehen, zu den beiden Seehelden schickte, um sie zu sich zu bescheiden.

Als Dutertre und Surcouf von ihrem Begleiter beim General eingeführt wurden, ging dieser in großer Aufregung in seinem Zimmer auf und nieder.

„Ah ha!“ rief er, ohne stehen zu bleiben, „da sind Sie ja meine Herren Corsaren! Nur näher, Bürger Surcouf, nur näher Dutertre! Ich habe mit Ihnen zu sprechen. Und Sie, Lemaitre,“ befahl er seinem Adjutanten, „sorgen dafür, daß Niemand, wer es auch sei, uns störe . . .“

Der Offizier beeilte sich, den erhaltenen Befehl zu vollziehen. Nun allein mit den beiden Capitäns, trat der alte General dicht vor sie hin und fixirte sie mit einem durchbohrenden Blicke. —

„Sie schlagen sich also morgen früh?“ fuhr er sie an.

„Ja, General!“ erwiederten die beiden Corsaren.

„Nicht doch, Bürger, Sie werden sich nicht schlagen, denn ich dulde es nicht.

Dutertre und Surcouf sahen sich lächelnd an, als wollten sie sagen: „wenn wir einmal zu etwas entschlossen sind, dann hält uns Niemand mehr davon ab.“

„Bei allen tausend Millionen Teufeln der Hölle!“ schrie Malartic, dunkelroth vor Zorn, „ich sage Ihnen noch einmal, Sie werden sich nicht schlagen! . . . Hören Sie?“

„Wenn wir es aber vorhaben?“ . . . erwiederte Surcouf.

„Nachdem es nun einmal beschlossen ist?“ . . . fügte Dutertre hinzu.

Ja freilich, Sie haben es vor, Sie haben es beschlossen,“ kreischte der General, ganz außer sich, „aber wissen Sie, Bürger Surcouf, was ich vorhabe? Wissen Sie, Bürger Dutertre, was ich beschlossen habe. Nein, nicht wahr? Nun denn, meine Freunde, Ihr sollt es wissen: Ihr wollt Euch um fünf Uhr schlagen, eine Stunde früher laß' ich Euch hängen!“

„Hängen?“ wiederholten die Corsaren verblüfft.

„Ja, hängen, versteht Ihr mich? Nicht erschossen, wie brave Soldaten, n in, aufgeknüpft sollt Ihr werden, wie zwei Verräther, die Ihr seid.“

„Wie?“ rief Dutertre.

„General!“ schrie Surcouf.

„Wie zwei schäbige Hunde, wie zwei Verräther, die Ihr seid, ich wiederhole es! . . .“

„Blitz und Donner!“ polterten die beiden Männer, an deren Stirnen die Adern schwollen, „zwei Verräther? . . . Wer wagt es, uns so zu nennen? . . .“

„Ich! . . .“ sagte der General, indem er sich mit verschränkten Armen dicht vor Dutertre und Surcouf hinstellte.

„General,“ erwiederte Dutertre mit schlecht verhaltener Wuth, „man schleudert einen solchen Schimpf nicht auf zwei Männer wie Surcouf und ich, ohne sich auf evidente, thatsächliche, unumstößliche Beweise stützen zu können. Welches sind die Beweise, die Sie gegen uns besitzen um uns so zu beschimpfen?“

„Wollt Ihr Euch nicht morgen schlagen?“

„Allerdings.“

„Nun habt Ihr den Beweis, den Ihr verlangt, denn Ihr müßt Euch Beide an die Eng=

länder verkauft haben; wäre es sonst unmöglich, daß Dutertre den Tod Surcouf's wünscht und Surcouf seinen Freund Dutertre tödten will?"

„Wir stehen uns gegenseitig im Wege," entgegnete Surcouf trotzig, „die Engländer haben bei dieser Sache nichts zu thun."

„Sie glauben, Bürger?" sagte Malartic. „Und ich glaube im Gegentheil, daß sich ganz Großbritannien freuen wird, wenn es hört, daß Einer von Ihnen, oder vielleicht Beide in diesem abscheulichen Duelle blieben. Sie Beide haben für sich allein seit vier Jahren der englischen Marine mehr Schaden zugefügt, als eine ganze Flotte."

„Möglich, General," sagte Dutertre, „aber wir müssen und werden uns schlagen."

„Trotz meines ausdrücklichen Verbots?"

„Wir bedauern es, General, denn in Wahrheit, wir lieben und verehren Sie, allein wir sind gezwungen, Ihr Verbot zu umgehen.

„Das wollen wir doch sehen!"

„Sie werden es sehen, mein General," versicherte Surcouf. „Wir wissen, daß Sie uns wenn gerade auch nicht hängen, so doch einsperren lassen können, aber wir wissen auch, daß eines Tages die Aufsicht weniger streng sein, daß man uns wieder in Freiheit setzen wird, und dann, General, werden Surcouf und Dutertre nicht lange zu suchen haben, um sich zu finden."

„So sind Sie also entschlossen, Surcouf?"

„Ja, mein General, Dutertre genirt mich."

„Und Sie, Dutertre, sind Sie es ebenfalls?"

„Ich, mein General? . . . so fest wie Surcouf. Uebrigens appelliren wir an Sie selbst. Unsere Herausforderung war eine öffentliche, sie geschah vor mehr als zweihundert Zeugen; wollen Sie, daß wir morgen für die ganze Insel ein Gegenstand des Spottes werden?"

Der alte General dachte einen Augenblick nach. Er begriff, daß er einen falschen Weg eingeschlagen, daß dem festen und bestimmten Entschlusse dieser beiden Männer gegenüber mit Zorn und Drohungen nichts auszurichten sei.

„Der General empfand aber für sie eine aufrichtige Sympathie. Das in so sichere Aussicht gestellte Duell schmerzte ihn daher tief und er wollte es um jeden Preis verhindern. Er gab noch nicht alle Hoffnung auf, den Starrsinn der beiden Seehelden zu brechen, und wandte sich also in anderer, in milderer Weise an sie.

„Ihr Haß ist also ein ganz unversöhnlicher?" sagte er. „Nun gut; aber sagen Sie mir, Capitän Dutertre, wenn es sich darum handeln würde, zur Befriedigung Ihres Hasses die französische Flotte um ein Linienschiff ersten Ranges ärmer zu machen, würden Sie dies zugeben?"

„Nie!" rief Dutertre lebhaft.

„Recht so. Und Sie, Surcouf, wenn man Ihnen denselben Vorschlag machen würde, was wäre Ihre Antwort?"

„Meiner Treu; eine komische Frage," sagte Surcouf, ich würde nein, nein und nochmal nein rufen."

„Nun also, Ihr Narren," lachte der Gouverneur, „wißt Ihr nicht, daß Jeder von Euch für Frankreich mehr werth ist, als zwei Linienschiffe zusammen?" . . . Allons, meine braven Corsaren, reicht Euch die Hände, ich will es, ich befehle es!" . . .

„Das ist nicht schwer," erwiederte Surcouf, „wir haben uns vor einer halben Stunde erst

die Hände geschüttelt und können dieß wieder; aber das ändert in der Hauptsache nichts, . . . es wird uns nicht hindern, uns doch zu schlagen."

„Millionen Donnerwetter!" fluchte der General, ernstlich entrüstet. „Ich will doch sehen, ob dieser Trotz . . ."

„Zürnen Sie uns nicht, mein General," unterbrach Dutertre den Gouverneur. „Wir verkennen Ihre gute Absicht nicht, aber was Sie uns auch immerhin sagen mögen, die zwischen uns schwebende Angelegenheit muß durch ein Duell entschieden werden, es ist unsere Ehre dabei im Spiel."

„So ist es," fügte Surcouf hinzu. „Dringen Sie also nicht länger in uns, General, Sie verschwenden Ihre Worte vergebens."

„Nun denn, Ihr verdammten Starrköpfe," rief der alte Soldat, vom Zorne übermannt, „weil Ihr Euch durchaus schlagen wollt, so schlagt Euch, mordet Euch, freßt Euch auf, wenn es Euch Vergnügen macht! Ihr wollt also nicht Raison annehmen?" . . . Meinetwegen denn! . . . geht zum Teufel und mag er Euch behalten, das ist Alles, was Ihr verdient!" . . .

Surcouf und Dutertre ließen diesen Ausbruch des Unwillens ruhig über sich ergehen, aber ihr Herz litt bei dem Gedanken, daß der alte General mit ihnen unzufrieden sei.

Vom lebhaftesten Wunsche erfüllt, dieser peinlichen Scene ein Ende zu machen, schlichen sie sich leise an die Thüre, durch die sie eingetreten waren, aber Malartic herrschte ihnen ein kategorisches „Halt" zu.

„Weil Ihr auf dem Zweikampfe besteht," sagte er, „nun gut, so soll er aber auch auf der Stelle, hier in diesem Zimmer, in meiner Gegenwart stattfinden. Wenigstens soll es nicht heißen, daß Ihr dem müßigen Volke, welches morgen auf den Kampfplatz laufen würde, um Euch zuzuschauen, ein Schauspiel geliefert habt."

„In der That, General, Sie könnten uns keinen liebenswürdigeren Vorschlag machen," versicherte Surcouf, nachdem er sich durch einen Blick vorher die Gewißheit verschafft hatte, daß auch sein Gegner damit einverstanden sei.

„Wir nehmen es mit dem größten Danke an," fügte Dutertre hinzu.

„Nur versteht sich's von selbst," bemerkte Malartic, „daß Sie sich hier in meinem Zimmer nicht auf Enterbeile schlagen können, wie Sie es unsinniger Weise vorhalten. Sie werden sich mit Haudegen begnügen, denn es kann Ihnen einerlei sein, ob Sie sich mit dieser oder jener Waffe umbringen."

Der General rief nun seinen Adjutanten.

„Begeben sie sich zum Chef des Generalstabs, Lemaitre," befahl er, „und sagen Sie ihm, daß ich ihn ersuchen lasse, mit dem Capitän Lermite und dem Commandanten Ripeau de Montebeauvert unverzüglich zu mir zu kommen. Sie selbst, Lemaitre, kommen dann wieder zurück, bringen aber zwei Haudegen mit, da wir ihrer bedürfen."

„Sehr wohl, mein General," erwiederte der Offizier mit einer Verbeugung, sich schnell wieder entfernend.

„Ich hoffe, daß Sie gegen diese Zeugen nichts einzuwenden haben?" fragte der General die Corsaren, welche, zum Zeichen ihrer Zustimmung, sich schweigend verneigten.

In weniger als einer Viertelstunde traten die zum Gouverneur beorderten Offiziere ein. Es kam zuerst der Chef des Generalstabes, dann der Capitän Lermite, einer der tüchtig-

sten Marineoffiziere seiner Zeit, auf diese Beiden folgten Ripeau de Montebeauvert und der Adjutant Lemaitre. Letzterer trug unter seinem Arme die zwei verlangten Degen.

Alle kannten die beiden Corsaren und wußten auch von dem projektirten Zweikampfe.

Von der Dienstleistung in Kenntniß gesetzt, die man von ihnen erwartete, beeilte sich Jeder mit ächt ritterlicher Courtoisie, sich den beiden Gegnern zur Disposition zu stellen.

Man ließ das Loos entscheiden, wer auf die Seite Dutertre's, wer auf jene Surcouf's treten sollte.

Ersterer erhielt den Generalstabschef und den Commandanten Ripeau, Letzterer den Capitän Lermite und den Adjutanten des Generals zu Secundanten.

Als Unpartheiischen bot sich der General selbst an, der, nachdem die Mensur bezeichnet und die beiden Gegner mit ihren Secundanten aufgestellt waren, sich mit den entblößten Degen zwischen sie stellte.

„Capitäns," sagte er mit bewegter Stimme, „ich habe Alles gethan, um diesen bedauerlichen Zweikampf zu verhindern. Mein Gewissen ist also ruhig, doch muß und will ich noch einige Worte an Sie richten, bevor ich, nachdem es mir nicht gelungen ist, Sie von Ihrem Entschlusse abzubringen, Ihnen selbst die Waffen in die Hand gebe.... Dieser Tage gehen dreißig französische Kauffahrer nach Buenos Ayres unter Segel. Die Corvetten des Commandanten Ripeau und des Capitäns Lermite sind, wie Sie selbst wissen werden, in der Ausbesserung ihrer Havarien begriffen und können vor Ablauf einiger Wochen nicht in die See. Ich rechnete daher auf Sie, Surcouf und Dutertre, um diese französische Flotille schützen und zugleich auf die Engländer Jagd machen zu lassen, die es etwa wagen würden, sich unsern Schiffen zu nähern. Allein Sie müssen sich nothwendiger Weise schlagen, reden wir also nicht mehr davon. Die Engländer bleiben ungefährdet, während sie ohne Mühe unsere sich selbst überlassenen armen Kauffahrer nehmen und somit unserm Handel einen unermeßlichen Schaden zufügen werden. Frankreich wird dadurch einen schweren Verlust erleiden, das liegt auf platter Hand, die Rothröcke werden noch insolenter, das versteht sich von selbst, aber bah, was liegt daran? Sind die französischen Corsaren-Capitäns nicht gezwungen, die Spitzen ihrer Degen gegen sich selbst zu kehren? Sie, die den Heldentod für's Vaterland auf dem Verdecke eines feindlichen Schiffes mit Freuden sterben, sie, die zur Vertheidigung der französischen Flagge ihren letzten Tropfen Blutes willig opfern sollten, müssen sie sich nicht gegenseitig aus blinder Eifersucht ums Leben bringen? ... Vorwärts, meine tapferen Capitäns, hier sind die Waffen.... Schlagen Sie sich, um Alt-Englands Ruhm und Glück zu fordern, schlagen Sie sich zum Nachtheile Frankreichs und zu Ihrer eigenen unaustilgbaren Schande!" ...

Surcouf und Dutertre, dießmal erschüttert durch die Worte des alten Generals, nahmen zögernd die Waffen, die er ihnen hinhielt.

Doch schnell triumphirte ihr Stolz über diese erste Regung eines bessern Gefühls und sie kreuzten ihre Degen.

Bei diesem Anblicke stieß Lermite einen gewaltigen Fluch aus; Ripeau zerknickte unter seiner schweren Faust ein Tischchen, welches durch einen unglücklichen Zufall gerade in seiner Nähe stand; die beiden andern Offiziere sprangen einen Schritt vor, um sich zwischen die Kämpfenden zu stürzen; der Gouverneur aber hielt sie zurück und rief mit donnernder Stimme:

„Lassen Sie doch diese braven Patrioten! Wollen Sie sie hindern, daß Sie sich zum Triumphe Englands umbringen?"

Da sprang Dutertre plötzlich zurück und zerbrach unter seinem Fuße die Klinge seines Degens.

„Alle Teufel!" rief er, „ich schlage mich nicht!"

Surcouf aber schleuderte im nämlichen Momente seinen Degen durch's offene Fenster und stürzte sich in die Arme seines Gegners.

„Bravo, bravo!" riefen händeklatschend die Zeugen dieser schönen Scene. „Es leben Dutertre und Surcouf!"

„Und Tod den Engländern!" fügte Montedeauvert hinzu.

„Meine Freunde, meine braven Corsaren," sagte der alte General, „ich danke Ihnen im Namen der Republik!"

Und er verneigte sich vor ihnen, ohne eine Thräne der Freude unterdrücken zu können, die langsam über seine gebräunte Wange lief und seinen weißen Bart benetzte.

Da fühlten sich auch Dutertre und Surcouf, diese Männer von Stahl, mit ihren gegen jede weitere Empfindung gepanzerten Herzen, von tiefer Rührung bewegt. Gleichzeitig ergriffen sie die Hände des greisen Generals und führten sie voll Ehrerbietung an ihre Lippen.

„Sie haben uns besiegt, mein General," sagte Surcouf.

„Und wir sind stolz darauf," fügte Dutertre hinzu.

„Surcouf," fuhr Letzterer fort, indem er sich langsam erhob, „Du sagtest mir vor kaum einer Stunde, es gelte zwischen uns auf Leben und Tod; . . . es lag in jenem Momente ein anderer Sinn in Deinen Worten, aber jetzt . . .

„Jetzt," unterbrach Surcouf den Capitän des „Vulkan," jetzt wiederhole ich dieses Wort: Ja es gilt zwischen uns auf Leben und Tod, aber in unverbrüchlicher, treuer Freundschaft! Doch nur unter einer Bedingung," fügte er lächelnd hinzu. „Du mußt mir die Hälfte Deiner Rache überlassen. Willst Du? . . ."

„Von diesem Augenblicke an betrachte ich Dich als meinen Bruder," erwiederte Dutertre.

„Dann, mein Alter," rief Surcouf, „Gnade Gott den Söhnen Albions!" . . .

5.

Es war eine hübsche Corvette von dreißig Kanonen, die „Confiance" mit ihren schlanken Masten, die sich voll graciöser Coquetterie in der Strömung einer frischen Nordostbriese wiegte, als das mit Wimpeln und Flaggen gezierte Schiff zur Abfahrt bereit im Hafen von Port-Maurice lag.

Drei Faden von ihr entfernt, schaukelte sich auf den sanften Wogen des Meeres ein anderes Schiff von derselben Stärke, von dem man auf den ersten Blick die Ueberzeugung gewann daß es ein vortrefflicher Schnellsegler sei.

Es war dieß der „Vulkan," an dessen Bord nicht minder als auf der „Confiance" eine außerordentliche Lebendigkeit herrschte, da bereits auf beiden Schiffen der erste Signalschluß abgefeuert worden war, um die noch in den Wirthshäusern jubelnden Matrosen aufzufordern, sich jetzt wieder von den Freuden der Erde auf einige Zeit zu verabschieden.

Ein vom General Malartic ertheilter guter Rath hatte die zwischen Dutertre und Surcouf entstandenen Differenzen gehoben.

„Jeder von Euch braucht ungefähr fünfzig oder sechszig Mann zur Completirung seiner Mannschaft," hatte der alte General gesagt. „Nun ist aber an tüchtigen Matrosen hier keine

Noth, nur kömmt es darauf an, daß Ihr Euch auf eine vernünftige Weise in sie theilt. Statt Euch jeden Einzelnen abzudisputiren, engagirt die volle Zahl, die Ihr für Euere beiden Schiffe braucht, miteinander und verlooset sie dann einzeln unter Euch. Ihr riskiret dabei gar nichts da Einer so viel werth ist, als der Andere."

„Das läßt sich hören," erwiederten die Corsaren, die herzlich lachen mußten, als sie daran dachten, wie viel Geld und Widerwärtigkeiten sie sich hätten ersparen können, wenn sie selbst auf diese einfache Idee gekommen wären.

Daher kam es, daß nach erfolgtem Signalschusse die Matrosen der beiden Schiffe in Begleitung langer Züge von Freunden, Weibern und Kindern von allen Seiten her lärmend nach dem Hafen zogen und, unter dem tumultuarischen Geschrei der Abschiednehmenden, die zu ihrer Einschiffung bereit gehaltenen Boote bestiegen.

Auch die Jollen der beiden Capitäns lagen am Landungsplatze, da Surcouf und Dutertre sich beim General Matartic befanden, der sie vor ihrer Abreise noch einmal zu einem Frühstücke eingeladen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Auersepp.

„Aus den Papieren des „Landsknechts."

(Schluß.)

Der Böhme steckte seinen Spiegel wieder ein und schleppte in Gemeinschaft mit dem minder verletzten Wildschützen und dem anderen Jäger den schwer verwundeten Förster und den zerschlagenen Wildschützen langsam herab in das Thal in eine Köhlerhütte. Später wurde auch Auersepps Leiche auf einer Tragbahre dahingebracht, und Tages darauf von M. selbst der ganze Vorfall dem Gerichte zur Untersuchung angezeigt.

Bei der Untersuchung berief sich M. lediglich auf das Recht der Nothwehr bei einer in seiner Amtspflicht gebotenen Arretirung ihm zugefügten Gewaltthätigkeit. Allerdings wurde ihm aber der Umstand mit dem Spiegel sehr ungünstig ausgelegt. Er meinte aber ganz kaltblütig, da es einmal so weit gekommen, habe einer von ihnen sterben müssen, sollte der andere am Leben bleiben.

Sehr zu seinem Gunsten sprach auch die Aeußerung der andern beiden verwundeten Wildschützen, die keineswegs der Parteilichkeit für ihn verdächtigt werden konnten, und Beide meinten, der Jäger habe in diesem Falle vollkommen recht gehandelt, sich des Todes seines Feindes zu versichern, indem es ja möglich gewesen wäre, daß der Auersepp sich etwa nur verstellt und den Todten gespielt haben könnte, um sich dann empor zu raffen und seinen Feind zu überraschen, der dann, so meinten sie selbst, gewiß seinerseits nicht mit dem Leben davon gekommen wäre. Von der durch den Beinbruch herbeigeführten damaligen Kampfunfähigkeit des Auersepps habe aber in diesem Augenblicke der Jäger nichts wissen können.

Es ist merkwürdig, daß selbst bei Wildschützen und Genossen des Gefallenen Volkssitte und Billigkeit ein Fürwort für den Jäger fand. Auch erkannten sie selbst, daß Auersepp um so mehr an seinem Mißgeschick schuld sei, „als er nach dem Messer gegriffen habe," — indem dies gegen Recht und Kampfsitte sei und der Jäger somit es „nur mehr mit einem Mörder zu thun hatte."

Wir liefern diese Erzählung als einen Beitrag zur Theorie der Nothwehr und als Beleg, wie oft Paragraph und Natur, die Thatsache und die Theorie, Volksansicht und juridische Auffassung, Gesetz und Recht mit einander im Widerspruche stehen.

In Anbetracht der vielen Entschuldigungsgründe, — der Verrufenheit und Gefährlichkeit des Erschlagenen, der Unbescholtenheit und Amtspflicht des Thäters, — der Aussagen der Zeugen — kam M. mit dem Minimum der Strafe davon und wurde ihm die ziemlich lange Untersuchungshaft als Strafe angerechnet. Sein bewiesener Muth erwarb ihm aber die Achtung und das Vertrauen eines vornehmen Dienstgebers, wo er eine sehr gute Anstellung fand und alljährlich für die Ruhe des erlegten Auersepps und als Dank für seine eigene Lebenserhaltung Messe lesen zu lassen nicht ermangelte.

Der englische Schauspieler Keely, erzählt die „Wiener Zeitung," hatte sich einen Oelfleck auf seinen neuen Rock gemacht und da er nicht reich genug war, diesen mit einem noch neueren zu vertauschen, wurde er, zu seinem Aerger, von allen Leuten mit denen er zusammenkam, mit den Worten angeredet: „Sie haben sich einen Oelfleck gemacht!?" — Endlich riß ihm die Geduld und er spielte von da ab immer das Prävenire, indem er bei seinem Eintritt in eine Gesellschaft das Gespräch stets mit den Worten eröffnete: „Ich habe mir einen Oelfleck in den Rock gemacht; — doch nun von etwas Anderem."

Die Hamburger „Reform" bringt ein Zeitbild „aus dem Reiche des Papiergeldes". Man sieht in einer Carosse zwei Personen in bekannter militärischer Tracht sitzen; den Wagen umgibt ein Haufen Straßenjungen, die Mützen schwenkend. Unter dem Bilde befindet sich folgendes Zwiegespräch: Fürst: Hören Sie, wie mein gutes Volk mich hoch leben läßt? Werfen Sie doch etwas Geld unter die Menge aus. Adjutant: Das geht nicht — es ist heute zu windig.

(Mäßigkeit früherer Zeiten.) Es ist bekanntlich ein Lieblingsgeschäft alter oder mit der Gegenwart unzufriedener Leute, die Tugenden der alten Zeiten zu rühmen. Zu diesen gehört auch die Mäßigkeit. Die jetzige Zeit, heißt es, wird immer genußsüchtiger und unmäßiger, die alte Einfachheit der Sitten ist verloren gegangen und das Wirthshausleben vernichtet die Familie. Sehen wir uns in der Geschichte um, so lautet die Sache schon etwas anders. Wir lesen da von einer Menge polizeilicher Strafverordnungen gegen den übermäßigen Luxus an Kleidern bei Festgelagen und Hochzeiten, gegen Trunkenheit, Verletzung des öffentlichen Anstandes 2c. Wir lesen, daß selbst Fürsten und Priester in trunkenem Zustande mit ihrem Gefolge durch die Straßen zogen und man nahm damals so wenig Anstoß an solchen Vorgängen, daß die Chronisten deren nur als geschichtliches Faktum unter andern Anekdoten erwähnen. Es ist bekannt, daß selbst die zarten Hoffräulein vor der Entdeckung des Kaffee, Wein und Bier zu ihrem Frühstück tranken und in England war es noch vor nicht langer Zeit Sitte, daß nach der Tafel die Frauen sich zurückzogen, um dem nun folgenden Zechgelage auszuweichen. Im 16ten Jahrhundert entstanden in Folge der stark im Schwange gehenden Trunksucht schon Mäßigkeitsvereine, von deren einem, unter dem Kurfürsten von Brandenburg gegründet, kürzlich im Berliner Handwerkerverein Einiges mitgetheilt wurde. Was man damals unter Mäßigkeit verstand, ergibt sich aus der Menge von Getränken, die ein Mitglied dieses Vereines noch vertilgen durfte, nämlich: nicht mehr als 14 Becher voll Wein, einen Frühtrunk und einen Schlaftrunk, 1 Becher spanischen oder gewürzten Weines und außerdem soviel Bier als zum Löschen des Durstes nöthig ist.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: Aug. Benz.

№ 24. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 10. Juni 1860.

Eine Fahrt im indischen Ocean.

Frei nach Ernest Capendu bearbeitet von Heinrich v. Veltheim.

(Fortsetzung.)

Unter den Ruderen einer dieser Jollen finden wir unsere alten Bekannten Mal-en-train und Gatiset wieder.

Ersterer lehnte am Steuer und rauchte bedächtig sein Pfeifchen. Er sah aus, als ob sich die schwärzesten Gedanken seiner bemächtigt hätten und doch war er weit entfernt, sich in einer trüben Stimmung zu befinden.

Mal-en-train war im Gegentheil innerlich so vergnügt, wie er es seit lange nicht mehr gewesen. Er freute sich darüber, daß Dutertre und Surcouf sich die Hände gereicht und die „Confiance“ nun endlich zur lange ersehnten Abfahrt bereit war.

Jedesmal, so oft er auf die schlanke Corvette einen verliebten Blick warf, entschlüpfte seiner Brust ein Seufzer wonniger Befriedigung, der dem Eifer galt, womit sie sich zu ihrem Fluge über den Ocean vorbereitete.

Es lag nun einmal in der Art des Alten, daß er um so trotziger und mürrischer aussah, je zufriedener er in der That war. Er hatte die Eigenthümlichkeit, seine Freude durch ein dumpfes Grunzen auszudrücken, welches dem drohenden Knurren eines mürrischen Katers glich; dabei zog er seine Brauen zusammen und schnitt ein Gesicht, daß der Beiname Mal-en-train den ihm die Matrosen gegeben hatten und der so gebräuchlich wurde, daß man nach und nach seinen wirklichen Namen vergaß, vollkommen gerechtfertigt erschien.

Einer der Ruderer, der neben Gatiset saß, stieß diesen mit den Ellenbogen, um ihn darauf aufmerksam zu machen, „wie mürrisch Mal-en-train aussehe.

„Schau nur,“ flüsterte er ihm zu, „schau nur den Alten an; muß der heute vergnügt sein, weil er so bärenbeißig aussieht!“

„Dummkopf!“ fuhr Gatiset auf, der eben damit beschäftigt war, mit seinem Taschenmesser Etwas in sein quer über den Kahn vor sich hingelegtes Ruder einzuschneiden. „Siehst Du nicht, daß ich daneben fahre, wenn Du mir so einen dummen Stoß gibst?“

Durch diese Worte schien Mal-en-train aus seinen Träumereien geweckt zu werden, denn

er klopfte die Asche seiner Pfeife aus, erhob den Kopf und sah zuerst mit Staunen, dann mit Unwillen die Beschäftigung, der sich Gatiset mit solchem Eifer hingab.

Es waren nämlich zwei Buchstaben, die Gatiset in seine Ruderstange einschnitt und die vermuthen ließen, daß verliebte Gedanken seinen Geist umgaukelten.

Ein M und ein G., künstlich in einander verschlungen, in Mitte eines zierlichen Herzens, welches, von einem Amorspfeile durchbohrt, fast wie ein an den Spieß gestecktes Huhn aussah, war die geistreiche Schöpfung des kunstfertigen Matrosen, der, eben in der feineren Ausarbeitung seines sinnreichen Haut-Reliefs begriffen, auf so ungeschickte Art von seinem Nebenmanne gestoßen worden war.

„Alle Teufel!“ rief Mal-en-train, ungestüm auf Gatiset losfahrend, „Du hast also Lust, Dich mit der neunschwänzigen Katze bekannt zu machen, weil Du Dich damit amüsirst, Deine Ruderstange zu verderben?“

„Womit verderbe ich sie?“ fragte Gatiset erstaunt, denn er konnte nicht vermuthen, daß der Bärenbeißer damit sein Kunstwerk meine.

„Du verdirbst Dein Ruder, sage ich Dir, oder denkst Du, daß es dazu da ist, um von Dir verschnitten zu werden?“ brummte Mal-en-train indem er seine dicken Augenbrauen so zusammenzog, daß sie fast über einander, statt neben einander zu stehen kamen. „Glaubst Du vielleicht, daß wir zu viele Ruder haben werden, wenn wir vor den Engländern ausreißen müssen? . . .“

„Welch' schlechter Witz!“ entgegnete Gatiset entrüstet. „Wir vor den Engländern ausreißen? Seit wann wäre dies bei uns Mode? . . . Uebrigens sehe ich nicht ein, warum ein Ruder unbrauchbar werden soll, wenn ich ein symbolisches Bild darauf schneide. Es wird im Gegentheil nur um so besser eingreifen. . . . Ausreißen!“ wiederholte er nochmal achselzuckend, „wie man nur eine solche Albernheit sagen kann! . . . Vergißt Du denn, daß Surcouf kommandirt? . . .“

„Schon recht, man wird schon sehen,“ murmelte Mal-en-train.

„Was wird man sehen?“

„Daß der Freitag . . .“

„Unglück bringt,“ unterbrach Gatiset unwillig den Alten, „ja, er wird Unglück bringen, aber nicht uns, sondern den Engländern!“

„Aber, beim Ocean! was schneidest Du denn eigentlich?“ rief Mal-en-train, als er sah, daß Gatiset wieder seine vorige Beschäftigung aufnahm.

„Was ich da mache, kann uns nur Glück bringen,“ erwiederte Gatiset, „es ist ein Liebeszeichen, ein Pfand der Hoffnung!“

„Ein Liebeszeichen?“ wiederholte der Nachbar des jungen Matrosen. „Du bist also verliebt, Gatiset? . . .“

„Und das nicht wenig,“ versicherte der Gefragte, „und wer mir da sag', dies sei eine Dummheit von mir, den tauch' ich so lange in die See, bis er ein paar Tonnen Salzwasser verschluckt hat.“

„Nun, nun, es fällt ja Niemanden ein, so etwas zu sagen,“ beruhigte der Andere, der durch seine spöttische Miene, mit der er seine Fragen begleitet, diese Drohung veranlaßt hatte. „Bist Du nicht Dein eigener Herr? Kannst Du Dich nicht verlieben, so viel Du willst? Aber wer ist denn Deine Geliebte? . . . Doch nicht etwa gar eine Mulattin?“

„Eine Mulattin?" rief Gatiset mit einer Grimasse. „Bist Du ein Narr? . . . Glaubst Du, daß ich mich von einem Tintenfisch in den Hafen der Ehe bugsiren lasse?"

„Nun, so erzähle. Wer ist sie? wie sieht sie aus?"

„Sie ist ein Mädchen von neunzehn Jahren, weiß wie ein neues Segeltuch, schlank wie ein Fokmast und anmuthig wie eine Wimpel, die graciös in den Lüften flattert. Ihre Augen sind größer als die Stückpforten eines Dreideckers und glänzender als das Rohr einer Kanone sind ihre goldenen Haare."

„Caramba, ist das ein Bild von einem Mädchen!" rief der aufmerksame Zuhörer dieser grotesken Schilderung. „Das muß ja eine prächtige Dirne sein."

„Ein wenig kann ich mir schmeicheln und sie sich mit mir."

„Und hat sie auch ein weiches Herz?"

„Sehr weich, . . . für mich, versteht sich.

„Nun, dann kannst Du von Glück sagen."

„Ich leugne es nicht," erwiederte Gatiset, indem er sein Bein wohlgefällig vorstreckte und sich in die Brust warf."

„Und in welchem Fahrwasser bist Du auf sie gestoßen?"

„An der Küste von St. Malo, vor ungefähr zwei Jahren. Es war am Hochzeitstage unseres Capitäns."

Mal-en-train lächelte, obwohl er in seiner üblen Laune nicht auf Gatisets Mittheilungen gehört zu haben schien. Er war dem jungen, ehrlichen Matrosen von Herzen gut und erinnerte sich noch mit Vergnügen, wie Gatiset am Abend nach Surcouf's Hochzeit ihm das Geheimniß seiner Liebe anvertraut und gestanden hatte, welchen mächtigen Eindruck der Anblick einer schönen jungen Bretagnerin, der Pathin von Surcouf's Gemahlin, auf sein junges Herz gemacht habe.

Dieses junge Mädchen hieß Martha. Lebhaft, munter, ein bischen koquet, dabei aber ehrlich, sittsam und verständig genug, um eine wahre Hingebung nach ihrem vollen Werthe schätzen zu können, brauchte sie nicht lange, um zu errathen, was die schüchternen Worte und etwas linkischen Geberden des Matrosen sagen wollten.

Zuerst lachte sie darüber und spottete ohne Erbarmen über die ungeschickten Manieren ihres seufzenden Anbeters; nach und nach aber gewöhnte sie sich an die Sorgfalt und Aufmerksamkeit, mit der Gatiset sie umgab und die eine edle Seele in der rauhen Hülle verriethen.

Sie fühlte, daß eine Frau mit einem Manne glücklich sein müsse, der nichts Besseres kannte, als sich wie ein Kind an der Hand führen zu lassen und dessen höchste Seligkeit darin bestand, diese leitende Hand küssen zu dürfen.

Surcouf, als seine Gattin ihn von dieser Angelegenheit benachrichtigte, gefiel sich in dem Gedanken an eine Heirath der beiden jungen Leute und drang in Martha, sich zu Gunsten des wackern Matrosen zu entscheiden.

Diese, in der irrigen Meinung, daß ihr Herz doch nicht laut genug für Gatiset spreche, war noch zweifelhaft, was sie thun sollte, als ein zufälliges Ereigniß sie über ihre wirklichen Empfindungen aufklärte.

Es war bei einer Promenade, die Surcouf mit seiner Frau, in Begleitung Martha's und des jungen Matrosen, am Ufer des Meeres machte, als ein Knabe von ungefähr sechs Jahren, der sich mit andern Kindern am Quai herumtummelte, plötzlich einen Fehltritt that und in's Meer stürzte.

Mehrere Schiffe, die gerade an dieser Stelle des Hafens, ganz enge an einander, vor Anker lagen, machten die Rettung des kleinen Verunglückten nicht nur äußerst gefährlich, sondern fast unmöglich. Der arme Kleine war unter dem Kiele eines Schiffes verschwunden.

Die Frau des Capitäns und Martha stießen einen gellenden Schrei aus; Surcouf machte einen Schritt vorwärts, um nach dem Kinde zu sehen, Gatiset aber war, noch ehe der Capitän den Rand des Quais erreicht hatte, mit einem kühnen Satze im Meere, wo er gleich darauf seiner Seits unter den Schiffen verschwand.

Schnell waren eine Menge Leute zusammengelaufen. Unter diesen befand sich auch die Mutter des dem Tode so nahen Kindes. Ihr Jammer war gränzenlos. Händeringend schrie sie laut um ihr Kind. . . .

Die Menge war stumm vor Entsetzen; . . . . Gatiset aber kam noch immer nicht wieder empor.

Todtenbleich, einer Ohnmacht nahe, klammerte sich Martha an den Arm ihrer Pathin.

Da erschien endlich ein blutiger Kopf über dem Wasser: Es war der wackere Matrose, der glückliche Retter des Knaben. Er hatte sich den Kopf an einer Schiffswand verwundet, aber mit seiner Linken hielt er das einem sicheren Tode entrissene Kind hoch aus dem Wasser.

Einige Secunden später waren der Knabe und Gatiset auf dem Quai. Letzterer aber lief, um sich den Glückwünschen der Leute und der Dankbarkeit der Eltern zu entziehen, was er nur laufen konnte, nach Hause.

Er blieb an diesem Tage auf seiner Stube, die Surcouf, der sehr große Stücke auf ihn hielt, ihm in seinem eigenen Hause eingeräumt hatte.

Der gute Mensch getraute sich nicht mehr auszugehen, weil er sich fast seiner schönen Handlung schämte. Sie schien ihm so einfach, so natürlich, daß er glaubte, man habe ihn mit all' den Lobeserhebungen, die ihm nachgerufen worden waren, als er sich so schleunig aus dem Staub gemacht, nur zum Besten haben wollen.

So saß Gatiset, mit verbundenem Kopfe, einsam an seinem Fenster und dachte, wie immer, an seine Geliebte, die leider seine Liebe nicht erwiedern zu wollen schien, als ein leises Klopfen an seine Thüre ihn aus seinen Gedanken riß.

Auf sein „Herein!“ drehte sich die Thüre in ihren Angeln und Gatiset stürzte sich dem unverhofften Besuche entgegen.

Es war Martha, die unter der Schwelle stand.

Das schöne Mädchen näherte sich dem Matrosen und reichte ihm ihre beiden zarten Hände entgegen.

Man sah ihr eine gewisse Verlegenheit an, die ihr entzückend stand.

„Gatiset,“ flüsterte sie mit bewegter Stimme und ohne ihre lebhaft geröthete Stirne zu erheben, „Sie sind ein edler Mensch, . . . eine Frau, die so glücklich wäre, Sie ihren Mann nennen zu dürfen, müßte sie lieben. . . .“

Gatiset konnte nicht antworten. Er kniete sich weinend vor ihr nieder und bedeckte ihre Hände mit Küssen.

Einige Minuten später trat Gatiset Freude strahlend in den Salon des Capitäns.

„Mein Commandant,“ sagte er, „Martha will Frau Gatiset werden. Ich bin der glücklichste Mann der Welt! Aber dieß genügt nicht, ich muß für sie etwas thun; ich will für sie thun, was Sie, mein Commandant, für meine Commandantin thaten; ich will sie reich machen

wie eine Königin. Martha ist zu schön, sie hat zu zarte Hände zum Arbeiten, ich habe dagegen um so größere, sie werden für uns Beide ausreichen. Da die „Confiance" demnächst wieder unter Segel geht, so bitte ich Sie um die Erlaubniß, die Expedition wieder mitmachen zu dürfen. Wir entern ein halbes Dutzend englische Schiffe, wir kommen mit reicher Beute nach Hause, mein Antheil an den Prisengeldern wird mich in den Stand setzen, meine Frau so zu ernähren, wie ich es will; und es gibt also dann kein Hinderniß mehr, mit Martha an den Altar zu treten. Ich will vor Allem, daß sie ein hübsches Brautkleid bekommt, dieses Kleid aber muß gekapert werden."

„Recht so, mein Sohn," erwiederte der Capitän einfach.

„Aber," bemerkte die schöne junge Frau des Corsaren, „wir sind reich genug, um meiner guten Martha so viel geben zu können, daß Gatiset nicht nöthig hat, sich neuen Gefahren auszusetzen.

„Allerdings," erwiederte Surcouf, aber was der Bursche vorhat, macht ihm Ehre; warum ihn also davon abhalten wollen? Gatiset soll nur mit, und wenn er wieder kömmt, soll ihn die Kleine haben."

„Bravo, mein Capitän!" rief Gatiset, „Sie sprechen mir wie aus der Seele!" ... und einige Tage später stand er in dem höchsten Korbe des Besanmastes, und winkte der armen Martha ein zärtliches Lebewohl zu, als sie weinend am Strande stand und der unter Segel gehenden „Confiance" nachsah.

Mal-en-train hatte mit großer Aufmerksamkeit den ganzen Liebesroman seines Kameraden verfolgt, denn er liebte den kecken jungen Menschen, der, um die Geliebte zu bereichern, sich in tausend Gefahren stürzte; er liebte ihn, wie ein Vater seinen Sohn.

„Nun, alter Brummbär," sagte Gatiset, als er mit seiner Schilderung zu Ende war, und bemerkte, daß Mal-en-train über das Porträt lächelte, welches er von seiner Geliebten in so gewagten Vergleichen entworfen hatte, „nun, ist es etwa nicht wahr, daß Martha hübsch ist? ... Habe ich vielleicht übertrieben? ... Habe ich ihr zu sehr geschmeichelt? ..."

„Die Kleine mag hübsch sein," erwiederte Mal-en-train knurrend, „aber, beim Ocean, was kann Dir daran gelegen sein, da Du noch nicht ihr Mann bist?"

„Noch nicht, allerdings; aber nach der Expedition werde ich's werden."

„Ja, wenn Du zurückkommst."

„Aber ich will zurückkommen!"

„Das wird sich erst zeigen. Bedenke den Freitag!"

„Hol' Dich der Teufel sammt Deinem Freitag!" rief Gatiset. „Ich sage Dir, die Engländer sollen die Kosten meiner Hochzeit und die Brautgeschenke bezahlen."

In diesem Momente krachte ein zweiter Kanonenschuß am Bord der „Confiance", den wenige Minuten später der „Vulkan" wiederholte, als letztes Signal für alle Jene, die zu den beiden Corvetten gehörten.

Auch am Tische des würdigen Gouverneurs wurden die beiden Schüsse vernommen.

(Fortsetzung folgt)

Palermo.

Wir entnehmen die nachstehende Schilderung der jetzt in den Vordergrund der Ereignisse getretenen Hauptstadt Siciliens dem trefflichen Buche Otto Speyer's: „Bilder italienischen Landes und Lebens.

„Wer, wie wir, an einem sonnigen Juni-Morgen zum ersten Male die Straßen der sicilianischen Hauptstadt betritt, während der frische Hauch des Seewindes die leichten Wellen des Meerbusens kräuselt nnd, die weißen Wölkchen über den tiefblauen Himmel treibend, zugleich die Hitze des südlichen Sommertages mäßigt; wer zum ersten Male das lustige, sorglose Treiben der bunten Straßen, in dem sogar die fernen Felsgebirge, die dort zum Westthor hereinschanen, ihre ernste strenge Miene zu mildern scheinen; wer die leuchtenden, mit den fremdartigen Gestalten tropischer Gewächse geschmückten Gärten und das dunkle massive Grün der Orangenhaine, aus denen zahllos die goldenen Früchte schimmern, zum ersten Male erblickt, der wird leicht inne, weßhalb schon die Alten so entzückt von diesem Erdenfleckchen reden, weßhalb Diodor, Herodot u. A. es den großen Garten, das glücklichste Gestade, den entzückendsten Ort nennen, und weßhalb die Stadt vor ihren italienischen Schwestern den Beinamen der glücklichen (Palermo felice) erhalten hat. Freilich, glücklich ist eine Bezeichnung, mit der die Menschen leicht bei der Hand sind.

Wenn eine unvergleichlich malerische Lage, wenn eine beneidenswerthe Milde des Klimas, wenn endlich ein bis zur Ueppigkeit fruchtbarer Boden eine Stadt glücklich machen können, so ist es Palermo.

Aber die Geschichte lehrt uns, daß diejenigen Städte und Länder meist die unglücklichsten waren, welche den Eroberer und den Beutelustigen am meisten reizten. So mochte es kommen, daß Palermo, um dessen Besitz Sicilier, Griechen, Karthager und Römer abwechselnd stritten, es im Alterthume nicht zu einer bedeutenden Entfaltung von Macht und Reichthum bringen konnte.

Seine Blüthe datirt erst von den Zeiten der arabischen Eroberer, deren Spuren noch heutzutage hundertfach in Straßen und Gebäuden, ja in Sprache und Sitte der Palermitaner zu finden sind. Höher noch stieg der Glanz der Stadt zur Zeit der normännischen Herrscher, wo sie den stolzen Titel: „caput regni, prima sedes et corona regis“ trug, unter den Hohenstaufen Heinrich VI. und Friedrich II., und unter den spanischen Fürsten aus dem Hause Arragonien.

Ja selbst unter der castilischen Herrschaft, so schwer auch ihr Druck auf dem Volke lastete, fehlte es der Hauptstadt nicht an Glanz, ihren Bewohnern nicht an Reichthum und Unternehmungslust; das beweisen die zahlreichen Prachtbauten von Kirchen und Privathäusern aus dieser Periode.

Erst seit der Bourbonenherrschaft, als Palermo gewissermassen zu einer Provinzialstadt herabsank, scheint hier ein Stillstand und Rückschritt eingetreten zu sein. So bietet die Stadt in ihren Gebäuden und Denkmälern eine bunte Mustersammlung aus vielen Jahrhunderten. Aus dem Alterthume freilich ist fast nichts erhalten, als was die „regia studiorum universitas“ in ihrem Museum birgt. Dagegen möchte es wohl kaum einen Kunststyl des Mittelalters und der neueren Zeit geben, der nicht hier irgendwie vertreten wäre. Vorherrschend sind der mau-

risch-normännische, der Renaissancestyl des 15. und 16., und vor allem der des 17. Jahrhunderts, der, freilich im ganzen unerquicklich genug, mir doch hier mit seinen seltsam launischen Schnörkeln einen weit weniger unangenehmen Eindruck machte, als im Norden. Ihm gehören die meisten Paläste und größeren Häuser, sowie die Mehrheit der Kirchen an, die sich längs der beiden Hauptstraßen aufreihen. Den zwei Hauptverkehrsadern, Via Toledo oder il Cassaro und Via Macqueda theilen, sich selbst fast im Mittelpuncte der Stadt unter rechten Winkeln durchschneidend, ganz Palermo in vier fast gleiche Theile. In ihnen und auf den öffentlichen Plätzen, zumal den beiden größten am östlichen und westlichen Ende des Cassaro, drängt sich um umsomehr fast das ganze öffentliche Leben zusammen, als alle übrigen Straßen enge, dumpf und schmutzig sind. Gleich der erste Anblick der Via Toledo macht einen eigenthümlichen und fremdartigen Eindruck auf den nordischen Reisenden. Nicht nur, daß hier die Fronten der Häuser (was selbst in Neapel noch nicht durchwegs, im mittleren Italien aber nur ausnahmsweise der Fall ist) sämmtlich ohne eigentliches Dach oben in die krönende Balustrade enden: noch charakteristischer für Palermo sind die durchlaufenden Balcone, meist an sämmtlichen Stockwerken, das Erdgeschoß natürlich ausgenommen, mit ihren gewöhnlich bauchig vorspringenden Eisengittern, von massiven Stützen in oft seltsamer Schnörkelform getragen, während Verzierungen von weißem Stuck in bizarrem Geschmack vielen Häusern ein buntes sonderbares Ansehen geben. Nicht wenige Balcone sind bedeckt und nach Außen vollständig vergittert; sie gehören entweder Nonnenklöstern an (deren es in Palermo 67 gibt) oder Palästen, von denen aus die Bewohnerinnen der benachbarten Klöster das Recht haben, die Processionen und Festzüge der Hauptstraße mit anzusehen. Man würde es hier für eine nicht zu rechtfertigende Grausamkeit halten, selbst den Bräuten des Heilandes diesen höchsten irdischen Genuß des Sicilianers zu entziehen; so stehen diejenigen Ordenshäuser, welche nicht an der Hauptstraße gelegen sind, durch verborgene Gänge mit irgend einem Balcon, der die Aussicht auf Via Toledo bietet, in Verbindung.

Einen nicht minder eigenthümlichen Anblick bietet das Erdgeschoß der meisten Häuser. Hier wechseln Läden und Kaffeehäuser mit Casinoräumen und Barbierstuben. Die ersteren sind ziemlich glänzend ausstaffirt, zumal mit farbigen Stoffen möglichst bunt ausgeschmückt. Besonders lockend sind die der Acquajoli, der Wasser- und Limonaden-Schenken, die nach Außen scheinbar auf vergoldeten Säulchen ruhen. Zahllose Goldfische spielen in kleineren oder größeren Gefäßen auf dem Ladentische; das krystallhelle Eiswasser springt unablässig aus einer schöngeformten Muschel empor; Blumen, Früchte und Blätter, auch buntgemalte Wände verzieren das Innere. Seltsamer noch erscheinen dem nordischen Fremden die Clublocale zu ebener Erde mit stets weit offen stehenden Thüren, durch welche er die jungen Nobili sich auf den rothen Sammtsesseln dehnen, rauchen, schwatzen, die Zeitung lesen oder laut und ungenirt genug ihre Bemerkungen über die draußen Vorübergehenden machen sieht und hört. Mancher, der wohl gar mit dem Herzogs- oder Marquistitel prangen könnte, bring hier fast den ganzen Tag, zuweilen auch wohl die Nacht zu, wurde mir versichert. Bei dem heruntergekommenen Zustande des sizilianischen Adels nämlich sei es etwas Gewöhnliches, daß der Erbe eines großen Namens den letzten kleinen Rest seines Vermögens an einen Juden für eine Leibrente von drei, vier bis zehn und 12 Tari (d. i. $10\frac{1}{2}$ = 42 Silbergroschen) täglich verkaufe. So hört man in der That nicht selten in Palermo den Ausdruck: é un cavaliere di 4 tari, es ist ein Cavalier von 4 Tari oder 14 Silbergroschen. Das handeltreibende Publikum kennt die Verhältnisse dieser Rentner aufs das Genaueste, und regelt natürlich danach den ihnen zu gebenden Credit. Sind der Tari gar zu wenige, so sind

die Cavaliere auch wohl zu allerhand ziemlich demüthigenden Aemtern und Dienstleistungen bereit wenn dieselben sich nur dem Auge des Publikums einigermaßen entziehen lassen.

Im Uebrigen ist der Palermitaner nicht gewohnt, sich viel Sorgen zu machen um das, was sein Nachbar sieht. Nicht genug, daß Schuster und Schneider auf der Straße arbeiten, daß häufig der Mittagstisch für die Familie da gedeckt steht; daß sich mancher trotz der augenscheinlichen Gefahr für seinen Hals auf offener Gasse rasiren läßt, auch die Wäsche wird zum Trocknen von Balcon zu Balcon quer über die Straße gespannt (mit Ausnahme der beiden Hauptstraßen), zuweilen so dicht wie die Coulissen eines Theaters; hier zieht sich der Hausherr höchst ungenirt auf dem Balcon die Beinkleider an, dort läßt sich eine Signora von der Zofe die glänzend schwarzen Haare flechten; hier spielen zwei Personen mitten im Gedränge eine Partie Schach, dort bringt eine Wäscherin die Hände und Nasen der Vorübergehenden mit ihrem Bügeleisen in Gefahr; kurz, was draußen geschehen kann, geschieht, und man kann der sonst unerträglich bevormundenden neapolitanischen Polizei in dieser Hinsicht keineswegs übermäßige Strenge vorwerfen.

An den Ecken der Straßen und Plätze, zumal an den Quattro cantoni, dem Kreuzungspunkte der beiden Hauptstraßen, stehen Haufen von Müßiggängern; doch sind sie im Allgemeinen ruhiger und ernster, auch besser gekleidet als in Neapel. Nur die Kinder, die zwischen ihnen herumlaufen, sind meist nackt, oft mit nichts als einer Art von Schwimmhose bekleidet. Die Frauen tragen meist ein langes schwarz- oder buntseidenes, zuweilen auch weißes spitzenbesetztes Kopftuch, mit dem sie sich vortrefflich zu drapiren wissen, und unter dem ihre großen schwarzen Augen und ausdrucksvollen, scharfgeschnittenen Züge doppelt anziehend erscheinen. Wahre Schönheiten dagegen habe ich sowohl unter ihnen als unter den männlichen Bewohnern Palermo's nur höchst sparsam gefunden. So ist der Eindruck, den eine erste Durchwanderung Palermo's auf den vom Festlande herüberkommenden Reisenden hervorbringt, der, daß er erst jetzt das geträumte Reich des Südens betreten habe. Er fühlt sich in einer neuen, wärmeren, poetischeren Atmosphäre, und mit schon halb befriedigter Erwartung sieht er den Wundern entgegen, welche die Insel jetzt vor ihm entfalten soll."

Im Walde.

Wenn Dich die bösen Menschen ärgern,
Wenn Leid Dich tief im Herzen drückt,
So fliehe in die finstern Wälder,
Die nie durchdrang der Sonne Licht!
Hier wird Dir leichter dann im Herzen,
Hier schmilzt das Eis in Deiner Brust
Und unsichtbarer Zauber mischet
Zum trübsten Weh' Dir höchste Lust:
Die Bäume neigen ihre Häupter,
Wenn still der Wind darüberzieht,
Das ist ein schauerlich Geflüster,
Von Geistern stilles Wiegenlied!
Und dazu singen tief in Büschen
Die Vögel ihren holden Sang.
Das tönt in Deinem Herzen wieder
Wie sel'ger Engel Harfenklang! —
Die Blätter, die im Winde flattern,
Sie wandern in ihr frühes Grab,
Und von den Bäumen fallen Tropfen
Zur Erde weinend still herab.
Hier blüh'n verborgen Waldesblumen
Und seh'n mit naßem Aug' Dich an;
Dort bricht mit jugendlichem Muthe
Die Quelle murmelnd ihre Bahn.
Da setz' Dich zu den Blumen nieder,
Erzähle ihnen Deinen Schmerz,
Dann schweigt der Sturm in Deinem Busen
Und Friede senkt sich in Dein Herz.
Drum: wenn Dich böse Menschen ärgern,
Wenn Leid Dich tief im Herzen drückt,
So fliehe in die finstern Wälder,
Die nie durchdrang der Sonne Licht!

Neburg.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: Aug. Benz.

Nr. 25. VI. Jahrg.

Die

Plauderstube.



Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 17. Juni 1860.

Eine Fahrt im indischen Ocean.

Frei nach Ernest Capendu bearbeitet von Heinrich v. Veltheim.

(Fortsetzung.)

Surcouf und Dutertre standen rasch auf. Die übrigen Gäste folgten ihrem Beispiele und ein letzter Toast auf einen glücklichen Erfolg ihrer kühnen Unternehmungen beendete das fröhliche Mahl.

Als die beiden Corsaren sich anschickten von ihren Freunden Abschied zu nehmen, winkte der alte General sie zu sich her, indem er in eine Fensternische trat.

Surcouf und Dutertre folgten ihm neugierig, da sie nicht wußten, was er ihnen noch zu sagen haben konnte.

„Auf ein Wort, meine tapferen Capitäns," begann Malartic, „noch eine Mittheilung, die ich bis zuletzt aufsparte, um Euch noch zum Abschied eine recht erfreuliche Ueberraschung zu bereiten. Sie hatten den Befehl, durch den Canal von Mozambique nach Sofula zu segeln, um die dort vor Anker liegenden Kauffahrer abzuholen und nach Buenos-Ayres zu geleiten. . . . Dieser Befehl, meine tapferen Capitäns, tritt außer Kraft, da ein günstiger Zufall mich in den Stand setzt, Sie mit einer andern Aufgabe zu betrauen, die mehr nach Ihrem Geschmacke sein wird. Ich habe durch das dänische Schiff, welches gestern unter seiner neutralen Flagge einlief, zwei Briefe erhalten, den einen aus Bombay, den andern aus Calcutta. In dem Ersteren theilt mir mein Agent mit, daß ein kleines Geschwader von zwölf englischen Kauffahrern, welches nur von einer einzigen Fregatte escortirt wird, dieser Tage Bombay verlassen und nach dem Cap der guten Hoffnung segeln wird. Es ist dieß Wasser auf Ihre Mühle, Surcouf; zwölf Handelsschiffe und nur eine Fregatte! . . . . Sie können in der Höhe des Aequators auf sie stoßen, . . . , das Uebrige ist selbstverständlich; Sie bohren die Fregatte in den Grund und bugsiren die Handelsschiffe in unsern Hafen.

„Hurrah, mein General!" rief Surcouf entzückt, „welch' herrliche Prisen! Wie wird diese kostbare Nachricht meine Leute elektrisiren! Dank, mein General, tausend Dank für ihre Güte!"

„Der andere Brief," fuhr der Gouverneur fort, „indem er sich mehr an Dutertre wandte, „theilt mir mit, daß der „Kent", ein vortreffliches Linienschiff von neunzig Kanonen, in Cal-

cutta erwartet wird. Es dürfte Sie vielleicht interessiren, Capitän Dutertre, mit ihm nähere Bekanntschaft zu machen, denn, wie mir wenigstens mein Correspondent versichert, soll sich auf seinem Borde eine Französin befinden, von der man sich erzählt, daß sie vor sechs Jahren an der Küste von Cherbourg durch den nämlichen Offizier geraubt wurde, der heute den „Kent" commandirt."

Dutertre war, während der General diese Mittheilung machte, blaß wie der Tod geworden. Er stützte sich auf die Lehne eines Fauteuils, ein plötzlicher Schwindel umnachtete seine Augen und drohte ihn zu Boden zu stürzen.

Dann stürmte das Blut, welches einen Moment lang in seinem Kreislaufe gestockt hatte, mit verdoppelter Schnelligkeit durch seine Adern, das Weiß seiner Augen röthete sich und an seinen Schläfen sah man die Pulse schlagen.

Es gelang ihm nur mit aller Anstrengung unartikulirte Töne hervorzubringen, sie lauteten wie das Zischen eines Erstickenden, bis er endlich nach einigen Sekunden seiner Stimme wieder mächtig genug wurde, um einige Worte stammeln zu können.

„General," sagte er kaum verständlich, „wenn sich je eine Gelegenheit findet, mich für Sie in Stücke hauen zu lassen, so rechnen Sie auf mich!" . . . .

Im Gegentheil," erwiderte Malartic lächelnd, „wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, so suchen Sie sich zum Heile Frankreichs zu erhalten. Und nun, meine wackeren Corsaren, auf Wiedersehen und gutes Glück!" . . .

„Meine Tochter, meine Therese!" murmelte Dutertre, als er mit Surcouf nach dem Hafen eilte, „ich werde sie also wiedersehen und rächen!"

„Wir werden sie rächen, willst Du sagen," berichtigte Surcouf. „Du hast mir die Hälfte Deiner Rache abgetreten, Du wirst mir also erlauben, daß ich mit Dir im Meerbusen von Bengalen kreuze."

„Wie, Du wolltest die schöne Gelegenheit versäumen, eine reiche Prise zu machen? Hast Du die zwölf ostindischen Handelsschiffe vergessen, von welchen Dir Malartic sagte? . . ."

„Nein, mein Freund, allein es läßt sich nun einmal nicht Beides vereinigen," entgegnete Surcouf. „Man kann nicht von Allem haben. Uebrigens wiegt ein halbes Linienschiff zwölf Kauffahrer auf und die Hälfte des „Kent" kömmt ja auf mich. Du hast zweihundert Mann am Bord, bedenke wie ungleich die Partie wäre; aber wir Beide zusammen, das ändert die Chancen. Der „Kent" zwischen dem „Vulkan" und der „Confiance," unsere sechzig Kanonen gegen seine neunzig, unsere vierhundert Teufel gegen zwölfhundert Alesäufer: das macht eins zu drei. Also gewissen Sieg für uns und sicheren Untergang den Insulanern!" . . .

„Nun denn, es sei, ich nehme es an," erwiederte Dutertre, dessen Gesicht von Hoffnung und Kühnheit strahlte.

„Damit uns der Engländer nicht entkommen kann," fuhr Surcouf fort, „segeln wir auf verschiedenen Passagen bis an die Mündungen des Ganges. Dort vereinigen wir uns in drei Wochen. Wer inzwischen dem „Kent" zuerst begegnet, der verfolgt ihn, bis von uns Beiden Einer dem Andern in Sicht ist, . . . dann aber stürzen wir uns mit vereinten Kräften auf ihn und ruhen nicht eher, bis der letzte Goddam verstummt ist." . . .

„In meine Arme, Surcouf," rief Dutertre, hingerissen von der Begeisterung seines heldenmüthigen Freundes, und im nächsten Momente hielten sich die beiden verwegensten Seehelden ihrer Zeit enge umschlungen.

Einige Minuten später war Jeder von ihnen auf dem Verdecke seines Schiffes und unte dem donnernden Hurrah ihrer Mannschaft wechselten Surcouf und Dutertre einen letzten Gruß, während sich ihre Schiffe von einander trennten, um sich an den Mündungen des Ganges wieder zu vereinen.

6.

Surcouf, der seit drei Jahren den indischen Ocean zum Schauplatze seiner kühnen See-Abenteuer gewählt hatte, kannte mit bewunderungswürdiger Genauigkeit diese Gewässer, so daß er trotz der conträren Winde, die ihn gezwungen hatten, längs der afrikanischen Ostküste hinzusegeln, schon vierzehn Tage nach seiner Abfahrt von Port-Louis in dem zum Rendezvous bestimmten Golfe von Bengalen einlief.

Es war, als witterte die „Confiance“ die Nähe der Gefahr und als wisse sie ihr instinktmäßig auszuweichen, denn indem sie stolz dahinsegelte, konnte sie nicht nur mit jedem Augenblicke auf den „Kent“ sondern auch auf andere englische Kriegsschiffe stoßen, die hier stationirten.

Allein man mußte sie sehen die schöne Corvette mit ihrer luftigen Takelage, welche in goldenen Reflexen der indischen Sonne vom tiefblauen Azur des tropischen Himmels schimmernd abstach; man mußte sie sehen mit ihrem rothen Gürtel, aus dem in kleinen Intervallen die schwarzen Mündungen ihrer eisernen Kanonen drohend hervorsahen; man mußte sie sehen die flüchtige Schöne, wie sie mit ihren geschwellten Segeln, begünstigt von einer südöstlichen Brise, in einer Stunde fünfzehn Knoten zurücklegte. Sie vereinigte Alles in sich, Solidität und Anmuth, Schnelligkeit und Schönheit, kurz alle Vorzüge, die die Phantasie eines Seemanns von einem Schiffsideale träumt.

Man hatte eben die Toilette der „Confiance“ vollendet. Der Boden des Verdeckes war gescheuert, alle Messingtheile an den Geländern und Thüren blank geputzt und die Kanonen frisch geschwärzt.

Auf dem Vordertheile des Schiffes saßen oder lagen in malerischen Gruppen die kräftigen Gestalten der Matrosen, die, in diesem Augenblicke unbeschäftigt, sich einem erquickenden Schlafe oder zeitvertreibenden Geplauder überließen.

„Erinnerst Du Dich noch, Mal-en-train,“ sagte Gatiset, der sich die Lafette einer Kanone zur Unterlage für seinen Kopf gewählt hatte und dabei in fauler Nachläßigkeit seiner ganzen Länge nach auf dem Boden ausgestreckt lag, „erinnerst Du Dich noch, welch herrliche Prisentheile wir bekamen, als wir hier vor zwei Jahren den „Tritan“ kaperten? . . . Alle Teufel, was für Schmausereien, was für Trinkgelage gab es da nach unserer Landung in Port-Louis! Mehr als zehntausend Francs auf den Mann zum Verjubeln! Man mußte aber auch sehen, wie sich da die Dirnen an uns hingen. Ich hätte mich alle Tage drei Dutzend Mal verheirathen können.“

„Und wenn wir auch dießmal mit gefüllten Taschen zurückkommen, so suchst Du natürlich Deine Schönen wieder auf?“ fragte Mal-en-train mit dem Auge zwinkernd.

„Warum nicht gar!“ erwiederte Gatiset mit komischem Pathos, „jetzt bläst der Wind von einer andern Seite, und die Compaßnadel variirt nicht mehr. Mein kleines Bräutchen, siehst Du, ist mein Nordpol. Wenn ich von meinen früheren Abenteuern sprach, so war dies nur so eine aufgetauchte Erinnerung. Jetzt ist's anders. Wenn ich noch darauf erpicht bin, die Goddams zu rupfen, so geschieht es nicht, um mich hinterher halb todt zu saufen: es geschieht, um

das Glück Derjenigen zu machen, die ich liebe, wie ich mir nie träumen ließ, daß man lieben kann. Siehst Du, Mal-en-train, wenn ich an Martha denke, wenn ich mir sage, daß dieses schönste Geschöpf des Schöpfers eines Tages Frau Gatiset wird, so meine ich, es sei dies eine Dummheit, eine fixe Idee, die sich in meinem Kopfe festgesetzt hat, ohne sich je erfüllen zu können. Du hast keine Ahnung, Alter, von dem, was Liebe ist, denn Du hast nie eine andere Liebe gekannt, als die zu der salzigen See. Du bist ein ausgetrockneter Haifisch, der nicht begreift, wozu das Herz des Menschen da ist. . . . Meine liebe, gute, kleine Martha," fuhr Gatiset immer feuriger fort, „ich will Dich zu meiner Königin machen und werde glücklich sein, wenn ich wie ein Hund zu Deinen Füßen liegen darf, um über Dich zu wachen! Ich will, daß Dein süßes Mündchen immer lächelt, daß nie eine Thräne den Glanz Deiner schönen Augen trübe, und Alles, was Dein Herz begehrt, sollst Du bekommen. Kannst Du Dich denn in meine Lage hineindenken, Mal-en-train? Sie, ein so feines, wohlerzogenes Mädchen, eine wahre Dame an Kenntnissen und Bildung, sie die Freundin, die Gesellschafterin unserer Commandantin hat eingewilligt, mir ihre Hand zu versprechen! Soll ich mich da nicht für sie in Stücke zerreißen lassen?"

„Da hätte sie verdammt wenig von Dir," erwiederte Mal-en-train, indem er sich abwandte, da er sich nichts anmerken lassen wollte, daß der aufrichtige Ton des Matrosen ihn gerührt hatte. Eine so weiche Stimmung, wie er sie eben empfand, kam ihm lächerlich vor, und, um sich eine gewisse Contenance zu geben, versetzte er einem armen Schiffsjungen, der eben in seine Nähe kam, eine gewaltige Ohrfeige, die dieser, längst an solche Liebkosungen gewöhnt, mit einem dankbaren Lächeln für den herablassenden Scherz freundlich hinnahm.

„Aber höre, Mal-en-train," fuhr Gatiset fort, der in seiner Redseligkeit dieses Intermezzo nicht einmal bemerkt hatte, „ich muß Dir noch Etwas anvertrauen."

„Ziehe die Segel Deiner Zunge ein und laß mich in Frieden!" knurrte der Alte.

„Laße mich doch; Du mußt mich hören. Die Corvette macht ihren Weg von selbst, warum also nicht ein Stündchen verplaudern? Wenn ich Dir von meinem Glück erzähle, weiß ich ja doch, daß auch Du glücklich bist."

„Das ist nicht wahr," brummte Mal-en-train; „ich kümmere mich den Teufel um Dich und Dein Glück."

„Laß das gut sein, ich kenne Dich besser."

„Du irrst Dich."

„Meinetwegen, aber hören mußt Du mich doch. Siehst Du, wenn das Herz voll ist, läuft der Mund über. Da braucht man Jemanden, gegen den man sich aussprechen, Jemanden, den man sich anvertrauen kann. Und nun will ich Dir also erzählen, was zwischen Martha und mir am Tage, bevor die „Confiance" ihre Anker lichtete, vorfiel."

„So mach' es aber kurz," schnurrte Mal-en-train den verliebten Matrosen an, obwohl Niemand begieriger war, als er, das Geheimniß Gatiset's zu erfahren.

„Es war, wie ich schon bemerkte, am Tage vor unserer Abfahrt," begann Gatiset, „oder vielmehr richtiger gesagt, in der Nacht, wo ich kein Auge zuthun konnte, wie sich dieß von selbst versteht. Du weißt ja, daß unser gütiger Commandant mir in seinem eigenen Hause eine Kammer eingeräumt hatte, ich schlief also mit Martha unter einem Dache, mit Martha in einem Hause, . . . und es war die letzte Nacht, . . . die letzte vor unserer Trennung! Da kam ich auf die Idee, wie glücklich es mich machen würde, wenn ich ihr nur etwas näher wäre, und so stahl ich mich aus

meinem Zimmer auf den Coridorr und kauerte mich vor ihrer Thüre auf den Boden hin. Der Gedanke, sie da drinnen zu wissen und mir sagen zu können, daß der Tag noch kommen werde, wo auch ich . . . nun Du verstehst mich ja, . . . dieser Gedanke beschäftigte mich während der vielen Stunden, die allmählich verflossen, bis der Morgen graute und ich den Capitän aufstehen hörte, um die letzten Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. . . . Ich sah ein, daß es nun Zeit sei, mich zu entfernen, allein es wollte nicht gehen; ich erhob mich, aber meine Füße waren wie angewurzelt und heiße Thränen rannen wie Gießbäche über mein Gesicht, während ich die Lippen an die Thür drückte, um ihr gleichsam einen Kuß durch dieselbe zu senden. Da fühlte auf einmal mein Mund statt des harten Holzes eine warme, weiche Haut, und wie ein Blitzstrahl fährt's durch meinen ganzen Körper. Mir ist, als seien tausend Lichter flimmernd und flackernd vor meinen Augen, bis endlich dieser Schwindel weicht und ich Martha vor mir sehe, die ihre Thüre leise geöffnet und mit ihrem rosigen Mündchen meine Stirne berührt hatte. . . . Ich wußte nicht, wie mir geschah, wußte nicht, was ich sagen sollte, denn es war ja leicht möglich, daß sie es nicht absichtlich gethan, daß nur ein Zufall ihr Gesichtchen mit meinem in Berührung gebracht hatte. Ich wollte sie um Verzeihung bitten, ich stotterte und stammelte unverständliches Zeug, bis ich den Commandanten hörte, der mir rief. . . . „Hier!" antwortete ich ihm hinunter und will fort, aber ich kann nicht, bin wie mit Stricken angebunden und bleibe, denn Martha's Köpfchen sinkt auf meine Schulter und ihre Hand ergreift die meinige. . . . „Wir müssen uns trennen," flüstert sie weinend, „aber denke stets an mich, erhalte Dich mir, denn Du siehst, ich liebe Dich!" Und hierauf küßt sie mich wieder, und wieder durchrieselt's mich wie Feuer; aber ehe ich zu mir komme, ist sie entflohen. Der Commandant schrie inzwischen immer ungeduldiger nach mir; endlich gelang es mir, mich flott zu machen, und mit vollen Segeln eilte ich zu ihm. Alles war bereit; wir verließen das Haus, eilten an den Hafen und bestiegen die Corvette, in der wir nun seit drei Monaten herumschwimmen, ohne daß es mir anders wäre, als ob ich eben jetzt erst den Kuß bekommen hätte. „Denke stets an mich, denn Du siehst, ich liebe Dich!", diese Worte klingen noch an mein Ohr. . . . Diese Worte, Mal-en-train, ich schlafe mit ihnen ein und wache damit auf, sie sind das Glück meines Lebens, sie sind meine Seligkeit. Auch wirst Du sehen, wenn unsere Kanonen donnern, wenn wir auf den Bord eines englischen Schiffes springen und im Handgemenge um unsere Beute, um unser Leben kämpfen, werden diese Worte das Geschrei der blutigen Metzelei in meinem Ohre übertönen, sie werden meine Faust in Stahl, mein Auge in Feuer verwandeln und der Kuß wird mich wie ein Schild vor den englischen Kugeln schützen. Bei jedem Goddam, den ich abtakele, komme ich dem Augenblick näher, wo Martha meine Frau wird. Ich habe es Dir gesagt, ihr Brautkleid ist am Bord eines Schiffes von der indischen Compagnie, und dort will ich es holen!"

In diesem Augenblicke wurde Gatifet plötzlich unterbrochen.

„Ein Schiff!" schrie eine Stimme vom Fokmastkorbe der „Confiance" herab.

„Wo?" rief der dienstthuende Offizier hinauf.

„Gerade vor uns," erwiederte die Wache.

„Ist es groß?"

„Ich glaube ja!"

„Welchen Weg verfolgt es?"

„Es segelt gegen Wind gerade auf uns zu."

„Setze den Commandanten davon in Kenntniß," befahl der Offizier einem Matrosen.

Allein dies war überflüssig. Surcouf war schon auf dem Verdecke.

Surcouf, der Alles sah, Alles hörte und Alles wußte, was auf seinem Schiffe vom Kielraum bis zu den Spieren vorging, sprang, ohne sich auf eine Explikation einzulassen, mit seinem Fernrohre auf die Bramstange des Fokmastes.

Von diesem luftigen Observationsposten aus stellte er seine Beobachtungen an.

„Das kann eben so gut ein Hochbord, als ein Kauffahrer der Compagnie sein," murmelte er, nachdem er einige Sekunden durch seinen Tubus geschaut hatte; „so viel aber steht fest, daß es der „Kent" nicht ist, denn dieser müßte nach der Richtung, die wir verfolgen, den Triborb gegen uns kehren, während jenes Schiff aus dem Golfe kömmt, statt dahin zu segeln."

Surcouf ließ sich wieder herab und stand im nächsten Moment mitten unter seinen Leuten, die zwischen dem angekündigten Schiffe und ihrem Capitän ihre volle Aufmerksamkeit theilten.

„Wie segeln wir, Darieu?" fragte er den dienstthuenden Offizier.

„Vortrefflich, mit voller Prise, Capitän," erwiederte der Gefragte. ... „Wir steuern ganz direct auf das unbekannte Schiff zu."

„Nun gut, lassen Sie halb abfallen, damit wir seine Backbordseite gewinnen."

„An die Barren, Bolein' an!" kommandirte der Offizier.

(Fortsetzung folgt.)

Ein indianischer Ball.

Erzählung des Naturaliensammlers aus „Balduin Möllhausen's Wanderungen durch die Prärien und Wüsten des westlichen Nordamerika vom Mississippi nach den Küsten der Südsee, im Gefolge der von der Regierung der Vereinigten Staaten unter Lieutenant Whipple ausgeführten Expedition. Die Ottoes (ursprünglich O-ta-ta-toes) zählen kaum noch 600 Seelen; die Missouris, ihre früheren Nachbarn, nur noch 400 Seelen, sind seit einer Reihe von Jahren dem Ottostamme einverleibt; beide Stämme bewohnen jetzt gemeinsam ein Dorf, stehen aber unter verschiedenen Häuptlingen. Ihr Jagdrevier ist das Thal an der Mündung der Nebraska in den Missouri. Ich konnte mich frei unter den Wilden bewegen, und mit Herzlichkeit war mir jeder Wigwam geöffnet. Schade nur, daß ich vor den Betrunkenen so sehr auf meiner Huth sein mußte; denn da es ihnen leicht ward, Branntwein von den Weißen jenseits des zugefrorenen Missouri zu erlangen, so waren fast fortwährend einige von ihnen in so vergnügter Laune, daß sie mit Messer und Tomahawk wie mit Federbällen spielten und ich oftmals meine ganze Gewandtheit aufbieten mußte, um einem sausenden Mordwerkzeuge auszuweichen. Ich war vorsichtig genug, dergleichen aufgeregte Gemüther nicht durch unzeitige Empfindsamkeit zur Wuth zu reizen, sondern lachte zu ihren Späßen, und niemals bin ich mit einem in Streit gerathen. Am zweiten Abend meines Verweilens in dem Dorfe wurde der Pferdetanz aufgeführt mit größter Leidenschaft, Feierlichkeit und Pracht. Ein Haufen Männer, deren nackte Oberkörper und Gesichter aufs Schrecklichste bemalt, und deren Glieder mit den phantastischsten Schmucksachen be-

hängt sind, mit flatternden Skalp-Locken und Federn geputzt und von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, umkreisten laut heulend ein mächtiges Feuer, dessen lodernde Flammen die Nacht weithin erhellten; sie sprangen und hüpften und verdrehten ihre schön gewachsenen Glieder auf das Wunderlichste, die Waffen kräftig schwingend, als gelte es, unsichtbare Feinde zu besiegen. Drei Trommeln, einige Pfeifen und das allgemeine Singen oder Heulen der Schlachtgesänge gaben den Takt zu dem Tanze. Immer heftiger wurden die Bewegungen, stampfend fielen die Füße auf den gefrorenen Boden, die Waffen blitzten im röthlichen Scheine der Flamme, und der Schweiß lief reichlich über die bemalten Wangen. Ich saß nebenan bei einem Feuer, im Anschauen versunken; ein riesenhafter Krieger, der an mir vorüber tanzte, stieß plötzlich mit der Lanze nach meiner Brust, natürlich nicht in der Absicht, um mir zu schaden. Ich fuhr erschrocken vor der feindlichen Geberde zurück, erregte aber dadurch ein Hohngelächter bei der ganzen Versammlung und zu meinem größten Aerger auch bei den Frauen und Kindern, die in bescheidener Entfernung dem Tanze zuschauten. Ich hatte mir eine Blöße gegeben, die wieder gut gemacht werden mußte und ohne zu zucken, sah ich einen geschwungenen Tomahawk an mir vorübersausen, Waffen aller Art wie grüßend und in höchst unangenehmer Nähe an mir vorbeifahren, so daß ich anfing, ernstlich zu befürchten, die unsichere Hand eines Betrunkenen könne das scharfe Kriegsbeil in verderbliche Berührung mit meinem Schädel bringen. Ich rauchte fort und überlegte dabei, auf welche Weise ich mich am besten der drohenden Gefahr würde entziehen können; entfernen durfte ich mich nicht, wenn ich nicht als Feigling gebrandmarkt und mit Spott und Hohn wollte überschüttet werden, und länger sicher zu bleiben schien mir ebenso wenig rathsam, denn meine wackeren Freunde würden meinen Tod durch ein solches Versehen etwa so betrachtet und besprochen haben, wie wenn auf einem europäischen Balle einem Kellner durch unvorsichtige Bewegung eines Tanzenden einige Gläser Wein aus den Händen gestoßen und auf das Kleid einer Dame verschüttet werden. Ich warf meinen Rock zur Seite, entblößte meine Arme und beschmierte diese, sowie mein Gesicht mit Fett und rother Farbe, die mir diensteifrig von allen Seiten dargeboten wurden, nahm in die linke Hand mein langes Jagdmesser, in die rechte einen Revolver und sprang in den Kreis, um meine Lungen und Füße ächt indianisch arbeiten zu lassen. Mein Benehmen erregte eine allgemeine Heiterkeit, wie ich an dem verdoppelten Gellen und Heulen wahrnehmen konnte, und dadurch aufgemuntert, gab ich mir die größte Mühe, es meinen würdigen Vortänzern gleich zu thun. Das war eine harte Arbeit, doch führte ich dieselbe zur größten Zufriedenheit Aller aus, abgesehen davon, daß ich mich durch die Anstrengung erwärmte, war ich auch der früheren unangenehmen Lage enthoben. Die Krieger hielten mich für ein ganz hoffnungsvolles Bleichgesicht, und manche Squaw bewies mir durch kleine Geschenke, Erzeugnisse ihrer eigenen Geschicklichkeit und Phantasie, in welch vortheilhaftem Lichte ich mich diesen Abend in den Augen des schönen Geschlechts gezeigt hatte.

Gustaph Adolph in Landshut.

Als Gustav Adolph über deutsche Gauen
Unheilsvoll des Krieges Fackel schwang,
Durch deutsche Lande dreißig lange Jahre
Fanatisch wilder Schlachtenruf erklang:
Zog einst vom schönen Donauufer her
G'en Landeshut das tapfre Schwedenheer.

Umgeben von den treuen Heeresführern,
Ihm zugethan in Lieb' und Dienstespflicht,
Ritt schweigsam Gustav an des Heeres Spitze.
Des bittern Grolles Falte im Gesicht.
Was wohl sein Herze drückt, auf was er harrt,
Daß er so finster in die Fern' hinstarrt?

Schon sah man weithin in die Lüfte ragen
Den Martinsthurm, mit Wolken stets getraut, —
Da sprüht des Helden Auge Zornesblitze
Und zu dem Heer' gewendet, spricht er laut:
„An diesem Tage fiel auch Magdeburg,
„Heut' büß' mir's diese Stadt und ihre Burg!"

Von Mund zu Mund pflanzt sich des Schwedenkönigs
Wort, es entbrennet wilde Beutegier
Im Heer' ein Hurrah schallet durch die Lüfte,
Die Bäume dort im Walde zittern schier.
So brüllet nur, wenn aus dem Dickicht dringt,
Der Löwe, eh' auf die Beut' er springt.

Zur Stadt hin schicket Gustav einen Herold:
„In zweimal zwölf der Stunden soll die Stadt
„Ergeben sich, sonst wird das Schwert vertilgen,
„Was dann das Feuer noch geschonet hat!"
Die Thore öffnen sich, der hohe Rath
Reicht schweigend ihm die Schlüssel dar der Stadt.

Mit finstrem Blick' nimmt Gustav nun die Schlüssel
Der Stadt, die er zur Sühne auserseh'n.
Zu seinen Füßen werfen sich die Räthe,
Um Schonung für die arme Stadt sie fleh'n.
Umsonst! Kein Mitleid lebt in seiner Brust
Erfüllt ist sie von wilder Rachelust!

„Warum," spricht er, „soll ich denn Mitleid üben?
„Sie büße für die reiche, königliche Stadt,
„Die zu beleuchten froh die goldne Sonne
„Schien, dennoch Tilly uns zerstöret hat!
„Es soll des Himmels blut'ger Wiederschein
„Für Magdeburg mir heute Sühne sein!"

Und schweigend ritt er durch die öden Straßen,
Zur Trausnitz hin lenkt er sein treues Roß.
Noch immer folgen flehend ihm die Räthe
Doch ungerührt betritt er auch das Schloß.
Hier von der Trausnitz hohen Zinnen soll
An's Heer' ergeh'n die schreckliche Parol'.

Mit schnellen Schritten eilt er auf den Söller,
Jetzt nochmals fleht um Schonung an der Rath,
Doch schweigend stützt der Held mit seiner Rechten
Das Haupt, blickt sinnend auf die schöne Stadt,
Wo in der Isar Fluthen sucht sein Bild
Der Thurm, der oft in Wolken sich verhüllt.

Und was durch Bitten nicht gelang den Vätern,
Erreichte die Natur; vor ihren Reizen sank
Der Rachsucht finstre Macht und willig folgte
Der Schlachtenheld des Herzens edlem Drang:
Zu schonen eine Stadt, in der vereint
Natur und Kunst dem Aug' so schön erscheint.

„An diesem Tag'" sprach Gustav zu den Vätern,
Hat euer Tilly Magdeburg zerstört,
Der Rachedämon hat seit jenem Tage
Ein Sühneopfer oft von mir begehrt.
Heut' weihte ich die Stadt und ihre Burg,
Als Sühne für's zerstörte Magdeburg.

Taub blieb ich euren Bitten, euerm Flehen;
Nur vor den Zauberreizen der Natur
Entfloh der Dämon meiner Brust; ich schon'
Die Stadt, doch schuldet dafür Dank sie nur
Der eignen Schöne, die sie herrlich schmückt
Und mich, den unbesiegten Feind besiegt.

Reburg.

Ein Prediger verlas nach dem Segensspruch das neue Edikt gegen die Desertion, das mit den Worten schließt: „Wer dagegen handelt, wird mit dem Strange bestraft." Der Kantor hat unmittelbar darauf den Schlußvers anzustimmen und ohne ein Arges dabei zu haben, hebt er aus dem Krieger'schen Gesangbuche an: „Für solche Ehre danken wir ꝛc.

Ein Elegant trat in nagelneuem, wunderschönem Frack in ein Kaffeehaus. — „Der Frack sitzt Dir göttlich," sagte ein anderer Elegant zu ihm. „Wo hast Du ihn machen lassen? Ich werde mir auch einen machen lassen." — „Glaubst Du ich werde Dir meinen Schneider nennen?" erwiderte der erste Elegant. „Ich bin allein im Stande, denselben zu ruiniren und brauche Dich nicht dazu."

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: Aug. Benz.

Nro 26. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 24. Juni 1860.

Eine Fahrt im indischen Ocean.

Frei nach Ernest Capendu bearbeitet von Heinrich v. Veltheim.

(Fortsetzung.)

„Nicht übel, das ist ein Spaß," rief Gatiset, der nach beendigtem Manöver sich hingestellt und das entgegenkommende Schiff beobachtet hatte. „Da macht es jetzt genau das Nämliche, wie wir, nur umgekehrt."

Um schlecht gegeben zu sein, war deßhalb die Bemerkung Gatisets nicht weniger richtig, denn die beiden sich entgegenkommenden Schiffe machten ein und dieselbe Wendung von Backbord nach Triborb, so daß sie sich genau nur immer den Bug zukehrten.

„Das Vormars-, Bram- und Leesegel aufgegeit!" rief Surcouf, „Steuermann, halte mehr Wind . . . drücke fest entgegen . . ."

„Dasselbe thun sie dort auch wieder," bemerkte Gatiset, indem er erstaunt auf das seltsame Schiff deutete.

Surcouf stampfte voll Ungeduld auf den Boden.

„Laß drei Viertel vom Backbord abfallen!" kommandirte er nun.

Der Steuermann beeilte sich, zu gehorchen; aber kaum begann die „Confiance" diese neue Wendung, als das andere Schiff sich beeilte, nach Triborb auszufahren, so daß, obwohl nun der Fahrstrich verändert war, die gegenseitige Stellung noch immer die gleiche blieb, nur daß die Distance, welche beide Schiffe trennte, immer mehr und mehr abnahm.

Surcouf's Zorn stieg aufs Aeußerste.

Wie es bei allen Schnellseglern der Fall ist, war die größte Schnelligkeit, zu der die „Confiance" gebracht werden konnte, nur dadurch möglich, wenn sie ihren Strich hart am Wind hielt; allein, da ein solches Manöver im Falle eines Kampfes gefährlich werden konnte und man noch nicht wußte, mit wem man zu thun habe, ließ Surcouf, von kluger Vorsicht geleitet, leeswärts aufbraffen, um, was immer dieses Abenteuer für eine Wendung nehmen mochte, den Vortheil des Windes zu behaupten und sich im Fall der Noth eine geeignete Rückzugslinie zu sichern. —

„Bravo!“ rief er, als er sah, daß die Corvette dem unbekannten Schiffe Wind abgewann, „Bravo, wir segeln besser, und bald werden wir wissen, an wen wir uns zu halten haben.“

„Wir werden es nur zu gut wissen!“ murmelte Mal-en-train, der neben dem Capitän stand.

„Was sagst Du?“ fragte dieser barsch.

„Ich sage, das hat man davon, wenn man an einem Freitage ausläuft, . . . wir haben eben eine Dumm . . .“

Er hatte nicht Zeit auszureden. Surcouf, der das fremde Schiff nicht eine Minute aus den Augen gelassen, stieß einen formidablen Fluch aus, der dem alten Matrosen das Wort in der Kehle abschnitt.

„Millionen Schock schwere Noth!“ rief er und stampfte dabei so wüthend mit dem Fuße, daß die Dielen des Verdecks in Gefahr kamen. „Der Teufel hole sie! Die Hunde haben mich überlistet! . . .“

7.

Es läßt sich leicht begreifen, daß der Corsar seiner üblen Laune mit weit energischeren Ausdrücken Luft machte, als wir sie anstandshalber hier wieder geben können; übrigens war sein Zorn vollkommen gerechtfertigt, da sich das fremde Schiff durch ein eben so geschicktes als unerwartetes Manöver so gelegt hatte, daß die „Confiance“ hart daran vorüber mußte und einer vollen Breitseitlage ausgesetzt war, wenn der fremde Segler sich als ein feindlicher erwies.

„Donner und Blitz!“ kreischte Surcouf, ohne die Schulter des alten Matrosen zu schonen, die er krampfhaft zwischen seinen eisernen Fingern drückte. . . . „Sie verstehen sich aufs Manövriren. . . . Nun, das ist eine Lection, die sie uns da geben,“ fuhr er ruhiger fort, je zweifelhafter die Situation sich zeigte.

Er begab sich sodann auf die Schanze seines Schiffs.

„Alle Mann auf Bord!“ rief er seinem ersten Lieutenant zu. „Man bereite sich zum Kampfe, denn es ist wahrscheinlich, daß wir zu einem harten Strauß engagirt werden.“

Mit einem kräftigen Hurrah begrüßten die Matrosen diese Ankündigung, ohne daß sie den Fehler ahnten, welchen ihr Chef eben gemacht hatte. Sie setzten alle ein zu unbegründetes Vertrauen in ihn, als daß nicht jeder Kampf, ja schon die Aussicht auf einen solchen stets einen ungeheuern Jubel hervorgerufen hätte.

Auf einen gellenden Pfiff des Hochbootsmanns begann in allen Theilen des Schiffes ein reges, aber streng organisirtes Leben.

Es war ein großartiges und erhebendes Schauspiel, wie diese Männer mit freudiger Zuversicht alle Vorkehrungen zu der blutigen Mordscene trafen, die man eine Seeschlacht nennt. Nur wer selbst dergleichen gesehen, begreift, wie begeisternd, wie berauschend die Thätigkeit wirkt, die in einem Schiffe, welches sich zum Kampfe rüstet, allenthalben herrscht.

Hier rollen Einige die Hängematten und Matratzen zusammen und maskiren zum Schutze der Mannschaft damit die Brüstungen; dort werden die Waffenkisten geöffnet, die Enterbeile, Piken, Dolche, Säbel und Pistolen herausgenommen und zwischen die Stückpforten gelegt, damit Jeder im entscheidenden Augenblicke schnell seine Lieblingswaffe bei der Hand hat. Andere bestreuen die Dielen mit Sand, der dazu bestimmt ist, das Blut, welches fließen wird, aufzusaugen und die Kämpfenden am Ausgleiten und Fallen zu hindern. Die Pulverkarren sind geöffnet, die Blendlaternen erleuchten die finsteren Räume mit ihrem röthlichen Lichte und andere

Laternen werden zwischen den Batterien vertheilt und angezündet, denn es kann der Kampf bis in die Nacht hinein dauern und Niemand hätte dann Zeit, etwas Anderes zu thun, als zu fechten und zu tödten. Der Troß des Schiffes, nämlich die Dolmetscher, Proviantmeister, Köche Sanitätsgehülfen und Bedienten, bilden vom Verdecke bis in den untersten Kielraum eine Kette, um von Hand zu Hand das Pulver in die Batterien und die Verwundeten in den Kielraum zu bringen, in welch letzterem die Aerzte ihre Operationsinstrumente, Charpie und Compressen zurechtlegen. In der Takelage verdoppelt man die Taue, die Mastkörbe werden mit Handgranaten und Carabinern gefüllt und an den untersten Raaen die Enterhacken gehängt, deren eiserne Klammern durch die schwankende Bewegung des Schiffes klirrend an einander schlagen. Endlich öffnen sich die Stückpforten; die Wischer und Setzer werden von der Bedienungsmannschaft vor den Kanonen zurechtgelegt und die großen Reservoirs gefüllt, um allenfallsige Brände schnell zu löschen.

Nachdem Alles geschehen, erneuerte sich die Stille, denn alle Vorbereitungen waren nun getroffen und Darieu, der zweite Lieutenant, der Alles überwacht und geleitet hatte, näherte sich salutirend dem Commandanten, dessen wachsamen Augen nicht ein einziges Detail dieser Scene entgangen war.

„Capitän," meldete er in der strammen Haltung eines ächten Soldaten, „Alles ist zum Kampfe bereit."

„Gut, Darieu," erwiederte der Corsar, indem er die Schanze verließ und langsam das Verdeck und die anderen Räume des Schiffes entlang ging, um Alles einer strengen Inspection zu unterwerfen.

Seine Offiziere begleiteten ihn.

Die ganze Equipage war mit seemännischer Coquetterie wie an einem Festtage in großer Gala. —

Mal-en-train stand am Fokmast; vierzig Fuß über ihm schaukelte sich Gatiset auf einer Raa, ohne das feindliche Schiff aus den Augen zu lassen.

Er war entzückt bei dem Gedanken, daß er nun bald dazu kommen werde, die erste Naht am Brautkleide seiner Geliebten zu nähen.

Nachdem Surcouf mit großer Genauigkeit das Schiff gemustert und sich bis ins kleinste Detail überzeugt hatte, daß Alles gehörig in Stand gesetzt sei, kehrte er wieder auf das Verdeck zurück. —

Inzwischen verminderte sich die Distance, welche die beiden Schiffe trennte, von Minute zu Minute.

Surcouf blieb kalt und ruhig.

„Wir haben noch eine Stunde Zeit, bevor wir ins Fahrwasser jenes Schiffes kommen," sagte er zu Darieu; „lassen Sie nun Erfrischungen für die Mannschaft kommen; die Leute werden es nöthig haben, denn sie haben tüchtig gearbeitet. Sorgen Sie dafür, daß der Grog excellent wird. Nehmen Sie die Essenzen dazu aus meinem eigenen Keller! . . .

„Zum Pesanmaste!" kommandirte der zweite Lieutenant, da dort der Platz war, wo die Mannschaft ihre Mahle einzunehmen pflegte.

Unterdessen suchte Surcouf, der sich auf das Bugspriet rittlings gesetzt hatte, die Stärke des sich nahenden Schiffes zu errathen.

Mal-en-train saß ebenfalls auf dem Bugspriet hinter seinem Herrn.

„Was denkst Du von diesem Schiffe?" fragte Surcouf.

„Teufel, Commandant," erwiederte der Alte mit leiser Stimme, „ich denke davon, was Sie selbst denken. Nach seinem Bau über dem Wasser muß es wenigstens zwei Batterien haben. Dann scheint die Takelage vortrefflich und seine Segel sind nach englischem Schnitte. Ich will ein ganzes Ankertau verschlucken, wenn es nicht eine gute englische Fregatte ist." . . .

„Du kannst Recht haben, Mal-en-train, aber sage mir, hat das Schiff nicht eine aus Holz geschnittene Figur am Galion."

„Ja, Capitän."

„Und was stellt dieses Bildniß vor?"

„Ein riesiges Haupt, wenn ich mich nicht täusche."

„Schau sein kleines Mastsegel an. Bemerkst Du nichts Besonderes daran?"

„Ein neues Stück, welches oberhalb der Raa eingefügt ist."

„Nun dann gibt es keinen Zweifel mehr. . . . Weißt Du, was es für ein Schiff ist? . . . Ganz einfach die „Medusa," eine engliche Fregatte von sechzig Kanonen. Eine ziemlich harte Nuß für das Gebiß der „Confiance!"

„Bah, Capitän!" wir haben auszeichnete Zähne und werden den Rachen weiter öffnen als gewöhnlich."

„Beim Neptun!" es wird auch nöthig sein, Alter. Vor einer Stunde werden wir auf Kanonenschußweite beisammen sein und der Tanz wird beginnen."

„Holla ho!" schrie plötzlich die Wache vom Fockmast herab.

Bei diesem Rufe trat eine Todtenstille am Bord der „Confiance" ein.

„Holla!" rief Mal-en-train hinauf.

„Ein Schiff!" schrie die Wache.

„Ein Schiff?" wiederholte Surcouf. „Wo denn?

„Auf Triberd, hinter uns."

„Wohin sein Strich?"

„Nach Norden."

„Ist es groß?"

„Ja." . . .

„Desto besser, meine Kinder," sagte Surcouf, dem ein momentaner Anflug von Unruhe auf den Gesichtern seiner Leute nicht entgangen war.

Und wieder an den Seilen hinaufkletternd, erreichte er schnell sein luftiges Observatorium.

Einige Augenblicke später kam er wieder herunter, aber auf seiner Physiognomie lag ein unverkennbarer Ausdruck sorgenschweren Ernstes.

Die Matrosen sahen ihn betreten an. Nie hatten sie an dem kühnen Corsaren eine ähnliche Miene bemerkt.

Was Surcouf erkannt hatte in diesem zweiten Schiffe, welches in gerader Linie auf die „Confiance" zusteuerte und sie in weniger als fünf Stunden erreicht haben mußte, war der furchtbare „Kent", den er so lange bis er mit Dutertre zusammentreffen würde, zu beobachten gelobt hatte.

Die arme „Confiance" befand sich demnach zwischen den 60 Kanonen der „Medusa" und den 90 Geschützen des Linienschiffes in einer ziemlich kritischen Lage. 200 Franzosen hatten einen Kampf gegen mindestens 2000 Engländer in Aussicht.

„Und sich sagen müssen," seufzte Malsenstrain, „daß an all' diesen Verlegenheiten nur der Freitag schuld ist! . . .

„Nun, und ich," erwiederte Gatiset, „habe gerade deßhalb Vertrauen. — Zwei Schiffe der ostindischen Compagnie," fügte er hinzu, indem er die Strickleiter hinaufstieg und einen ganzen Sack voll Handgranaten hinter sich nachschleppte, „beim Teufel, mir kommt es vor, wie wenn das Hochzeitskleid meiner Braut heute fertig werden müßte!"

Es war übrigens nicht zu verkennen, daß das blinde Vertrauen Gatisets nichts weniger als von seinen Kameraden getheilt wurde.

Nicht, daß etwa die Equipage der „Confiance" Angst gehabt hätte. Nein, Furcht kannten diese tapferen und verwegenen Matrosen nicht, nie machte sie die Gefahr erbleichen; allein ihr Muth wurde ein passiver.

Da es eine absolute Unmöglichkeit war, diese beiden überlegenen Feinde zu besiegen, sahen die Corsaren ihren gewissen Untergang voraus und es hatte sich ihrer jene verderbliche Sorglosigkeit bemächtigt, der sich der Seemann in einer Gefahr, die er nicht überwältigen kann, so gerne überläßt.

„Weil wir denn doch geliefert sind," sagten sie zu einander, so ist es nicht der Mühe werth, uns erst noch zu plagen. Wozu uns vorerst bei der Arbeit die Hände zerreißen, wenn sie uns später den Bauch aufschlitzen? Bevor wir nur ans Entern denken können, sind wir in in den Grund geschossen, also ist es besser, wir ersäufen uns im Wein, als uns von ihnen im Seewasser ersäufen zu lassen."

Sourcouf kannte den Charakter der Matrosen zu gut, um nicht zu wissen, daß ihre stoische Gleichgültigkeit auf keine andere Art als durch Thaten zu besiegen sei.

Er wußte genau, daß der kleinste Hoffnungsschimmer genügte, um bei diesen Männern den vollen energischen Muth wieder zu beleben, aber welche Hoffnung konnte er ihnen geben?

„Wir werden im Kampfe unterliegen," sagte er zu sich selbst, indem er mit kaltem Blute alle Chancen erwog, „wir werden unterliegen, das ist positiv nicht anders möglich, aber noch unmöglich ist es, mein Schiff zu opfern. Wäre mir dieses verdammte Linienschiff nicht im Rücken, mit der Fregatte hätten wir am Ende fertig werden können. . . . Aber kaum wäre dieser Kampf beendet, so würde ein neuer mit dem „Kent" beginnen. Dann hätte ich aber bereits Leute verloren, mein Schiff hätte Havarien und der Widerstand, den ich unter solchen Verhältnissen leisten könnte, wäre von kurzer Dauer. . . Armer Dutertre, Du würdest keine Confiance keinen Surcouf mehr finden; dieß darf aber nicht sein, denn ich habe ja geschworen, Dich zu erwarten. Wir müssen uns für den „Kent" aufsparen; . . . wie aber dieser verteufelten „Medusa" auskommen? Sie fliegt dahin wie eine Kugel und wird in wenigen Minuten ihre Krallen nach uns ausstrecken. Es ist nicht einmal Aussicht vorhanden, uns nur bis zur Nacht halten zu können. Und doch brächte die Nacht uns Heil. Die „Confiance" ist eine so gute Seglerin!... Ich würde dem Engländer hundert Mal entkommen. Laß sehen, es handelt sich darum, diese Goddams anzuführen. Aber wie?" . . .

Surcouf stützte beide Ellenbogen auf die Brüstung und legte den Kopf in seine Hände, um ungestörter seinen erfinderischen Geist zu concentriren.

Surcouf war ein Mann von eben so hoher Intelligenz als gewaltiger Energie. Ein unsicheres Hin- und Herschwanken zwischen zwei Entschlüssen kannte er nicht, aber nie noch hatte er sich in einer so schwierigen Lage befunden. Er hatte gut sich besinnen und sich immer und

immer wieder an die Stirne schlagen, als wolle er die schlummernden Ideen wecken, er fand nichts, um die drohende Gefahr von sich abzuwenden. Mit stierem Auge sah er über die weite See hin und betrachtete, ohne es eigentlich selbst zu wissen, den Himmel; da fuhr er plötzlich wie von einem Traume erwachend auf und sah mit seinem Fernrohre in den blauen Aether, ja er hatte sich nicht getäuscht, es war ein ganz kleines Wölkchen, welches am Horizont aufstieg und von dem erfahrenen Seemanne mit einem freudigen Ausrufe begrüßt wurde.

Schon im nächsten Momente war auf seinem Gesichte keine Spur von Sorge zu finden, und die Matrosen, die mit ängstlicher Spannung jede seiner Mienen beobachteten, erkannten aus seinem befriedigten Lächeln, daß noch nicht alle Hoffnung verloren sei.

Surcouf versammelte die ganze Mannschaft seines Schiffes um sich her.

„Meine Freunde," sagte er, „Ihr seid keine zaghaften Kinder, sondern tapfere Corsaren; ich verhehle Euch deshalb die Wahrheit nicht. Hinter uns lavirt der „Kent" mit seinen 90 Kanonen und 1200 Mann, vor uns die „Medusa," mit der wir in weniger als einer halben Stunde Bord an Bord sein werden. Es ist demnach unsere Situation keine zu leichte, und zwar für so gewiß verloren, daß die Fregatte mit uns wie eine Katze mit einer Maus spielt. Aber beruhigt Euch, Kinder, die Bursche haben uns noch nicht und ich schwöre Euch bei allen Gewittern, daß sie uns auch nicht erwischen."

(Fortsetzung folgt.)

Eine gefährliche Bonne.

Madame Z . . ., eine wohlhabende Pariserin, wurde vor Kurzem früh Morgens benachrichtigt, daß ein Fremder mit ihr zu sprechen wünsche, und zwar in einer sehr wichtigen Angelegenheit. Nachdem derselbe vorgelassen war, sagte er:

„Verzeihen Sie, Madame, daß ich Sie schon so zeitig am Morgen belästige. Ich bin Beamter der Sicherheitspolizei und komme als solcher, eine Untersuchung in Ihrem Hause vorzunehmen, da wir die Gewißheit erlangt haben, daß sich ein sehr gefährlicher junger Verbrecher zu Ihnen geflüchtet hat."

Man kann sich denken, wie sehr Frau Z . . . bei dieser Mittheilung erschrack, und zwar um so mehr, als der Agent noch versicherte, daß sich der gesuchte Sträfling unter ihrer Dienerschaft befinde. Frau Z . . . behauptete, daß das unmöglich sei, daß alle ihre Leute schon lange bei ihr im Dienste wären und sie für dieselben einstehen könne. Der Agent entgegnete nur, daß er seine Kenntniß aus den sichersten Quellen habe und daher verlange, daß Frau Z . . . unter irgend einem Vorwande ihre gesammte Dienerschaft herbeirufe.

Nun ließ man nach einander den Kammerdiener, den Kutscher &c. kommen, welche sämmtlich verschiedene Befehle erhielten, ohne zu ahnen, aus welchem Grunde man sie gerufen habe. Der Agent erkannte in keinem derselben den Gesuchten und Frau Z . . . erwartete daher schon, daß er sich wieder entfernen werde.

Aber er blieb und sagte:

„Verzeihen Sie, Madame, aber ich bin noch nicht von dem Gegentheile der mir gemach-

ten Angaben überzeugt. Lassen Sie uns zu dem weiblichen Dienstpersonal übergehen.“

Frau Z . . . fuhr erschreckt auf ihrem Stuhle empor.

„Ach! mein Herr, was für ein Einfall! Wenn es aber sein muß, so will ich meiner Kammerjungfer klingeln.“

Dieselbe trat ein.

Der Agent gab aber sehr bald der Dame ein kaum merkbares verneinendes Zeichen, und diese befahl darauf der Kammerjungfer, die Bonne mit den Kindern herbei zu rufen.

Fräulein Angelique trat sogleich ein, die Hände nachlässig in den Taschen ihres festonnirten Percal-Schürzchens. Lange Ringellocken fielen unter dem mit rothen Bandschleifen besetzten Häubchen hervor und umgaben ein Antlitz, auf welchem der Ausdruck jungfräulicher Unschuld lag.

„Das ist mein Mann!“ rief der Agent aus, indem er mit der einen Hand die vorgebliche Bonne ergriff, mit der andern aber die Haube und das falsche Haar vom Kopfe des zarten jungen Mädchens riß.

Man kann sich denken, wie gewaltig Frau Z . . . erschrack, als sie erkannte, daß ein entflohener Sträfling als Kindermagd in ihrem Dienste gestanden habe. Noch immer hat sie sich nicht recht wieder von ihrer Ueberraschung erholt, versichert aber Jedem, daß sie niemals eine sorgsamere, liebevollere, freundlichere Kindermagd gehabt habe, als diese von so seltsamer Art.

Die Kinder selbst weinten, als sie ihre liebe Bonne abführen sahen, und noch trostloser war der Kutscher, den dieselbe in einem solchen Grade bezaubert hatte, daß es schon seine Absicht gewesen war, um ihre Hand anzuhalten.

Nun verlasse man sich auf das Gesicht und auf Zeugnisse, denn auch diese waren bei Fräulein Angelique in bester Ordnung gewesen.

Abschied.

Auch Dir ruf' ich, eh' wir uns trennen,
Ein herzlich Wort: O lebe wohl!
Ein Lebewohl, doch ohne Thränen,
Mein Auge blickt jetzt kalt und hohl;
Denn ich, ich habe keine Thränen
Für schwerer Prüfung höchste Pein,
Die Feuer, die da drinnen brennen,
Sie sogen deren Quelle ein!
Sieh, selbst der Bettler, er hat Thränen,
Ihm hat der Gott sie nicht versagt,
Wenn böse Menschen ihn verhöhnen
Und er am Hungertuche nagt! —
Doch will ich ferner Dir nicht klagen,
Daß ich vergeh' in meiner Pein,
Will meinen Schmerz alleine tragen
Will schweigend selbst nun Trost mir sein!
Wornach ich stets gestrebt, gerungen
Auf meiner trüben Lebensbahn,
Was ich im Liede oft besungen,
Was ich gehofft — es war ein Wahn!
So liegt es denn in wüsten Trümmern
Mein Leben, meine ganze Welt,
Mich Armen kann es nichts mehr kümmern,
In Leiden bin ich wohlgestählt! —
Wohl ist's ein schmerzlich bittres Scheiden,
Im Busen tobt ein wilder Schmerz,
Wenn man sich trennt für alle Zeiten
Von einem treuen Freundesherz!
Vom Freunde, der in frohen Stunden
Die Freuden gern' mit mir getheilt,
Der auch die Leiden mitempfunden,
Wenn schwerer Kummer bei mir weilt';
Doch schließ' ich alle Trennungsschmerzen
In meiner Brust tief unten ein,
Und ruf' Dir zu aus vollem Herzen:
O zürne nicht — es muß ja sein!
Das wunderlichste aller Dinge
Ist wohl das Herz in Menschenbrust:
Ob heut' es auch im Leib zerspringe,
Jauchzt Morgen es in froher Lust;
Es sehnt sich heut' nach beß'ren Tagen,
Nach Licht und milden Sonnenschein,
Und schließt im Busen alle Klagen
Um treue Freunde grausam ein;

Doch morgen weint es bittre Thränen,
Es grämt und schmerzt es der Verlust,
Vergebens ist dann heißes Sehnen
Nach Freunden in der öden Brust.
So stehe ich vor Dir beklommen
Und reich' zum Abschied Dir die Hand!
Wohl mögen beſſ're Tage kommen
In jenem fernen fremden Land:
Doch mag ich Schätze auch erringen,
Mag ich dort drüben glücklich sein,
Mag auch das Schönste mir gelingen —
Ich bin ja — einsam und allein!
Nicht heilen dort die Herzenswunden,
Dort hab' ich keinen treuen Freund
Der mit mir lacht in frohen Stunden,
In trüben Tagen mit mir weint. —
Doch, wozu noch dieß dumpfe Klagen,
Wenn ich jetzt scheiden muß und soll!
Zu Dir hin mögen Winde tragen
Den letzten Kuß: O lebe wohl!

Reburg.

Verzweifelte Lage. Aus dem Sächsischen wird folgende tragikomische Geschichte erzählt. Im Coupé zweiter Klasse des Dampfwagens, welcher von Leipzig nach Dresden ging, saß neulich ein wohlbeleibter dicker Engländer, so eine Art Fallstaff-Figur, inmitten von noch vier Herren und zwei Damen. Der deutschen Sprache unkundig, verharrte er in tiefem Schweigen bis zur Station Priestewitz, wo er plötzlich die Worte murmelte: Wie — lang — Tunnel?" Einer der Herren, welcher in der Frage zu verstehen glaubt: wie weit es noch bis zum Tunnel sei, antwortet ihm laut und vernehmlich: „Eine halbe Stunde! Der Engländer, welcher über alle Maßen schwitzt, reibt sein Gesicht mit dem Taschentuche, man sieht, er transspirirt am ganzen Leibe. Da geschieht die Einfahrt in den Tunnel; er ergreift schnell den Reisesack, welcher sich unter seinem Sitz befindet, öffnet ihn hastig, entledigt sich seines Rockes und ... vor Augen dunkle Nacht, Brausen und Sausen! Hie und da ein Schimmer der triefenden nassen Felswand. Beklommenen Herzens sehnen sich die Damen nach Freiheit und Licht; der Druck der Luft, die Finsterniß, sie liegen wie ein Alp auf ihrer Brust. Da — endlich Licht und freies Aufathmen, zugleich aber ein Schrei der Damen, welche den Schleier vom Hut herabdecken, um nicht die verzweifelte Situation des Engländers zu schauen. Der gute Insulaner hatte geglaubt, die Fahrt durch den Tunnel dauere eine halbe Stunde, und diese Zeit wollte er zum Wechsel seiner Wäsche benutzen, was ihm bei der Eile der Abfahrt in Leipzig nicht möglich war.

Was für ein lärmendes Geschöpf würde der Mensch sein, wenn seine Stimme im Verhältniß zu seinem Gewicht so laut wäre wie die der Heuschrecke! Eine Heuschrecke kann man über dreihundert Fuß weit hören. Die kleinste Gattung des Zaunkönigs wiegt eine halbe Unze, so daß ein Mann von mittler Größe wenigstens soviel wie 4000 Zaunkönige wiegt, und es müßte sonderbar zugehen, wenn ein Zaunkönig nicht wenigstens — vier Heuschrecken aufwöge. Gesetzt demnach, daß ein gewöhnlicher Mensch so viel wie sechzehntausend Heuschrecken wiegt und die Stimme einer Heuschrecke dreihundert Fuß weit gehört werden kann, so müßte ein Mensch von gewöhnlichen Dimensionen und gesunder Lunge sechzehntausend Heuschreckenkraft besitzen und sich auf eine Entfernung von zweihundert Meilen vernehmlich machen können. Wenn er nieste, müßte ihm das Haus sofort über dem Kopfe zusammenstürzen.

Ein Kaufmann der vorzüglich mit Parfümerien handelte, war theils durch falsche Speculationen, theils durch übertriebenen Aufwand, in solch verwickelte Verhältnisse gerathen, daß man täglich einer Bankerotterklärung entgegen sah. In dieser Zeit gingen zwei Israeliten an seinem Laden vorbei, aus welchem ihnen die Parfümerien so lieblich entgegen dufteten, daß einer von ihnen ausrief: „Gottes Wunder, wie herrlich riechts hier." — „Hier wohl," versetzte der Andere, „aber komm' nur erst hinten in's Comptoir, da riecht's schon anders."

Ein Fremder ließ sich in Berlin von einem Lohnlakaien umherführen, um die Merkwürdigkeiten dieser Residenz zu besehen. Unter andern verlangte er auch von ihm, daß er ihn nach der Blindenanstalt führen sollte; als beide dort angekommen waren, fragte der Fremde den Führer: „Ist hier das Blindeninstitut?" — „Ja, mein Herr!" versetzte der Lohnlakai, Sehen Sie denn nicht, da sehen zwei Blinde aus dem Fenster."

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: Aug. Penz.

Nr. 27. VI. Jahrg.

Die
Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 1. Juli 1860.

Eine Fahrt im indischen Ocean.

Frei nach Ernest Capendu bearbeitet von Heinrich v. Veltheim.

(Fortsetzung.)

Ein stürmisches Hurrah der gesammten Mannschaft war die freudige Erwiederung auf diese Worte.

„Sagt," fuhr Surcouf fort, „habt Ihr noch immer volles Vertrauen zu mir?"

„Ja, ja! . . . es lebe der Commandant! rief man von allen Seiten.

„Nun denn, meine Freunde, dann zieht die Kanonen zurück, schließt die Stückpforten und wartet getrost ab, was da kommen wird.

Man sah Surcouf überrascht an, denn das große Linienschiff wurde immer größer und die „Medusa" immer drohender, aber man befolgte seine Befehle.

Bald mußten die Fregatte und die Corvette bis auf Kanonenschußweite an einander kommen, da geschah, was Surcouf voraus gewußt, was das kleine Wölkchen am Himmel verkündet hatte, . . . es trat, wie dieß in jenen tropischen Zonen so häufig der Fall ist, eine ganz plötzliche Windstille ein, so daß sich die drei Schiffe nicht mehr von der Stelle zu bewegen vermochten.

„So ist's Recht, rief Surcouf, vergnügt sich die Hände reibend, „jetzt können wir ruhig die Nacht abwarten und dann mit Hülfe der Brise, die sich nach Sonnenuntergang erheben wird, in ihrer Dunkelheit entfliehen. . . . Und nun, Garneray, lassen Sie unsere Flaggen aufhissen, die Kerls sollen sich an ihrem Anblicke halb zu todt ärgern, wenn sie sehen müssen, wie nah sie uns sind, ohne uns etwas anhaben zu können."

Garneray ließ den gegebenen Befehl vollziehen.

Nach wenigen Minuten flatterte die Tricolore hoch auf dem Hauptmaste der „Confiance" und kündigte sich den Engländern mit einem Kanonenschuß an.

Die Kugel ricochetirte auf dem Spiegel des Kaffers und sank etwa eine halbe Fadenlänge vor der „Medusa" kraftlos unter. Ihre Wirkung war übrigens doch die von Surcouf gewünschte.

Es war nämlich der Schuß noch kaum verhallt, als die Fregatte vier Schaluppen ins Meer ließ und jede mit 50—60 Soldaten bemannte.

„Kinder, Kinder," rief Surcouf außer sich vor Freude, als er dies sah, „unser Glücksstern leuchtet noch! Seht nur, sie haben sich lödern lassen. Auf Seemannswort, die Kerle müssen vom Teufel besessen sein, sich mit vier Booten an eine französische Corvette zu wagen! . . . Oder halten sie uns vielleicht für Häringsfänger? Nun gut, meine Herren Engländer, Ihr gabt mir vorhin eine Lection anderer Art, an die Ihr Euch erinnern sollt. Allons, meine Kinder, jetzt mag kommen, was da will, wir sind gewiß, den Krallen der „Medusa" zu entkommen. Auf der andern Seite sitzt der „Kent" fest, wie wenn er vor Anker läge. Er ist aber noch viel zu entfernt, um der „Medusa" in Schaluppen Hülfe schicken zu können. Von ihm ist also nicht das Geringste zu befürchten. . . . Jeder auf seinen Posten! . . . Und Du," fügte er zu einem Schiffsjungen hinzu, „hole mir den Schiffszimmermann, und zwar schnell, so schnell als möglich!"

Der verlangte Zimmermann kam eiligst herbei.

„Nimm ein paar Dutzend Fässer," befahl ihm Surcouf, „stoße ihnen den oberen Boden ein und bohre in den unteren an den beiden äußeren Punkten des Durchmessers zwei Löcher, durch die man einen mittelmäßigen Strick ziehen kann. Verstanden?"

„Ja, Capitän."

„Wenn der Strick durch ist, und zwar so, daß aus beiden Löchern etwa 3—4 Ellen davon heraushängen, dann calfatere die Löcher, damit, wenn die Fässer ins Meer gelassen werden, kein Wasser eindringen kann."

„Sehr wohl, Capitän."

„Also marsch! . . . fort, und melde mir's, wenn Du damit fertig bist."

Der Zimmermann verschwand im Raume des Schiffes, während die Matrosen, die diese Anordnungen gehört hatten, ihren Capitän fragend ansahen, da sie nicht begriffen, was er vorhatte.

„Wir werden lachen, Kinder, wir werden lachen!" rief Surcouf vergnügt. „Ihr sollt einen Spaß erleben, von dem noch Eure Kindeskinder erzählen werden."

Inzwischen kamen die Engländer mit arroganter Zuversicht immer näher.

Sie schienen weit entfernt zu sein, irgend einen Widerstand von Seite der Corsaren für möglich zu halten.

Wer hätte in der That geglaubt, daß die „Confiance" mit ihren 30 Kanonen Angesichts des „Kent" mit einer Fregatte von 60 Kanonen einen Kampf aufnehmen würde?

Man mußte Surcouf sein, um ein solches Abenteuer zu wagen.

Bald waren die anrückenden Schaluppen nur mehr einen halben Knoten entfernt.

„Ist Alles in der Batterie bereit?" rief Surcouf, sich über das Geländer der großen Treppe beugend, hinab.

„Ja," war die Antwort, welche Garnerey, der die Batterie kommandirte, heraufgab.

„Gut," schrie Surcouf wieder hinunter. „Nun lassen Sie auf Kommando alle Lucken öffnen und geben Sie dann auf die frechen Hunde aus allen Kanonen zugleich Feuer."

„Lucken auf!" erschallte das kräftige Commandowort des ersten Lieutenants. . . . „Feuer!" . . . und ein furchtbarer einziger Knall erschütterte die Corvette von ihrem Kiele bis zu den Mastspitzen, während ein röthlicher Blitz und dann eine dichte Rauchwolke die englischen Boote verhüllte. Erst nachdem sich der graue Pulverdampf verzogen hatte, war es den Franzosen möglich, sich von der verheerenden Wirkung ihrer wohlgezielten Breitlage zu überzeugen.

Von den vier Schaluppen waren zwei augenblicklich versunken, die dritte hielt sich nur noch mühsam auf dem Wasser, die vierte aber suchte mit möglichster Eile ihre Fregatte wieder zu gewinnen.

„Nun schnell zwei Boote ins Meer," befahl Surcouf, und fischt mir so viele Engländer als möglich.

Die Matrosen der „Confiance" vollzogen mit der ihnen zur zweiten Natur gewordenen Präcision den erhaltenen Befehl und holten diejenigen aus dem Meere, welche von den Kugeln verschont geblieben waren und sich durch Schwimmen zu retten suchten.

In weniger als zehn Minuten waren ungefähr drei Dutzend englische Seeleute an Bord der „Confiance".

„Gebt ihnen ein Glas Grog zu trinken, damit sie sich erholen," sagte Surcouf, sich in seiner Freude immer heftiger die Hände reibend; und nun, meine Kinder, wartet getrost die Prise ab. Ein neuer Angriff ist vorläufig nicht denkbar. Die Engländer werden an dem Erfolge des ersten genug haben. Erst wenn sich der Wind wieder erhebt, wird die „Medusa" über uns herfallen wollen, dann aber, verlaßt Euch auf mich, werden wir sie auf eine andere Weise beschäftigen."

Ungefähr zwei Stunden später, nachdem die Sonne bereits untergegangen war, blähte, wie der Capitän der „Confiance" ganz richtig vorhergesehen hatte, ein frischer Wind die Segel des „Kent" auf, dann wälzte sich eine gekräuselte Welle der Corvette entgegen und schlug nach wenigen Sekunden an ihre Flanken.

„Nun ist's Zeit, Kinder, das Schiff zu wenden!" rief der Commandant.

Um dieses Manöver auszuführen, mußte die „Confiance" der englischen Fregatte, wenn auch nur auf einen kurzen Moment, ihre Breitseite preisgeben, und gerade hierin lag die Gefahr, denn derselbe Wind, der für die „Confiance" so günstig war, setzte auch die „Medusa" in den Stand, dem Corsaren näher zu rücken.

Wüthend über ihren Verlust an Mannschaft und Booten, beabsichtigte die „Medusa" nichts Geringeres, als die arme Corvette total zu vernichten; dies allein schien ihr eine der unerhörten Frechheit des Corsaren angemessene Züchtigung.

Eine Havarie aber, so unbedeutend sie sein mochte, konnte die Franzosen in der That dem sichersten Verderben preisgeben; es war also leicht begreiflich, daß Surcouf voll Ungeduld zur Eile antrieb, während das Schiff die kritische Wendung ausführte.

„Alle Leute auf den Bauch!" brüllte er, als die „Confiance" ihren Triebord den Feuerschlünden der „Medusa" bloßgab.

Es war Zeit.

Dreißig Kanonen spieen zu gleicher Zeit einen Hagel von Geschossen der Corvette entgegen, allein zum Glücke hatte sich die „Medusa" in der Distance verrechnet und nur ein kleiner Theil ihrer Kugeln schlug im schwachen Ricochetement matt und wirkungslos an die Wände und in die Takelage des Korsarenschiffes.

Nicht Ein Mann wurde blessirt.

„Hurrah!" schrie Surcouf, ... „nun sind wir gerettet! Nun gilt's, daß wir ihnen einen Vorsprung abgewinnen. Die „Medusa" ist eben so gut auf den Füßen wie wir, daher müssen wir sie aufzuhalten suchen. . . . Hast Du die Fässer fertig?" fragte er den Zimmermann, der eben kam, ihm hierüber Rapport zu erstatten.

„Ja, Commandant!“ erwiederte dieser.

„Gut, nun bindet an jedes Faß zwei Zwölfpfünder-Kugeln an,“ rief er seinen Leuten zu.... „So! dieß wird die Fässer am Umschlagen hindern, wenn man sie ins Meer setzt; und nun,“ fuhr der erfindungsreiche Capitän fort, . . . „nun steckt mir einmal in jedes Faß einen Gefangenen und bindet ihnen aber vorerst die Hände auf den Rücken, dann laßt sie mit aller Behutsamkeit ins Meer.“

Ein ungeheures Gelächter der ganzen Mannschaft zeigte, daß sie nun die Absicht ihres Capitäns begriff.

„Halt!“ rief Surcouf, dem plötzlich eine neue Idee gekommen war, „zieht ihnen erst ihre rothen Röcke aus. Wer weiß, ob sie uns nicht bei einer Gelegenheit von Nutzen sind.

In wenigen Sekunden waren die englischen Marinesoldaten ihrer Monturen entledigt, dann wurden sie in die Fässer gesteckt und Einer nach dem Andern über Bord gelassen, während sich die Corvette rasch entfernte.

Entsetzt über ihre gefährliche und doch dabei lächerliche Lage stießen die seltsamen Schiffer verzweiflungsvolle Schreie aus und flehten um Hilfe.

Einer bei allen seefahrenden Nationen gleich heilig gehaltenen Pflicht zu Folge, durfte die „Medusa“ nicht Einen ihrer Leute seinem Schicksale preisgegeben, so lange noch Rettung möglich war. Sie sah sich daher genöthigt, die Schnelligkeit ihres Laufes zu mindern, um einem ausgesandten Boote Zeit zu lassen, die Unglücklichen an Bord zu bringen.

„Jetzt ist's gewonnen,“ rief Surcouf. „Sie sind nun wenigstens eine halbe Stunde aufgehalten. Inzwischen entfernen wir uns mit der ganzen Kraft des Windes und ehe sie an unsere weitere Verfolgung denken können, begünstigt die Nacht unsere Flucht.“

„Ein unbeschreiblicher Enthusiasmus bemächtigte sich der wie durch ein Wunder geretteten Mannschaft. Man umarmte sich, schüttelte sich die Hände und ließ Surcouf mit einem so kräftigen Vivat hochleben, daß die „Medusa“ diesen endlosen Jubel noch lange wie ein höhnisches Spottgeschrei hörte.

Am andern Morgen, bei Sonnenaufgang, war die Fregatte spurlos verschwunden.

Hingegen blieb der „Confiance“ ein anderes Schiff in Sicht, nämlich der gewaltige „Kent,“ den Surcouf bis zu seinem Zusammentreffen mit dem „Vulkan“ nicht mehr aus den Augen zu lassen geschworen hatte.

9.

Der „Kent“ war bestimmt eines der schönsten Schiffe, die je die Werften von Portsmouth verließen.

Prachtvoll hinsichtlich der Eleganz seiner inneren Einrichtung und furchtbar, was seine kriegerische Ausschmückung anbelangte, konnte er als ein wahres Musterschiff gelten.

Besonders war die Cajüte des Capitäns ohne Zweifel der reizendste Aufenthalt, dessen sich je ein Seeoffizier auf einem Schiffe zu erfreuen gehabt.

Im Momente, als wir den Leser in dieselbe einführen, hing von der vergoldeten Decke des Salons eine mit den buntfarbigsten und glänzendsten Federn der seltensten indischen Vögel geschmückte Hängematte herab, in der sich eine Frau von höchstens zwei und zwanzig Jahren sanft schaukelte.

Ihr halb europäisches, halb orientalisches Costüme erhöhte die außerordentliche Schönheit der jungen Frau.

Sie trug in den Haaren ihres graziös zurückgelegten Kopfes eine Schnur kostbarer Perlen, deren milchweißer Glanz mit dem goldenen Schimmer ihres blonden Scheitels harmonisch sich vermählte.

Ihre entblößten Schultern, von üppiger Fülle, bildeten in reizenden Wellenlinien den Uebergang ihres zarten Halses zum schwellenden Busen, der sich unter dem durchsichtigen Flor einer leicht geschlungenen Echarpe sanft wölbte und ihre schlanke Büste zum vollendetsten Modell einer titianischen Venus machte. Ihre schönen, nackten Arme ruhten in der graziösen Rundung plastischen Ebenmaßes auf ihren vollen Hüften, über welche der reiche Faltenwurf ihres luftigen Mousselinkleides bis herab zu den feingefesselten Füßchen fiel, die etwas über die Hängematte hervorsehend ihre aristokratische Zierlichkeit der Bewunderung eines Mannes preisgaben, der dieser reizenden Erscheinung auf einem weichen türkischen Divan gegenüber saß.

Das intelligente Gesicht dieses etwa 30 bis 35 alten Mannes, dessen tiefdenkender Ernst durch den sanften Ausdruck seiner blauen Augen gemildert wurde, war von edlem Schnitte und ließ errathen, daß man eine Persönlichkeit von hoher Distinction und vornehmer Abkunft vor sich habe.

Es war Lord Ravington, der Commandant des „Kent", der eben mit seiner Gemahlin, der jungen hübschen Dame in der Hängematte, ein eifriges Gespräch führte, dessen Gegenstand für beide Theile von hohem Interesse zu sein schien, denn die Wangen der Lady waren lebhaft geröthet, auf der Stirne des Lords aber lag eine leichte Wolke.

„Du willst es also durchaus Therese?" sagte Ravington, indem er seine kostbare Pfeife weglegte, die über das Gespräch ausgegangen war. „Du bestehst darauf? . . .

„Ja, Sidney, ja, ich will es," erwiederte die junge Frau mit dem decidirten Tone einer verwöhnten Herrscherin, „Du hast mir's versprochen und ich will, ich kann Dich Deines Wortes nicht entbinden.

Warum dieses Zaudern, warum diese Unentschlossenheit, Sidney? . . . Soll ich glauben, daß Du mich nicht mehr liebst?"

„Bedenke, was Du von mir forderst, Therese. Den Dienst in Kriegszeiten quittiren, gerade jetzt den Abschied nehmen, wo es für jeden Briten eine Ehrensache ist, nach dem Degen zu greifen."

Gerade weil England gegen Frankreich Krieg führt, will ich nicht, daß Du noch länger dienest.

„Du liebst also Frankreich mehr als mich, Therese?"

„Ich liebe Dich und liebe Frankreich. Du bist mein Gatte, Frankreich aber ist mein Vaterland. Kann ich als Französin zugeben, daß Du gegen Frankreich kämpfest? Gegen Frankreich, wo mein Vater lebt, der es vertheidigt, . . . mein Vater, von dem ich auf immer getrennt bin!" . . .

„Du wirst ihn wiedersehen, Therese, beruhige Dich," bat Lord Ravington.

„Meinen Vater?" rief die junge Frau. „O nie Sidney, Du weißt wohl, daß dieß unmöglich ist. O mein Gott, wenn er erfahren würde, daß ich noch lebe, daß ich Dir verziehen habe, . . . daß ich Dich liebe . . . . er würde mich tödten!" . . .

„Ist unsere Liebe nicht sanctionirt vor Gott und Menschen? Bist Du nicht Lady Ravington?"

„Ich bin Lady Ravington, aber ich bin es nur in England, ich bin es ohne die Zustim-

mung meines Vaters und ohne diese hat in Frankreich meine Ehe keine Geltung. In England bin ich Deine Frau, in Frankreich bin ich nur Deine Maitresse. Nie würde mein Vater mir den Namen eines Mannes geben, der gegen Frankreich kämpft. Aber Du mußt dieß fühlen, mußt begreifen, was ich leide, und doch, Sidney, doch kannst Du noch schwanken, der Ruhe meines Lebens, meinem Glücke, meinem Frieden das von Dir verlangte Opfer zu bringen? . . . Wenn ich denke, daß ein tückischer Zufall Dich mit einem Schiffe zusammenführen könnte, welches mein Vater befehligt. . . . Höre, Sidney, wenn dieß je geschehen würde, ich brächte mich um's Leben.

„Therese, Therese," rief Ravington, „wie können so häßliche Worte über Deine Lippen kommen? Beruhige Dich, mein Kind, ja, ich werde Deinen Willen thun. . . . Sobald wir in Calcutta landen, werde ich mein Entlassungsgesuch einreichen."

„Wirklich, Sidney, willst Du es? . . . Ist es Dein voller Ernst?

„Ich schwöre Dir's."

„Du willst Deine Stelle niederlegen, willst mir dies große Opfer bringen?"

„Verlangst Du es nicht?" erwiederte Lord Ravington mit einer unbeschreiblichen Güte. „Kann ich Dir widerstehen?"

(Fortsetzung folgt.)

Eine heitere Gerichtsscene in Tyrol.

Die „Gerichtszeitung" theilt folgendes prozessualische Kuriosum heiterer Art aus Südtyrol mit, welches beweisen kann, wie weit dort die Prozeßsucht getrieben wird. Die nachfolgend erzählten drei Eselsprozesse sind in Wirklichkeit durch alle drei Instanzen durchgeführt worden.

A. trieb seinen Esel mit Butter und Käse beladen von der Alpe herab, als ihm auf dem Wege B. begegnete.

A. sprach den B. um eine Prise Tabak an, die ihm jedoch mit dem Bedeuten verweigert wurde, daß er für ihn keine Prise habe.

A. fragte darauf, ob er wohl dann eine Prise erhalten würde, wenn er dem Andern dafür seinen Esel sammt der darauf befindlichen Waare geben würde.

B. nahm diesen Vorschlag an, gab dem A. die Prise Tabak und dieser übergab ihm den beladenen Esel. So gingen sie in bester Eintracht, B. seinen beladenen Esel treibend, über den Berg herab bei der Wohnung des A. vorbei, bis in das Dorf, wo B. ansässig war.

Bei seinem Hause angekommen, sagte B.: „Da nimm Deinen Esel wieder, ich sehe die Sache nur als Scherz an, da ja eine Prise des besten Tabaks mit dem Werthe des Esels und der Waare in keinem Verhältnisse steht."

Darauf erwiederte A., daß er den Esel hier nicht annehme, B. hätte ihm denselben bei seinem (des A.) Hause, wo sie vorbeigingen, übergeben sollen; da er dies aber nicht gethan, sei er verpflichtet, ihm den Esel hinaufzutreiben.

Darüber geriethen sie in einen Wortwechsel und da keiner den Esel nehmen wollte, begaben

sich beide zum Gemeindevorstande, um dort ihren Streit auszumachen. Der Gemeindevorstand versuchte, sie zu vergleichen; allein umsonst, beide verließen mit Zurücklassung des beladenen Esels das Haus.

Der Gemeindevorstand, in der Meinung, so in seiner Amtspflicht zu handeln, ließ nun den Esel entlasten und Butter und Käse in einem Verkaufsgewölbe deponiren, den Esel aber gab er in das dortige Gasthaus zur einstweiligen Verpflegung.

Nun klagte der A. den B. und stellte das Begehren, der letztere sei schuldig, ihm den Esel in das Haus zu stellen und alle Kosten zu vergüten.

Dieser Prozeß dauerte beinahe ein volles Jahr, bis er in erster Instanz nach dem Klagebegehren entschieden wurde. Ueber Appellation des B. wurde dies Urtheil in zweiter Instanz abgeändert; in dritter Instanz wurde das appellatorische Urtheil bestätigt.

Nun holte A. seine Waare ab und wollte auch seinen Esel nach Hause treiben, allein dies wurde ihm verweigert, weil er nur gegen Bezahlung der Verpflegungskosten ausgeliefert werde. A. verweigerte die Vergütung und meinte, der Wirth möge sich nur von Demjenigen bezahlen lassen, der ihm den Esel in Verpflegung gegeben habe.

Wirklich klagte der Wirth den Gemeindevorstand auf Zahlung der Verpflegungskosten, und obgleich dieser einwendete, daß er nicht im Privatwege, sondern nur in seiner Amtsthätigkeit ihm (Kläger) den Esel in Verpflegung gegeben habe, so wurde er doch zur Zahlung verurtheilt. Dies war der zweite Prozeß. Nun aber belangte der Gemeindevorstand den Eigenthümer des Esels im Regreßwege auf den Ersatz der an den Wirth bezahlten Verpflegungskosten, welche er endlich auch wirklich erstritt. Dies war denn der dritte Esels-Prozeß.

Szozat (Aufruf.)

Ungarisches Nationallied von Vörösmarty, übersetzt von Max Moltke.

Dem Vaterland, o Ungar, halt
Die Treue unbefleckt,
Das — deine Wieg' und einst dein Grab —
Dich hegt und pflegt und deckt.

Auf weiter Erde nirgend sonst
Winkt eine Stätte dir;
Hier mußt du deinem Schicksal steh'n, —
Hier leben, sterben hier.

Dies ist der Boden, wo so oft
Floß deiner Väter Blut;
Auf welchem die Erinnerung
Von tausend Jahren ruht.

Hier rang um einer Heimath Herd
Held Arpads Kriegerschwarm;
Hier brach entzwei der Knechtschaft Joch
Des tapfern Hunyads Arm.

O Freiheit! Hier entrollte oft
Dein blutig Banner sich,
Und unsere Besten sanken hin
Im langen Kampf für dich.

Und trotz so manchem Schicksalsschlag,
Davon dies Land erbebt:
Gebeugt zwar, doch gebrochen nicht,
Des Landes Volk noch lebt!

Es lebt, und an die ganze Welt
Ergeht sein Aufgebot:
„Ein tausendjährig Leiden fleht
Um Leben oder Tod!“

Es kann nicht sein, daß so viel Blut
Vergossen nur zur Schmach,
Umsonst der Gram ums Vaterland
Die treusten Herzen brach.

Es kann nicht sein, daß so viel Geist
Und Kraft und heil'ger Muth
Hinwelken soll, weil auf dem Land
Ein schwerer Fluch nun ruht.

Noch kommen muß und kommen wird
Ein beſſ'rer Tag, um den
Viel hunderttauſend Lippen, ach!
Mit heißer Inbrunſt fleh'n.

Sonſt kommen wird, wenn's kommen muß,
Ein Sterben, blutig groß,
Wo über'm Leichnam eines Volks
Sich ſchließt der Erde Schoß.

Und auf des todten Volkes Grab
Die Völker werden ſeh'n,
Und in Millionen Augen
Die Trauerthräne ſteh'n.

O Ungar, halt dem Vaterland
Die Treue unbefleckt,
Das dich erhält und, wann du fällſt,
Mit ſeinem Raſen deckt.

Auf weiter Erde nirgend ſonſt
Winkt eine Stätte dir;
Hier mußt du deinem Schickſal ſteh'n, —
Hier leben, ſterben hier.

Curioſum. Im Beſitze eines Münchener Sammlers befindet ſich ein Holzſchnitt, welcher das Portrait eines jungen Mannes, Namens Chriſtoph Fellner, aus der Zeit des vorigen Jahrhunderts in der originellen Weiſe vorſtellt, wie er in der Oberpfalz in Verhaft genommen ward. Derſelbe hatte ſich nemlich „aus vorgeblicher Veranlaſſung eines ihm erſchienenen Geiſtes" auf bloßem Leibe und an allen Gliedmaſſen, ja ſelbſt an Naſe, Kinn, Stirne und Wangen über dreihundert weiß und blaue Mäſchlein annähen laſſen!!

Saphir hielt ſich einige Zeit in der Reſidenz eines ſehr kleinen Fürſtenthums auf; er hatte ſich bei dem Fürſten durch eine ſehr witzige und beißende Bemerkung ſo mißliebig gemacht, daß der Fürſt ſofort dekretirte: „Saphir ſoll binnen drei Tagen den Staat verlaſſen." Der Humoriſt erbat ſich bei Sr. Durchlaucht noch eine Abſchiedsaudienz, die ihm unbegreiflicher Weiſe auch bewilligt wurde, und da ſagte er zum Fürſten: „Wenn Höchſtdieſelben auf Ihren Balkon gehen wollen, ſo werden Sie ſehen, daß ich ſofort die Grenzen Ihres Staates überſchreiten werde."

Es gibt eine Art Stücke, die nicht ausgepfiffen werden können, und zwar aus dem ſehr natürlichen Grunde, weil es unmöglich iſt, beim Gähnen zu pfeifen.

Es geht nichts über die Vielſeitigkeit eines amerikaniſchen Zeitungs-Schreibers; Julius Cäſar iſt ein Stümper dagegen. Herr Wright in Newyork ſchreibt mit einer Feder in jeder Hand über zwei verſchiedene Gegenſtände ſetzt die Wiege ſeines ſchreienden Jüngſten mit dem Fuße in Bewegung, pfeift ihm das National-Lied vor und lieſt aufmerkſam eine Kongreß-Rede; Alles zu gleicher Zeit.

Bis zum Jahre 1350 und ſelbſt noch ſpäter wurde in England ein zum Tode Verurtheilter begnadigt, wenn er leſen konnte. Man hielt ihm eine lateiniſche Bibel vor und wenn er las ſo hieß es: „Quod legit" und er war frei. Ja lernte ein Verurtheilter zwiſchen der Verurtheilung und der Execution leſen, ſo ward er noch unter dem Galgen begnadigt, wovon man ſogar noch ein Beiſpiel unter der Regierung der Königin Eliſabeth findet.

In Paris ſprach man von der Geldverlegenheit Frankreichs. „Pah", ſagte ein Oberſt, „mit einer Armee von 600,000 Mann füllt der Kaiſer jeden Abgrund aus. Das erſte Kaiſerreich war nie um ein paar Millionen verlegen, das zweite wird es auch nicht ſein."

In einem Bivouak aß ein Soldat mit einem ſilbernen Löffel aus ſeinem Kochgeſchirr. — „Den haſt Du gewiß mitlaufen laſſen?" ſagte ſein Offizier zu ihm. — „Nein," erwiderte der Soldat, „der Piſang (paysan, Bauer) hat ihn mir gegeben." — „Was, gegeben! geſtehe es nur, Du haſt ihn genommen." — „Nein, ich habe ihn nicht genommen, er hat ihn mir ſelbſt in die Hände gegeben." — „So! was ſagte er denn dabei?" — „Er hat nichts geſagt, ſondern greinte (weinte) blos."

Druck und Verlag von J. F. Mietſch. Verantwortlicher Redakteur: Aug. Benz.

Nro 28. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 8. Juli 1860.

Eine Fahrt im indischen Ocean.

Frei nach Ernest Capendu bearbeitet von Heinrich v. Veltheim.

(Fortsetzung.)

„Habe ich je Deine Liebe mißbraucht, Sidney?“ frage die Lady mit einem bezaubernden Lächeln.

„Ich weiß es nicht, aber ich bin glücklich, wenn ich Dich so lächeln sehe.“

„Du bist gut, mein Sidney, und ich liebe Dich!“ rief die schöne junge Frau, indem sie ihre Matte verließ und ihren Gatten zärtlich umarmte.

„Und wenn ich einmal meine Entlassung habe,“ fuhr Lord Ravington fort, sie an seine Brust drückend, „dann wirst Du nicht mehr leiden, dann wird nichts mehr Deine heiteren Züge trüben; wirst Du mir diesen Lohn für diesen höchsten Beweis von Liebe, welchen ich Dir geben kann, gewähren?“

„Ja, mein Sidney, ja, ich verspreche es Dir, dieser Tag wird der schönste Tag meines Lebens; dann, Sidney, läßt sich eher auf die Verzeihung meines Vaters hoffen, . . . wir werden dann zu ihm hintreten und ihm unsere Liebe gestehen, er wird vergeben, wird uns segnen und mein schönster Traum von Glück wird sich in Wirklichkeit verwandeln.“

„Gewiß, meine Therese, bald soll Deinem Glücke nichts mehr fehlen,“ betheuerte der Kommandant des „Kent“, indem er die Thränenperlen, die in den schönen Augen seiner Gattin glänzten, in zärtlichen Küssen auffog. . . . „Aber sprich, liebe Therese, willst Du mit mir jetzt nicht hinauf auf das Verdeck?“

„Nein, Sidney, ich ziehe vor, hier zu bleiben. Die englischen Damen, die auf Deinem Schiffe sind, haben nur beleidigende Blicke für mich; sie sind mir zuwider mit ihrem so grob zur Schau getragenen Hasse gegen Frankreich. Gehe allein hinauf, mein Sidney, und lasse mich Dich hier erwarten.“

Der Capitän wollte nicht weiter in seine Frau dringen und schickte sich an, sie zu verlassen. Aber bevor er noch die Thüre seines Salons erreicht hatte, war Therese wieder bei ihm. Sich auf die Fußspitzen stellend, näherte sie ihre reizenden Lippen dem Ohre ihres Gatten.

„Sidney," flüsterte sie, „sage mir, daß Du Frankreich nicht mehr hassest." . . .

Der Capitän sah die kleine Versucherin voll Liebe an und lächelnd erwiederte er:

„Seit Du in mir die thörichten Vorurtheile besiegt hast, in welchen man uns aufzieht, seit ich durch Deine Schilderungen Frankreich kennen gelernt, Therese, weißt Du wohl, daß ich Dein Vaterland nicht mehr hasse. Als Feind muß ich es achten, als Mensch bewundern und wäre der Friede unterzeichnet. . . . ich glaube, ich würde es lieben."

Ein dankbarer Blick, in welchem eine Welt beseligender Wonne lag, belohnte den Lord für diese Worte, mit welchen er Therese verließ.

10.

Während zwischen Ravington und seiner schönen Gemahlin dieses Gespräch stattfand, war auf dem Spiegel des Schiffes eine Gruppe von mehreren Herren und Damen vereinigt, die sich träge in ihren Fauteuils ausdehnten und mit jenem Phlegma, welches allen Kindern Albions angeboren ist, sich durch Conversation die Zeit zu vertreiben suchten.

Etwa 15 bis 20 Damen jeden Alters, aber fast alle von gleicher Rangstufe, unterhielten sich mit den Offizieren des Schiffes, deren glänzende Uniformen einen vortheilhaften Contrast zu den geschmacklosen Toiletten bildeten, durch die sich die Töchter Großbritaniens allenthalben auszeichnen.

Alle Blicke waren über das Bugspriet hinweg nach dem Horizonte gerichtet und schienen dort einen Punkt zu suchen, auf welchen Sir John, der erste Lieutenant des Schiffes deutete, der in seiner scharlachrothen Uniform am äußersten Ende des von den Damen gebildeten Halbkreises stand.

„Ah!" machte eine ausgetrocknete alte Lady, „ah, Sir John, was glauben Sie wohl, daß es für ein Schiff sein könnte?"

„Ich weiß es noch nicht, Lady Suntherbill," erwiederte der Gefragte, „es ist noch zu entfernt, um es erkennen zu können."

Soll der Commandant davon benachrichtigt werden?" fragte der Offizier vom Tage seinen ältesten Kameraden.

„Nein entgegnete Sir John, es ist überflüssig; zudem," fügte er mit boshaftem Lächeln hinzu, ist Seine Herrlichkeit in zu liebenswürdiger Gesellschaft, als daß es ihm angenehm sein könnte, gestört zu werden."

„Ah, shoking!" machte die magere Lady wieder.

„Glücklicher Weise haben wir ja Sie, mein wackerer Sir John, um über Alles zu wachen," bemerkte ein junger Offizier der Linie.

„Was wollen Sie, sagte ein dicker Major zu dem jungen Offizier, der eben gesprochen hatte, „Lord Ravington ist verliebt." . . .

„Ich verstehe mich so gut als irgend Einer auf Liebe," versicherte Sir Harry mit einem mörderischen Blicke auf eine junge Miß, der er angelegentlich den Hof machte, aber ich glaube, es kann nur dann von Liebe die Rede sein, wenn sie einem würdigen Gegenstand gewidmet ist. Aber eine Französin lieben?" . . .

„Eine Person ohne Geburt," rief eine andere Dame, die sich durch ihre Häßlichkeit auszeichnete. Wenn sie noch hübsch wäre, aber nicht einmal das ist sie!" . . .

„Nun ich finde sie so gar übel nicht," meinte der Major und wenn sie wollte . . ."

„Ah, ah, shoking, shoking!" kreischte die Ausgedorrte wieder.

Dieß war der Moment, in welchem Lord Ravington seine Therese verließ, um sich auf das Verdeck zu begeben.

Die plötzliche Erscheinung Lord Ravingtons brach die Conversation der Passagiere ab. Man empfing ihn mit gewohnter eisiger Kälte und erwiederte seine leichte Verbeugung mit ächt englischer Steifheit.

Gleichgiltig über die Ungezogenheiten seiner Landsmänninnen hinwegsehend, fiel sein Blick auf Sir John. Dieser näherte sich voll Eifer dem Capitän.

„Ein Segel in Sicht und ich erhalte hierüber keine Meldung? Wie kömmt dieß, mein Herr?" fragte der Lord seinen Lieutenant in sehr ernstem Tone.

„Mein Gott, Capitän," erwiederte Sir John, „ich glaubte Sie wegen einer Sache, die mir von keiner besonderen Wichtigkeit scheint, nicht stören zu sollen."

„Wollen Sie in Zukunft die Entscheidung über die Wichtigkeit einer Sache mir überlassen," entgegnete der Capitän kurz, „und belieben Sie nun, mir zu melden, was es gibt."

„Es wurde soeben ein Schiff signalisirt, Capitän", berichtete Sir John; „allein noch ist es zu weit entfernt, um etwas Näheres darüber sagen zu können. Es wäre möglich, daß es der verdammte Corsar ist, den wir gestern Abend einer unserer Fregatten entkommen sahen."

„Jenes Schiff hatte höchstens 30 Kanonen, mein Herr," erwiederte Lord Ravington, „wir sahen es vor einer Fregatte fliehen und Sie könnten glauben, daß sich eine solche Nußschaale den Batterien des „Kent" aussetzt?"

„Gebe Gott, daß es so wäre!" seufzte Sir John. „Ich muß gestehen, daß es mir und unserer ganzen Equipage die größte Freude machen würde, wenn uns so ein Hund von einem Corsaren in die Hände fiele."

„Wenn wir einem Feinde begegnen, so wird Jeder von uns wissen, was wir zu thun haben", sagte der Capitän mit Würde. „Uebrigens begeben Sie sich jetzt an Ihren Posten und beobachten Sie das Schiff," fuhr er befehlend fort, „und wenn Sie etwas Neues darauf entdecken, so erstatten Sie mir darüber Rapport."

Ravington begab sich wieder zu seiner Gemahlin.

Diese hatte ihren vorigen Platz in der Hängematte eingenommen. Beglückt durch die Worte Dessen, den sie so innig lieben gelernt, voll Vertrauen auf eine schöne Zukunft, hatte Therese sich lieblichen Träumereien überlassen, bis sie, durch die leichte Schaukelbewegung der Matte eingeschläfert, sanft eingeschlummert war.

Der Capitän näherte sich mit äußerster Vorsicht der Hängematte und betrachtete seine reizende Gattin, dann entfernte er sich seufzend und begab sich durch eine Glasthüre auf den Balkon, der längs seiner Cajüte um den Stern des Schiffes hinlief und ausschließlich nur seinem Gebrauche bestimmt war.

Mit einem Fernrohr von vorzüglicher Güte, welches er an ein Statif befestigte, beobachtete er nun das signalisirte Schiff.

Es war jetzt, weil näher gekommen, viel deutlicher zu unterscheiden und hatte, daran war nicht mehr zu zweifeln, den Bau und die Form einer französischen Corvette.

„Bei Gott!" rief der Lord, „es ist kaum zu glauben und doch täuschen mich meine Augen nicht. Das Schiff ist ein französisches, . . . es ist ein Corsar. . . . Welche Kühnheit, welche unerhörte Verwegenheit! Es steuert mit vollen Segeln auf uns zu. Eine Corvette ge-

gen ein Linienschiff erster Größe! . . . O diese Franzosen, die verzweifeln an nichts, kein Unternehmen scheint ihnen zu gewagt! . . .“

Lord Ravington verließ den Balkon und ging in sein Zimmer zurück.

Therese schlief noch.

„Armes Kind!“ seufzte er, indem er sie wieder voll Zärtlichkeit ansah . . . „wenn sie wüßte! . . .

Er hielt plötzlich inne. Ein entsetzlicher Gedanke durchzuckte seinen Geist.

„Mein Gott,“ sagte er, „wenn ihre Worte von vorhin eine Ahnung gewesen wären!... Wenn ihr Vater, . . . nein, nein, das kann die Vorsehung nicht wollen. Aber gleichviel, selbst die Ungewißheit wäre für sie unerträglich. Es würde sie tödten. Es muß ihr verborgen bleiben, sie darf nichts davon erfahren, daß sich uns ein französisches Schiff nähert, . . . sie darf, wenn es wirklich zu einem Kampfe kommen sollte, nichts davon hören.“

Sein Entschluß war gefaßt. Er verließ seinen Salon wieder und verfügte sich in sein Schlafkabinet.

Hier öffnete er ein kleines Schränkchen von Rosenholz. Durch einen Druck an einer Feder sprang ein geheimes Fach auf, aus diesem nahm Lord Ravington einen kleinen Flacon, in welchem eine rothe durchsichtige Flüssigkeit funkelte.

Nachdem er drei Tropfen davon in ein Glas Zuckerwasser gemischt, kehrte er mit dem Getränke in den Salon zurück. Dort stellte er das Glas auf ein Spiegeltischchen und ging dann wieder an sein Fernrohr.

Kaum hatte er einen Blick durch dasselbe gethan, als er überrascht auffuhr.

„Wie,“ rief er, „sehe ich recht? . . . Es scheinen nun ja gar zwei Schiffe zu sein! . . . Ja, ja,“ fuhr er fort, während er wieder durch den Tubus sah, „es sind zwei Schiffe, . . . das zweite scheint sich hinter dem ersten verstecken zu wollen; es fährt so gedeckt hinter dem ersten, daß es nur momentan sichtbar wird. . . . Aber was wollen sie denn? . . . Sich so blind in den Rachen des Löwen zu stürzen! Sollten sie uns nicht erkennen? . . . Oder wären es am Ende doch nicht Corsaren? . . .

„Corsaren?...“ wiederholte eine Stimme. Es war Therese, die dieses letzte Wort gehört und darüber entsetzt aus ihrem Schlafe aufgefahren war.

Der Lord eilte zu ihr.

„Ein Corsar hast Du gesagt?“ fragte die junge Frau mit bebender Stimme. „Ist ein Corsar in Sicht?“

„Nein, nein, meine Therese. Beruhige Dich. Ich sagte im Gegentheil, daß das Schiff, welches uns signalisirt wurde, kein Corsar sein könne.“

„Du suchst mich zu täuschen, Sidney.“

„Therese! . . .“

„Du willst mich hintergehen, ich erkenne es wohl an Deiner zitternden Stimme, an Deinem unruhigen Blicke. Du ahnst Unglück, Sidney, und suchst vergebens, es mir zu verhehlen. Es ist ein französisches Schiff in Sicht!“ . . .

„Aber ich schwöre Dir, Therese,“ betheuerte der Capitän des „Kent“, „Deine Angst ist unbegründet. Die beiden Schiffe, denn es sind deren zwei, kommen direct auf uns zu. Glaubst Du, ein paar Corsaren-Corvetten hätten den Muth, den „Kent“ anzugreifen? . . . Statt uns entgegenzukommen, würden sie fliehen.“

„Fliehen?“ ... die Franzosen fliehen nicht, Sidney! Du weißt es und ihre Energie, ihr Muth hat oft genug die Uebermacht besiegt.“

„Nun, wenn Du wirklich Recht hättest, Therese, wenn diese Schiffe französische Corsaren wären, so würden ein paar Kugeln und der Anblick der starken Bemannung meines Schiffes sie zur Besinnung bringen. Sie würden die Unmöglichkeit erkennen, uns zu besiegen und also von dem fruchtlosen Angriffe abstehen. Sie werden sich zurückziehen und ich verspreche Dir, sie nicht zu verfolgen.“

„Du kannst dies nicht versprechen, Sidney. Nein, und wenn Du wolltest, Du dürftest nicht so handeln. . . . Deine Ehre würde Dir dies verbieten. Deine Offiziere würden sich widersetzen. Wenn diese Schiffe feindliche sind, so mußt Du sie bekämpfen.“

„Therese! . . .“

„Du mußt, Du wirst sie bekämpfen, sage ich Dir, und an Deinen Händen wird das Blut meiner Landsleute kleben.“

„Beruhige Dich, um Gotteswillen, Therese,“ rief der Capitän außer sich. . . . „Es blutet mir das Herz, wenn ich Dich so sprechen höre. . . . Verzweifle nicht!“

„Corsaren?“ wiederholte die junge Frau, deren Wangen vor Fieberhitze glühten. „Franzosen!“ rief sie, während sie mit ihrer Linken ihr pochendes Herz bedeckte und mit weit geöffneten Augen in der Starrheit des Entsetzens gerade vor sich hinblickte. „Auch mein Vater ist Corsar, . . . wie, wenn es etwa mein eigener Vater wäre!“ . . .

„Fürchte doch nicht gleich das Schlimmste,“ bat Lord Ravington. „Warum sich gerade das Aergste denken? . . . Ich wiederhole Dir, nichts berechtigt Deine Befürchtungen. Die Schiffe können keine französischen sein.“

„Ich will es selbst sehen,“ rief Therese, im Begriffe, sich auf den Balkon zu stürzen, wo sie das Fernrohr ihres Gatten wußte.

Lord Ravington hielt sie zurück.

„Bleibe, ich bitte Dich!“ sagte er. „Du bist in diesem Augenblicke nicht mehr Herr über Dich selbst. Willst Du Dich zum Schauspiel für die Passagiere, für die ganze Mannschaft hergeben? . . . Ich verspreche Dir, daß ich Alles thun will, um einen Zusammenstoß mit den beiden Schiffen zu vermeiden.“

In diesem Augenblicke klopfte es leise an die Thüre.

„Muth, Fassung!“ bat der Capitän. „In einigen Tagen werden wir in Calcutta sein, dann sollen alle Deine Leiden aufhören.“

Auf das „Herein“ des Lords erschien Sir John auf der Schwelle des Salons.

„Commandant,“ sagte er, „seit Sie das Verdeck verlassen haben, haben wir entdeckt, daß es zwei Schiffe sind, die sich uns nähern. Das zweite wird aber von dem ersten remorquirt, und der Remorqueur ist ein englisches Schiff.“

„Ein englisches Schiff?“ wiederholte der Capitän. „Sind Sie dessen gewiß, mein Herr?“

„Vollkommen, Commandant.“

„Woran haben Sie es erkannt?“ fragte Ravington, indem er einen Blick freudiger Genugthuung auf seine Gattin warf, der kein Wort von der Meldung des Offiziers entgangen war.

„Auf unsere Signale,“ berichtete Sir John, „wurde drüben die Flagge aufgehißt und diese Flagge ist die englische. Das remorquirte Schiff hat aber solche Havarien, daß es nicht mehr selbstständig segeln kann. Es ist abgetakelt, die Segel hängen über seine Wände herab und

auf seinem ganzen Decke ist nicht ein Mensch zu sehen. Degegen läßt sich deutlich erkennen, daß die Leute am Bord des ersten Schiffes die englische Uniform tragen und daß die Meisten von ihnen verwundet sind." . . .

„Es ist gut, mein Herr," erwiederte der Capitän. „Begeben Sie sich auf das Verdeck zurück. Ich werde Ihnen sogleich nachfolgen."

Sir John verließ die Cajüte.

„Du hast es nun gehört, Therese," sagte der Lord voll Freude zu seiner jungen Frau, als er mit ihr wieder allein war. „Du siehst, daß Deine Befürchtungen grundlos waren.

„Gott Lob, mein Freund," entgegnete Therese mit einem dankbaren Blick nach Oben, „aber gleichviel, ich habe entsetzlich gelitten, und noch zittern meine Glieder vor Angst und Aufregung."

Lord Ravington holte das Glas Wasser und bot es seiner Gemahlin an.

„Trinke, meine Therese," bat er mit unendlicher Zärtlichkeit, „es wird Deine Nerven beruhigen.

Therese gehorchte und leerte langsam das Glas, dann legte der Lord sie mit der Sorgfalt einer Mutter, die ihr Kind zur Ruhe bringt, auf den Divan, wo sie schon nach wenigen Minuten aufs Neue einschlief.

(Fortsetzung folgt.)

Die Abaligether Felsenhöhle.

Wenn es unbestreitbar ist, daß die Wunder, welche das Innere der Erde uns zeigt, schon durch das Räthselhafte, in das sie sich hüllen, anziehen, so verdient die zufällige Auffindung der Felsenhöhle bei Abaligeth im Baranyr Comitat in Ungarn diese Aufmerksamkeit besonders. Am nördlichen Fuße eines bei genanntem Dorfe sich erhebenden Berges befindet sich eine mehrere Klafter hohe Felsenkluft, aus welcher fortwährend Wasser in solcher Menge hervorquillt, daß es einige hundert Schritt vom Dorfe schon Mühlen treibt. Mehrere Jahre wurde diese Kluft von einem dasigen Pfarrer als Vorrathskammer für seine Lebensmittel benutzt, welche hier vor Fäulniß gesichert waren, bis er endlich dadurch, daß ein Brettchen durch den Luftzug tiefer einwärts getrieben wurde, auf den Gedanken kam, die Höhle müsse tiefer in den Berg eindringen. Er veranlaßte einige Wagehälse, die Höhle zu untersuchen. Durch eine kaum einen Fuß über der Wasserfläche bemerkliche Oeffnung drangen diese, bis an den Hals im Wasser stehend, in die Höhle rückwärts ein und kamen endlich, von dem herabquellenden Wasserstrahl und der Zugluft fast erstickt, an das entgegegesetzte Ende an welchem sie ein Felsstück erkletterten, von dem aus sich die ungeheuern Räume der Höhle in ihrem ganzen Umfange den erstaunten Blicken darstellten. Eine in der Folge unternommene nähere Untersuchung ergab dann, daß die Höhle in einer Ausdehnung von mehr als einer Stunde sich hinziehe, mithin dieselbe zu den größten und merkwürdigsten des Landes gehöre. Um den Zugang zu ihr zu erleichtern, wurde der Felsen gesprengt, so daß man jetzt mittels eines Nachens bequem eindringen kann. Mit Windlichtern und einem guten Führer versehen, geht nun der erstaunte Wanderer in diesen wundervollen Räumen

umher, die sich bald zu mehr als 30 Klafter Höhe erheben, bald so tief herabsinken, daß man nur gebückten Körpers weiter schreiten kann; hier erblickt er eine Reihe chaotisch durcheinander geworfener Felsenmassen von ungeheurem Umfange und Größe, dort begrüßen ihn sehr seltsam geformte, bald menschen- bald thierähnliche Tropfsteingebilde, die bei jeder Berührung dumpfe Töne von sich geben. Die Todesstille, nur durch das Geschwirre der hier nistenden Fledermäuse unterbrochen, das ungewisse Licht der Fackeln, die eintönig in abgemessenen Pausen vielleicht schon seit Jahrtausenden schwer herabfallenden Myriaden von Wassertropfen, welche diese Stalaktiten bilden, dies Alles und die überall nur Tod und Erstarrung athmende Natur erfüllen die Seele des Schauenden mit Entsetzen und Bewunderung. Unsichern Schrittes geleitet der Fuß bald über Knochen von Menschen und Thieren, die in zahlloser Menge, zerstreut umherliegend der Vermuthung Raum geben, daß die Höhle einst bewohnt gewesen sei, bald auf schlüpfrigem Wege, ringsum vom Einstürzen lockerer Felsmassen bedroht, weiter und weiter durch diese ewige, nur sparsam erhellte Nacht, — da gähnt plötzlich ein Abgrund ihn an, in dessen weiten schwarzen Schlund sich der durch die ganze Höhle mäandrisch geschlängelte Bach mit furchtbarem Getöse und Zischen hinabstürzt. Doch kaum hat er diese Vermählung begangen, so verläßt er sein Brautbett wieder, fortwährend durch die Höhle entlang sich windend, um bei ihrem Eingange sich in einen zweiten Abgrund zu stürzen, aus dem er durch die Gewalt seines Eintrittes, zum Theil auch durch die Strömung veranlaßt, große Wassermassen durch die Kluft hinausstößt, gleichsam um jedem Neugierigen den Eintritt zu verwehren, oder wenigstens zu erschweren. Die vorherrschendste Steinart in dieser Höhle, sowie im ganzen Berge, ist grauschwarzer Marmor (Uebergangskalkstein), welcher einer schönen Politur fähig ist und zu architektonischen Zwecken, wie auch zum Kalkbrennen verwendet wird. Außerdem wird auch der Braunnierenstein häufig getroffen, welcher bei seinem allmähligen Verwittern in schwärzliches Pulver zerfällt, womit fast die ganze Höhle incrustirt ist, und wodurch auch das Wasser seine schwärzliche Farbe erhält.

Abschied.

(An Maria.)

Es drängt mich fort, Du stolze Maid!
Es muß geschieden sein!
Hin ist der Träume Seligkeit,
Du wirst ja nimmer mein.
Aus meiner liebeswunden Brust
Reiß ich mit Macht Dein Bild;
Bin meines Werths mir fest bewußt,
Lach' Dein jetzt starr und wild.

Leb' wohl auf Nimmerwiederseh'n,
Mein Pfad geht weit von Dir;
Dem Sturm entgegen will ich geh'n,
Es stürmt im Busen mir.
Du folgtest Deiner Mutter mehr,
Als reiner Liebe Drang;
Dein Herz blieb wohl von Rührung leer
Ob meinem Minnesang.

So leb' denn wohl, ich bettle nicht
Bei Dir um Liebe, nein;
Der Liebesgram mir's Herz nicht bricht,
Getröstet werd' ich sein.
Der Mädchen winken rings so viel,
Ich darf nur wählen mir;
Du treibst mit mir nicht mehr Dein Spiel,
Ich bleibe fern von Dir.

Ich hab' ein freies Dichterblut,
Das scheucht von mir den Gram;
Ich waffne mich mit Jugendmuth,
Der stets das Leid mir nahm.
Ich sing' ein Lied aus voller Brust,
Und heiter wird mein Sinn;
Des Manneswerthes mir bewußt,
Gestählt vor Gram ich bin.

Leb' wohl! — dies ist mein letztes Lied,
Das ich Dir, Stolze, weih'.

Zu Dir mich nimmer Liebe zieht,
Ich bin jetzt frei, ja, frei!
Hin ist er Träume Seligkeit,
Du wirst ja nimmer mein!
Es drängt mich fort, Du stolze Maid!
Es muß geschieden sein!

Julius Rutter.

Die Geschichte vom bösen Wallenstein.

Sie faßte mich freundlich an der Hand
Und zeigte mir hoch die Felsenwand
Und schaute so fromm in die Wolken hinein:
„Dort stand einst der böse Wallenstein —
Sie kennen doch die Geschichte?"

„„Mein Kind! schau ich in das Auge Dir,
Ein Wallen geht durch die Seele mir,
Das Herz strömt über und wär es von Stein:
Das ist wohl vom bösen Wallenstein —
Ich kenne sie — die Geschichte.""

(Wie theuer der Schuß.) Ein Amerikaner gerieth mit einem Engländer in Streit, und dieser ging so weit, daß er durch ein Pistolenduell geschlichtet werden, Jeder dabei aber nur einen Schuß haben sollte. Das Loos, welches über den ersten Schuß entschied, war dem Engländer günstig, doch er fehlte seinen Gegner. Als darauf der Amerikaner das Pistol erhob, um zu zielen, rief der Engländer plötzlich: „Halt! Ich kaufe Ihnen den Schuß ab!"

Staunend zwar ob dieses ungewöhnlichen Anerbietens, aber dennoch nicht unwillig über dasselbe, fragte der Amerikaner: „Um wie viel?"

„Fünfhundert Pfund!"

„Wie!" rief der Andere wieder zielend. „Ich bin meines Schusses gewiß, und Sie schlagen sich zu gering an!"

„Und Sie taxiren mich zu hoch, indeß will ich Ihnen tausend Pfund geben."

„Angenommen!" sagte der Yankee, und das Duell war beendigt.

Spohr erzählt in seiner Selbstbiographie aus eigener Anschauung von dem sogenannten dicken König von Württemberg. Jeder, der den Schloßhof in Stuttgart betrat, mußte den Weg vom Gitterthore bis zum Schloßportale mit entblößtem Haupte zurücklegen, es mochte regnen oder schneien. Jeder Bürgerliche war auf allerhöchsten Befehl angehalten, vor der Schildwache den Hut abzunehmen, ohne daß diese ihm die Honneurs zu machen brachte. Im Theater durfte Niemand Beifall klatschen, wenn nicht der König das Zeichen gab. Die Majestät steckte aber die Hände in einen großen Muff und brachte sie nur dann heraus, wenn Höchstdieselben das Bedürfniß fühlten, eine Prise zu nehmen. Wenn dieß geschehen, dann wurde unbekümmert um das, was gerade auf der Bühne geschah, nun auch geklascht. Spohr sah im Hofconcerte, daß das ganze Orchester mitten in voller Arbeit zu spielen aufhörte, weil der König sich vom Kartenspiele erhob, der Sängerin Graff blieb der angefangene Triller im eigentlichen Sinne in der Kehle stecken.

Die Lyoner Ztg. erzählt folgenden Gaunerstreich: „Ein respektabel aussehender Herr ist eben in ein Zimmer eingebrochen und im Begriff, den Kleiderschrank zu revidiren, als der Einwohner, Herr Didieu, zur Thür hereintritt. Mit größter Ruhe wendet sich der Fremde um und spricht: „„Ich habe Sie hier erwartet; ich habe den Auftrag Sie zu verhaften; diese Kleidungsstücke nehmen wir mit!"" Und damit packt er einen Ueberrock, zwei Paar Beinkleider, drei Sommerjacken und noch mehrere andere Dinge in ein Bündel zusammen und sagt: „„So! Nun kommen Sie mit! Ich werde das Bündel tragen, und Sie können auf der Straße ein paar Schritte vor mir hergehen, damit die Leute nicht merken, daß Sie mein Gefangener sind."" Herr Didieu war so bestürzt über seine unerwartete Verhaftung und Wegführung, daß er willenlos dem Fremden folgte. Als er sich aber einmal auf der Straße nach seinem Wächter umsah, war dieser mitsammt dem Bündel verschwunden."

Das britische Reich ist eines, worin die Sonne niemals untergeht!" sagte ein Engländer zu einem Nordamerikaner, mit welchem er sich über den Vorrang ihrer beiden Heimathsländer stritt. — „Und Eines, worin der Steuereinnehmer nie zu Bette kommt!" erwiederte der Amerikaner trocken.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: Aug. Benz.

Nr. 29. **VI. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 15. Juli 1860.

Eine Fahrt im indischen Ocean.

Frei nach Ernest Capendu bearbeitet von Heinrich v. Veltheim.

(Fortsetzung.)

„Es sollen also doch englische Schiffe sein," sagte der Lord zu sich selbst. „Nun, desto besser .. übrigens wird dieser Schlaf sie stärken; es war ganz Recht, daß ich ihr den Trank gab, es mag zum Kampfe kommen oder nicht."

Seine Pflicht rief ihn auf das Verdeck. Er verließ demnach seine schlummernde Gattin, nachdem er noch einen leisen Kuß auf ihre Stirne gedrückt hatte.

Von den beiden Schiffen, die auf den „Kent" zusteuerten, hatte das Erstere, wie von Lord Ravington ganz richtig bemerkt worden war, alle äußeren Kennzeichen einer französischen Corvette an sich, und doch flatterten in der That die britischen Farben auf seinem Hauptmaste. Auch ließen sich deutlich die rothen Uniformen der englischen Marinesoldaten, sowie die runden Hüte unterscheiden, die zu jener Epoche nur von den Matrosen ihrer britischen Majestät getragen würden. Ganz deutlich war ferner zu erkennen, daß die Seitenwände der Corvette an mehreren Plätzen durchlöchert, daß die an den Flaschenzügen hängenden Schaluppen in einem erbärmlichen Zustand waren, und endlich von der Mannschaft die meisten Leute die Köpfe verbunden hatten oder einen Arm in der Schlinge trugen.

Es war nicht zu zweifeln, daß das arme Schiff vor wenigen Stunden erst einen harten Kampf bestanden haben mußte, und zwar mit dem zweiten Schiffe, welches, wie es schien, von dem Ersten überwältigt, nun im Schlepptau nachgezogen wurde.

„Sir John," sagte Lord Ravington, die Schanze besteigend, „es wird nöthig sein, uns vorzusehen. Das Schiff kommt mir verdächtig vor; trotz seiner Flagge und den rothen Uniformen, die wir an Bord sehen, ist nicht zu trauen. Lassen Sie also die ganze Mannschaft auf's Verdeck kommen und bitten Sie die Damen, sich in ihre Cajüten zu begeben, damit sie durch die etwaigen Manöver nicht belästigt werden. Wenn wir dann nah genug sind, um gehört zu werden, so rufen Sie das Schiff an und examiniren Sie es." . . .

In wenigen Minuten waren die Befehle des Commandanten vollzogen.

Die Damen verließen das Verdeck nicht ohne über die außerordentliche Unhöflichkeit zu raisonniren, mit der sie der Capitän von ihren bequemen Plätzen vertrieb. Die alte Lady besonders war wüthend und ihre shokings sprudelten wie eine Cascade über ihre Lippen.

„Glauben Sie denn, daß diese Schiffe doch feindliche sein könnten?" fragte der dicke Major den Lord.

„Das Eine ist kaum mehr ein Schiff zu nennen," erwiederte Ravington, „seine Havarien sind von der Art, daß es nur mehr als ein Wrack zu betrachten ist, das andere aber wird sich binnen fünf Minuten ausweisen müssen."

In der That befand sich die Corvette einige Minuten später im Bereiche der feindlichen Batterien des riesigen Linienschiffes, zeigte dabei aber eine große Ruhe und Sicherheit, daß sie offenbar nicht das Geringste zu befürchten schien.

Auf die kurze Distance, in der es sich vom „Kent" befand, waren leicht mit freiem Auge die kleinsten Details des Schiffes zu unterscheiden und es zeigte sich nun der Zustand der armen Corvette in Wirklichkeit als ein ganz elender.

Die nothdürftigen Ausbesserungen an ihren Wänden ließen vermuthen, daß es wie ein Sieb durchlöchert sein müsse, denn die vielen neuen Bretter, welche glänzend von dunklen Anstriche des Schiffes abstachen, schienen nur in aller Eile befestigt worden zu sein, um das starke Einbringen des Wassers zu verhindern.

Kaum 12 oder 15 Mann der Equipage waren ohne Verband, die andern lagen Alle neben den Geschützen schwer verwundet und kampfunfähig.

Durch einen ganz merkwürdigen Zufall aber war das Tauwerk fast ganz unbeschädigt, ein Umstand, über welchen Sir John das Schiff ganz besonders streng zu examiniren den Befehl hatte.

„Woher kommt Ihr?" fragte der Offizier durch das Sprachrohr.

„Von Calcutta," . . . erwiederte eine Stimme im reinsten Englisch.

„Wohin geht Ihr?"

„Nach der Capstadt."

„Was bugsirt Ihr für ein Schiff?"

„Unser eigenes."

„Wie?"

„Wir hatten heute Nacht einen schweren Kampf, mit dem Corsaren, den wir aber schließlich besiegten. Das Schiff, auf welchem wir uns gegenwärtig befinden, ist das von uns gekaperte französische."

„Und das remorquirte wäre also?"

„Unser eigenes. Wir mußten es verlassen, weil es, wie Ihr seht, solche Havarien erlitten hat, daß es nicht mehr segelfertig ist."

„Wer war der Capitän des französischen Schiffes?"

„Surcouf, der infame Pirat."

„Surcouf? Wie, kreuzt dieser Teufel wieder in diesen Gewässern?" . . .

„Ja, er hat in den letzten vier Wochen drei Schiffe der Compagnie gekapert."

„Und was ist aus ihm geworden?"

„Er ist todt."

„Und seine Leute?"

„Zum Theil auch todt, zum Theil gefangen in unserm Kielraum.“

„Ihr hättet Alle tödten sollen!“ rief Sir John. „Wie kommt es aber,“ fuhr er fort, „daß die Takelage von Euerem Schiffe ganz zerstört ist, während jene des Corsarenschiffes sich noch in so gutem Zustande befindet?“

„Der Corsar hat an unserm Bord angelegt, ohne uns Zeit zu lassen, auf ihn zu feuern. Uebrigens haben wir das Wenige, was daran beschädigt war, bereits ausgebessert.“

„Wie heißt Euer Capitän?“

„Edgar Leen.“

„Wo ist er?“

„Er liegt blessirt in seiner Cajüte.“

„Und Ihr sagt, daß Ihr in Euerem Kielraume Gefangene habt?“

„Ja.“

„Wie viele?“

„Siebenunddreißig.“

„Sie müssen Euch geniren.“

„Sehr. Wir bitten Euch auch deßhalb, sie uns abzunehmen. Schickt uns ein Boot.“

„Nein. Schickt vielmehr Ihr selbst einen Offizier zu uns. Lord Ravington, der Commandant des „Kent,“ wird dann mit ihm das Weitere besprechen.“

Die Corvette beeilte sich zu gehorchen.

Man sah ihre Matrosen ein Boot aussetzen, welches von einem Offizier und vier Mann bestiegen wurde.

Es stieß ab und näherte sich dem „Kent.“

Plötzlich stößt die Bemannung des Bootes einen Schreckensschrei aus. Durch irgend einen unerklärlichen Zufall war das kleine Fahrzeug umgestürzt.

„Helft ihnen!“ schrie man vom Verdecke der Corvette dem „Kent“ zu. „Wir haben keine brauchbaren Boote mehr.“

Schon im nächsten Momente war vom „Kent“ eine Jolle herabgelassen, die den Versinkenden entgegenflog.

Da läßt die Corvette urplötzlich ihre Focksegel herab, hißt die Bramsegel auf und fährt pfeilschnell ganz dicht an den Bug des Linienschiffes, wodurch sie sich vor dessen Breitseite sichert.

Zu gleicher Zeit, während die Corvette mit fabelhafter Geschwindigkeit dieses Manöver ausführt, bemaskirt sie ein vollständig ausgerüstetes Boot, welches wie der Blitz ihren Leuten, die sich schwimmend auf dem Wasser hälten, entgegeneilt.

Das Kabel, an welchem das bugsirte Schiff hängt, wird abgehauen; Letzteres aber belebt sich wie durch Zauberei. Bald wimmelt es auf seinem Deck von Matrosen, die sich alle in Schaluppen stürzen und mit raschem Ruderschlage in der Richtung nach dem „Kent“ das Meer durchschneiden.

Ja, es war die „Confiance“, der es durch die List Surcoufs gelang, an dem Linienschiffe anzulegen, ohne diesem Zeit zu lassen, sich nur zu besinnen.

Mit einem stürmischen „vive la France!“ hißt sie, statt der herabgerissenen englischen Flagge, die französische auf.

Unsere Leser errathen, daß das von der „Confiance“ bugsirte Schiff kein anderes war, als

der „Vulkan", der der Verabredung gemäß mit Surcouf zusammengetroffen war, um gemeinschaftlich gegen den „Kent" zu operiren.

Da es für die beiden kleinen Corvetten zu gefährlich gewesen wäre, sich dem Linienschiffe ganz frei und offen zu nähern, war Surcouf die glückliche Idee gekommen, die wir eben in ihrer Ausführung mitgetheilt haben.

Die den Gefangenen der „Medusa" abgenommenen Uniformen hatten treffliche Dienste geleistet, durch das Bugsiren des „Vulkan" aber und die künstlichen Havarien war die Täuschung eine ganz vollkommene geworden.

Zu ihrem größten Zorne mußten die Engländer nun sehen, daß, während der eine Theil der Mannschaft des „Vulkan" in seinen Schaluppen auf sie zuruderte, ein anderer Theil derselben mit wahrhaft rasender Schnelligkeit ihre vollständige Takelage, die vorher schon auf dem Verdecke in die nöthige Bereitschaft gelegt worden war, wieder herstellte.

Sie in diesen Zurüstungen zu hindern, war der „Kent" nicht im Stande, da der „Vulkan" wohlweislich außer dem Bereiche der feindlichen Kugeln zurückgeblieben war.

Ein ungeheurer Schrei, ein Schrei des Wahnsinns, ein Schrei, in dem sich die ganze Leidenschaft des Hasses und der Rache concentrirte, war von Seite der Engländer die Antwort auf Surcouf's „vive la France!"

„Die Franzosen! ... die Franzosen!" brüllte man mit namenloser Wuth. „Zum Kampfe, zum Kampfe!" ...

Während die „Confiance" sich dem Bug des Linienschiffes näherte, versuchte der „Kent" eine entsprechende Wendung zu machen, um mit seiner Breitseite die verwegene Corvette bestreichen zu können; allein der Corsar schien unter dem besonderen Schutze der Vorsehung zu stehen, denn in diesem Momente schlug der Wind zum Nachtheile des „Kent" wieder um, und das beabsichtigte Manöver mußte unterbleiben.

Surcouf, dem dieser glückliche Zufall natürlich nicht entgangen war, stieß ein wildes Freudengeschrei aus.

„Er ist unser, er ist unser!" rief er. ... „Was er auch thun mag, er kann uns am Entern nicht mehr hindern. ... Leg' an, Steuermann, ... ziehet die Kanonen zurück, damit wir ganz nahe beikommen können! Werft Handgranaten auf sie hinüber. Und Ihr Andern," schrie er den bourbonischen Scharfschützen, die er an seinem Bord hatte, zu, stellt Euch gedeckt hinter der großen Schaluppe auf und zielt mir nur auf die Offiziere. Und Ihr, Nichtcombatanten, bewaffnet Euch mit langen Piken und stellt Euch in der Mitte der „Confiance" in einer Reihe auf, damit Ihr Alle niederstoßen könnt, die sich Euch nähern ... Alle, ohne Unterschied Franzosen oder Engländer: die Unsrigen, wenn sie zurückweichen, die Engländer, wenn sie vordringen. ... Und nun, zum Angriff! ... Vorwärts! ... Entert! ... Entert!" ...

„Zum Entern!" schrieen die Franzosen wie Cannibalen, indem sie sich zum Sprunge auf das feindliche Verdeck in Bereitschaft setzten.

Aber es ist zur Erreichung dieses ersten Triumphes eine Salve aus sechs schweren Geschützen auszuhalten.

Nur wird diese Salve die einzige sein, denn die Corsaren werden den Engländern zu einer zweiten keine Zeit lassen.

In der That blitzt von der Bugseite des „Kent" aus sechs Schlünden zugleich das Feuer. Die Corvette erbebt, ihr Hauptmast fällt, ... zum Glück fällt er auf das englische Schiff. Er

bildet für die Mannschaft der „Confiance" eine fertige Brücke; die Corsaren stehen wie gelähmt . . . Surcouf ist gestürzt.

Man glaubt ihn von einer feindlichen Kugel getroffen; es bemächtigt sich seiner Leute ein panischer Schrecken; aber . . . nein! Er erhebt sich wieder. Nur die Bank, auf der er gestanden, war zerschmettert und Surcouf . . . lebt! . . .

Bei seinem Sturze hat er sich mit seinem eigenen Beile verletzt. Er blutet aus einer klaffenden Wunde an der Stirne. Immerhin! . . . ein Surcouf achtet solcher Kleinigkeiten nicht. Er springt wie rasend mitten unter seine Leute.

„Vorwärts, Ihr Hunde!" heult er mit einer Stimme, an der nichts Menschliches mehr ist. „Werft mehr Granaten hinüber!" schreit er in die Mastkörbe hinauf. „Und Ihr Andern, vergeßt meine Befehle nicht! Massacrirt ohne Erbarmen Alles, was sich auf unserm Verdeck zeigt . . . Franzosen oder Engländer. Tödtet, tödtet Jeden, der in Eure Nähe kommt!"

Beim Anblick ihres theueren Capitäns erlangen die Leute schnell wieder ihre ganze Energie. Schon im nächsten Momente ist Surcouf mit ihnen an Bord des „Kent". . . . Ravington empfängt ihn mit einem decimirenden Rottenfeuer, allein Surcouf weicht nicht mehr und wäre es eine Welt, die sich auf ihn stürzte.

Die Franzosen, rings von Feinden umgeben, schlagen ohne Erbarmen Jeden nieder, der in ihren Bereich kommt. Bald erhebt sich eine Barricade von Leichen zwischen beiden Theilen.

Lord Ravington, der überall zugleich ist und dabei kalt und besonnen in Mitte der Gefahren steht, hat den Vortheil der Uebermacht.

Wenn sich seine Soldaten und Matrosen nicht mit so leidenschaftlicher Wuth wie ihre Gegner in den Kampf stürzten, so vertheidigen sie sich wenigstens mit anerkennenswerther Hartnäckigkeit und ihre dichten Reihen bieten den Angreifenden einen furchtbaren Wall, eine Redoute von menschlichen Körpern, die aus tausend Mündungen den Tod in die feindlichen Reihen sendet.

Inzwischen wirken aber auch die bourbonischen Schützen aus ihrer gedeckten Stellung hinter der Schaluppe der „Confiance" verheerend auf die Bemannung des „Kent".

Ihre wohlgezielten Kugeln verschonen keinen Offizier.

Sir John, bereits zweimal verwundet, verläßt das Verdeck des Schiffes nicht. Es ist weder Begeisterung für den Kampf, noch eine wirkliche Tapferkeit, die ihn zurückhält, es ist der Blutdurst der Hyäne, die Wuth des Schakals, der sich auf seine Beute stürzt.

Nur Lord Ravington, wie durch eine unsichtbare Macht beschützt, ist noch nicht verwundet und doch ist er anfeuernd und befehlend stets mitten im Gewühl.

Seit zehn Minuten dauert die gräßliche Scene und schon ist das Verdeck des Linienschiffes mit Trümmern und Leichen überhäuft.

Die Corsaren sind Herren des Bug, aber sie sind kaum noch einen Fuß breit auf dem vom Feinde vertheidigten Boden weiter vorgerückt.

Ohne seiner Wunden zu achten, schlägt Surcouf wie ein Verzweifelter um sich. Sein mächtiger Arm reißt furchtbare Lücken in die Massen des Feindes. Seine zerfetzten Kleider triefen von Blut und bedecken kaum mehr seine herkulische Gestalt.

Garneray, der uns eines Tages so kostbare Schilderungen aus dem Leben Surcoufs hinterlassen sollte, kämpft tapfer neben seinem Chef.

Der zweite Lieutenant der „Confiance" wetteifert an Kühnheit und Energie mit Surcouf und ihre flammenden Blicke stacheln gegenseitig ihre Kräfte an.

In gleicher Linie mit Surcouf, also in ernster Reihe, schwingt der alte Mal-en-train sein Enterbeil und schmettert Alle nieder, die sein Arm erreichen kann.

Aus zwei Wunden, die eine auf der linken Achsel, die andere am Hinterhaupte, quillt das Blut in Strömen. Der tapfere Matrose fühlt seine Kräfte schwinden, aber er weicht nicht.

Im Gegentheil, er stürzt sich im Eifer des Gefechtes tollkühn vorwärts; . . . plötzlich ist er umrungen und von fünf Engländern zugleich angefallen. . . Er vertheidigt sich wie ein Löwe, bis ein Schlag mit einer eisernen Stange ihn zu Boden schmettert.

„Beim Ocean! hab ich's nicht gesagt, daß ein Freitag . . .“ murmelte er und verliert das Bewußtsein.

Der Engländer, der ihm den Schlag versetzt hatte, stürzt sich auf ihn, um ihn vollends zu tödten; aber ein furchtbarer Stoß wirft ihn zurück unter die Seinen.

„Sei ohne Sorge, mein Alter,“ schreit eine Stimme und ein Matrose springt über Mal-en-train hinweg und beschützt ihn mit seinem Leibe.

Dieser Matrose ist Gatiset.

(Fortsetzung folgt.)

Giuseppe Garibaldi.

Der Mann, dessen Zug nach Sizilien gegenwärtig aller Augen auf sich lenkt, ist eine der eigensten Erscheinungen, die Italien uns jetzt bietet. Wir haben aus Garibaldi's Leben schon Manches in diesen Blättern gebracht; neu und wohl kaum bekannt sind aber seine Erlebnisse in Südamerika vor 1848.

Schon als Knabe von der Lust an Abenteuern in's Weite getrieben, als Jüngling in phantastische Verschwörungspläne eingeweiht, dann in fernen Landen bald als Kaufmann, bald als Führer von Geschwadern wilder Pampashirten thätig, hier General, da Viehhändler, jetzt Kapitän einer Schaar, die sich nicht sehr wesentlich von Walkers Flibustiern unterschieden zu haben scheint, jetzt wieder als friedlicher Kauffahrer die Meere der Gegenfüßler mit seinem Kiel durchfurchend, mit einem kriegerischen Mannweib wie mit der Romantik selbst vermählt, heute die alte Roma gegen Oudinots Franzosen vertheidigend, morgen in New-York Kerzen ziehend, zuletzt königl. sardinischer Generallieutenant, hat Garibaldi ein Leben geführt, welches in ungewöhnlichem Grade die Erfindung der Romandichter überbietet, und von dem es schwer ist den rothen Faden zu verfolgen, der die Kette der Details zusammenfaßt.

Giuseppe Garibaldi wurde am 4. Juli 1807 zu Nizza geboren. Sein Vater, ein Seemann und Sohn eines Seemannes, gab ihm eine so gute Erziehung, als sie damals in Nizza zu erlangen war. Im Uebrigen gedachte er aus dem Knaben einen tüchtigen Schiffskapitän zu machen. Diesem sagte indeß die freie Luft besser als die der Schulstube zu, frühzeitig regte sich in ihm der Trieb nach Unabhängigkeit, das Streben ins Weite, und so gerieth er auf den

abenteuerlichen Einfall, den Absichten des Vaters vorzugreifen und mit einigen gleichgesinnten Altersgenossen auf eigene Hand eine Seereise zu unternehmen. Gedacht, gethan. „Wir verschafften uns," erzählt er in seinen Memoiren, „ein Boot, versahen uns mit Lebensmitteln und Fischergeräthen und machten uns auf den Weg nach der Levante. Allein noch hatten wir Monaco nicht erreicht, als schon ein Korsarenschiff, befehligt von meinem Vater, uns einholte und als gute Prise wegführte. Das Ganze ging ohne Blutvergießen ab, wir wurden heimgebracht und erfuhren hier, daß ein Abbé uns verrathen, gegen den wir natürlich fortan tiefen Groll im Herzen trugen."

Nachdem die Erziehung Giuseppes vollendet war, machte er als Schiffsjunge, dann als Matrose, zuletzt als Steuermann wiederholt Seereisen nach den Ostküsten des Mittelmeeres sowie nach dem Schwarzen Meere. Auf einer dieser Fahrten wurde er in die geheimen Pläne der italienischen Patrioten eingeweiht, denen er sich mit dem Feuer der Jugend anschloß. Er sollte bald erfahren, was er damit auf sich genommen hatte. „Die nächste Folge meiner Hingebung an die Sache Italiens," erzählt er, „bestand darin, daß ich am 5. Februar 1834 sieben Uhr Abends Genua als Bauer verkleidet durch das Laternenthor verlassen mußte." Die Verschwörung war entdeckt, sein Name auf der Proskriptionsliste, einige Tage später las er ihn in der Zeitung — er war von den Blutrichtern Karl Alberts zum Tode verurtheilt — in der That, kein sehr heiterer Anfang eines öffentlichen Lebens!

Er entkam indeß der sardinischen Polizei und gelangte nach Marseille, wo er sich nach Tunis einschiffte, um dem dortigen Bei seine Dienste anzubieten. Dieselben wurden angenommen und man übertrug ihm das Kommando eines Kriegsschiffes. Die Stellung eines Fremden als Reis einer Barbareskenschebecke scheint nichts Anziehendes gehabt zu haben. Nach wenigen Monaten war Garibaldi ihrer überdrüssig, und wir sehen ihn auf dem Wege nach Südamerika, wohin sich damals ein großer Theil der italienischen Emigration gewendet. Zuerst begab er sich nach Rio Janeiro, wo er mit einem Bekannten, Namens Rosetti, einen kleinen Handel anfing. Beide überzeugten sich jedoch bald, daß ihr Temperament nicht für den Ladentisch paßte. Es stimmte besser zu ihren Neigungen und Erinnerungen, die Waffen für die Provinz Rio Grande zu ergreifen, wo sich die republikanische Partei gegen Brasilien erhoben hatte. Die revolutionäre Junta übertrug Garibaldi den Befehl eines Kaperschiffes, welches mit 20 Matrosen bemannt war. In dieser Eigenschaft gewann er seinen ersten Sieg, indem er zwei feindliche Boote mit einer Bemannung von 30 Mann schlug; zugleich aber ward ihm in diesem Gefecht seine erste Wunde, indem ein Schuß ihm den Nacken verletzte. Auch sollte die Freude über den Triumph sich bald in bitteres Leid verwandeln. In Gualgay, wohin sich Garibaldi jetzt zunächst wendete, wurde er freundlich aufgenommen, aber Millau, der Kommandant dieses Ortes, war ein Verbündeter von Rosas, dem Usurpator der Gewalt in Buenos Ayres, und Garibaldi mußte erfahren, daß er Gefangener sei. Ein Fluchtversuch, den er, von seiner Wunde genesen, unternahm, fiel unglücklich aus. Er wurde eingeholt, mit auf den Rücken gebundenen Händen zurückgebracht und von dem Kommandanten grausam mißhandelt.

„Millau" — so berichtet Garibaldi selbst, „empfing mich am Thor des Gefängnisses. Er wollte wissen, wer mich mit den Mitteln zur Flucht versehen, und als ich mich weigerte, Auskunft zu geben, wurde ich von ihm mit einem Stabe, den er in der Hand hielt, auf das Unbarmherzigste geschlagen. Darauf befestigte er ein Seil an einem Balken des Gefangenenhauses, zog mich hinauf und ließ mich an den Händen hängend zwei volle Stunden hindurch frei in

der Luft schweben. Mein ganzer Körper brannte von Fiebergluth, es war mir, als wäre ich in einem feurigen Ofen. Das Wasser, welches ich schlürfte, konnte meinen Durst nicht stillen, und als ich endlich losgebunden wurde, empfand ich unsägliche Schmerzen und lag bewegungslos wie ein Todter auf dem Erdboden. Unmittelbar vorher hatte ich 54 Miglien über Moorgrund gehen und dann mit gefesselten Händen und Füßen dieselbe Strecke ein zweitesmal zurücklegen müssen."

Der Gouverneur der Provinz ließ Garibaldi endlich frei, worauf er gemeinsam mit Rosetti nach Rio Grande aufbrach. Zum Befehlshaber über die republikanische Lagunenflotille ernannt, leistete er in verschiedenen Gefechten gute Dienste, ohne indeß gegen die Uebermacht der Kaiserlichen viel ausrichten zu können. Zahlreich waren die Abenteuer, die er in dieser Stellung erlebte. Eines Tages war er in der größten Gefahr, mit seinen Leuten von den Gegnern, die ihn unter der geschickten Führung von Maringue überraschten, gänzlich aufgerieben zu werden. Die Boote waren an das Ufer gezogen, die Mannschaft hatte sich zerstreut, um Holz zu sammeln, Garibaldi saß nichts Arges ahnend an dem Feuer, über welchem das Frühstück bereitet wurde, als er plötzlich von einer Salve aufgeschreckt wurde, welcher ein wildes Geschrei folgte. Er blickte sich um, und sah eine starke Abtheilung feindlicher Reiter auf sich zusprengen. „Kaum blieb mir Zeit," sagt er, „mich in das Thor des Galpou (Schuppen) zurückzuziehen, vor dem das Feuer brannte und welches uns als Arsenal diente. Zum Glück waren alle unsere Gewehre geladen in dem Schuppen aufgestellt, weil wir einen nächtlichen Ueberfall gefürchtet hatten. Ich ergriff eine Muskete nach der andern und schoß manchen der Gegner nieder. Dreizehn meiner Gefährten hatten sich um mich gesammelt, und um die Meinung zu erwecken, wir seien unsrer mehrere, sangen wir mit lautester Stimme den republikanischen Gesang von Rio Grande. So hielten wir gegen 150 Feinde von Morgens 9 Uhr bis Nachm. 3 Uhr Stand; indeß verdankten wir unsern Erfolg hauptsächlich dem Umstande, daß der Feind Positionen hielt, statt einen Gesammtangriff auf den Schuppen zu machen, wobei wir natürlich unterlegen wären."

(Schluß folgt.)

Ein Gartenbesitzer in der Nähe Magdeburgs hält seit Jahren einen großen Hund von der wenn auch nicht reinen Race der sogenannten Stettiner Wasserhunde, welche bekanntlich in Bezug auf Schwimmfertigkeit der Newfoundländischen am nächsten kommt und mit ihr auch die Eigenschaft theilt, auf die Rettung nicht schwimmfähiger lebender Wesen förmlich erpicht zu sein. Das Thier, durch den langen Aufent- Aufent auf der terra firma seinen ursprünglichen Gewohnheiten entfrembet, hat doch die letztgedachte Eigenschaft treu bewahrt, nur daß sie eben in Folge des irritirten Instinktes höchst überraschend auftritt. Der Garten des Besitzers hat einen Teich, in welchem Goldfische gehalten wurden. Diese Thiere fingen plötzlich an sich auffallend zu vermindern, ohne daß sich die Ursache entdecken ließ, nur fand man ab und zu eines derselben todt, jedoch sonst unversehrt im Garten liegen. Da traf man zufällig eines schönen Tages den besagten Herrn Stettiner, wie er eben ein zartes Goldfischchen aus dem Wasser hob und vorsichtig auf dem nächsten Sandwege in der Sonne niederlegte. Das Räthsel war natürlich damit gelöst, der Rettungseifer des Hundes aber, der sich durch keinerlei doktrinäre Vorlesungen über das Verkehrte seines Beginnens beschwichtigen ließ, verkühlte nicht eher, als bis das letzte Goldfischchen des Teiches zu Tode gerettet war. Seitdem hat man, da der Eigenthümer das alte treue Thier doch nicht beseitigen wollte, lieber den Goldfisch-Luxus eingestellt und den Teich mit ordinären norddeutschen Fischchen besetzt, deren unscheinbare Wasserfarbe sie dem alterstrüben Blicke des Hundes bis jetzt glücklich entzogen hat.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: Aug. Benz.

N° 30. *VI. Jahrg.*

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 22. Juli 1860.

Eine Fahrt im indischen Ocean.

Frei nach Ernest Capendu bearbeitet von Heinrich v. Veltheim.

(Fortsetzung.)

Gatiset, der beim Beginne des Kampfes tapfer auf seinem gefährlichen Posten im Mastkorbe ausgehalten und eine wahre Sündfluth von Granaten auf das feindliche Schiff hatte regnen lassen, war, nachdem der Kampf ein allgemeiner geworden und das Handgemenge nicht mehr zuließ, von seinem Mastkorbe aus den Tod in die feindlichen Reihen zu schleudern, auf den „Kent“ gesprungen. Er hatte seine Lieblingswaffe ergriffen, einen schwer mit Eisen beschlagenen Knittel und war eben recht gekommen, um Mal-en-train zu retten.

Mit seiner fürchterlichen Keule, die er mit der Kraft und Gewandtheit eines Indianers schwingt, machte er schnell eine Leere um sich her.

„Wieder eine Naht an dem Hochzeitskleide meiner Martha fertig,“ ruft er bei jedem Feinde, den er niederschlägt.

Nun fällt ihm aber ein, daß Mal-en-train verloren ist, wenn er nicht fortgetragen und verbunden wird. Er bückt sich nieder, nimmt seinen alten Kameraden in seine Arme und springt mit ihm auf die „Confiance“ hinüber.

Die Sanitätsgehülfen, welche die Verwundeten übernehmen, tragen Mal-en-train in den Kielraum.

„Was ist Dir passirt, alter Seehund? fragte der Chirurg, als er sah, daß man den Matrosen auf den Operationstisch legte.

Mal-en-train öffnete die Augen.

„Was allen Leuten an einem Freitage passiren kann,“ erwiederte er, sich mit seiner ganzen Willenskraft aufraffend.

„Aber macht weiter, braucht nicht so lange mit einer so lumpigen Blessur, damit ich wieder hinüber kann.“

Gatiset ist bereits wieder drüben.

Das Handgemenge ist furchtbarer als je. Während einer Viertelstunde kämpft man auf beiden Seiten ohne einen entscheidenden Erfolg.

Surcouf ist kein Mann mehr, er ist ein wüthender Tiger, ein von Pulver und Blut berauschter Dämon. Er schlägt um sich, ohne mehr die Hiebe zu pariren, die auf ihn fallen.

Zweimal schon waren Sir John und er nahe daran gewesen, sich gegenüber zu stehen, aber eine Fluth von Kämpfenden hatte sie stets wieder getrennt.

Jetzt läuft Sir John auf der Brustwehr des Schiffes hin, er erklettert eine Strickleiter und Surcouf ist unmittelbar unter ihm, ohne die drohende Gefahr zu sehen.

Sir John reißt eine seiner Pistolen aus seinem Gürtel, — er berührt fast mit ihrer Mündung die Schläfe des Corsaren . . ein leiser Druck mit dem Finger und Surcouf ist nicht mehr! . . . Da trifft eine mit furchtbarer Gewalt geschleuderte Pike die Brust des Engländers. Er schlägt mit seinen Armen in der Luft umher und stürzt mit einem dumpfen Röcheln von der Strickleiter herab den Seinigen in die Arme.

Es war Mal-en-train, der seinen Chef gerettet hat, Mal-en-train, der wackre Alte, der kaum verbunden, wankenden Schrittes auf das Verdeck des „Kent" zurückgetaumelt ist, um den Kampf fortzusetzen.

Die Corsaren, einer sechsfachen Anzahl von Feinden gegenüber, haben noch den Hauptmast nicht erreicht.

Wenn der Kampf sich noch länger hinauszieht, wenn Dutertre nicht bald kömmt, so müssen die Franzosen unterliegen. Surcouf fühlt dieß und verdoppelt seine Hiebe . . . . er fährt fort, seine Leute mit sich ins dichteste Gewühl zu reißen und wie ein Würgengel Alles niederzumähen.

Die Leute watten bis an die Knöchel im Blute; . . . da ertönt plötzlich wie eine Posaune des Weltgerichts eine Stimme hinter den Franzosen:

„Rechts und links an Bord!" rief diese Stimme.

Man gehorcht unwillkürlich, ohne zu wissen Wem. Es öffnet sich eine Gasse und durch diese Gasse speien zwei Kanonen auf die Engländer Tod und Verderben.

Es ist Dutertre, der endlich mit seinen Leuten angelangt ist und den „Kent" erklettert hat.

Mit den Matrosen, die ihm gefolgt waren, hat er zwei Kanonen aus ihren Lucken zurückgezogen, sie umgedreht und gegen diejenigen abgefeuert, von denen sie selbst geladen worden waren.

Vom wilden Feuer heißer Kampfbegier durchdrungen, folgen die übrigen Matrosen des „Vulkan" ihrem Commandanten.

Die Equipage der „Confiance" empfängt sie mit Enthusiasmus und dringt nun mit dieser rechtzeitigen Verstärkung aufs Neue vor.

„Schließt so eng als möglich auf!" schreit Dutertre, indem er sein Beil schwingt. . . . . „Und mir nach zum Sturm der Schanze!" . . .

Die Schlacht wird nun ein blindes Morden. Man hört keine Feuerwaffen mehr, nur ein wildes Brüllen der Kämpfenden, das Klirren des Eisens und das Stöhnen und Röcheln der Sterbenden.

Es ist eine gräuliche, furchtbare Scene . . . . Keiner kennt sich selbst mehr, . . die letzten Funken menschlicher Gefühle sind erloschen. . . Zähneknirschend, mit verworrenen Haaren, blutend und geschwärzt vom Pulver, gleicht jedes einzelne Gesicht einem Gorgonenhaupte, dessen bloßer Anblick tödtet.

Beide Nationalitäten thun ihre Pflicht und jede Flagge, die englische wie die französische, kann mit Stolz über den Häuptern solcher Männer flattern.

Lord Ravington kämpft noch immer an der Spitze seiner Leute. Noch immer ist er unverwundet, noch immer ist die Stärke seiner Equipage mit jener der beiden vereinigten Corsaren gleich.

Wie ein Held des Alterthums mitten in der Gefahr, immer da, wo am bittersten gekämpft, wo am meisten Blut vergossen wurde, hätte Niemand in ihm den eleganten Lord wieder erkannt, der kurz vorher noch in seiner Cajüte mit seinem Liebchen gekos't.

Surcouf hatte sein Möglichstes gethan, ihn zu erreichen.

„Meiner Treu!“ rief er, „er ist tapfer wie ein Franzose.

„Berühre ihn nicht, er gehört mir!“ schreit Dutertre, während er mit seinem Beile einem kolossalen Engländer den Kopf bis zum Rumpfe spaltet. „Ich werde ihn tödten,“ ruft er, sich einen Weg durch die gedrängten Reihen der Feinde bahnend, um an Lord Ravington endlich die lang ersehnte Rache auszuüben.

Da springt plötzlich eine Frau auf die Schanze.

Diese Frau, mit fliegenden Haaren, ein Bild des Wahnsinns und der Verzweiflung, ist Therese, die trotz des Schlaftrunkes erwacht und auf den Kampfplatz geeilt war.

„Sidney!“ schrie sie, „Sidney!“ . . .

Lord Ravington, der nur mehr Therese sieht, stürzt sich auf sie und sucht sie in Sicherheit zu bringen.

Er führt sie an das hinterste Ende des Schiffes; allein dieses momentane Verlassen seiner Leute ist für die Franzosen der entscheidende Augenblick des Sieges.

Die Engländer beginnen zu weichen.

Ravington kommt zurück; er stürzt sich wie ein Rasender in die zurückgedrängten Haufen seiner Leute, er will sie wieder vorwärts führen, — aber Therese hemmt seine Bewegungen, sie klammert sich an ihn an, sie hängt sich mit der ganzen Wucht ihres Körpers an seinen Arm.

Es ist um den „Kent“ geschehen. Er gehört jetzt den Corsaren, die nirgends mehr auf ernsten Widerstand stoßen.

Das Verdeck wird immer leerer von Engländern.

Bis auf die Raaen, in die Batterien und unteren Räume des Schiffes verfolgt, zum Theil über Bord ins Meer geworfen, ergibt sich die auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzene Equipage des großen Linienschiffes.

In diesem Momente glaubte Dutertre, ein Blitzstrahl blende sein Gesicht.

Er schließt die Augen und öffnet sie wieder . . . er steht vor Lord Ravington und Therese, und in Therese erkennt der arme Vater seine Tochter.

Diese stürzt sich vor ihm nieder und umklammert seine Kniee.

„Mein Vater,“ haucht sie ihm mit ersterbender Stimme entgegen, . . . ich liebe ihn!“

Der Corsar wird blaß wie eine Leiche.

„Du liebst ihn?“ wiederholte er langsam. . . . „Du liebst Deinen Entführer, liebst den Elenden, der Dich aus meinem Hause stahl? . . . Du, meine Tochter, . . . die Tochter Dutertre's, liebst den Feind Deines Landes? . . . Du liebst ihn, sagst Du?“ . . .

„Er ist mein Gatte!“ erwiederte Therese kaum vernehmlich.

Aber Dutertre hat es vernommen, dieses für ihn so entsetzliche Wort, und rasend, außer sich vor Schmerz, weiß er nicht mehr, was er beginnt.

„Elende Metze!“ ruft er, „so stirb mit ihm!“

Und er reißt mit beiden Händen seine Pistolen aus seiner Schärpe und richtet sie auf sein eigenes Kind und ihren Verführer.

Aber Surcouf sieht es und mit einem Sprunge steht er bei seinem Freunde.

„Wie, Du könntest!“ . . . schreit er, indem er ihm in den Arm fällt.

In diesem Momente krachen zwei Schüsse.

Dutertre hatte abgedrückt, nur verfehlte er durch den erhaltenen Stoß sein Ziel.

Die eine Kugel streifte die aufgelösten Haare seiner Tochter und drang in das Gebälk der Schiffswand; die andere aber traf Surcouf's Arm.

„Mord-Element!“ flucht dieser lachend, nachdem er sich schnell überzeugt hatte, daß diese neue Wunde von gar keiner Bedeutung ist, „soll ich etwa durch Freundeshand ins Jenseits expedirt werden, nachdem ich von Feindeshand in einem zweistündigen Kampfe verschont blieb?“

Um jedem weiteren Unglücke vorzubeugen, ergreift er mit starker Faust Dutertre's Handgelenk und hält es fest, während er den zunächst stehenden Matrosen den Befehl ertheilt, den Capitän des „Kent“ und dessen Gemahlin in sicheren Gewahrsam auf die „Confiance“ zu bringen.

In diesem Augenblick dringt ein freudiges Hurrah durch die Luft.

Es sind die Corsaren, welche das Aufhissen der französischen Tricolore auf dem Hauptmast des englischen Linienschiffes begrüßen.

Ravington senkt seufzend den Kopf, ohne eine Thräne zu verheimlichen, die in seinen Augen glänzt.

Schweigend, ohne Widerstand, läßt er sich dann auf die „Confiance“ führen, wohin Therese im bewußtlosen Zustande getragen wird.

In der darauffolgenden Nacht beleuchtete das blasse Licht des Mondes, welches sich über den glatten Spiegel des Meeres ergoß, ein seltsames Schauspiel.

Es waren zwei kleine Schiffe unter französischer Flagge, die ein englisches Linienschiff stolz bugsirten. —

Man erräth, daß es die „Confiance“ und der „Vulkan“ waren, die den kolossalen „Kent“ am Schlepptau führten.

Auf der Schanze des „Vulkan“ saß ein Mann von düsterer Miene. Er sah von Zeit zu Zeit finster und drohend auf die „Confiance“ hinüber und gab seiner inneren Bewegung bald durch tiefe Seufzer, bald durch bunte Flüche Ausdruck.

Dieser Mann war Dutertre; Dutertre, der grollend an sein Kind dachte, welches er seit sechs Jahren gesucht und nun in den Armen Dessen wieder finden mußte, den er zu tödten geschworen hatte.

Dem armen Vater war es nie eingefallen, daß seine Tochter je einen Feind Frankreichs würde lieben können.

Oft hatte er sich Therese der schnödesten Behandlung ausgesetzt gedacht, oft hatte er geträumt, daß das arme Mädchen händeringend um Hilfe rufe; aber der eifrige Patriot hatte es nie für möglich gehalten, eine für ihn so entsetzliche Erfahrung machen zu müssen.

Während Dutertre sich seinem innern Schmerze überließ, hatte Surcouf auf seinem Schiffe

Leid anderer Art, nämlich physische Schmerzen, zu ertragen, die der Chirurg ihm durch das Sondern seiner Wunden bereitete.

Mal-en-train, der bereits verbunden war, wozu für ihn allein eine ganze Kiste Charpie und Bandagen verwendet werden mußte, stand neben seinem Chef und bot beim Anlegen der verschiedenen Verbände, die Surcouf's viele Wunden erheischten, hülfreiche Hand.

Auch Gatiset war in der Cajüte des Capitäns. An ihn sollte die Reihe des Verbindens nachher kommen, und wahrlich, der arme Bursche war der ärztlichen Hülfe benöthigt, denn ein furchtbarer Hieb mit einem Beile hatte das Fleisch seines Armes von der Achsel bis zum Handgelenk aufgeschlitzt.

Trotz des grausamen Schmerzes, den diese Wunde dem jungen Matrosen verursachen mußte, lächelte Gatiset, denn er freute sich bei dem Gedanken, daß mit der in Aussicht stehenden Naht seines Armes das versprochene Brautkleid seiner Martha fertig werde.

Surcouf schien unter der Operation des Chirurgen die Geduld zu verlieren. „Alle Teufel, Doctor," sagte er, „brauchen Sie wohl noch lange?"

„Gleich werden wir's haben," erwiederte der Operateur, ein Mann, der seit vielen Jahren gewöhnt war, in seinem Berufe mit kaltem Blute zu schneiden, zu sägen und zusammen zu nähen, ohne sich durch irgend Etwas aus der Fassung bringen zu lassen. „Sie sind aber auch zu pressirt, Capitän," fügte er hinzu, als könne er nicht begreifen, warum Surcouf eine größere Eile wünsche.

„Ich möchte wissen, was Sie für ein Gesicht schnitten," brummte dieser, „wenn man an Ihnen so herum hantiren würde?"

„Bin ich an Ihren Wunden Schuld?" entgegnete der Chirurg. „Mußten Sie denn wie ein Teufel immer in den vordersten Reihen herumwüthen und über das Dreinschlagen das Pariren vergessen? . . . Zum Glück ist keine Ihrer Wunden gefährlich, obwohl Sie zerhackt sind wie eine Carbonade. Uebrigens sind wir nun fertig, was mir selber vielleicht gerade so lieb ist wie Ihnen, Capitän," fügte er hinzu, indem er den letzten Verband befestigte. . . . So . . . und nun laß einmal sehen, wie es mit Dir steht, Du langer Schlingel," fuhr er fort, sich Gatiset nähernd, . . . „nun, nicht übel, meiner Seele, nicht übel! . . . Nur eine Idee tiefer und der Arm wäre verloren. . . ."

„Nichts Schuld als der verdammte Freitag," murmelte Mal-en-train.

„Ja wohl," lachte Gatiset, „es ist wohl ein Unglück, daß mir der Arm nicht abgenommen zu werden braucht."

„Willst Du das Maul halten, verdammter Taugenichts!" rief der Chirurg; „wie soll ich Dich verbinden, wenn Du nicht ruhig bist?"

„Das ist Ihre Sache und nicht die meinige," entgegnete Gatiset, der sich kaum verfärbte, als die Wunde zusammengenäht wurde.

Während dieser Operation trat Garneray ein. Auch er trug um den Kopf eine blutige Binde.

„Capitän," sagte er, „die Gefangenen sind so untergebracht, wie sie es befohlen haben."

„Gut, Garneray, also die Soldaten und Matrosen?"

„Im Unterdeck des „Kent" und des „Vulkan."

„Die Offiziere und Frauen?

„Bei uns im Zwischendeck."

„Und der Capitän des „Kent“ mit seiner Gemahlin?

„In einer besonderen Cajüte, wie es dem Range des Lords Ravington gebührt.“

„Ist Ravington verwundet?“

„Nein, Capitän.“

„Wunderbar! Ich sah doch selbst, mit welcher Bravour er focht. Schade, daß er ein Engländer ist.

„Alle anderen Offiziere sind blessirt,“ fuhr Garneray fort: „der erste Lieutenant namentlich .... wird schwerlich mit dem Leben davon kommen.“

„Ich kann mir's denken,“ erwiederte Surcouf mit einem freundlichen Blick auf Mal-en-train „Wo der mit seiner Pike hintrifft, da wächst kein Gras mehr.“

„Beim Ocean!“ murmelte Mal-en-train; „es war um Sie geschehen, wenn mein Wurf mißlungen wäre.“

„Es ist nicht das erste Mal, daß ich Dir das Leben danke, mein Alter,“ entgegnete Surcouf.

„Ich bin in dieser Hinsicht noch immer Ihr Schuldner,“ meinte Mal-en-train.

(Fortsetzung folgt.)

Giuseppe Garibaldi.

(Schluß.)

Von besonderem Interesse ist ferner der folgende Vorfall. Die Ausgänge der Lagunen waren in den Händen der Kaiserlichen und sich durch diese hindurchzuschlagen, war für die Republikaner ein Ding der Unmöglichkeit. Da befahl Garibaldi, die Fahrzeuge der Flottille auf starke Räder zu setzen und durch Zugthiere über Land nach dem Meer zu befördern. Der Plan wurde glücklich ausgeführt. 200 Ochsen zogen die Schiffe über 54 Miglien eines zum Theil schwierigen Terrains an die Küste, wo man sie in die See ließ. Das Fahrzeug Garibaldi's scheiterte bald darauf an den Klippen dieser Küste, und sechzehn Mann verloren dabei ihr Leben, darunter alle Italiener, die Garibaldi begleiteten. Die Ueberlebenden gingen auf die Schaluppe „Ituparica“ und trugen wesentlich zu dem Siege bei, der bald nachher über die Kaiserlichen erfochten wurde.

Kurze Zeit darauf wurden die Schiffe, welche Garibaldi befehligte, von einer Flotte von 20 Segeln angegriffen und nach tapferm Widerstande überwältigt und verbrannt. Garibaldi war der einzige Offizier, welcher diesen Unfall überlebte. Er hatte sich bei dem Treffen sehr ausgesetzt, und in gleicher Weise hatte seine Frau, Anna, eine feurige Tochter des Landes, sich lebhaft am Kampfe betheiligt. Seit wenigen Wochen mit ihm verbunden, hatte sie ihm in allen Gefahren an der Seite gestanden. Sie feuerte bei jenem letzten Seetreffen der Republikaner den ersten Schuß ab. Ihr dankte man die Rettung der Munition vor Verbrennung der Flottille Sie leistete, als ihr Gatte nach Verlust seiner Schiffe als Guerillaführer weiter kämpfte, auch zu Lande die besten Dienste als Soldat, Adjutant und Späher.

„Eines Tages“ — so liest man in Garibaldi's Aufzeichnungen — „fiel sie in die Hände des Feindes. Sie entfloh und legte, allein und größtentheils bei Nacht, einen Weg von 60 Miglien durch die Bergwälder der Sierra de Esquinasso zurück. So kühn und achtunggebietend war ihre Haltung, daß die Räuber vor ihr wichen und erklärten, von einem überirdischen Wesen verfolgt worden zu sein. Sie ritt ein halbwildes Pferd, welches sie in einem Gehöft erlangt hatte, wo man sonst selbst für gutes Geld Niemanden gefällig war. So sprengte sie hin über Felsen und gebrochenen Grund durch die stürmische Nacht beim Leuchten von Blitzen. Eine am Fluß Cauvas aufgestellte Vedette von vier feindlichen Reitern floh vor ihr wie vor einem Waldgespenst. Der Fluß war durch Regengüsse zum reißenden Strome geworden, aber kein Hinderniß für das muthige Weib. Sich an dem Schweif ihres Pferdes haltend, schwamm sie unerschrocken durch die schäumenden Wellen. 500 Schritt hatte sie auf diese Weise zurückzulegen. Ein Glas Kaffee war vier Tage hindurch die einzige Nahrung der einsamen Wanderin.“

Von den Freuden häuslichen Glückes bekam Garibaldi unter so bewandten Umständen wenig zu genießen. Sein erstes Kind wurde unter den Schrecken eines unglücklichen Feldzuges geboren. Es war erst 3 Monate alt, als die ausgehungerten Republikaner vor der Uebermacht der Gegner einen beschwerlichen Rückzug von 9 Tagen anzutreten hatten. Garibaldi trug bei demselben da, wo schwierige Stellen oder Flüsse zu passiren waren, das Kind in einem Taschentuch, welches er sich um den Hals befestigt hatte, und versuchte es mit seinem Athem zu erwärmen. Der Knabe lebt noch und hat seinen Vater, nachdem er im vorigen Jahre in Oberitalien an seiner Seite gegen die Oesterreicher gekämpft, jetzt nach Sizilien begleitet.

Nach beendigtem Kriege ging Garibaldi nach Montevideo, der Hauptstadt des Staates Uruguay. Um seinen Besitz auf dem Wege dahin bequem und mit Vortheil fortbringen zu können, legte er ihn in einer Viehheerde an. Aber das Glück wollte ihm nicht wohl. Beim Uebergang über einen Fluß verlor er die Mehrzahl seiner Ochsen, und die übriggebliebenen waren bei der Ankunft in der Stadt so abgemagert, daß er sie um den bloßen Werth der Häute verkaufen mußte. Von allem, was er gehabt, blieb ihm kaum soviel übrig, um sich und seine Familie nach der fünfzigtägigen mühevollen Wanderung neu kleiden zu können. Indeß befanden sich in Montevideo viele Landsleute, und Garibaldi war überdies nicht der Mann, sich in kritischen Lagen verloren zu geben. Er begann ein Mäklergeschäft, erwarb Einiges durch Ertheilung von Unterricht in der Mathematik und fand dann eine Stelle als Offizier der Republik Uruguay. Nicht lange währte es so hatten ihm seine Kenntnisse und sein energisches Wesen das Oberkommando über die gegen Buenos-Ayres operirende Eskadre verschafft. Nach der Blokade Montevideo's durch die englisch-französische Flotte betheiligte er sich am Landkriege gegen den Diktator Rosas, und zwar als selbstständiger Führer von Schaaren, die von 300 bis zu 3000 Mann zählten. Bald an der Spitze eines halbwilden, pfeilschnellen Reitergeschwaders, bald als Oberster einer unermüdlichen Infanterie, meist siegreich, nie am Gelingen zweifelnd, bildete er sich durch diese Uebung im kleinen Krieg zu einem vollendeten Guerillaführer aus.

Mit der Erhebung Italiens im Jahre 1848 endigt diese erste Periode seines Lebens, die wir einigermaßen im Detail schildern mußten, einestheils weil sie die Grundlagen dessen zeigt, was er als Militär ist, anderntheils, weil sie, verglichen mit seinem spätern Auftreten, ein helles Licht auf den Grund seines Charakters wirft. Er hat, lange Jahre unter Abenteurern lebend, bis zu einem gewissen Grade selbst Abenteurer, niemals den Sinn für strenge Disziplin, der ihm als Seemann eingeprägt worden, verloren, und an blutigen, oft barbarisch geführten Kriegen

zwischen Halbwilden theilnehmend, zu keiner Zeit die Menschlichkeit und Großmuth verleugnet, die den zivilisirten Soldaten ziert. Er ist unter den selbstsüchtigen Gauchosgeneralen nicht zum Egoisten geworden, und ebensowenig hat ihn die bombastische Ruhmredigkeit der transatlantischen Spanier zum Renommisten gemacht. Er hat endlich, nachdem ihm während des wilden Treibens jenseits des Ozeans manches unmöglich Scheinende gelungen, sich trotzdem den praktischen Blick bewahrt, der nur mit Möglichkeiten rechnet und so seine Wünsche und Hoffnungen den Umständen einzuordnen, sie nach Befinden selbst aufzugeben weiß.

Spaß für Spaß.

(Von Adolph v. Leutrum.)

Der Pommern-Herzog Suantepolk,
Gerüstet auf das Beste,
Berannte mit dem Pommern-Volk
Einst Kulm, die deutsche Veste.

Und war auch mancher deutsche Mann
Der Kulmer schon erschlagen,
So kam's doch schwer den Pommern an,
Den ersten Sturm zu wagen.

Da zürnte Herzog Suantepolk
Und sprach in seinen Sinnen:
„Neu will ich Kraft dem Pommern-Volk
Durch einen Spaß gewinnen.

„Ich will zumeist mit diesem Spaß
Das deutsche Heer erschrecken,
Daß wenn im Ernst ich stürmen lass',
Sie nur im Schlaf sich strecken!"

Da ließ der Herzog in der Nacht
Durch Pommerns Lager rufen:
„Die Deutschen nah'n, erwacht, erwacht,
Schon donnern Schwert und Hufen."

Und jeder Pommer flog zur That,
Den Feind zu überwinden;
Doch nirgends, als der Morgen naht,
War nur ein Feind zu finden.

Die Kulmer, die den Spaß gehört,
Im Lager sich erheben,
Still rüsteten, um ungestört,
Den Spaß zurückzugeben.

Die nächste Nacht im Schlafe tief
Betraf der Pommern Schaaren;
Und als die Lärmtrompete rief,
Nicht ahnten sie Gefahren.

Wie Wetter krach das deutsche Heer
Hervor aus allen Thoren —
Eh' Pommern faßte Schwert und Speer,
War ihm die Schlacht verloren.

Das deutsche Schwert die Feinde fraß —
Wie Wolfeszahn die Heerden;
Wer mit den Deutschen wagt Spaß,
Wird selbst zum Spasse werden!

Auf dem Ball.

Beim Ball hüpft jüngst, fein und stutzermäßig,
Der Baron Pimperl ganz zierlich und nett
Zum „Liserl" und ladets zum Tanz regelmäßig:
„Hab' ich vielleicht die Ehr' beim nächsten Menuett?"
S' Liserl lächelt, schmunzelt und koquettirt:
„I' dank — sagt's — bin die ganze Nacht schon verakkordirt."

(Napoleon I. in Aschaffenburg.) Nach dem Kongresse in Erfurt kam Napoleon durch Aschaffenburg. Es war der Befehl ergangen, die Zöglinge aller Schulen und Institute in langen Reihen auf dem Wege zum Schloß mit dem Rufe: vive l'Empereur aufzustellen. Auf dem äußersten rechten Flügel herrschte beim Vorübergehen des Kaisers das tiefste Schweigen und eine bedenkliche Ruhe. — Ein hoher Offizier aus dem kaiserlichen Gefolge äußerte sein großes Mißfallen hierüber, man vermuthete in diesem Stillschweigen eine verabredete Demonstration der Feinde Frankreichs. — „Mein Herr, fragte der Adjutant den Bürgermeister, wer hat diesen jungen Leuten dieses Stillschweigen auferlegt?" — „Der liebe Gott — antwortete der Gefragte; denn es waren die Schüler des Taubstummen Instituts."

Nr. 31. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 29. Juli 1860.

Eine Fahrt im indischen Ocean.

Frei nach Ernest Capendu bearbeitet von Heinrich v. Veltheim.

(Fortsetzung.)

„Haben Sie sich wegen der Ladung des „Kent“ umgesehen, Garneray?“ fragte der Capitän weiter.

„Ja,“ erwiederte der Offizier, „und ich kann Sie versichern, Commandant, wir sind geborgene Leute. Der „Kent“ führt an zwanzig Millionen Werth in Gold, Edelsteinen und Perlen mit sich.“

„Surcouf konnte ein freudiges „Mord=Element!“ nicht unterdrücken, denn er liebte die großen Prisen, nicht etwa aus Geiz, sondern um das Gold mit vollen Händen wegwerfen zu können.

„Nun, Gatiset“, sagte er zu dem jungen Matrosen, der unter den Händen des Chirurgen einen ellenhohen Sprung machte, als er diese wichtige Mittheilung vernahm, „jetzt kannst Du Dir die Musik zu Deiner Hochzeit bestellen und wenn sie Dich zehntausend Francs kosten würde.“

„Wirklich?“ stammelte Gatiset, dießmal erbleichend und dann wieder roth wie die Gluth eines Hochofens.

„Allerdings, da dir dann noch immer vierzigtausend zum Leben bleiben.“

„Fünfzigtausend Francs! . . Wäre es möglich? Und für ein solches Heidengeld nur diese lumpige Wunde!“

„Die dir noch genug zu schaffen machen wird, wenn Du Dich nicht hältst“, brummte der Chirurg.

„Bah, für fünfzigtausend Franks kann man sich schon etwas gefallen lassen,“ versicherte Gatiset.

„Da haben wir wieder den Freitag“, seufzte Mal=en=train.

„Wie so, ist es etwa ein Unglück, daß ich nun reich bin?“

„Allerdings.“

„Und daß Martha meine Frau wird?“ . . .

„Daran liegts eben“, sagte Mal=en=train. „Du bist nun reich und heirathest Martha;

dadurch wird jedenfalls eine Landratte aus Dir und ich bin dann allein, wie ein alter morscher Schiffskasten, um den sich Niemand mehr kümmert . . . Ob dieß gerade ein Glück zu nennen ist?" . . .

Es lag so viel Gefühl von Freundschaft in diesen Worten, daß Gatiset, tief gerührt, seinem alten treuen Kameraden seine gesunde Hand reichte.

„Hab' keine Sorge, Alter", sagte er, „Martha und ich werden Dir ein so bequemes Plätzchen in unserm Hause einzurichten wissen, daß Du Dich nicht mehr in die See hinaussehnen wirst. . . .

„Bah", erwiderte Mal-en-train, „für mich taugt nun einmal die Landluft nicht."

Surcouf unterbrach das Gespräch der Matrosen, indem er aufstand, wobei er eine komische Grimasse schnitt und laut über den Doctor schimpfte, der ihn so verpappt habe, daß er sich kaum rühren könne.

„Wer heißt Sie aufstehen?" knurrte der Arzt.

„Glauben Sie etwa, daß ich Lust und Zeit habe, mich da lange müssig herzusetzen? . . . . Nein, mein Lieber, ich will unsere Verwundeten und dann die Gefangenen besuchen. Kommen Sie Garneray, begleiten Sie mich."

Surcouf verließ mit seinem Lieutenant die Cajüte und ging zu seinen Blessirten, denen er gleich bei seinem Eintritte die erfreuliche Mittheilung machte, welch ungeheuren Prisenantheil sie zu erwarten hätten.

„Dieß wird Euch schnell gesund machen, Kinder," sagte er, „ich wüßte wenigstens kein besseres Pflaster für Euere Wunden.

Dann richtete er an jeden Einzelnen ein freundliches, aufmunterndes Wort, bis er sie endlich, begleitet von ihren Segenswünschen, verließ, um sich in das Zwischendeck zu begeben.

Dieses bot einen tragisch-komischen Anblick dar.

In der einen Ecke des weiten, aber niedrigen Raumes steckten die Damen beisammen wie eine Heerde Schafe, die von einem Wolfe bedroht wird.

Alle weinten, seufzten und lamentirten in einem ohrzerreißenden Concerte.

Man hatte ihnen in England so viele Scheußlichkeiten von den Corsaren erzählt, daß die armen Frauen in banger Erwartung der entsetzlichsten Dinge wie Espenlaub zitterten.

Die alte Lady namentlich stieß Seufzer aus, die im Stande gewesen wären, bei etwaiger Windstille die stärkste Brise zu ersetzen.

Weit entfernt, durch seine Erscheinung die geängstigten Gemüther zu beruhigen, steigerte im Gegentheil Surcouf durch sein Eintreten den panischen Schrecken.

Einige von den Damen, und zwar gerade die Häßlichsten, stießen ein Geschrei aus, als ob sie sich bereits als ein Opfer der ärgsten Brutalität betrachteten.

Surcouf näherte sich diesen Jammergestalten, als die Mutter jener hübschen Miß, der Sir Harry den Hof machte, ihm entgegen eilte und sich zu seinen Füßen warf.

„Mein Herr", stammelte sie, „Erbarmen für meine Tochter! . . . Machen Sie aus mir, was Sie wollen, aber schonen Sie mein Kind."

„Wie beliebt?" fragte Surcouf, der nicht zu verstehen schien, was die Dame wollte.

„O weisen Sie mein Flehen nicht zurück!" . . .

„Aber was verlangen Sie von mir? um was flehen Sie?"

„Um Schonung meiner Tochter."

„Ah," rief Surcouf, indem er die Dame aufhob, „nun erst errathe ich . . . Man versteht sich in Ihrem Lande, wie es scheint, ganz vortrefflich auf Verleumdung? . . . Man sagt uns also ganz furchtbare Dinge nach? Man hält uns wohl für Piraten, Flibustier und Banditen?"

„Mein Herr! . . ." deprecirte die arme Lady, welche glaubte, den Zorn des Commandanten erregt zu haben.

„Wir sind Soldaten, Madame", fuhr Surcouf mit unnachahmlicher Noblesse fort, „wir kämpfen für Frankreich, wir raufen uns mit Männern, mit den Feinden unseres Landes, aber nie besudelt Einer von uns Corsaren seinen Namen durch eine feige Schandthat. . . . Glauben Sie mir, Madame, und wiederholen Sie es den andern Damen, damit sie sich beruhigen, ... keine Frau hat irgend eine Beleidigung zu befürchten, so lange sie sich an Bord eines französischen Corsaren befindet."

Mit diesen Worten verließ Surcouf die Dame, welche nicht weniger verblüfft als ihre Schicksalsgenossinnen dem wackeren Commandanten nachsahen.

Er begab sich in die Cajüte, die dem Capitän des „Kent" und seiner Gemahlin angewiesen worden war.

Die Physiognomie des Corsaren war so offen, so freimüthig und herzgewinnend, daß die junge Frau und der englische Offizier sich unwillkürlich zu ihm hingezogen fühlten.

„Madame," sagte Surcouf, indem er sich mit der ihm angebornen Courtoisie verbeugte, „ich gestehe, daß ich keinen Anspruch auf Ihre Freundschaft machen kann, ebensowenig auf jene des Lords, aber ich bin der intimste Freund Ihres Vaters; Dutertre betrachtet mich als seinen Bruder, sind Sie geneigt, Madame, mir auf diesen hin einiges Vertrauen zu schenken?"

„Wenn Sie der Freund, der Bruder meines Vaters sind," erwiederte Lady Ravington, „so haben sie das vollste Recht auf meine Achtung."

„Es ist mehr als Achtung, Madame, um was ich Sie bitte."

„Therese, intervenirte Lord Ravington, „sei gegen den Capitän Surcouf ganz ohne Rückhalt. Capitän Surcouf ist einer von jenen seltenen Männern, die selbst ihren Feinden Bewunderung und Ehrerbietung einflößen, er ist ein biederer Charakter, dem sich jedes Herz ohne Scheu erschließen darf."

„Mylord," erwiederte Surcouf mit würdevoller Haltung, „ich danke Ihnen für Ihre Worte, die ich um so höher schätze, als ich weiß, daß Lord Ravington nicht verschwenderisch mit seinen Sympathien ist. . . . Aber wie?" fügte er hinzu, indem sein Blick zufällig auf die linke Seite des englischen Capitäns fiel, man hat es gewagt, Ihnen ohne mein Wissen den Degen abzunehmen? . . .

„Nein, Capitän, . . . ich habe meinen Degen selbst zerbrochen und ins Meer geworfen, um ihn nicht etwa abgeben zu müssen."

Surcouf häkelte seinen eigenen Degen ab und näherte sich damit dem Capitän.

„Wollen Sie diesen Degen als Pfand meiner tiefsten Hochachtung annehmen, Mylord," sagte er. „Ich habe Sie in der Schlacht gesehen: ein so tapferer Mann, wie Sie, kann nicht unbewaffnet bleiben.

Ravington, gerührt über diese zartsinnige Galanterie, nahm den Degen und sah ihn wohlgefällig an.

„Es ist die Waffe eines einfachen Matrosen, und nicht der vererbte Degen eines Edel-

mannes," sagte Surcouf, mit einer Bescheidenheit, in der vielleicht eine feine Nuance von Stolz lag. —

„Es ist jeden Falls eine Waffe," erwiederte der Capitän des „Kent", die von keiner würdigeren Hand geführt werden konnte und mit der Sie alle jene Siege erfochten, die Ihnen einen bleibenden Namen in der Geschichte sichern."

Therese sah die beiden Männer mit wachsender Ueberraschung an; allein sie verstand sich auf edle Gefühle und begriff, daß wenn Surcouf Seelengröße genug besaß, um sich mit seinem Siege nicht zu brüsten, ihr Gatte zu löwenmuthig gefochten hatte, um sich seiner Niederlage schämen zu müssen.

Hingerissen von dem Beispiele ihres Mannes, ergriff sie Surcoufs Hände und drückte sie. sie in die ihrigen.

„Capitän," sagte sie, ich schenke Ihnen mein volles Vertrauen; also sprechen Sie zu mir wie ein Freund zur Freundin."

„Madame," erwiederte Surcouf mit feierlichem Ernste, „ich habe Ihrem Vater geschworen, ihm seine Tochter aufsuchen zu helfen. . . . Ich habe meinen Schwur gehalten, wir waren so glücklich, sie endlich zu finden, allein wir fanden sie, um sie, wie es scheint, auf immer wieder zu verlieren, denn Dutertre wird nie die Gattin eines Feindes seines Vaterlandes als seine Tochter anerkennen. Soll Ihrem Vater, Madame, das Glück entzogen bleiben, sein wiedergefundenes Kind, seine Tochter, um die er seit sechs Jahren so viele bittere Thränen weinte, an seine Brust zu drücken?"

Therese und Lord Ravington wechselten einen schmerzlichen Blick.

„Ja," fuhr Surcouf fort, „Sie . . . Sie finden das Opfer schwer, welches Kindespflicht von Ihnen verlangt. . . . Um Ihren Vater zu beglücken, sollten Sie in Ihr eigenes Unglück willigen. Allein man muß sich zu resigniren wissen, die Zeit heilt alle Wunden. . . . Sie werden sich gegenseitig vergessen lernen. . . ."

„Nie, nie!" riefen Ravington und seine Gattin zugleich mit einer Energie des Ausdrucks, daß Surcouf erkannte, wie sehr eine Trennung der beiden Gatten in das Reich der Unmöglichkeit gehöre.

Er ging einige Male mit raschen Schritten in der Cajüte auf und ab. . . . Er dachte bei sich selbst, daß auch er nicht einwilligen würde, sich von Derjenigen zu trennen, die er liebte, allein auf welch' andere Art Therese mit ihrem Vater versöhnen?

„Alle Teufel!" platzte Surcouf unmuthig heraus, „warum mußten Sie sich auch gerade in einen Engländer verlieben! . . . Verzeihen Sie, Mylord," fügte er sich besinnend hinzu, „ich weiß wahrhaftig nicht, was ich sage."

„Der Vorwurf, den Sie der Tochter Ihres Freundes machen," erwiederte Ravington mit Ruhe, „gilt mehr mir selbst, als ihr. Therese war nicht frei in ihrer Wahl . . . in meiner unbesiegbaren Leidenschaft für sie that ich, was ich nicht lassen konnte, . . . ich entführte sie, ich trug sie, bewußtlos aus ihrem elterlichen Hause und als sie erwachte, war sie an Bord meines Schiffes als Gefangene."

„Ich weiß Alles, Dutertre hat mich von Allem unterrichtet."

„Noch in derselben Nacht, als der Raub vollzogen war," fuhr der Lord fort, „gingen wir wieder unter Segel. Therese war in Verzweiflung, sie jammerte, sie flehte, sie fluchte mir und drohte sich ins Meer zu stürzen, . . . ich bereute meine That, allein es war zu spät."

„Und als ich sah," erzählte Therese weiter, „wie sehr ihm mein Schmerz wehe that, welchen Kummer meine Thränen ihm bereiteten, als ich erkannte, wie tief seine Liebe zu mir ist..."

„Verziehen Sie ihm endlich," unterbrach Surcouf die erröthende junge Frau, „und erwiederten seine Liebe. O, ich begreife Alles, Sie fingen damit an, ihn zu achten und kamen endlich dahin, ihn zu lieben. Lord Ravington ist der Mann, sich das Herz eines jungen Mädchens zu erobern," fügte er halb ernst, halb scherzend hinzu.... „Aber was soll aus meinem Freunde Dutertre werden?

„Therese ist meine vor Gott und den Menschen angetraute Gattin," sagte Ravington, „sollte ich nicht hoffen dürfen, daß Ihr Vater mich seinen Sohn nennt? Ein Wort von ihm genügt, um unsere Ehe auch in Frankreich zu legitimiren. Glauben Sie, daß Dutertre dieses Wort verweigern wird?"

„Er? Er, je in Ihre Heirath willigen? O glauben Sie doch das nicht!"

„Aber Sidney will quittiren, er will mir dieses Opfer bringen," rief Lady Ravington.

„Einerlei, ich kenne Dutertre, und kann es nun und nimmermehr glauben, daß er Denjenigen als seinen Schwiegersohn anerkennt, der französisches Blut vergoß. . . . Uebrigens kann der Versuch nichts schaden und ich will es versuchen, wenn Sie mich dazu autorisiren."

„O, wer sollte besser als Sie zu unserm Vermittler taugen," rief Therese, „Sie, der vertraute Freund meines Vaters?"

„Nun denn, so will ich morgen mit dem Frühesten hinüber zu Dutertre," sagte Surcouf, und mein Möglichstes thun, verlassen Sie sich darauf."

„Auf ein baldiges und glückliches Wiedersehen!" sagten Ravington und Therese, während Letztere ihre schöne weiße Stirne dem Corsaren zum Kusse bot.

Ravington reichte ihm die Hand.

„Es ist die Hand eines Offiziers, der gegen Frankreich kämpfte," sagte er, „aber es ist auch die Hand eines loyalen Mannes, der bereit ist, den Capitän Dutertre für die ihm zugefügte Kränkung um Vergebung zu bitten und Alles zu thun, um sich seines väterlichen Segens würdig zu zeigen. Sagen Sie dies Ihrem Freunde, Capitän."

„Und sagen Sie ihm auch," fügte Therese hinzu, „daß nur sein Segen meinem Glücke fehlt."

„Gebe Gott, daß ich sein Herz erweiche!"

Mit diesem Wunsche verließ Surcouf die beiden Gatten, die vertrauensvoll von ihm das Beste hofften.

15.

„Höre," sagte Surcouf, als er am andern Morgen an Bord des „Vulkan" neben Dutertre saß, . . . „die Sache ist die, daß sich beide Leutchen lieben, und zwar so, daß an eine Trennung nicht zu denken ist. Der Engländer ist ein ganzer Mann, tapfer und muthig, dies hast Du selbst gesehen, und voll edler Gesinnungen, davon habe ich mich gestern überzeugt. Er ist eine durchaus ritterliche Natur, und eine solche ehrt man auch im Feinde. Nun habe ich Dir geschworen, Dir in Deiner Rache zu helfen, aber ich kenne nur eine Rache, die hier am Platze und also Deiner würdig wäre, . . . es wäre Verzeihen und Vergessen!" . . .

Dutertre hörte zu, ohne ein Wort zu sagen.

Als Surcouf schwieg, trat eine lange peinliche Pause ein, die nur durch die schweren Seufzer des hart geprüften Vaters unterbrochen wurde.

„Sie liebt ihn," dachte er, „sie liebt ihn!"

Und er ballte mit solcher Gewalt die Faust, daß seine Nägel in die innere Fläche seiner Hände drangen.

„Nun?" fragte Surcouf, der einsah, daß dieses Schweigen zu lange dauerte. „Sprich, wozu bist Du entschlossen?" . . .

„Ich bin entschlossen", erwiderte Dutertre, rasch aufstehend, „sie nie mehr zu sehen! . . . Es sei ihnen verziehen, allein nie sollen sie vor meine Augen . . . nie! hörst Du? Ich will vom Feinde meines Vaterlandes nichts wissen, will von Der nichts hören, die sich seine Frau nennt. Als unsere Gefangenen überlasse ich sie Dir. Mache mit Ihnen, was Du willst, . . . lasse sie frei, oder führe sie nach Frankreich, aber nur führe sie nie zu mir, denn ich weiß nicht, was ich thun würde, wenn ich sie vor mir hätte."

(Schluß folgt.)

Ein Lustspiel aus dem Leben.

Ein Hamburger Matador der Rentenverzehrung, am Jungfernstieg wohnhaft, war ziemlich reich mit Einquartirung versehen worden. Zu dieser gehörte ein schmucker preußischer Jägersmann, welcher bald nach seinem Einzuge in das Haus auf eines der niedlichen Dienstmädchen Hamburgs sein Auge geworfen hatte. Das Herz des Jägers war ernstlich angeschossen und da sein Abschied aus dem Soldatenstande nahe war, so beschloß er, um das Mädchen anzuhalten. — Das Pärchen selbst kam bald ins Reine: — das Wort: „Heirathen" hat ja für Frauenzimmer aller Stände gar verführerischen Klang — aber die Schwierigkeit war nun, die Einwilligung des Hausherrn zu erlangen. Bei dem schon ältlichen Rentier stand die hübsche Marie, die er fast als Kind, kaum aus der Bürgerschule entlassen bei sich aufgenommen, in besonderer Affection ebenso bei seiner Frau und Tochter; auch war ihr eine kleine Mitgift versprochen worden. Das Mädchen, dankbar und brav, wollte von einer bestimmten Zusage ihrer Hand an den Soldaten nichts wissen, bevor die Herrschaft eingewilligt haben würde. Es ward nun besprochen, zu welcher Zeit und unter welchen Umständen dieser Consens wohl am besten eingeholt werden könne. Vorher sollte auch der „Madame" und dem „Fräulein" nichts gesagt werden. — Soldat und Mädchen kamen endlich überein, daß der erstere die gemüthliche Frühstücksstunde der Herrschaft benutzen sollte, um sein Gesuch anzubringen. — Unser Jäger kam vom Appell zurück; er machte sich so schmuck und sauber, wie er konnte; dann mußte Marie ihn bei dem Hausherrn anmelden. Sie that es natürlich mit klopfendem Herzen und etwas zitternder Stimme, doch merkte man in dem Familienzimmer ihre Verlegenheit nicht. Der Besuch des Soldaten wurde, wenn auch nicht ohne Befremden angenommen. Der Jäger grüßte beim Eintritt militärisch. Auf den Herrn P., welcher sich bisher nur flüchtig mit seiner Einquartirung befaßt hatte, machte der junge frische

Bursch einen vortheilhaften Eindruck; auch auf die Frau vom Hause, wie es schien; — die Tochter war noch nicht zugegen. Der Jäger hatte sich eine nach seiner Meinung sehr geschickte Einleitung zu seinem Heirathsgesuch ausgedacht. Er sagte: „Guten Morgen — Sie werden verzeihen — aber daß mehrere preußische Offiziere in Hamburg mit Bürgerstöchtern sich verlobt haben, das wird Ihnen gewiß bekannt sein, nicht wahr!" — Herr P., sehr befremdet, antwortet: „Ja, ich erinnere mich, davon gehört und gelesen zu haben, aber was soll das hier?" — „Ja, sehen Sie, dem Beispiel der Herrn Offiziere möcht' ich nun gern folgen." — „So!?" — „Ich habe mir etwas in Ihrem Hause ausgesucht." — Das wäre?" — „Ach, Sie könnten mich so glücklich machen!" — Ich?" fragt der Rentier mit wachsendem Erstaunen und wirft einen Blick auf seine Gattin, in deren Mienen sich dasselbe Befremden malt. — „Sehen Sie, ich will Ihnen nichts weiß machen," hebt der Jäger wieder an, „aber mein Vater ist Müller, hat sehr guten Verdienst und ich werde später mal die Mühle antreten. Na, wollen Sie mir das Mädchen geben? Es ist freilich das Beste, was sie besitzen — aber nur ohne Sorge, ernähren kann ich sie gewiß!" — Der Rentier, statt aller weitern Antwort, bricht in ein helles Gelächter aus; seine Frau mußte unwillkürlich folgen. Der Jäger wird hierüber röther im Gesicht, als seine Achselaufschläge mit der Nr. 7. — Er platzt endlich, tiefbeleidigt über die fortgesetzte Heiterkeit der Herrschaft, mit den Worten heraus: „Aber was lachen Sie denn so schrecklich? — Ihr Mädchen hat mich ja ganz ungeheuer lieb. Sie will mich ja gern heirathen — hat mich ja selbst zu Ihnen geschickt — und wollte als Reserve ins Feuer." — Sprachlos vor Erstaunen sahen Herren und Madame P. ihre Tochter gerade jetzt, im leichten, anmuthigen Morgenanzuge eintreten. Das hübsche Gesichtchen blickte freundlich wie die Morgenröthe. — Franziska hatte schon draußen das laute Lachen ihrer Eltern gehört und fragte munter nach der Ursache. Aber sie sieht jetzt den bittersten Unwillen ihres Vaters und dieser stürzt ihr noch obendrein mit den Worten entgegen: „Kind — wie konntest Du Dich so wegwerfen. — Du, die Tochter eines Millionärs!?" — „Ach, das muthwillige Ding hat sicher nur ihren Spaß getrieben mit dem guten Mann," sagt die Mutter und droht mit dem Zeigefinger. — Franziska betheuerte, daß sie von dem Allen kein Sterbenswörtchen verstehe. — „Mein Vater ist Müller und ich trete später selbst die Mühle an," ruft der Jäger wieder, welcher die eben vorgegangene Scene im Familienzimmer gar nicht begreift und die Aufmerksamkeit wieder auf seinen Antrag lenken möchte. — „Aber mein lieber Freund," wendete sich Herr P. endlich an den Soldaten, „wie können Sie sich denn auch nur im Entferntesten einbilden, daß ich Ihnen meine einzige Tochter in Ihre Mühle geben werde!?" — Jetzt merkt Franziska endlich, wohin der Wind weht, und sie selbst wird von der grenzenlosen Heiterkeit angesteckt, welche sich vorher bei ihren Eltern geäußert hatte. — Aber nun wird die Scene einer in fieberhafter Spannung vor der Thür harrenden dritten weiblichen Person doch gar zu arg. Es ist Mariechen. „Mich will der Preuße ja heirathen — und mich ganz allein!" ruft das Mädchen und Alles klärt sich auf, die stattgehabte Verwechslung wird doppelt ergötzlich. — Die Einwilligung zur Heirath ist von Herrn P. gegeben worden und an der versprochenen Mitgift für Marie ließ es Herr P. nicht fehlen.

Die Rose als Trösterin des Trauernden.

Verschmähet von der Liebe die entrissen
Dem Jünglinge der Feinde arge Wuth,
Zieht er dahin, in Thränen sieht zerfließen
Man seine Blicke in des Schmerzes Gluth.
Entflohen sind der Hoffnung frohe Bilder,
Die ihn, den Aermsten, einst so reich beglückt,
Es zeiget sich kein Troststrahl ihm kein milder,
Der sein vom Gram gebeugtes Herz erquickt.

Er sucht zu fliehen was ihm sonst willkommen,
Und ihm bisher so werth und theuer war;
Die Brüder, die ihn jubelnd aufgenommen,
Und die gebracht ihm ihre Liebe dar.
Nur draußen auf den herrlich blüh'nden Fluren,
Wo wonn'ge Ruhe hehr die Schöpfung schmückt,
Sucht aufzufinden er des Friedens Spuren,
Die ihm des Haßes schnöde That entrückt.

Da neiget sich die Schönste aller Schönen,
Der Blüthen holde, süße Königin,
Herab zu ihm, und trocknet seine Thränen,
Und hebet seinen tiefgebeugten Sinn.
Nur sie kann Trost in seine Leiden gießen;
Ihr Duft zerstört des Grames ehrnes Band,
Und statt der Herzen, die sich ihm verschließen,
Wird sie ihm nun der Liebe heiligstes Pfand!

A. R.........

(Ein merkwürdiges Thiergeschichtchen.) Von einem höchst glaubwürdigen, in seiner Gegend wohlbekannten Forstbeamten im Thüring'schen wird folgendes, überaus merkwürdige Geschichtchen von einem Fuchse erzählt, welches sich an einem bitterkalten Wintertage des vergangenen Dezembers zutrug. Der Förster hatte, wie es zur Winterszeit, wenn Schnee liegt, zu geschehen pflegt, in seinem Revier Fuchseisen ausgestellt. Eines Morgens war eines dieser Fuchseisen verschwunden, aber die Schneespur zeigte, daß es gewaltsam hinweggeschleppt worden. Der Förster verfolgt die Spur; sie führt zu einem mit niedrigem Gebüsch bewachsenen Abhange, hinter welchem ein kleiner Bach vorüberfließt; hier hängt am Gesträuch das Fuchseisen und in demselben eine Fuchsklaue fest geklemmt; dicht dabei arbeitet ein alter Fuchs mit blutendem Vorderfuß sich von etwas zu befreien, was ihn von hinten festzuhalten scheint. Der Förster, ohne die Sache näher zu untersuchen, legt hastig an und tödtet das Thier. Als er es aufheben will, sieht er, daß der Schwanz des Fuchses mit den langen Vorderhaaren so fest in die Eisdecke des Baches eingefroren ist, daß er ihn nur mit Mühe herauslösen kann. Der Zusammenhang der Sache muß nun wohl folgender sein: der alte Fuchs, wie es die schlauen Thiere wohl zu thun pflegen, hatte den Köder am Eisen nicht mit der Schnauze berührt, sondern erst mit der Vorderpfote untersucht, ob er ihn wohl anzubeißen wagen dürfe. Das Eisen war zugeschnappt und hatte die Pfote an ihrer äußersten Spitze, der Klaue, gefangen. Er zerrte nun, um sich zu befreien, das Eisen, rückwärts gehend, hinter sich her, und gelangte so bis an den Abhang, wo das Gebüsch das Eisen festhielt. Als ihm das Losmachen nicht gelingen wollte, begann er nun, die gefangene Klaue, die wie sich deutlich zeigte, nicht vom Eisen durchschnitten war, abzunagen, um sich auf diese Weise frei zu machen. Dabei hatte er sich wahrscheinlich, sei es aus Schmerz, oder um die Amputation besser vollführen zu können, die gewiß mehrere Stunden Zeit wegnahm, auf der Erde ausgestreckt, wobei die langen Vorderhaare der Schwanzspitze in den Bach herabhingen. Dieser war, durch die strenge Nachtkälte, in der Zeit fest zugefroren, und als nun das arme Thier endlich mit der schmerzhaften Arbeit zu Stande gekommen und seine Freiheit erlangt zu haben glaubte, sah es sich aufs Neue gefangen und entging dem Tode dennoch nicht. Wäre der Förster wenige Zeit später gekommen, so läßt sich wohl annehmen, daß das listige Thier auch diese neue Fessel bereits wieder abgestreift gehabt hätte. Dem Förster that es nachträglich herzlich leid, so rasch gefeuert zu haben.

Ein zwergartiger Mensch erschien als Zeuge vor einem englischen Gerichtshofe. Ein riesenmäßiger Rechtsgelehrter, der auf des Angeklagten Seite war, gegen den dieser Zeuge auftrat, fragte ihn mit höhnischem Tone: Sagen Sie mir doch, wer sind Sie denn eigentlich? — Was Sie sind, ein Rechtsgelehrter! Sie ein Rechtsgelehrter! fuhr der Frager fort; ei! Sie kann ich ja in meine Tasche stecken. — Das ist möglich! erhielt er zur Antwort: und Sie thäten nicht übel daran, denn Sie hätten dann mehr Jurisprudenz in der Tasche als im Kopfe.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: Aug. Lenz.

Nr. 32. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 5. August 1860.

Auch ein Pfingstvergnügen,

oder

die Reise zu dem Freiburger Sängerfeste.

Der Herr Expeditionsrath in . . . war (so weit seine dienstliche Stellung dieß erlaubt, und salva auctoritate summi ma gistratus) von jeher ein Mann des vernünftigen Fortschrittes, ein Bewunderer aller großartigen Erscheinungen unseres Jahrhunderts, und darum insbesondere ein Bewunderer der Eisenbahnen, der Telegraphen und des Bundestags gewesen. Wir sagen „gewesen", denn er ist's nicht mehr, mit Ausnahme des Bundestages, welchen er als loyaler Diener immer bewunderungswürdiger findet. Er ist's nicht mehr seit ganz kurzer Zeit — seit Pfingsten erst —, er ist's nicht mehr seit dem Freiburger Sängerfeste, und wenn jetzt von Eisenbahnen die Rede ist, so steigt ihm Zornesröthe ins Gesicht, und wenn von Telegraphen gesprochen wird, so schüttelt ihn ein gelinder Fieberfrost.

Seine Freunde wunderten sich über diese Veränderung, die seit seiner Rückkunft von dem Freiburger Sängerfeste mit ihm vorgegangen war, und zerbrachen sich namentlich auch darüber die Köpfe, daß der sonst so gesprächige alte Herr sich über das Sängerfest nicht weiter vernehmen lassen wollte, als mit einem: „Hm, hm!" — oder mit einem: „So so, la la!" — oder: „Ja, ja, recht hübsch, besonders die Solos", und was dergleichen Gemeinplätze mehr sind.

Der Herr Revisor aber ist am Ende doch hinter das Geheimniß gekommen — die Revisoren kommen hinter Alles, es gehört ja zu ihrem Handwerke — und hat die Unzartheit begangen, die Geschichte auf dem Geiger'schen Bierkeller zu erzählen. Da dieselbe hiernach bereits die Revision passirt und den Weg ins Publikum gefunden hat, so wird man uns nicht auch unzart schelten können, wenn wir sie dem Revisor nacherzählen.

Die Geschichte aber ist folgende:

Es war der Samstag vor Pfingsten, da trat der Herr Expeditionsrath mit einem glücklichen Lächeln zu seiner Frau, faßte sie zärtlich unter's Kinn (er thut dieß jedesmal, wenn er einen anti-ministeriellen Antrag durchsetzen will) und sagte: „Frau, ich habe einen Plan!"

Die Frau sah ihrem Manne fragend und fast ängstlich ins Gesicht, denn sie hatte seit einiger Zeit die Bemerkung gemacht, daß, wenn der Herr Gemahl einen Plan habe, so gehe es meistens auf Geldausgeben hinaus, und sie hatte daher einen wahren Schrecken vor seinen Planmachereien.

„Kannst Du es nicht auch machen, wie andere Leute, Joseph?" so hatte sie schon öfters zu ihm gesagt. „Andere Leute machen auch Pläne, und viele Pläne, aber sie lassens auch dabei bewenden, und werfen nicht gleich ihr Geld hinaus, wie Du es thust. Denke nur an die Wasserleitung und an die Knielinger Eisenbahn, von der Industriehalle gar nicht zu reden. Du aber wirst noch ein wahrer Verschwender werden mit Deiner Planmacherei.

Auch dießmal waren die Besorgnisse der Frau Expeditionsräthin nicht unbegründet, denn der Herr Gemahl wiederholte in seinem einschmeichelnden Tone: „Ja, altes Herz, schau mich nur an; einen Plan habe ich, einen kostbaren Plan, und dießmal — das sage ich Dir — dießmal darfst Du mir nicht dagegen sein."

Der kostbare Plan aber war folgender: Der Herr Expeditionsrath hatte nämlich in seinem Hausbuche die Bilanz gezogen und hatte zu seinem freudigen Erstaunen, statt des gewöhnlichen Defizits, das überraschende Resultat einer Ersparniß von 2 Friederichsdor herausgerechnet. Er wollte seinen Augen nicht trauen, denn die Thatsache war so unerhört, als hätten diese Ersparnisse sich in dem österreichischen Staatsschatze vorgefunden, er zweifelte deshalb und rechnete wieder, aber es blieb beim Alten; die zwei ersparten Goldstücke blieben eine runde, blanke, glänzende unbeschnittene Wahrheit.

„Für diese zwei Goldfüchse", rief der alte Herr triumphirend, „fahren wir Zwei über Pfingsten nach Freiburg und machen das Sängerfest mit. Nur keinen Widerspruch! Dabei bleibt's und damit basta! Du weißt ja:

Wo man singt, da laß Dich nieder.
Böse Menschen haben keine Lieder.

Herrlicher Mensch, der Körner. Macht mir jedesmal das Herz wieder jung. Darum sage ich noch einmal: auf nach Valencia!"

Und dabei blieb's, trotz der Einwendungen der Frau Expeditionsräthin.

Denn, daß die Frau Expeditionsräthin Einwendungen machte, dürfen wir als eine feststehende Thatsache annehmen. Alle Frauen machen Einwendungen; das Wort „Einwendung" ist extra für die Frauen geschaffen worden, und alle, selbst die besten, haben einen kleinen Widerspruchs-Teufel in sich, und ein Bischen Widerspruch ist ihnen so nothwendig, als die Luft oder als eine Crinoline, was auf Eins herauskommt.

Dießmal aber waren die Einwendungen der Frau Expeditionsräthin nicht ganz ohne, denn sie meinte, es würde wohl gescheidter sein, wenn der Herr Gemahl für die ersparten Goldstücke einen neuen Hut anschaffen wollte — denn seit dem Schnautzmeier'schen Abenteuer hatte er seinen alten wieder hervorsuchen müssen — oder ein Paar neue Stiefel.

„Und," fügte sie schüchtern hinzu, „mein rother Shawl ist auch Anfangs so alt und abgetragen, daß ich mich in ihm fast nicht mehr sehen lassen kann."

„Was Hut, was Stiefel," hatte der Herr Expeditionsrath in gerechter Entrüstung ausge-

rufen, „fahre mir nicht ewig mit Deinem Materialismus in meine Poesie hinein. Ich bin Expeditionsrath und kein Materialist; der Mensch hat auch höhere, geistige Bedürfnisse. Und was Deinen rothen Shawl betrifft, so setzest Du mich in Erstaunen. Bis 21. Sept. wird es erst 25 Jahre daß ich ihn um Deine Schultern gelegt, und wenn ich den rothen Shawl ansehe, so geht mir das Herz auf und ich meine, ich sei noch einmal Bräutigam und Du meine Braut, wie damals. Nein, altes Herz, den rothen Shawl darfst Du mir nicht ablegen; aber auf unsere silberne Hochzeit, da sollst Du einen neuen haben, das verspreche ich Dir, und eben so roth muß er sein. Und jetzt, sei vergnügt, morgen gehts nach Freiburg!"

Am Pfingstsonntage früh mit dem ersten Zuge flog das expeditionsräthliche Ehepaar, mit Retourbillets dritter Klasse und mit Regenschirmen versehen, gegen Freiburg.

Der Himmel schien ihrem Unternehmen nicht günstig, denn es war ein naßkalter, unfreundter Morgen.

Die Pfingstsonntage sind seit einiger Zeit alle so, als wolle eine höhere Hand die Leute mit Gewalt zwingen, ihr Geld nicht hinaus zu werfen. Die Leute aber wollen's nicht merken, warum der Pfingsten so ungünstig ist, und werfen's doch hinaus.

Es war also ein naßkalter Morgen, und als daher der Zug im Offenburger Bahnhofe stille hielt, schüttelte sich der Herr Expeditionsrath und sagte: „Frau, ich meine, Du sollst eine Tasse Fleischbrühe nehmen und ich ein Glas Rothen, wir halten's sonst nicht aus bis Freiburg."

Also nahmen sie in der Bahnhof-Restauration bei Herrn Pfähler eine Tasse Fleischbrühe und ein Glas Rothen.

Als sie aber wieder in der Wagenecke saßen und der Herr Expeditionsrath sich gemüthlich streckte und schmunzelte: „So, jetzt ist mir's wieder behaglich. Dir auch?" und der Zugmeister rief: „Alles in Ordnung?" und der Conducteur eben die Wagenthüre schließen wollte — da bemerkte der alte Herr zu seinem Schrecken, daß er seinen Stock in der Restauration hatte stehen lassen. —

Der Stock war aber ein alter, ehrwürdiger Bambus, ein Familienstück, noch von seinem Vater selig her, und wurde von dem Sohne hoch in Ehren gehalten, und um Alles in der Welt hätte er ihn nicht verlieren mögen.

Als dieser daher merkte, daß er seinen Stock vergessen habe, sprang er mit einem wahrhaft jugendlichen Satze durch die Wagenthüre, rief seiner erschrockenen Frau zu: „Ich komme gleich wieder!" und eilte in die Restauration.

Aber heute hatte sich Alles gegen ihn verschworen. Da es sehr pressirte, so war nichts natürlicher, als daß sein Stock auf die heimtückischste und boshafteste Weise (alte Bambusstöcke sind oft noch so boshaft) hinter einen schwarzen Koffer gefallen war und nur den Elfenbeinknopf hervorstreckte, um schadenfroh zuzusehen, wie sein Herr in der Restauration herumrannte, um den Verlorenen zu suchen.

Draußen that die Lokomotive einen gelenden Pfiff und eben wollte der Herr Expeditionsrath unverrichteter Sache zur Thüre hinaus stürzen — da erblickte er den wohlbekannten Elfenbeinknopf.

Den schweren Koffer auf die Seite rücken, den widerspenstigen Stock, der mit aller Gewalt sich an einer Schnalle des Koffers festhalten wollte, hervorreißen und ihn — wie zu einem Angriffe — über seinem Haupte schwingend, auf das Trottoir stürzen, war das Werk weniger Augenblicke.

Aber, so wenige Augenblicke es auch waren, es waren ihrer doch zu viele und — o Jammer! — eben fuhr der Zug zum Bahnhof hinaus.

„Halt! Halt!" schrie der unglückliche alte Herr, hinter dem Zuge herkeuchend, „halt! Ich bin der Expeditionsrath Müller von Karlsruhe, halt!"

Doch umsonst. Der Eisenbahnzug nahm nicht die geringste Notiz davon, daß der Herr Expeditionsrath Müller aus Karlsruhe hinter ihm drein renne, mit den Armen, wie ein Telegraph in Kriegszeiten, arbeite, und sein „Halt! Halt!" brülle; er fuhr so ruhig oder vielmehr so schnell und unbekümmert weiter, als ob es gar keinen Expeditionsrath Müller von Karlsruhe auf der Welt gäbe.

Es gibt nichts Brutaleres und Rücksichtsloseres, als einen Eisenbahnzug, der Einem vor der Nase wegfährt; es ist ein empörendes Verfahren. Dahin flog er, und vor des armen Expeditionsraths starren Blicken verschwamm Alles in einen wirren Nebel, durch den nur der rothe Shawl seiner Frau, die sich jammernd und händeringend zu dem Wagen herauslehnte, wie ein feuriges Meteor leuchtete.

Da stand nun der arme Mann, wehmüthig dem verschwindenden Zuge nachblickend, trocknete sich die schweißtriefende Stirne und seufzte: „Das ist eine schöne Geschichte! Was nun anfangen?"

„Trösten Sie sich, Herr Expeditionsrath!" sagte ein Herr, der ihn schon einige Zeit beobachtet, und klopfte dem niedergeschmetterten Canzleibeamten mit lautem Gelächter auf die Schulter, „ho, ho, ho! Trösten Sie sich; in zwei Stunden geht der Extrazug durch, da kommen Sie noch zeitig genug nach Freiburg, um den Einzug der Sänger zu sehen. Ho, ho, ho!"

„Danke!" sagte der Herr Expeditionsrath etwas kurz, denn es berührte ihn unangenehm, daß ein Fremder sich herausnehmen konnte, ihm mit so plumper Vertraulichkeit auf die Schulter zu klopfen und noch dazu über sein Mißgeschick so unzart zu lachen. „Danke!" sagte er daher in nicht besonders freundlichem Tone, und wandte sich der Stadt zu, um seine zwei Stunden todtzuschlagen und sich ein wenig zu zerstreuen; denn es wollte ihm nicht aus dem Kopfe, daß seine arme Frau sich jetzt gewiß um ihn ängstige und am Ende selber in Verlegenheit komme. „Pah! Sie ist eine vernünftige Frau und wird sich denken können, daß ich in zwei Stunden wieder bei ihr bin. Glücklicher Weise hat sie das eine Goldstück und wird sich schlimmsten Falles schon selbst ein wenig helfen können. . . . Ich möchte nur wissen, murmelte er auf dem Wege zur Stadt vor sich hin, „wer der Mensch ist, mit dem unangenehmen Ho—ho—ho-Gelächter. Ich meine immer, ich müsse das Gesicht schon irgendwo gesehen haben? Hm, hm! — Es wird doch nicht gar der Herr von ** sein? Pah! Nein, wie sollte der daher kommen?"

In der Stadt nahm der Herr Expeditionsrath erst eine kleine Herzstärkung in der „Fortuna", denn der Schrecken hatte schon längst den verhängnißvollen halben Schoppen in reines Nichts verflüchtigt; dann ging er auf den Marktplatz und betrachtete sich das Standbild des Franz Drake, des Erfinders der Kartoffeln.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Fahrt im indischen Ocean.

Frei nach Ernest Capendu bearbeitet von Heinrich v. Veltheim.

(Schluß.)

Mit diesen Worten ergriff der Corsar den Rohrschemel, auf welchen er eben gesessen war und schleuderte ihn weit ins Meer, gleichsam als wolle er damit andeuten, welches Loos der Capitän des „Kent" von ihm zu erwarten hätte.

Surcouf war vor Allem ein Mann von praktischem Verstande. Er glaubte nicht weiter in seinen Freund dringen zu dürfen, um ihn nicht noch mehr zu erhitzen, und verließ den „Vulkan".

„Sie sind frei, Mylord, und Sie ebenfalls, Madame," sagte er zu Lord Ravington und Therese, als er wieder vor den beiden ängstlich harrenden Gatten stand. „Dutertre ist zu aufgebracht, er will von einer Versöhnung nichts wissen, hat aber Ihr Schicksal in meine Hand gegeben. Ich wiederhole Ihnen also, daß Sie frei sind und daß ich Sie, wenn Sie es wünschen, an der Küste von Ceylon ans Land setzen werde.

„Mein Vater ist also unerbittlich, . . . er stößt sein Kind zurück!" rief Therese, in bittere Thränen ausbrechend.

„Beruhigen Sie sich," sagte Surcouf, „ich sah eine Thräne in dem Auge Ihres Vaters glänzen und diese Thräne zeigte mir, daß noch nicht alle Hoffnung aufzugeben ist. Es ist der Eigensinn des strengen Patrioten, der sich dagegen sträubt, den Kapitän des „Kent" seinen Schwiegersohn zu nennen."

„Aber Sidney legt seine Stelle nieder," rief die junge Frau.

„Ja," bestätigte Lord Ravington, „ich bin dazu entschlossen, und um diesen Entschluß zur Ausführung zu bringen, nehme ich mit Dank aus Ihren Händen meine Freiheit an."

„Dann wird das Haupthinderniß, welches der Aussöhnung mit Ihrem Vater im Wege steht, beseitigt sein," sagte Surcouf, „und ich werde nicht eher ruhen, bis er einwilligt, Sie zu umarmen."

Ein dankbarer Blick der beiden Gatten war die Antwort auf diese ermunternden Worte.

Zwei Tage später, als die „Confiance" an der Küste von Ceylon anlangte, sandte die Corvette eine Schaluppe ans Land. Sie hatte die gefangenen Engländerinnen, den Capitän des „Kent" und Surcouf an Bord.

Letzterer hatte den Damen ohne Lösegeld die Freiheit geschenkt und begleitete sie und Lord Ravington ans Land. Nachdem er sie ausgeschifft und vom Kapitän des „Kent" mit einem herzlichen Händedruck Abschied genommen hatte, stieß Surcouf wieder ins Meer, aber es war nicht die „Confiance", sondern der „Vulkan", auf welchen er zusteuern ließ.

Erst nach ungefähr zwei Stunden legte er wieder an Bord seines eigenen Schiffes an.

„Ich komme von Ihrem Vater," rief er Theresen zu; „ich habe ihm den Entschluß Ihres Gatten mitgetheilt und fand ihn in Folge dessen weicher werden. Höre," sagte ich zu ihm, bevor ich von ihm schied, „ich müßte Dich für einen Rabenvater halten, wenn Du jetzt noch zögern würdest, Dich mit Deiner Tochter auszusöhnen. Gehe mit Dir selbst zu Rath, besinne Dich, und wenn Du entschlossen bist, sie zu sehen, so lasse eine Kanone abfeuern. Es sei dieser Schuß das Signal der Versöhnung."

Therese hatte nicht Zeit, Etwas zu erwiedern, denn kaum war Surcouf mit seiner Mittheilung zu Ende, als der Knall eines Zwölfpfünders die Luft erschütterte.

In tiefster Rührung und sprachloser Dankbarkeit sank Lady Ravington in Surcoufs Arme.

Von diesem Tage an stand es bei Dutertre fest, sich nie mehr von seiner Tochter zu trennen. Er war entschlossen, seiner seemännischen Laufbahn für immer zu entsagen, um nur für Therese zu leben, und als Lord Ravington, nachdem er seine erbetene Entlassung aus der britischen Marine erhalten hatte, treu seinem Versprechen einige Wochen später in Port-Louis anlangte, eilte Dutertre unaufgefordert an den Quai, um seinen Schwiegersohn mit ausgebreiteten Armen zu empfangen. —

Die „Confiance", den majestätischen „Kent" bugsirend, war ihrerseits im Hafen von St. Malo unter dem stürmischen Applause der ganzen Bevölkerung eingelaufen.

Unter der Menge, die jubelnd dem siegreichen Schiffe ihr Willkommen zurief, standen in vorderster Reihe mit wehenden Tüchern zwei Frauen.

Es waren die Bürgerin Surcouf und Martha.

„Donner und Blitz," rief Gatiset, als er seine Braut sah, „wird sich die freuen, daß ihr Hochzeitskleid fertig ist!" . . .

„Wenn nur nicht der Freitag . . .", murmelte Mal-en-train, ohne seine Bemerkung zu Ende zu bringen, da in diesem Augenblicke die „Confiance" mit einer Salve aus allen Kanonen den heimathlichen Boden begrüßte.

Pariser Selbstmörder-Industrie.

Es wird hier ohne Scherz gesprochen, und doch sieht, was hier erzählt wird, wie ein Scherz aus. Es gibt eine Art von Industrie-Menschen zur Zeit in Paris, die weder Taxe noch Steuern bezahlen, und doch einen Stand behaupten, eine Profession ausüben. Diese Leute haben weder von Fallissementen, noch von Feuersbrünsten, noch von andern dergleichen Unglücksfällen etwas zu befürchten. Es sind die Selbstmörder. Man lache nicht, es wird gleich deutlicher erklärt, werden. Ein Mann hatte Vieles in seinem Leben versucht, Erfindungen gemacht, Privilegien darauf nachgesucht; es wollte ihm nichts gelingen. Da liest er einst in der „Gazette des Tribunaux" Folgendes: „Gestern stürzte sich ein Unglücklicher von dem Geländer des Pont des Arts in die Seine und wurde von einigen muthigen Leuten gerettet. Nachdem man alle Mittel angewandt hatte, ihn ins Leben zurückzubringen, gestand er unter einem Strom von Thränen, daß das Unglück ihn zu dieser Verzweiflung gebracht habe. Die Umstehenden machten auf der Stelle eine Kollekte für ihn deren Betrag man dem Familienvater übergab, der keine Worte finden konnte um seinen Dank auszubrücken. „„Mein armes Weib, meine armen Kinder, Ihr werdet nun nicht mehr hungern dürfen!"" Dies war Alles, was er sagen konnte." Nachdem unser Mann diesen rührenden Zug der Menschenliebe gelesen, sagte er plötzlich zu sich: „Wenn ich mich auch entleibte!" Gedacht, gethan! Er machte sich sogleich auf den Weg nach dem Pont des Arts. Es war heller Mittag, schöner Sonnenschein, und eine Menge Leute füllten den Quai. Auch gewahrte er einige Schiffer mitten auf dem Strome, die dem Anscheine nach muthvolle Leute waren. Der Spekulant besann sich nicht lange, schwang sich über das Geländer und lag im Wasser.

Allein es dauerte nicht zwei Minuten, so war der quasi Ertränkte auch schon wieder herausgezogen und auf das Ufer gelegt. Mit innerem Wohlbehagen hörte er folgende Redensarten um sich her: Es war ein Wechselagent, den die spanischen Dukaten ruinirt haben. — Ein Unternehmer der Straßenpflasterung, der sich durch die Eisenbahn ruinirt wähnt. — Ein Tenorist, der seine Stimme verloren hat. — Während dessen öffnete der Gerettete sein stieres Auge und murmelte vor sich hin: „O mein Weib, o meine Kinder!“ Man fragte ihn von allen Seiten, allein er verweigerte jede Antwort und wiederholte nur die Worte: „O mein Weib, o meine Kinder!“ Die Kollekte belief sich auf 67 Fr. 50 C. Eine Obstfrau band ihr Halstuch ab und schenkte es ihm; ein mitleidiger Bankier rief einen Fiaker herbei und bezahlte voraus. Seit diesem glücklichen Erfolge hat sich der Spekulant seiner neuen Industrie mit Leib und Seele ergeben.

Folgendes ist seine Wochenliste: Montags kauft er Kohlen, die alle Leute im Hause sehen, schließt sich damit in sein Zimmer, zündet die Kohlen an, wälzt sich sogleich laut heulend und schreiend auf der Erde. Die Nachbarn erbrechen die Thür und machen eine Kollekte. Mittwoch steigt er auf die Vendomesäule und will sich hinunter stürzen. Man erwischt ihn noch zum Glücke am Rockschoß und macht eine Kollekte. Donnerstags erschießt er sich, versengt sich aber nur die Haare; man macht eine Kollekte. Freitags hängt er sich auf, aber der Strick reißt; die Kollekte ist ihm gewiß. Sonnabends, wenn's Winter, läßt er sich in dem Augenblicke überraschen, wo er sich eine Ader öffnen will; im Sommer ertränkt er sich, wie wir gesehen haben; die Kollekte bleibt ihm nicht aus. Sonntags trägt er seine 300 Fr. in die Sparkasse, und in zehn Jahren wird er sich zur Ruhe setzen und von den Früchten seiner Selbstmorde ein angenehmes Leben führen.

Muthige Fahrt.

Wohl sind dahin die schönern Tage,
 Der Jugend unbewußtes Glück —
Doch ist's ein Grund wohl, daß ich klage
 Und Gram umschleire meinen Blick?
Soll darum muthlos ich verzagen,
 Weil mir die Freude seltner winkt
Und in des Lebens ernsten Tagen
 Kein voller Becher schäumt und blinkt?

Von Scherz und Tand mag ich nicht hören
 Und nicht von eitler Träume Spiel,
Kein schmeichelnd Bild soll mich bethören —
 Denn fern noch liegt ein edles Ziel.
Sie sei dahin, sie sei entschwunden
 Der Jugend gold'ne schöne Zeit;
Ich hab' genossen, hab' empfunden,
 Was Jugend lockt und Jugend freut.

Jetzt gilt es, fest und wahr zu machen
 Der Ideale schönen Traum.
Fahr' muthig denn hinaus, mein Nachen,
 In jenen nie geklärten Raum.
Dein starkes Segel sei der Glaube
 An's gute, edle Menschenherz.
Schon manchen hob er aus dem Staube
 Und trug ihn rettend himmelwärts.

Dein Steuer — muthiges Vertrauen
 Auf eig'ne Kraft und eig'nen Werth;
Der kann nicht die Vollendung schauen,
 Der seine Würde selbst nicht ehrt.
Dein Nordstern sei der Beßern Streben;
 Was sie gewollt, was sie gethan,
Das soll Dir wahre Richtung geben,
 Das soll Dich führen deine Bahn.

Und welches Ziel soll ich Dir geben
 Für Deine kühne Meeresfahrt? —
Das Wohl des Bruders sei dein Streben,
 Der deiner hilfbedürftig harrt.
Daß alle froh und glücklich seien
 Und segnen, was die Liebe beut,
Daß alle sich des Daseins freuen —
 Dem Ziele hab' ich dich geweiht.

Und wenn die Stürme Dich umtoben —
Denn welches Meer ist ohne Sturm? —
Verzage nicht, und laß sie toben,
Dort ragt ein felsenstarker Thurm,
Dort strahlt Dir Rettung aus den Wogen,
Ein sich'rer Hafen läd't Dich ein;
Vertraue dem, der nie gelogen,
Denn Gott, Gott wird Dein Pharus sein.

J. B. Sigl.

In einer schönen Villa bei Paris ward kürzlich ein Fest gegeben. Schöne Frauen waren in großer Anzahl anwesend, und die reizendste unter ihnen war Madame Lafon, die Gattin eines jungen Offiziers. Beim Beginn des Balles eilte ein junger Elegant, der Erste zu sein, der sie zum Tanze engagirte. „Mit Vergnügen mein Herr", entgegnete sie; „es kostet aber zwanzig Francs." „Wie, Madame?" fragte der verblüffte Kavalier. „Ich sagte, es koste zwanzig Francs." Ich bitte um Entschuldigung, Madame; dies ist wohl ein Mißverständniß. Ich hatte die Ehre, Sie um einen Walzer zu bitten." „Ah, dann haben Sie recht," entgegnete die Dame rasch. „Dann waltet allerdings ein Mißverständniß ob. Ich glaubte, Sie hätten mich zu einer Quadrille engagirt; da es aber ein Walzer ist, so macht es vierzig Frcs." In noch höherem Grade verblüfft als zuvor, erwartete der Herr eine nähere Erklärung, die sie ihm auch mit anmuthigem Lächeln gab. „Sie müssen nämlich wissen, mein Herr, daß ich zum Besten der Ueberschwemmten tanze. Eine Quadrille kostet zwanzig Frcs., ein Walzer vierzig, ein Polka fünfzig — feste Preise." Natürlich hatte Madame Lafon keinen Mangel an Tänzern und tanzte, von ihrem aufopfernden Wohlthätigkeitssinne getrieben, ohne Ermüdung bis zum Schlusse des Balles.

Eine Schustermeisterin erklärte einige Gläser in Zucker eingesottenes Obst, um es vor der Naschhaftigkeit des Schusterjungen zu bewahren, als das heftigste schnell tödtende Gift. Einstens sollte der Junge während des Kirchenganges der Meisterin ein Spanferkel am Spieße braten. Als es aber anfing sich zu bräunen und eine appetitliche lösbare Kruste zu bilden, fing der Junge zu naschen an und hörte auch nicht eher auf, als bis es gänzlich gehäutet war. Wie er sich aber in der sichern Hoffnung der neu erwarteten Kruste betrogen fand und eine derbe Züchtigung fürchtete, ergriff ihn die Verzweiflung und er beschloß, sein Leben zu enden. Als die rückkehrende Meisterin das so zugerichtete Spanferkel sah, schrie sie: „Verfluchter Kerl! was hast du angestellt?" Schusterjunge: „I bitt' Ihnen, thun's mir nix, i wer sogleich sterben; wie i g'sehn hab', was i ang'stellt hab', hab' i mi vergift, i habs ganze Glas Gibisel-Eingesottenes gegessen."

(Der erste Mensch ein Deutscher.) Saphir meint: Ich bin überzeugt, daß der erste Mensch ein Deutscher war. Welcher Andere als ein Deutscher schläft im Paradiese gleich ein? Von Welchem als von einem Deutschen sagt man mit Recht: Es ist nicht gut, daß er allein sei; denn wenn ein Deutscher allein ist, sieht er gleich Gespenster. Welcher Andere als ein Deutscher läßt sich so in die Rippen hineinschneiden? Welcher andere als ein Deutscher versteckt sich selbst, wenn der Himmel fragt: Wo steckst Du? Welcher Andere als ein Deutscher schiebt, wenn er angeklagt wird, die Schuld sogleich auf sein Weib? Welcher Andere als ein Deutscher beißt so geschwind in den sauren Apfel?

(Die beiden Sackträger.) Zwei Düsseldorfer Sackträger hatten etwas zu viel getrunken (es ist dies eine Krankheit, die ihnen im Jahre 365 mal überkömmt) und geriethen in Streit. „Kubes!" rief der Pitter, „säte mich dat noch ens, so gäf ech dich en Flapp, dat dech Sen un Hören vergeht." Der Kubes stichelt aber immer auf's Neue, und der Pitter applicirt ihm die versprochene Ohrfeige, daß er zur Erde fällt und regungslos liegen bleibt. „Jeses Maria Jusepp!" rief der Pitter, „Kubes, Du böst doch nit duht?" — „Nä, duht bön ech nit, aber ech han de Sprech verloren."

Glück Wunsch.

Ich wünsche Dir zum neuen Jahr:
Sey dumm!
Warum?
Weil Dummheit stets der Weg zum Glücke war.

Redaktion, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nr. 33. **VI. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 12. August 1860.

Auch ein Pfingstvergnügen,

oder

die Reise zu dem Freiburger Sängerfeste.

(Fortsetzung.)

Der Herr Expeditionsrath war ein enthusiastischer Verehrer des Franz Drake und betrachtete den berühmten Seehelden nicht nur als Schutzpatron, sondern als eigentlichen Stammvater aller Expeditionsräthe; denn daß vor Entdeckung und Einführung der Kartoffeln die Existenz der Expeditionsräthe eine Chimäre, eine reine Unmöglichkeit gewesen sei, und daß die Expeditionsräthe also eigentlich erst mit oder eigentlich nach den Kartoffeln entstanden sein konnten, das nahm der Herr Expeditionsrath als eine unbestreitbare Thatsache an. Er konnte zur Behauptung dieser seiner unerschütterlichen Ueberzeugung gewichtige Gründe beibringen.

Er stand daher in stiller Andacht vor dem Bilde seines Stammvaters und mußte sich gestehen, daß dieser für einen Engländer und einen Kartoffelhelden eine ganz stattliche Haltung habe. Besonders gefiel es ihm, daß der Drake einen Büschel Kartoffeln in der Hand hatte; nur hätte er gewünscht, daß der Künstler die Sorte noch deutlicher ausgedrückt hätte, denn der Herr Expeditionsrath konnte, trotz der aufmerksamsten Betrachtungen — und er verstand sich auf Kartoffeln —, nicht unterscheiden, ob die steinernen Knollengewächse in Drakes Hand „Spitzmäuse" oder „Dickhäuter" bedeuten sollten.

Noch etwas hatte der Herr Expeditionsrath an den Standbilde auszusetzen. Er hätte es nämlich gern gesehen, daß die Kartoffeln noch mehr massenhafter und würdiger repräsentirt gewesen wären, und es würde gewiß eine geistreiche Huldigung für den großen Mann gewesen sein, wenn statt der gewöhnlichen steinernen Pfosten des Kettengeländers eigentliche Kartoffelsäcke sinnbildlich in Stein vorgestellt worden wären, so daß diese steinernen, mit Ketten verbundenen Kartoffelsäcke gleichsam einen Huldigungstanz um das Monument aufgeführt hätten.

Als sich der Herr Expeditionsrath von seinem Schutzpatron trennte, blieben ihm noch 1½ Stunden Zeit, um sich die berühmte Eisenbahnbrücke über die Kinzig anzusehen, und also ging er der Kinzing zu nach der Gitterbrücke.

Der Herr Expeditionsrath war von jeher ein Bewunderer von großartigen Baudenkmälern, und als daher die prachtvolle Gitterbrücke vor seinen Augen lag, da schwellte sein Herz und der herrliche Anblick versöhnte ihn fast mit seinem Mißgeschicke, dem er diesen Kunstgenuß zu danken hatte.

Dießmal hatte er entschiedenes Glück, denn er traf bei der Brücke einen interessanten jungen Mann — er mußte offenbar ein Techniker sein —, der seine Fragen nicht nur mit großer Freundlichkeit erwiederte, sondern auch so gefällig war, ihm die ganze Brücken-Construktion bis in die kleinsten Einzelnheiten zu erklären und ihm zur größern Verdeutlichung Alles an der Brücke selbst ad oculos zu demonstriren.

Das war für den alten Herrn ein hoher Genuß; er war ganz Ohr bei den interessanten Mittheilungen des gefälligen jungen Mannes, und wurde am Ende so begeistert für die Technik, daß er seinem freundlichen Begleiter herzlich die Hand schüttelte und ihn versicherte, jetzt sei er entschlossen: einer seiner Söhne müsse Ingenieur werden.

Eben standen sie auf einem Vorlande der Kinzig unter der Brücke, um auch die Construktion von unten zu betrachten und eben erzählte der junge Techniker dem aufmerksam zuhörenden alten Herrn von den Festlichkeiten bei dem Einschlagen des ersten Nietnagels, von den Feierlichkeiten und dem Trompetergeschmetter beim Aufrichten der Gitter, und von dem Festessen bei Eröffnung der Brücke, und von Reden, die dort hätten gehalten werden können, — da fing es über ihren Köpfen an zu krachen, zu rollen und zu donnern, als wolle die ganze Brücke zusammenstürzen, so daß der Herr Expeditionsrath sich erschrocken niederduckte und seinen jungen Gesellschafter ängstlich am Arm faßte, bis der rollende Donner vorüber war.

„Was war das, verehrter junger Freund?“ fragte er, am ganzen Leibe zitternd.

„Ha, ha, ha!“ lachte der junge Mann, „erschrecken Sie nur nicht, die Brücke fällt nicht zusammen, es war nur ein Eisenbahnzug.“

„Wa . . . was? Ein Eisenbahnzug?“ stotterte der Herr Expeditionsrath und schaute erbleichend auf seine Uhr. „Doch nicht . . . ?“

„Es ist der Extrazug, der zu dem Sängerfeste nach Freiburg geht.“

„Heiliges Tintenfaß!“ jammerte der alte Herr und ließ die Arme sinken, „jetzt habe ich auch den verpaßt. Das hat man davon, wenn man wissenschaftliches Streben hat! O meine arme Therese!“

— — — —

Doch wir können uns bei dem Jammer des trostlosen Ehemannes nicht aufhalten und wollen uns ein wenig nach seiner „armen Therese“, nach der herrenlosen Frau Expeditionsräthin, umsehen.

Als die gute Frau von Offenburg so allein in die weite Welt hinausfliegen und ihren natürlichen Beschützer mit seinem Bambusstocke zurücklassen mußte, da wollte ein gelinder Anflug von Verzweiflung über sie kommen. Doch sie war eine verständige Frau, und bald gelang es ihren eigenen und den Vernunftgründen ihrer theilnehmenden Reisegesellschaft, sie zu beruhigen, denn mit dem nächsten Zuge mußte ja ihr Herr und Gemahl unfehlbar nachkommen.

Dieser Gedanke tröstete sie, und als sie in den Freiburger Bahnhof einfuhr, war sie wieder vollkommen beruhigt, und freute sich fast ein wenig darauf, ihren Joseph recht tüchtig auszulachen.

Inzwischen betrachtete sie mit Interesse das Festgepränge, das sich zum Empfange der fremden Gesangsgäste um den Bahnhof herum zu entwickeln anfing.

Als aber der erwartete Josephs=Zug in den Freiburger Bahnhof rollte, da wandte sie dem interessanten Schauspiele den Rücken und spähte mit liebe= und sehnsuchtsvollen Blicken in die Wagen, um die behäbige Gestalt ihres Josephs zu erhaschen.

Doch Wagen um Wagen entleerte seine Sängerschaaren, und wenn unter den Sängern, die mit nicht sehr festlichen Gesichtern in das ungastliche Wetter hinaus schauten, auch mancher Joseph sein mochte, — ihr Joseph war nicht mit dabei.

Nachdem aber der letzte Wagen seines liederreichen Inhaltes sich entledigt hatte, und die ängstlich auf dem Trottoir umherirrende Frau Expeditionsräthin vergebens nach ihrem anderen Ich geforscht hatte, und sich am Ende gestehen mußte, ihr Joseph sei nicht vorhanden, da überkam sie eine große Sorge, denn jetzt war offenbar Etwas vorgefallen, ihrem armen Manne mußte nothwendig Etwas zugestoßen sein.

Mit diesem Kummer im Herzen hatte die arme Frau keinen Sinn mehr für den Fest=Spektakel um sie her. Die Sängerschaaren, die sich in dem fein und kalt herabrieselnden Regen mit etwas trübseligen Festgesichtern und mit triefenden Hüten zum Festzuge aufstellten, die vor Nässe schwer an den Fahnenstangen klatschenden Sängerfahnen, die Deputationen mit seidenen und baumwollenen Regenschirmen, — sie beachtete sie nicht; kaum vermochte sie es, in der Bahnhof=Restauration einen Bissen zu essen und einen Schluck Wein zu trinken, denn es war ihr ganz schwach geworden; dann warf sie sich in den nächsten nach Offenburg abgehenden Eisenbahn=Zug, um ihren verloren gegangenen Mann aufzusuchen.

Hundertmal schaute die arme Frau unterwegs zum Wagenfenster hinaus, ob denn dieses unglückselige Offenburg als noch nicht kommen wolle, und eben in Niederschopfheim that sie es wieder, als gerade der Unterländer Eisenbahn=Zug langsam an ihr vorüber rollte.

„Joseph! Joseph!“ schrie sie, denn dort drüben in dem aufwärts gehenden Zuge saß der Herr Expeditionsrath, und auch er mußte seine Frau gesehen haben, denn er fuhr mit dem Kopfe wie wahnsinnig zu dem Wagenfenster hinaus und brüllte: „Therese! Therese! Halt! Halt!

Doch seine Stimme verhallte im Rollen der Räder, und im Nu waren die Züge hundert Schritte auseinander.

Der Herr Expeditionsrath flog nach Freiburg, seine Frau aber nach Offenburg zurück! Das war zu toll. Die arme Frau war am Verzweifeln.

Ihr Joseph — das hatte sie im Vorbeifahren ganz deutlich gesehen — ihr Joseph sah blaß und leidend aus; er war offenbar krank; vielleicht hatte er seinen Umstand wieder bekommen (der Herr Expeditionsrath hatte nemlich einen Umstand) und lag jetzt hülflos in Freiburg in irgend einem mit Gästen überfüllten Wirthshause, wo sich kein Mensch um den kranken Mann bekümmerte. Der Gedanke machte ihr fast das Herz brechen; ein nervöses Zittern flog durch ihre Glieder und ihre Augen waren mit Thränen überfüllt.

Da war keine Wahl; da blieb Nichts zu besinnen; eben war der Eilzug im Begriffe, nach Freiburg abzufahren; sie löste ein Billet und fuhr nach Freiburg.

Es war zwar ein Eilzug, aber wie langsam schien er ihr zu gehen; der Weg däuchte ihrem angsterfüllten Herzen eine Ewigkeit, und als sie endlich in Freiburg ankam und sich mit bebenden Lippen nach ihrem kranken Mann erkundigte, da sagte man ihr, der Herr Expeditions=

rath sei in großer Aufregung mit dem vor einer Viertelstunde abgegangenen Zuge wieder nach Offenburg zurückgefahren.

Das war zu viel. Die arme Frau sank vernichtet in einen Stuhl und weinte bitterlich.

Der Expeditionsbeamte, welcher der Frau Expeditionsräthin die Nachricht, daß ihr Gemahl nach Offenburg zurückgefahren sei, mitgetheilt hatte — er war ein Bekannter des Herrn Expeditionsrathes — war gerührt von dem Schmerze der armen schutzlosen Dame; er nahm sich freundlich ihrer an und suchte sie mit der Versicherung zu trösten, daß ihr Herr Gemahl, wie er selbst gesehen habe, sich ganz wohl befinde und nur in großer Sorge um seine Frau gewesen sei, und deßhalb ohne Zweifel mit dem letzten Zuge wieder nach Freiburg zurückkehren werde, da er vermuthen müsse, daß seine Frau ihn hier erwarten werde.

Diese Gründe des freundlichen Herrn Expeditionsbeamten waren einleuchtend, und die Frau Expeditionsräthin sah wohl ein, daß da nichts Anderes zu machen sei, als sich mit Geduld zu waffnen und zu warten.

Das waren aber fünf unerträglich lange Stunden. Die arme Frau verließ den Bahnhof nicht, ihr Herz war nicht für die Festlichkeiten, welche die Stadt in freudige Aufregung versetzten; sie irrte von dem Wartsaale auf das Trottoir und von dem Trottoir in den Wartsaal, und eine Tasse Kaffee war Alles, was sie über die Lippen brachte.

Endlich, Nachts halb 11 Uhr, brauste der letzte Zug in den Bahnhof, ihren Joseph aber brachte er nicht mit.

Jetzt war auch ihre letzte Hoffnung verschwunden und der Muth sank ihr gänzlich.

Willenlos ließ sie sich von dem gefälligen Expeditionsbeamten in das „Gasthaus zum Pfauen" führen, wo sie durch seine Vermittlung noch ein Bett erhielt, und weinend barg sie ihr Haupt in die Kissen.

— — — — —

Der Herr Expeditionsrath war außer sich, als er in Offenburg nach langer Nachforschung endlich die erquickliche Nachricht erhielt, seine Frau sei da gewesen, aber mit umgehendem Zuge und unter augenscheinlicher Bekümmerniß wieder nach Freiburg zurückgefahren.

Er griff sich nach dem Kopfe und zwickte sich in die Nase, ob er nicht träume; doch nein; es war eine nackte, nicht wegzuläugnende Wirklichkeit. Nur eine tröstliche Ueberzeugung rettete der Herr Expeditionsrath aus diesem heillosen Wirrwarr, die Ueberzeugung nämlich, daß er keine Anlagen habe zum Verrücktwerden, sonst hätte er es jetzt sicherlich werden müssen.

Durch die Nachforschungen nach seiner Frau — er hatte sie in der „Fortuna" und überall gesucht — hatte er so viele Zeit verloren, daß er den letzten, nach Freiburg abgehenden Zug unbenützt abfahren lassen mußte, und er war eigentlich froh darum, denn er war fest überzeugt, daß, wenn er ihn benützt hätte, seine Frau unfehlbar unterwegs irgendwo an ihm vorbeigefahren sein würde.

Daß seine Frau wirklich mit diesem letzten Zuge noch in Offenburg eintreffen könne, war ein letzter schwacher Hoffnungsstrahl; an diesen Strahl klammerte er sich, wie der Ertrinker an einen Strohhalm, und in Gesellschaft einer Flasche Zeller Rothen, zu welcher er eine Unzahl Cigarren rauchte, erwartete er in der Bahnhof-Restauration mit beklommenem Herzen diesen letzten Zug.

Er hätte, wie wir wissen, die Hoffnung, den Zeller und die Cigarren sparen können, denn

der Zug kam zwar, seine Therese aber lag in Freiburg in ihrem „Pfauen"-Bette und wachte und weinte.

Der Herr Expeditionsrath weinte nicht, aber es kam über ihn wie eine Berserker-Wuth; er hätte um sich schlagen, er hätte beißen mögen, und ein wahrer Hochgenuß wäre es für ihn gewesen, wenn er hätte in der Restauration mit seinem verhängnißvollen Bambus die Gläser und Teller in Scherben zerschmettern, oder aber, was ihm noch lieber gewesen wäre, den Ho—ho—ho-Lacher von heute Morgen durchprügeln dürfen, denn dieses „Ho, ho, ho!" schallte ihm immer noch mit widerwärtigem Hohne in den Ohren.

Aber er durfte nicht; er durfte weder beißen noch prügeln; schon seine Würde als Canzleibeamter hätte dieß nicht zugelassen, und dann ist das Prügeln ein Vergnügen, was in der Regel Geld kostet, und sein Friedrichsd'or lag bereits in den letzten Zügen.

Der Herr Expeditionsrath mußte daher seinem Thatendrange Zaum und Gebiß anlegen, und mußte im Gegentheil seine Gedanken in ganz friedliche Bahnen lenken und auf Mittel sinnen, seinen zerrütteten finanziellen Verhältnissen durch irgend eine kühne Finanz-Operation wieder auf die Beine zu helfen.

Doch seine Frau, seine arme verlassene Frau! Jetzt blieb ihm nur noch eine Hoffnung, wenn er seine Therese in diesem Leben wiedersehen wollte, — der Telegraph. Doch wohin sollte er telegraphiren? Wie sollte der Telegraph seine Frau in dem menschen-überfüllten Freiburg ausfindig machen! Einerlei, es mußte gewagt werden, und der Herr Expeditionsrath stürzte auf das Telegraphen-Bureau.

Hier wurde ihm die tröstliche Mittheilung gemacht, daß der Blitz zu seiner Privatbelustigung ein wenig in den Telegraphen geschlagen und einige Dutzend Stangen zerschmettert habe. Vor zwei Stunden könnte man nicht daran denken, zu telegraphiren; der Herr möge aber seine Depesche zurücklassen, sie werde baldmöglichst befördert werden.

„Ha, ha, ha!" brach der Herr Expeditionsrath in ein verzweiflungsvolles Gelächter aus, „das ist ja natürlich, das hätte ich ja wissen können; dafür ist ja der Blitz da, daß er d'rein schlägt, wenn ich telegraphiren will! Ha, ha, ha! Auch der Himmel hat sich gegen mich verschworen. Nun, so schlage denn ein Donnerwetter in die ganze Geschichte."

Mit vor Aufregung bebender Hand schrieb er seine Depesche:

„Liebe Therese!

Komme um Gottes Willen mit dem nächsten Zuge; ich werde Dich hier erwarten. Das Sängerfest hole der Kuckuck!

Dein Joseph."

Und nachdem er so sein Herz telegraphisch erleichtert, stürmte er zum Bahnhof hinaus und erreichte keuchend die „Fortuna", wo er sich erschöpft in ein Sopha warf.

„Ha, ha, ha! Ich Unglückskind muß auch noch in der „Fortuna" logiren, in der Göttin des Glückes! 's ist ein wahrer Hohn! .... Herr Oberkellner, ein Glas Punsch und ein Dutzend Cigarren auf mein Zimmer! Morgen früh 4 Uhr will ich geweckt sein!"

Es war nicht nöthig, den Herrn Expeditionsrath zu wecken; er konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun, und war schon vor dem Hausknecht auf den Beinen, und eilte auf den Bahnhof hinaus.

Der Telegraph hatte sich von dem Schlage, der ihn betroffen, erholt; er ging wieder und

hatte die erbauliche Botschaft gebracht, daß bei der Masse von Fremden in Freiburg keine Depesche ohne nähere Adresse bestellt werden könne.

Den Herrn Expeditionsrath überraschte diese Nachricht nicht im Geringsten; ihn konnte Nichts mehr überraschen, und wenn man ihm gesagt hätte, das Freiburger Münster habe sich zum Empfange der Sänger auf dem Bahnhofe eingefunden und sei an ihrer Spitze in die Stadt eingezogen, es würde ihn nicht überrascht haben; er war auf dem Punkte angelangt, Alles für möglich zu halten; er war resignirt, er beugte sein Haupt.

Als früh 5 Uhr der erste Eisenbahnzug ins Oberland abging, schwankte der Herr Expeditionsrath keinen Augenblick, ob er mitfahren solle, sondern er setzte sich in die Restauration zum Kaffee mit dem festen und unerschütterlichen Entschlusse: nicht vom Platze zu weichen, bis diese unerhörten Räthsel sich von selber lösen würden; und mit einem Gleichmuthe, als hätte er noch über Millionen zu gebieten, gab er seinen letzten Sechser aus, um seinen Kaffee mit einem Cognac zu würzen.

(Fortsetzung folgt.)

Lisettens Beitrag zur Geschichte Louis Napoleon's.

Lisette, schreibt Moriz Hartmann der „Köln. Ztg." ist meine alte Dienerin, von der ich mir in Mußestunden gern etwas erzählen lasse. Sie kann viel erzählen, denn sie hat ein Schicksal: sie war die Jugendfreundin Louis Napoleon's. Man sieht, daß das Schicksal der beiden Freunde weit auseinander gegangen: der Freund sitzt auf dem Throne Frankreichs und erhält Europa in fortwährender Aufregung; die Freundin dient einem armen deutschen Schriftsteller. Sie ist in der Gegend von Arenenberg geboren und ungefähr gleichen Alters mit Louis Napoleon: die ungezwungene Jugendfreundschaft verwandelte sich später in Respect und Zurückhaltung, als Lisette Kammerjungfer einer jungen deutschen Dame wurde, der Louis Napoleon den Hof machte.

Damit beginnt der Roman, oder vielmehr die große Episode ihres Lebens. Was Lisette über des jungen Prinzen Wesen und Charakter erzählt, trifft vollkommen damit zusammen, was alle, die ihn damals in Arenenberg kannten, von seiner Liebenswürdigkeit, seiner Güte, seinen einnehmenden Manieren berichten, und was mich an eine Stelle aus Fiesco's Geschichte, welche Stahr in seinem neuesten Buche mittheilt, erinnert. Ein Zeitgenosse des genuesischen Staatsstreichers sagt von diesem: „Und obgleich er grausam, habsüchtig und übermüthig war, so besaß er doch eine ganz besondere Gabe der Natur, die ihn überall gütig, liebenswürdig und heiter, umgänglich gegen Jedermann erscheinen ließ, so daß keines Menschen Seele hätte ahnen können, daß in der Brust dieses, so zu sagen unter Frauen aufgewachsenen, jungen Menschen ein so grausamer Gedanke, wie man später sehen wird, habe Platz finden können." So ungefähr wie Capelloni über Fiesco, spricht Lisette über den neunzehnjährigen Louis Napoleon auch, nur daß sie

hinzufügt, es habe schon damals gescheidte Leute gegeben, die voraussagten, er werde einst in der Welt „großes Unheil anrichten.“ Das erste Unheil sah Lisette selbst mit an. Sie diente als Kammerjungfer bei einer jungen Deutschen, die wir Klotilde nennen wollten, aus Schwaben stammte und in naher Nachbarschaft von Arenenberg ein Schloß bewohnte. Fräulein Klotilde war „gut und schön wie ein Engel.“ Der Prinz kam oft zum Besuche herüber, zu Esel oder auch zu Pferde, oft von der Mutter-Königin begleitet. Er war liebenswürdig, sehr liebenswürdig, er saß so gut zu Pferde, er war ein Prinz, ein Verbannter, und er kam in Begleitung einer Königin-Mutter, die ebenfalls sehr liebenswürdig war. Genug für eine deutsche Phantasie und ein schwäbisches Herz. Aber Niemand ahnte die Liebe Klotildens, Niemand als Lisette, mit der sie manchmal von Liebe im Allgemeinen sprach, und die sie einmal plötzlich fragte, ob sie ihr einen Brief an den Prinzen bestellen und sie nicht verrathen wollte. Klotilde schlief mit ihrer Dienerin allein im Schlosse, und diese hörte sie oft die Nacht hindurch seufzen und weinen; mehrere Male fand sie sie auf dem Boden im Gebete liegend. Aber der Prinz, der oft kam, war während dieser Zeit sehr liebenswürdig, doch ruhig, sehr ruhig, und kein Mensch hätte ihm ansehen können, ob er mit den Schmerzen Klotildens irgend welches Mitleid fühle, ob er überhaupt etwas davon wisse. Man hätte glauben können, daß er nichts merkte, denn in derselben Zeit war er gegen mehrere Fräulein und Mädchen in Schlössern und Hütten der Umgegend und gegen mehrere Bürgerstöchter von Constanz eben so liebenswürdig wie gegen Klotilde. Das war traurig, sehr traurig. Und eines Abends spät, als Lisette aus dem Wirthschaftsgebäude ins Schloß ging, um ihre Herrin ins Bett zu bringen, fand sie das ganze Schloß beleuchtet, und vor dem Schlosse, im tiefsten Schnee, denn es war im Winter, lief mit nackten Füßen und leichtestem Gewande Klotilde wie eine arme Ophelia umher, und hatte sie selbst auch beleuchtet, indem sich an einem Bande um den Nacken befestigt eine Laterne auf der Brust trug. „Aber um Gott, mein Fräulein, was thun Sie?“ — „Still, Lisette, weißt du nicht, daß der Prinz kommen soll? Ich muß ihn würdig empfangen.“ — Es war wohl die spontanste Illumination die jemals für Louis angezündet worden. Wir möchten wissen, ob er manchmal, wenn er so durch die von Polizei-Kommissären anbefohlene Illumination hinfährt, an jene erste, ihm zu Ehren angesteckte, denke? Wir glauben nicht. Hat dieser Prinz auch eine Ophelia, so ist er doch kein Hamlet, der sich mit unnützen Gedanken, Vergangenheiten, Grübeleien und Scrupeln plagt. — Ophelia wurde in einem Pelze von einem Stallknechte in's Bett gebracht, in dem sie nun durch Monate verharrte und immer und immer an den Prinzen Briefe schrieb, die Niemand verstand. Der Frühling kam und heilte sie — aber der Prinz kam nicht wieder. Schweigend, melancholisch durchstreifte sie die Gegend an der Seite Lisettens. Die Gegend von Arenenberg ist keine Gebirgsgegend, aber Abgründe gibt es überall, wo der Mensch solche finden will. Auch dort gibt es einen tiefen Abgrund, in den sich ein Wasserfall stürzt. Dorthin lenkte Klotilde eines Tages die Schritte ihrer Mutter, und am Rande angekommen, stürzte sie sich in Abgrund und Wasserfall. Keiner von Beiden war gütig genug, um sie zu tödten. Aus Tiefe und Strudel zog man sie lebend hervor. Man verließ mit ihr die unheilbringende Nachbarschaft und kehrte nach Deutschland zurück, wo sie in einem Irrenhause endete. Wir überlassen diese wahrhaftige Geschichte einem französischen Dramatiker, der sie etwa unter dem Titel „Les premières armes de notre sauveur“ bearbeiten möge.

Ich sah ein Blümlein ꝛc.

Ich sah ein Blümlein ersprossen
Auf grüner sonniger Au
Und blüh'n im goldenen Frühling
Und glänzen im perlenden Thau.
Da kam ein Wand'rer gegangen,
Der hat mit frevelndem Muth
Die arme Blume zertreten,
Und war so schuldlos und gut.

Ein artiges Vöglein sah ich
Mit frohem munteren Sinn
Die stillen Thäler und Auen,
Die duftigen Lüfte durchzieh'n.
Das sah der ziehende Jäger,
Ihn ärgert' das muntere Blut,
Er hat's zu Tode getroffen,
Und Vöglein war schuldlos und gut.

Auf duftige Blumen gebettet
Träumt Röschen kindlich und fromm
Von der entschlafenen Mutter
Und seliger Geister Willkomm.
Da sticht es die giftige Schlange,
Die unter den Blumen geruht,
Und Röschen mußte verderben,
Und war so schuldlos und gut.

Es sitzt ein mächtiger Herrscher
Auf goldenem Throne so bleich,
Ihn liebt keine einzige Seele,
Ihm flucht ein zertretenes Reich.
Die blutige Krone beschützt nicht
Vor der entfesselten Wuth,
Die rächenden Dolche, sie rufen:
Der war nicht schuldlos und gut!

J. B. Sigl.

(Ein Urtheil über Louis Napoleon.) Ein Schweizer Blatt erzählt: In Straßburg saßen jüngst zwei Juden in einem Kaffeehaus beisammen, ein Elsäßer und ein Pfälzer. Der Elsäßer wollte Politik machen und frug den Pfälzer: „Nu, was sagt man von unserm Kaiser!“ Pfälzer: „Nu, was soll m'r sage? Was er thut, das sagt er nit, und was er sagt, das thut er nit!“

(Neues Futter für Goldfische.) „Sagt 'mal Hannes, was habt Ihr denn mit den Goldfischen angefangen? Die sind ja alle gestorben.“ — „Jo, gnädiger Herr, Sie hevven mir gesagt, ick müsse ihnen mit Oblaten füttern; Oblaten hevve ick nich und Siegellack wollten die Biester nit frasse, nu hevv ick ihnen jar nischt jewe!“

(Der Speisezettel.) Die „Bohemia“ erzählt: „Vor einigen Tagen kamen in Wien zwei eigenthümlich aussehende Herren in ein Gasthaus in der Stadt. Man konnte sie für Engländer halten. Besonders war der Eine auffallend groß, stark und überhaupt im Ganzen monströs. Der herbeigeeilte Kellner fragte eilends, was die Herren befehlen; der Monströse antwortete ganz einfach; „den Speisezettel!“ — Der Kellner brachte diesen, — die Herren sahen ihn nicht an. Als der Erstere dieses einige Zeit mit angesehen, fragte er noch ein Mal: Sie wünschen? — „Den Speisezettel,“ erwiederte der Monströse wieder ganz einfach. — „Der ist ja schon da! antwortete der Kellner. — „Nun ja, darum eben bringen Sie mir den Speisezettel!“ — Der Kellner sah erstaunt die Beiden an, entfernte sich kopfschüttelnd und ging zum Wirth, denn er hielt die sonderbaren Gäste für verrückt. Der Wirth kam — das Fragen mit dem „wünschen“ und das Antworten mit dem „Speisezettel“ ging von vorne an. — Endlich wurde der große Gast unwillig. „Verstehen Sie denn nicht deutsch! den Speisezettel, das heißt, ganz einfach Alles, was auf dem Speisezettel steht, Alles nach der Ordnung — alle Suppen, Assietten, Mehlspeisen, Braten ꝛc. bringen Sie mir und machen Sie, daß ich's bekomme.“ Der Wirth schüttelte auch ungläubig den Kopf und dachte, der Monsieur wäre verrückt — da sie ihm aber Beide nobel genug aussahen, ließ er richtig mit dem Auftragen anfangen. Aber wie erstaunte er, als der Monströse zu essen anfing und richtig eine Speise nach der andern, wie man sagt, „rein wegputzte.“ Der Mann wurde in der Ordnung mit dem Speisezettel fertig, und der Andere sah die zwei Stunden ganz gelassen, ohne ein Wort zu reden, zu. — Nach Beendigung der stattlichen Mahlzeit rief dieser: „zahlen“, bezahlte die Rechnung, und gab dem Esser ein Papier — man weiß **nicht**, ob einen Hunderter, oder Tausender oder Tausendpfunder. — Es waren also zwei **Wettende**. Der Himmel segne diesen Magensack! Der Wirth sah den Beiden erstaunt nach und wünsche sich mehrere solche Gäste!“

Redaktion, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nr. 34. *VI. Jahrg.*

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 19. August 1860.

Auch ein Pfingstvergnügen,

oder

die Reise zu dem Freiburger Sängerfeste.

(Schluß.)

Der erste Zug war abgegangen, der zweite Zug war abgegangen; es war schon 9 Uhr vorüber und der Herr Expeditionsrath saß immer noch in der Restauration und starrte abwechselnd in seine leere Kaffeetasse und nach den blauen Ringlein, die aus seiner vierten Cigarre zur Decke aufstiegen, da trat der Portier ins Zimmer, und rief mit lauter Stimme: „Eine Depesche an Herrn Expeditionsrath Müller!"

„Eine Depesche? Endlich! endlich!" rief der Herr Expeditionsrath, aus seiner Erstarrung erwachend und vom Stuhle aufspringend.

Er riß dem Portier die Depesche aus der Hand, den Umschlag in Stücke, und las mit bebenden Lippen:

„Lieber Joseph!"

Ich bin am Verzweifeln. Ich weiß nicht, soll ich kommen oder warten. Willst Du mich holen oder soll ich abreisen? O diese Pfingsten.

Deine Therese.

Im Pfauen."

„Warten, warten soll sie!" schriee der alte Herr den verblüfften Portier an, „warten! Haben Sie mich verstanden?"

Der Portier schob sich kopfschüttelnd rückwärts zur Thüre hinaus.

„Herr meines Lebens", seufzte der trostlose Ehemann; und sank in einen Stuhl, „jetzt glaube ich selbst, daß ich meine arme Frau in diesem Leben niemals wieder sehen werde. Sie sitzt in Freiburg und wartet, und ich sitze hier und warte; und fahre ich, so bin ich sicher, sie thut es auch aus lauter Sympathie. Der Henker hole die Sympathie zweier gleichgesinnten Seelen wenn Einem die Sympathie solche Streiche spielt!

Dem Herrn Expeditionsrath war in Wirklichkeit das Weinen nahe.

„Doch halt!“ rief er, nachdem er noch einen Blick in die Depesche geworfen hatte, „da steht ja ihre Adresse: „Im Pfauen.“ Triumph! Jetzt ist es gewonnen, nun, da wir uns verständigen können! Jetzt schnell telegraphirt und dann nach Freiburg!“

Und so geschah es.

Der Herr Expeditionsrath hatte tegraphirt und eine glückstrahlende Antwort erhalten, — er sah ordentlich die freundlichen Augen seiner Therese aus der Depesche ihm entgegen lachen — er hatte in der „Fortuna“ auf sein ehrliches Gesicht hin — denn er hat ein ehrliches Gesicht — Credit und Vorschuß erhalten, noch einmal bei Herrn Pfähler tüchtig und fein zu Mittag gegessen (denn die Eigenheit hat der Herr Expeditionsrath, daß Freud und Leid gleich anregend auf seine Magennerven wirken) und dann war er mit dem glücklichen Herzen eines Bräutigams, der seiner Braut entgegen fliegt, auf den Bahnhof geeilt, um mit dem Zug gegen Freiburg zu fahren.

Er war so voll Glück und Herzensfreudigkeit, er hätte die ganze Welt umarmen mögen, und wäre der Ho—ho=Lacher mit dabei gewesen. Und als er endlich in Freiburg ankam und sah seine Therese auf dem Trottoir stehen, wie sie ihm mit Augen, die in Freudenthränen schwammen, die Arme entgegenstreckte, und als sie ihm an die Brust sank und weinend seinen Hals umschlang, da mußte auch er gewiß und wahrhaftig weinen; es war ihm gerade, als hätte er seine Frau viele Jahre verloren gehabt und hätte sie gesucht in der weiten Welt und endlich wieder gefunden.

Er hatte gar nicht mehr recht gewußt, wie lieb er seine Frau habe; jetzt wußte er's wieder; es kam ihm fast vor, als wäre er wieder 25 Jahre jünger und er wollte das rothe Halstuch gar nicht mehr aus den Armen lassen.

„Gottlob, daß ich Dich wieder habe, Du altes, treues Herz!“ jubelte er; — „fast habe ich daran gezweifelt, ob ich Dich wieder finden werde! Doch jetzt ist wieder Alles gut; das Sängerfest ist glücklich zu Ende und wir können getrost nach Hause fahren.“

Eine halbe Stunde später flog das glückliche, wieder vereinigte Ehepaar, ohne das Freiburger Sängerfest auch nur mit einem Blick gesehen zu haben, wieder nach Karlsruhe zurück, wo sie Nachts 10 Uhr von der jubelnden Kinderschaar empfangen wurden.

„Vater, o Vater, erzähle uns von dem Sängerfeste!“

„Morgen, morgen Kinder, ich bin müde,“ stotterte der Papa in einiger Verlegenheit, und die Mutter gab lächelnd den Kindern den Gute=Nacht=Kuß.

* * *

Zwei Tage später trat der Herr Expeditionsrath mit einem sehr verblüfften Gesichte in die Küche, wo seine Frau am Herde stand sagte etwas kleinlaut:

„Frau!“

„Was gibt es Alterchen?“

„Frau! ich habe ihn gefunden.“

„Wen hast Du gefunden?

„Den Fehler.“

„Welchen Fehler? Ich verstehe Dich nicht."

„Den Rechnungsfehler. Weißt Du mit den zwei Friedrichsd'ors."

„Wie die ersparten zwei Friedrichs'dor . . .?"

Waren ein Rechnungsfehler," seufzte der Herr Expeditionsrath, schlug den Schlafrock übereinander und verließ gesenkten Hauptes und langsamen Schrittes die Küche.

Das ist der eigentliche Schluß der Geschichte; er war ihr so nothwendig, wie das Tüpfchen dem i. — —

Ein Sommerabend auf dem Trausnitzberge.

(Erzählung von J. Reburg.)

Die untergehende Sonne färbte bereits die Wipfel der Bäume mit ihrem röthlichen Golde und zwischen den Zweigen der buschigen Tannen blickte auch schon der Mond mit falbem Gesichte hindurch und fragte leise an, ob er nicht erscheinen dürfe: da lag ich unter einer schattigen Buche am westlichen Abhange des Trausnitzberges, auf welchem sich seit beinahe sieben Jahrhunderten die an historischen Erinnerungen so reiche Herzogsburg Trausnitz erhebt. — In Halbschlummer gewiegt, betrachtete ich andächtig das heilige Stillleben der Pflanzenwelt; dort neigten sich Blümchen zu ihren Nachbarinen und erzählten sich wonnige Mährchen von Glück und Sonnenschein; hier flüsterte der Epheu, ein ungebändigter Junggeselle seiner Nachbarin, dem stillblühenden Veilchen, süße Liebesworte zu und ein loser Zephir hüpfte von Blume zu Blume und ließ keine ungeküßt. Auch die Bäume erzählten sich Geheimnisse, nur hie und da unterbrochen von dem Liebesgeflöte einer Nachtigall. — Aus jenem Gebüsche dort blicken mich leise verstohlen die Elfen an und da sie mich schlafend wähnen, so hüpfen sie fröhlich hervor und tanzen lustige Reigen um mich und spielen scherzende Spiele. Plötzlich brechen sie im Spiele ab und umstehen berathend einen Hollunderstrauch. Was sie wohl berathen mögen? Da verschwinden einige im Gebüsche, die Andern werfen schelmisch lächelnde Blicke auf mich und folgen ihren Schwestern. Während ich noch darüber nachdenke, was sie wohl im Sinne haben mögen: da hüpfen sie auch schon wieder heraus aus den grünen Gebüschen und schleppen Ketten aus Rosen gewunden herbei, schließen um mich her einen Kreis und die Schönste unter ihnen, mit azurblauen Flügeln, gehüllt in ein Gewebe von Aether und Blumenduft, einen Kranz von Waldröslein auf dem lieblichen Haupte, schwebt heran, und bindet mir Armen mit Stricken, aus Nelken und Veilchen gewebt, die Hände. Willenlos, ganz versunken im Anschauen des reizenden Bildes lasse ich sie gewähren. Die Anderen tanzen immer enger und enger um mich den Reigen und werfen mir ihre aus Rosen gewundenen Ketten um den Nacken. Jetzt erst begriff ich ihre Absicht. Entführen wollten sie mich! „O verschont mich Armen," rief ich in größter Herzensangst und warf mich zu den Füßen der Königin, „ich habe euch nie ein Leid gethan, habt doch Mitleid mit mir!"

Fürchte nichts Schlimmes von uns! entgegnete holdselig lächelnd die Elfenkönigin, wir führen dich ja nur deinem Glücke entgegen. Schon lange suchten wir einen Jüngling, dessen Herz noch fremd ist den Lastern der Menschen. Sieh, wir werden dich zur Quelle der Unsterblichkeit

führen, damit auch du den Leib, den dir ein Menschenweib gegeben, abstreifest, damit wir dich als König verehren können. O, könntest du wissen, holder Jüngling, wie innig — — da verstummte plötzlich die Königin, stieß einen Angstschrei aus und die ganze Elfenschaar entfloh eiligst in die Gebüsche; die Rosenketten lagen zerrissen um mich her.

Erstaunt ob ihrer schnellen Flucht, blickte ich ihnen nach, Gedanken allerlei Art kreuzten sich in meinem erhitzten Gehirne und suchten das Räthsel ihres so plötzlichen Entfliehens aufzudecken, da klopfte mich Jemand auf die rechte Schulter. Erschrecken, an diesem einsamen Platze in so später Abendstunde überrascht worden zu sein, blickte ich um, — kalter Schweiß trat mir auf die Stirne, als ich ein Männlein vor mir erblickte, von einer Gestalt, wie mir früher meine jugendliche Phantasie einen Zwergen ausgemalt hatte: ungefähr 2 Fuß hoch, das Gesicht von einem Barte umgeben, der ihm weit über die Brust herabhing, das Haupt unbedeckt und den Körper selbst mit einer schwarzen Arbeitsbleuse bedeckt, die in der Mitte durch einen Ledergurt zusammengehalten wurde. In diesen hatte er einen länglichen Eisenstab eingesteckt und eine kleine Laterne eingehängt.

„Was suchst du, mein Sohn, so spät am Tage noch an diesem einsamen Platze," redete er mich mit freundlicher, wenn gleich ernster Stimme an, „hast du dich verirrt, so sage es, ich will dich an den Ausgang des Waldes geleiten, wenn du mir versprichst, Alles den Menschen zu verschweigen, was du hier vielleicht gesehen und erlauscht hast." — Ich wollte ihm jetzt das gewissenhafteste Stillschweigen über Alles, was ich gesehen und gehört, geloben; doch mir versagte noch immer die Stimme, die Worte erstarben auf den Lippen, in meinem Herzen pochte und hämmerte es, als ob Vulkanus seine Esse darin hätte. Dieß mein Schweigen nahm mir der Kleine aber sehr übel und mit dem Zeigefinger drohend, sprach er: Du thust wohl, mir das Versprechen nicht zu geben; du scheinst wenigstens noch aufrichtig sein zu wollen: weil du überzeugt bist, daß du nicht schweigen gelernt hast, so willst du es auch nicht versprechen. O, wir kennen euch, ihr Menschen, ihr mißhandelt und verachtet selbst die, die euch Gutes thun! Wie oft haben wir von dieser Stadt da unten Unheil und Verderben abgewendet, wie oft — da drang von der Schloßkirche herab melodischer Glockenton und rief zum Nachtgebete. Wem der Silberton dieser Glocke, die im Fluße Jordan die Weihe erhielt, im geheiligten Wasser dieses Flußes getauft wurde, je zu Ohren drang, dem drang er gewiß auch ins Innerste des Herzens und weckte dort das Hohelied der Andacht, des Gebetes. So oft ich diesen Ton, so hell, so rein, vernahm, war's mir, als ob Engel vom Himmel niedersteigen und Trost und Friede mir in's arme Herze senkten. — Auch jetzt entblößte ich eilig mein Haupt, um zu beten. Doch nein — beten konnte ich nicht; denn alle meine Blicke, alle meine Gedanken hingen an meinem räthselhaften Gesellschafter, an dem Gnomen.

Stillschweigend stand er mir gegenüber; den Blick zu den Sternen emporgerichtet, schien er zu beten. Ein eigenthümlicher Glanz belebte diesen Blick, der von Stern zu Stern schweifte, als ob er ein Etwas da oben suche, das er nie findet und von dem er dennoch glaube, daß es wirklich existire. — Die Andacht, die Feier eines Gebetes, mit dem auch er einem Urwesen aller Wesen, einem Gott, zu huldigen schien, flößte mir Vertrauen ein und schon stand ich im Begriffe, ihm das verlangte Versprechen des Stillschweigens zu geben, als zu unsrer Linken einzelne Gestalten gleich Nebelbildern auftauchten und immer näher an uns herankamen.

Fürchte Dich nicht, mein Sohn, sprach der Gnome lächelnd zu mir, als er sah, daß meine Angst sich vermehrte, es sind die Geister der ehemaligen Gebieter und Bewohner dieses Schloſ-

ses, die öfters auf diesem Platze Zusammenkünfte halten; ich werde bei dir bleiben und dir ihre Namen nennen, falls du es wünschest. Stillschweigend bejahte ich dieß durch Kopfbeugung.

Sieh, dieser da, fuhr der Gnome leise fort, indem er mir eine der herankommenden Gestalten wies, mit dem Hermelinmantel und dem kühnen, kampfbegierigen Blicke, die Rechte auf das Schwert gestürzt, ist der Erbauer dieses Schlosses, Otto, Bayerns erster Herzog aus dem Wittelsbacher Hause. Ihm zur Seite schreitet sein Sohn, Ludwig der Kelheimer. Zwei edle Heldengestalten! dachte ich. Doch, sieh! jene jugendliche Gestalt dort, die hinter diesen Beiden geht, wer ist wohl dieß! fragte ich meinen kleinen Gesellschafter. Das ist, belehrte mich eifrig der Gnome, der unglückliche Konradin, der hier in diesem Schlosse da oben einst erzogen wurde. Konradin! Armer Konradin! preßte mir das Mitleid aus den Lippen, wohl zu laut, denn erschreckt und halb unwillig schaute er mich an. Gott! was war das für ein Blick, er machte mein Herz zittern; es lag soviel des unendlichen Schmerzes und doch wieder männlichen Muthes in dem Blicke dieses Knaben! Armer Konradin, dachte ich, wolltest einen Thron dir erobern, die rechtmäßige Krone zurückverlangen und fandest den Tod auf dem Schaffot dafür. Wie dauerst du mich! —

Welche Heldengestalt naht sich jetzt im funkelnden Kaiserornate? fragte ich schüchtern den Gnomen, der mir den Namen Ludwig des Bayers ins Gedächtniß zurückrief. Ja, sagte ich leise, von Bewunderung fortgerissen, so muß er gewesen sein, dieser Held, der nach der Schlacht bei Ampfing hieher eilte, um seiner Gemahlin persönlich die Nachricht seines Sieges zu überbringen. Die Natur selbst hat ihm den Adel seiner Seele auf die Stirne gedrückt: diese Heldengestalt dieser muthige Blick, aus dem das Siegesbewußtsein herausstrahlt und in dem doch wieder jener Edelmuth, jene Herzensgüte sich spiegelt, mit der er dem gefangenen Feinde als Freund begegnete. Ja, so und nicht anders konnte er gewesen sein. Der große Kaiser! Ihm zur Seite schreitet der bärtige Ludwig von Ingolstadt, fuhr der Gnome fort, sieh, noch immer liegt der nämliche Trotz in seinen Zügen, mit dem er hier auf der Burg oben, obgleich Gefangener, seinem Bruder, Ludwig dem Reichen, stets entgegentrat. — Wer ist aber jener Greis, der dort sinnend auf den Martinsthurm hinabstarrt, fragte ich leise den Kleinen, sag' mir's, wer ist's wohl? Vielen Stürmen mag sein kummerdurchfurchtes Antlitz getrotzt haben! — Es ist, flüsterte mir dieser zu, jener große Kurfürst Maximilian, der hier das Erdenlicht erblickte und der allein unter allen deutschen Fürsten die Gräuel des dreißigjährigen Krieges durch- und überlebte und jene vier Gestalten, die du dort bei jener Buche, im eifrigen Gespräche begriffen, auf- und abschreiten siehst, sind die drei reichen Herzoge Heinrich, Ludwig und Georg.

Lange betrachtete ich all diese Heldengestalten; vor meinem Auge lag offen das Buch der Geschichte und alle ihre Thaten zogen an mir vorüber und weckten wehmüthige Trauer.

(Fortsetzung folgt.)

Ein kaiserlicher Mord.

Nach dem Tagebuche eines Erfurter Bürgers.

Es war im Jahre 1812, als die große französische Armee, ihrem Verhängnisse entgegeneilend, nach Rußland zu marschiren im Begriff war. In Erfurt zogen sich zwanzig Regimenter schwerer Kavalerie zusammen, um von ihrem Kaiser gemustert zu werden. Stattlichere Leute, ausgesuchtere Pferde, glänzendere und zugleich tüchtigere Ausrüstung war bis dahin noch nicht gesehen worden. Uebt schon jedes militärische Schauspiel für sich eine Art von Anziehungskraft auf die große Menge aus, und sogar auf den, welcher ein Elihu-Burritt'sches Oelblatt in sein Wappen genommen, wie viel mehr hätte es nicht hier der Fall sein sollen, wo jeder Einzelne dieser Weltbezwinger von einer strahlenden Glorie umgeben zu sein schien. Dennoch wanderten nur wenige Erfurter Bürger zum Krämpferthore hinaus, um Augenzeuge der bevorstehenden Revue zu sein. Denn wer sieht gern den Triumphzug seiner eigenen Ueberwinder, und auch der Veranlassung zu Hamlet'schen Selbstbekenntnissen geht Jeder gern aus dem Weze, welchem noch einige Gesinnungstüchtigkeit geblieben ist.

Des Morgens in aller Frühe stellten sich die Truppen, welche in der Stadt und in den umliegenden Dörfern übernachtet hatten, zwischen Erfurt, Dittelstedt und Melchendorf in musterhafter Ordnung auf. Einige Erfurter Bürger, worunter auch ich, zogen aus dem Krämpferthore nach dem sogenannten Rabensteine, von wo aus wir den für Zuschauer günstigsten Standpunkt zu ermitteln hofften. Kaum hatten wir auf der alten Gerichtsstätte Posto gefaßt, als der Kaiser mit seinem Gefolge im Schritt reitend denselben Weg einschlug. Am Rande eines Feldweges stellten wir uns in einer Reihe auf, entblößten Hauptes, lautlos, und sahen dem nahenden Schlachtengotte scharf unter die Augen. Sein Antlitz war aufgedunsen und erdfahl; auf der Stirne schienen schon die Rachegeister von Moskau und der Beresina der Ahnung düstere Schatten geworfen zu haben. Er trug das historisch gewordene Hütchen, einen grünen Leibrock, eine weiße, an den Taschen reich gestickte Weste, welche unter dem Rocke eine Hand breit hervortrat, kurze weiße Cashemir-Beinkleider, an den Knieen mit einigen Knöpfen und Schleifen besetzt, und Stulpenstiefeln. Beim Vorüberreiten fixirte der Kaiser jeden Einzelnen von uns, und als er zu dem Letzten der Reihe gekommen, war sein Auge so starr geworden, daß man nicht ohne Grauen hineinzusehen vermochte.

Ihm folgte der ganze zahlreiche Generalstab, und den Schluß bildete die Erfurter Ehrengarde. Die Männer waren trefflich beritten und trugen dreieckige Hüte, blauen, rothgefütterten, Leibrock mit goldenen Epaulettes, weiße Weste, lange weiße Cashemirhosen und Stiefeln mit Goldquasten. Wir Zuschauer schlossen uns den Reitern an. Aber bald setzten dieselben in einen kurzen Galopp ein und waren, da das Terrain vielfach durchschnitten war, uns schon nach wenigen Minuten aus den Augen.

Plötzlich stürmte Rustan, des Kaisers Mameluck, wie ein Besessener hinter uns her und an uns vorüber, und der Huf seines prächtigen Berberhengstes überschüttete uns mit einer Wolke von Staub und Sand. Ehe wir uns noch recht die Augen ausgewischt, hörten wir einen schweren Fall. Rustan war mit dem Pferde in einen Graben gestürzt, über welchen er hatte setzen wollen. Wir eilten zur Hülfe. Aber noch hatten wir die Stelle nicht erreicht, als er sich schon wieder aufgerafft und sein Pferd bestiegen hatte, worauf er in vollem Jagen das Gefolge des Kaisers zu erreichen suchte.

Als die kleine Gesellschaft, der ich mich angeschlossen hatte, bei der damals schon aufgeworfenen, aber noch nicht vollendeten Weimarischen Straße ankam, wurde unserem weiteren Vorgehen durch die aufgestellten Wachen ein Ziel gesetzt. Etwa tausend Schritte vor uns waren die Truppen in einem länglichen Viereck aufgestellt, dessen Langseite uns gegenüber offen war. Der rechte Flügel lehnte sich an Dittelstedt, das Zentrum stand bei Melchendorf und der linke Flügel dehnte sich nach Erfurt hin aus. Der Kaiser, von seinem Stabe gefolgt und die Erfurter Ehrengarde zurücklassend, ritt den rechten Flügel entlang, welcher seine Fronte der Stadt zugekehrt hatte, und nahm jedesmal den Obersten des zu passirenden Regimentes mit sich. Die Feldmusik, die Trommelwirbel, der von Regiment zu Regiment donnernde Ruf „Vive l'Empereur!" wollte kein Ende nehmen.

Nach etwa einer Stunde hatte der Kaiser auch die Truppen des Zentrums gemustert und ritt nun an dem linken Flügel herunter. Da machte er bei einem am äußersten Ende aufgestellten Regimente Halt. Es war ein reitendes Artillerie-Regiment in grüner Uniform. Ich hatte während dieser Zeit mich mit meinen Gefährten mehr nach diesem Flügel hingezogen, vermochte aber nicht, ein Wort von dem zu vernehmen, was der Kaiser sprach. Derselbe ließ drei Mann jenes Regimentes absitzen, den Mantelsack abschnallen, die Pferdedecken abnehmen und ausbreiten, die Equipirung auspacken und Stück für Stück auf die Decken legen. Dann sahen wir die drei Leute bis auf das Hemd sich entkleiden. Wir waren über diese auf das Geringste eingehende Musterung erstaunt und ergingen uns in allerlei Vermuthungen, als der Kaiser sich an den Regimentskommandeur wandte und denselben, wie aus den heftigen Geberden zu schließen war, zornig zur Rede stellte. Der Oberst ritt einen Schritt näher heran, um sich zu rechtfertigen, und — wie es schien — mit geziemender Ruhe, und zog dann sein Pferd wieder einen Schritt zurück. In demselben Augenblicke aber zog der Kaiser seinen Degen und stieß ihn dem Offizier in die Brust. Der Schwergetroffene sank vom Pferde. Das Gefolge des Kaisers schloß einen Kreis um den zornigen Gebieter und entzog den weiteren Vorgang unseren Augen. Die Revue war vorüber. Der Kaiser, in ruhiger Haltung, als wäre etwas Besonderes nicht vorgefallen, ritt an der Spitze seines Gefolges auf der Weimarischen Straße der Stadt zu. Wir, die wir Zeugen dieses tragischen Vorfalles gewesen, zogen in gedrückter Stimmung und ohne ein Wort zu sprechen, auf demselben Wege heimwärts und kamen eben dazu, wie acht Mann jenes Artillerie-Regimentes den Verwundeten an die Böschung der Chaussee lehnten und mit Thränen in den Augen aus jungen, in der Nähe stehenden Pappeln eine Bahre zusammenbanden, um ihren Kommandeur nach der Stadt zu tragen. Dieser wurde durch das Schmiedtstedter Thor in den goldenen Hirsch gebracht, wo der schon harrende Feldscheer einen Todten in Empfang nahm.

Ueber diesen Vorfall wurde, da die französische Spionirerei zu dieser Zeit in höchster Blüthe stand und jedes unvorsichtige Wort mit schwerem Kerker geahndet wurde, nur unter vier Augen gesprochen. Niemand wagte es, Erkundigungen über die Motive dieser raschen That einzuziehen. Auch folgten die Ereignisse dieser schweren Zeit so schnell aufeinander, daß diese vom Kaiser eigenhändig geübte Justiz — wenn sie nicht einen schlimmeren Namen verdient — nur den wenigen bei der Revue gegenwärtigen Zuschauern bekannt geworden ist. (Gartenl.)

Ein Gleichniß.

„Ein seltsam Wesen ist fürwahr die Liebe,
Und zeigt mir den, der ihr mag widerstehen;
Doch weiß ich Liebe nimmer zu erflehen
Und rauben müßt' ich, wenn sie spröde bliebe.
Dir, holde Rose, gelten meine Triebe,
Und doch willst du mein Werben nicht verstehen
Und unerhört soll ich von dannen gehen
Und weißt doch, Rose, wie ich zärtlich liebe!"
„Ich kenne dich, du falscher grauer Sünder,
Und wag' es nicht, mich Rose zu berühren!
Bist du so zärtlich, lieb' die eignen Kinder." —
Doch hört er nicht; die Lust war nicht geringer
Und an den Dornen mußt' den Ernst er spüren:
Wer gar zu kühn, dem klopft man auf die Finger.

Doch wißt ihr, was das Liedchen soll bedeuten?
Ich will die Deutung, wollt' ihr's, gerne geben.
Ihr kennt den Rhein, den Nachbar auch daneben,
Die schönen Länder an dem Strom, dem breiten.
Der Nachbar nun will ohne lang zu streiten
Der Länder Liebe minniglich erstreben;
Es haben andre gerne sich ihm ergeben,
Es ist nicht schwer, ein Mädchen zu verleiten.
Doch will's dem schmucken Junker nicht gelingen;
Ei, denkt er sich, die lieben kleinen Dinger,
Die dürft' ich bald in meine Tasche bringen.
Mit keckem Muth will er sie denn umschlingen —
Doch nur gemach! Sie klopfen ihm die Finger,
Denn Deutsche nehmen's streng in derlei Dingen.

J. B. Sigl.

(Weiberlist.) In Ostende pflegen sämmtliche Damen nach dem Bade auf dem Steindamm sich zu ergehen, Damen, mit den um ihre Schultern lose fliegenden Haaren, welche sie den beneidenswerthen Lüften zum Trocknen aussetzen. Kaum sind die Schönen dem Wasser entstiegen, so fangen sie schon wieder an miteinander zu rivalisiren. Da will es die Polin der Schwedin, die Russin der Engländerin ꝛc. zuvorthun; die Damen bilden sich einen förmlichen Mantel aus ihren Haaren und erwarten von den Männern schöne Worte über diesen „höchsten" Körperschmuck. Die allgemeine Ansicht der vereint abstimmenden Herrenwelt war bis jetzt zum Vortheile einer Italienerin ausgefallen, deren rabenschwarzes Seidenhaar wie ein Burnus die ganze Rückseite der junonischen Gestalt umwallte. Wir Deutsche, ob mit Recht oder Unrecht, trauen aber den Italienern nicht ganz, und so unternahm auch eine echte deutsche Frau die Aufgabe, Schlauheit gegen Schlauheit zu setzen und bei Gelegenheit durch genaue Untersuchung entweder das gute Recht dieser Haarkönigin, nämlich das Naturrecht, zu dokumentiren oder sie von ihrem Thron zu stürzen. Am nächstfolgenden Tage, als die Damen gemeinsam badeten, verwickelte sich die Deutsche wie zufällig in den Haaren der Italienerin, ein Schrei des Entsetzens ertönte, der am Steindamm deutlich vernommen wurde, denn eine Welle trug den so viel Neid erregenden falschen Schmuck der Italienerin ins weite Meer hinaus. Die Geschichte erregte viel Aufsehen, und Deutschland war gerettet.

(Versöhnung.) Ein bekannter Trinker lag auf dem Krankenbette, und es schien wenig Hoffnung für sein Leben mehr übrig zu sein. Er bat einen an seinem Bette stehenden Freund, ihm noch ein Glas Wasser zu reichen; „denn," — sagte er, „auf dem Sterbebette muß man sich auch mit seinem Todfeinde aussöhnen."

Dem Aesthetiker Fr. Vischer in Tübingen (jetzt in Zürich) hatte eine poetische Dame einen Pack Gedichte zugesendet, welche sie erscheinen lassen wollte, mit dem Gesuche, dieselben beurtheilen zu wollen. Nach einiger Zeit sandte Vischer das Päckchen ohne eine Zeile: bloß mit der Ueberschrift zurück: „Vor Druck zu bewahren!"

Was sich die Deutschen für Mühe geben, um einen Bundesfeldherrn zu erhalten, obgleich es gar nicht nöthig ist. Napoleon hat im vorigen Jahre die Oesterreicher angeführt, er thut uns die Gefälligkeit auch.

Redaktion, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nr. 35. VI. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 26. August 1860.

Palm's Tod.

Zur zeitgemäßen Erinnerung an das Ende des edlen deutschen Buchhändlers Palm aus Nürnberg theilen wir unsern geschätzten Lesern zwei Briefe über dessen Hinrichtung von dem Geistlichen Herrn Pöschl, welcher ihn zum Tode geleitete, an die Frau Palms mit.

„Braunau, am 4. Sept. 1806.

Wertheste Frau!

Mit innigstem Schmerze benachrichtige ich Ihnen das höchst traurige Loos Ihres besten Herrn Gemahles. — Wäre ich dieser schweren Pflicht enthoben, wie glücklich würde ich mich schätzen! — Allein Freundschaft und mit Handschlag gegebenes Wort verbinden mich zu diesem schmerzlichen Geschäfte. — In vollem Vertrauen, daß Sie in Standhaftigkeit und frommer Ergebenheit gegen Gottes unbegreifliche, aber doch allezeit heilige und anbetungswürdigste Fügungen, Ihrem bewährt befundenen Herrn Gemahle vollkommen gleichen, erfülle ich mit folgender Enthüllung mein unerläßlich pflichtmäßiges Versprechen.

Ihr lieber Herr Gemahl ist nicht mehr! — Während eines Aufenthaltes von vier Tagen im hiesigen Staatsgefängnisse hatte er zwei Verhöre: den 24. und 25. August — wo er von der hiezu bestellten Militär-Commission einer absichtlichen Verbreitung politischer Brochüren wider Frankreich und dessen Kaiser beschuldiget, und darum zum Tode verurtheilt wurde, welches am 26. August um 11 Uhr Mittags geschah und um 2 Uhr Nachmittags vollzogen wurde.

Nach Verlesung seines unwiderruflichen Todesurtheiles bat er sich in meiner Person einen geistlichen Beistand aus, welches Ansuchen ihm ohne Anstand bewilligt wurde. Ich säumte nicht, diesem sehr traurigen, aber für einen solchen Unglücklichen unentbehrlich bedürftigen Rufe zu folgen, und fügte mich nach erhaltenem Erlaubnißscheine, meinen Herrn Collegen Johann Michael Gropp beiziehend, ins Gefängniß, wo ich Palm zwar bestürzt, doch gefaßt und bei voller Geistesgegenwart antraf.

Er gewann mich lieb, und schenkte mir unter den wärmsten Freundschaftsküssen und Umarmungen sein vollstes Vertrauen. Beiliegende zwei Ringe übergab er mir mit der Bestimmung für Sie, und die silberne Sackuhr für seinen älteren Sohn zum gewahrsamen Angebünde.

Unter verschiedenen trostreichen Gesprächen suchten wir dem Armen seine letzten Lebens-

stunden möglichst erträglich zu machen; wie er denn nach und nach auch wirklich ganz ruhig und gottergeben sein höchst unglückliches Schicksal ertragen konnte.

Die schnelle und immerwährende Trennung von seiner innigst geliebten Familie, gleichwie das mißliche Loos, in welches diese durch seinen Tod versetzt werde: dieß allein hat ihm in herbem Schmerz das Herz gebrochen.

Er empfahl mir vorzüglich das weiße Sacktuch mit rothgestreifter Einfassung, worin er seine Augen im letzten heißen Thränenbade gewaschen für Sie, schätzbarste Frau! doch ja sicher aufzubewahren, — mit der jammervoll zärtlichen Deutung: „daß dieses Unterpfand seiner bis zum Tode gegen Sie gehegten treuen Liebe gewiß auch zeitlebens Ihr kostbares Kleinod bleiben werde! — Darum suchte ich es unmittelbar vor des Seligen Hinrichtung mit angelegentlichster Sorgfalt in meine Verwahrung zu bringen, und stelle es nebst dem übrigen, von dem Hinübergegangenen zu dem Zwecke mir anvertrauten Besitzthume auf möglichst sicherem Wege in gegenwärtigem Packete unbeschadet zu Ihren Händen.

Bei allem Unterschiede unserer Confessionen,*) welches er mir offenherzig gleich Anfangs erklärte, war dem frommgläubigen Nachfolger Jesu unser Antrag: ob ihm unsere Gegenwart, Behufs religiösen Zuspruches bei diesen ewig wichtigen Augenblicken angenehm und tröstlich sei, widrigenfalls wir ihn damit nicht im Geringsten belästigen wollen? — überaus willkommen, und er gab unsern allgemeinen menschenfreundlichen Vorstellungen dankbarst ein ganz geneigtes Gehör, wobei wir seiner von Jugend an geübten religiösen Ueberzeugung, der strengsten Toleranz und christlichen Nächstenliebe gemäß, nicht im Mindesten empfindlich nahe traten.

Der zärtlich besorgte Vater trug mir auch auf, seine zwei Lieblingslieder: „Alles liegt an Gottes Segen ꝛc." — und „Gott Lob! nun ist es wieder Morgen ꝛc." — welche er uns mit rührender Inbrunst wiederholt im Gefängnisse vortrug, Ihnen Madame zu notifiziren, damit Sie selbe dem Gedächtnisse und Herzen Ihrer Kinder für deren ganze Lebenszeit einprägen, deren salbungsvoller Geist auch Ihrem seligen Herrn Gemahle, nach seiner Versicherung, Zeit Lebens, besonders aber in den letzteren zwei Stunden vor seinem Tode am Morgen des 26. Augustes überschwenglichen Trost verschaffte.

Palm äußerte auch ein Verlangen, nach seinem Religionsbekenntnisse das hl. Abendmahl zu empfangen, was aber aus Mangel eines Geistlichen der Evangelisch-Augsburger-Confession nicht geschehen konnte. Doch beruhigten wir ihn vollkommen in diesem Stücke mit der Vorstellung, daß ja unser Herr Jesus wahrhaftig bei allen denen ist, welche, wie er, nach ihm sich sehnen, und ihm im Leben wie im Tode gleichen.

So nahten die letzten Minuten seines Lebens unter freundschaftlichen und religiösen Gesprächen unvermerkt heran.

Auch versprach uns Palm mit Hand und Mund, daß er seinen Feinden und Mördern, desgleichen wer immer irgend wie an seinem Tode Schuld trage, gern und aufrichtig verzeihe, wie auch er vom himmlischen Vater Vergebung seiner Sündenschuld sich hoffe.

Endlich empfahl der zärtlich liebende Gatte und Vater seine theuren Kinder mit ihrer armen verwittweten Mutter im inbrünstigen Gebete Gottes allerbarmendem Schutze auf daß er leibreichst an ihnen Vaterstelle vertrete.

*) Palm war Protestant.

Vergeblich war unser wiederholtes inständiges Ansuchen bei der Kommandantschaft um Verlängerung seiner Lebensfrist auf einige oder doch wenigstens einen Tag; es wurde uns die Strenge und Unverletzbarkeit der Gesetze vorgeschützt. Seine Bitte kam unserm Wunsche entgegen, ihm durch tröstliches Geleit zur Stelle, wo er als Opfer gallischer Tyrannei fallen sollte, den letzten Freundschaftsdienst zu leisten.

Alles, groß und klein in unserer Stadt jammerte voll herzlicher Theilnahme, obgleich kein Mensch den Beweinenswerthen vorher sah noch kannte. Wie wohl geschah uns denn, als wir den Tiefgebeugten vor seinem End mit der beruhigenden Versicherung noch trösten konnten, daß er nicht als Missethäter, sondern als Märtyrer von Jedermann betrauert werde.

Was aber muß ich erst sagen, der ich sein ungetheiltes Vertrauen genoß, und alle die Küsse noch auf meinem Munde trage, die er seiner, zumeist auf seinem Herzen brennenden, verlassenen Familie zugedacht hat!? Heute, wo ich diesen Brief entwarf, ist es seit dreißig Tagen der Erste, daß ich mit einigem Appetite essen kann; meine Gesundheit schwebte in großer Gefahr. — Nun aber glaube ich es mit Gottes Hilfe überstanden zu haben!

Ich hätte früher an Sie geschrieben; doch erhielt ich erst am 30. August nach vielfältigem Ansuchen und aus besonderer Begünstigung durch Zustellung eines Beglaubigungs-Scheines von der Kommandantschaft die Erlaubniß, Palms zurückgelassene Sachen, welche er mir im Gefängnisse übergeben, worunter sich auch ein versiegeltes Packet mit Geld befindet, an Sie zu übermachen.

Theuerste Frau! trennte uns nicht so große Ferne von einander, oder gestatteten meine Geschäfte eine so weite Reise, ich würde es gewiß nicht unterlassen, Sie in Ihrer außerordentlich betrübten Lage persönlich zu beruhigen, indem ich auch so Manches noch mit Ihnen zu sprechen hätte.

Mit innigster Theilnahme für Ihr jedweiliges Geschick geharret gegen Sie, wie gegen Ihren seligen Gatten

Ihr dienstwilliger Freund Thomas Pöschl.

Salzburg den 27. Mai 1814.

Schätzbarste Frau!

Soeben erhalte ich Ihr Schreiben über Braunau, und säume nicht, in aller Bereitwilligkeit, was Sie in Ansehung der letzten Lebensumstände Ihres seligen Herrn Gemahles zu wissen verlangen, so viel mir noch gegenwärtig davon im Andenken ist, Ihnen hier mitzutheilen.

Ich berichtete zwar von des Seligen zwei letzten Lebensstunden das Erheblichste schon in meinem Schreiben, welches ich die nächsten Tage nach seiner Hinrichtung an Sie gesendet; wo ich freilich nur Ihre Person im Auge hatte, und mich sorgfältig bemühte, Sie von dem herben Schlage, der Sie getroffen, mit Gottes Hilfe aufzurichten, indem ich Ihnen die vollkommene Gottergebenheit, womit Ihr seliger Gemahl den Leidenskelch von der Hand des Herrn annahm, und die bewunderungswürdige Starkmüthigkeit, womit er diesen gefaßt bis auf die Hefe leerte, als sein treuer Freund und erbetener geistlicher Beistand schilderte. Was die näheren Details betrifft, hören Sie, daß Palm's Tod schon bestimmt und unverholen ausgesprochen wurde, bevor noch Ihr Herr Gemahl zu Hause gefänglich eingezogen war. Denn der französische Capitän, welcher damals im Pfarrhofe zu Braunau einquartirt war, vertraute uns, beinahe zehn Tage vor Palm's Ankunft in Braunau, die Neuigkeit, daß ein Nürnberger Buchhändler hier erschossen werden soll.

Es war daher der ganze Prozeß mit den drei Verhören nur leere Formalität. Denn Palm hat sich dabei selbst über die Spedition, da die Buchführer nicht jederzeit wissen, welche Bücher in den Paketen enthalten, durch den genauesten Ausweis verantwortet. Zudem ist bei der Hausdurchsuchung kein der Art verbotenes Buch in seinem Laden vorgefunden worden.

Darum glaubte Palm sich nach dem dritten Verhöre vollkommen gerechtfertigt, so daß er am folgenden — seinem Hinrichtungstage — ganz heiter erwachte, mit neu gestärktem Muthe sein geistliches Morgenlied anstimmte, voll freudiger Zuversicht, recht bald wieder in den jubelnden Kreis seiner geliebten Familie einzuziehen, sich ein ausgewähltes Mittagsmahl bestellte, und sich endlich resolvirte, über Passau und Amberg, wo er einige Geschäfte zu ordnen hatte, seine Heimreise zu bewerkstelligen.

Ganz selig im Genuße dieser Illusion, schlägt es eilf Uhr, die Gefängnißthüre wird geöffnet, und der Profoß tritt ein mit der Weisung, daß ihm Palm sogleich in den Gefängnißhof zu folgen habe. Palm säumt keinen Augenblick, voll freudiger Erwartung dort die Kundmachung seiner Freiheit zu vernehmen.

Statt dessen aber ward ihm von einem, durch die französische Behörde beorderten, städtischen Magistrats-Kanzelisten sein unwiderrufliches Todesurtheil verlesen.

Palm erbleichte, wie vom Blitz getroffen. Als er sich wieder erholte, weinte er laut auf und rief weheklagend zu Gott um Schutz und Hilfe, wurde aber unverzüglich in den Kerker zurücktransportirt.

Bald darauf kamen zwei französische Offiziere in den Pfarrhof, mit der Meldung, daß der Delinquent von mir zum Tode vorbereitet zu werden wünsche.

Ich erklärte meine Bereitwilligkeit dazu aus doppelter Pflicht, erbat mir die Begleitung meines Collegen, des Spitalseelsorgers Herrn Johann Michael Gropp, und eilte des Unglücklichen Sehnsucht nach meinem geistlichen Beistande, so gut ich's vermöge, zu erfüllen.

Beim Eintritt in den Kerker fanden wir den unschuldig Verurtheilten mit angstvollem schmerzvollen Antlitze, tief in Gedanken versunken. Als er unser ansichtig wurde, erhob er sich mit ehrerbietigem freundlichen Gruße, mit einem Thränenstrome sein jammervolles Herz sogleich gegen uns ergießend. Er faßte zu mir herzliches Zutrauen, als wären wir seit langer Zeit schon die innigsten Freunde gewesen. Da er Ihnen gerne umständlich geschrieben hätte, es ihm aber nicht recht von der Hand ging und auch die Zeit nicht zureichte, kamen wir mit einander durch Handschlag überein, daß ich Ihnen seine Anliegen getreu berichten würde.

Palm bekannte uns vornherein, daß er protestantischer Glaubensgenosse sei, weßhalb wir ihn, — nachdem wir uns von seiner unerschütterlichen Ueberzeugung dieses Glaubens, in dem er geboren und erzogen war, überzeugt hatten, — in den letzten Stunden seines Lebens darin nicht beunruhigen wollten, sondern ihn auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes und die Verdienste Jesu Christi verwiesen, der für uns Alle gestorben ist, und uns von aller Sündenschuld mit seinem kostbarsten Blute erlöset hat.

Als frommer Christ wünschte er auch das h. Abendmahl zu empfangen. Allein da in der ganzen Gegend kein Geistlicher seiner Confession sich befindet, trösteten wir den um Gottes Willen in Alles Fügsamen mit der sogenannten geistlichen Communion, wo bei dem Herrn, im Falle der Unmöglichkeit, der Wille das Werk ersetzt.

Mit rührender Andacht, vor dem Kruzifixbilde knieend und das Haupt auf die demüthig gefalteten Hände gesenkt, psallmirte alsdann der, bis zum letzten Augenblicke mit heißer Liebe Ihrer

gedenkende selige Herr Gemahl seine zwei geistlichen Lieblingslieder, welche ich Ihnen, nebst seiner übrigen mit sich geführten Habseligkeit, nach der zwischen uns gepflogenen Uebereinkunft, bei meinem früheren Schreiben bereits mitgetheilt habe.

Um seine, in einem Thränenstrome sich ergießende Andacht durch unsere Anwesenheit nicht zu unterbrechen, und es in unserer Pflichterfüllung an nichts ermangeln zu lassen, entfernten wir uns indessen aus der Gefängniß-Zelle, begaben uns stante pede zum französischen Platz-Kommandanten, und baten mit thränenden Augen und aufgehobenen Händen bei der hoch gefeierten Generosität der großen Nation, aus Erbarmen gegen die unglückliche verwaiste Familie, um Gnade für den armen Sünder.

In humaner Manier beschied uns der Kommandant, daß die Willfahrung unsers supplikantanten Ansuchens außer dem Bereiche seiner Macht liege, da Niemand, als nur der Kaiser, Palm pardoniren könne.

Als wir mit diesem hoffnungslosen Bescheide in des Unglücklichen Kerker zurückgekehrt waren, schlug es 2 Uhr, und ein französischer Kriegsknecht trat herein, um Palm mit einem Stricke hinter dem Rücken die Hände zu binden.

Schluß folgt.

Ein Sommerabend auf dem Trausnitzberge.

(Erzählung von J. Reburg.)

(Fortsetzung.)

Es lag aber auch etwas Ehrfurchtgebietendes in dieser heiligen Stille der Nacht; ich vernahm keinen Tritt, keinen Laut; die einzelnen Mondesstrahlen, die sich den Weg durch das Laubwerk bahnten, spielten mit dem Schatten der Nacht hier ein langsames Spiel und ihre schwachen Streiflichter erzeugten ein träumerisches Dämmerlicht. — Allmählig verschwanden auch die Gestalten, einzeln wie sie gekommen, in dem Dunkel des Waldes.

Ich war wieder mit dem Kleinen allein, die Nacht war hereingebrochen, Wolken hatten den Himmel umzogen, der Mond stand schon hoch oben, von zerrissenen Wolken umgeben, ein heftiger Wind hatte sich erhoben und jagte die Wellen am Himmel dahin; herzdurchdringend ächzten die alten Wetterfahnen auf der Burg oben, tief unten in der Stadt aber herrschte bereits Grabesstille, nur der Fluß murmelte seinen monotonen Gesang — da glitt mir ein Blick in die Höhe zur Burg, zur unbewohnten Burg; doch welche Feder vermag den Schrecken zu beschreiben, der mir Blei in alle meine Glieder goß, als ich die Fenster des unbewohnten Schlosses festlich beleuchtet sah. Wenn es überhaupt wahr ist, daß der Schrecken im Stande ist, seinem Opfer die Haare zu Berge zu treiben, so müssen wahrhaftig meine Haare damals senkrecht auf meinem Scheitel gestanden sein; die Augen traten beinahe aus ihren Höhlen und gläsern staarten sie noch immer auf die beleuchteten Säle hinauf, bis mich endlich der Gnome aus meinem Hinstarren aufrüttelte. Gutmüthig lächelnd winkte er mir, ihm zu folgen. Willenlos folgte ich ihm; auf dem unebenen, holperichten Wege stolperte ich über abge-

lösste, vom Zahne der Zeit zernagte Mauertrümmer hinweg und das Echo meiner Schritte drang von der Tiefe herauf gar schauerlich an meine Ohren.

Vor dem Thurme, der am westlichen Rande des Schloßberges gleichsam die Vorhut der Burg selbst bildet, blieb mein Begleiter stehen, nahm mit der Linken die Kerze aus der Laterne und schlug mit dem Eisenstab, den er aus dem Gürtel herauszog, gegen den Boden. Augenblicklich schlug eine kleine, bläuliche Flamme hervor aus der Erde und nachdem er sein Kerzchen daran angezündet und in der Laterne zurechtgerichtet hatte, stieß er mit dem rechten Fuße gegen die Erde und die Flamme verschwand. Hierauf murmelte er einige unverständliche Worte, drehte einen Ring dreimal an dem Zeigefinger seiner rechten Hand herum und klopfte dann, wieder einen Spruch vor sich hermurmelnd, dreimal gegen die Wand des Thurmes. Diese öffnete sich und schwarze, rabenschwarze Nacht starrte auf mich heraus, ein rascher Zugwind trug mir warme Luft ins Gesicht. Der Gnome nahm die Laterne aus dem Gürtel, sprang in die Oeffnung hinein und winkte mir zu folgen. Argwöhnisch gegen meinen früher so redseligen, jetzt aber stummen Führer blickte ich unschlüssig zum Monde auf, doch auch dieser verbarg sein Gesicht hinter düstern Wolken, als wollte er um mein Treiben nichts wissen, und nur ein bleiches Licht fiel vom Gewölke herab. Nochmals blickte ich den freien Himmel an, dann warf ich einen Blick in den Schlund, der sich vor meinen Augen geöffnet hatte und den jetzt das matte Laternenlicht des Gnomen gespensterhaft erleuchtete. Dieser winkte mir mit solch' gutmüthigem Lächeln, daß aller Argwohn aus meinem Herzen schwand. Ich faßte Muth und folgte meinem sonderbaren Wegweiser.

Hinter mir hörte ich deutlich das Schließen der Oeffnung; immer enger und enger wurde der Weg, welcher sich mit ziemlich starkem Gefälle in die Tiefe des Berges hinabzog; nur die freundlich ermunternden Blicke und die Trostworte des Gnomen: „Fürchte nichts wir fügen dir kein Leid zu! scheuchte die Furcht von mir, die schon wieder in meiner Brust einziehen wollte.

So ging es vorwärts — soviel ich mich orientiren zu können glaubte — in südöstlicher Richtung, bald in gebückter Stellung, bald auf den Knieen dahingleitend; es war mir, als hörte ich aus der Tiefe dumpfe, rasche Hammerschläge. Endlich wurde der Weg wieder breiter, bequemer und mündete, plötzlich sich links wendend, in eine geräumige Höhle, vielleicht von 200 Fuß Durchmesser und einer Höhe von 30 Fuß.

Hier ging es bunt durcheinander und ich hatte die Gelegenheit, mich näher darin umzusehen, da mir mein Führer bedeutete, wir würden hier einige Minuten verweilen und dann den Rückweg antreten. Die Wände der Höhle glänzten wie Diamanten in magischem Lichte und warfen die Lichtleins, die die Arbeiter in ihren Laternen brannten, tausendfältig zurück; die ganze Höhle glich einem Lichtmeere. Geschäftig eilten die Gnomen in ihren schwarzen Arbeitscostümen hin und her, ohne mich den fremden Eindringling auch nur eines Blickes zu würdigen: die Einen arbeiteten emsig an dem Gesteine weiter und schafften blinkendes Erz heraus, die Andern führten das gewonnene Erzgestein nach einer rechts gelegenen Höhle, aus der mir Luft wie vom Hochofengebläse entgegenkam.

Wie aus einem Traume erwachend, rieb ich meine Stirne, um mich wirklich zu überzeugen, ob ich schlafe oder ob dieß in der That vor meinen lebenden Augen vor sich gehe; es war mir, als ob ich in einen Raritäten-Guckkasten blickte oder eine Fata morgana mein Auge betrüge. Doch, — wahrhaftig, ich schlafe nicht, es ist auch kein Nebelbild, nein, Wirklichkeit,

Thatsache ist es, was vor meinen Augen geschieht. Jetzt erst fiel mir das sonderbare Benehmen meines Wegweisers auf, der, zuvor so redselig, auf dem ganzen Wege hieher wortkarg geworden war. Reue stieg in mir auf, dem Gnomen so unbesonnen gefolgt zu sein. Gott dachte ich, wenn er dich nur hieher gelockt hätte, um dich zu ermorden, oder wenigstens, um zeitlebens schwere Arbeiten verrichten zu müssen! Das wäre ja doch schrecklich, wenn ich nie mehr das Licht der Sonne erblickte und den Meinen so nahe, hier elend schmachten müßte, bis mich der Tod von meinen Quälern erlöst. Da wäre ich doch lieber mit den Elfen gezogen, da könnte ich mich wenigstens in grünen Gebüschen, in freier Natur herumtreiben, würde vielleicht gar von ihrer Königin — da trat der Gnome, der mich hieher geführt hatte, aus der mir gegenüberliegenden Höhle heraus, begleitet von einem alten graubärtigen Collegen und beide kamen auf mich zu. Meine Ahnung sollte mich nicht getäuscht haben. — Der Alte musterte mich lange mit seinen grauen stechenden Augen, warf dann meinem Begleiter einen zufriedenen Blick zu, räusperte sich und hub endlich mit schon zitternder Stimme an: „Mein Sohn! Du wirst mir hier auf kurze Zeit Dienste leisten, die ich dir befehlen werde. Wenn Du Dich willig in diese Deine Dienste fügst, so werde ich Dir in Bälde die Freiheit wieder schenken und Du kannst reichbelohnt zu den Deinen zurückkehren. Solltest Du jedoch durch Ungehorsam gegen meinen Befehl die Freiheit ertrotzen wollen, so wisse, fuhr er mit dumpfer Stimme fort, daß mir Mittel zu Gebote stehen, Dich gewiß fügsam zu machen. Entschlage Dich auch jeder Hoffnung auf eine Flucht, sie wäre eine vergebliche; denn aus meinem Reiche gibt es keine Wege zur Oberwelt, außer den von mir bewachten. Also gib Dich ruhig in Dein Schicksal, erfülle pünktlich meine Befehle und es soll Dir dann bald die Befreiungsstunde schlagen. Jetzt folge mir! — In größter Angst meines Herzens warf ich mich zu seinen Füßen und flehte um Erbarmen, um Schonung. Alles vergebens — mit rauher Stimme fuhr er mich an, ihm zu folgen. Ein tiefer Seufzer entrang sich meiner Brust, dann folgte ich schwankend meinem Gebieter. Einen Blick noch warf ich zurück und dieser begegnete dem höhnischen Lächeln, dem Satansgrinsen meines Führers, der mich hieher gelockt hatte; ich fühlte bei diesem Anblicke, wie das Blut in meinen Adern kochte, der Zorn übermannte mich und mit einem Sprunge war ich an der Seite des Elenden, faßte ihn bei seinem Ledergurte, hob ihn unter wahnsinnigem Lachen wie eine Puppe in die Höhe und schleuderte ihn gegen die Wand der Höhle mit solcher Gewalt, daß sein Gehirn am Gesteine klebte. Elender! schrie ich, daß der Höhle hundertfaches Echo erschreckt aufwachte, hier hast du den Lohn für deinen Verrath! Wie vom Blitze getroffen starrten mich die in der Grotte befindlichen Gnomen an, ich aber ballte krampfhaft meine Hände; Kräfte, Riesenkräfte fühlte ich in meinen Armen, daß ich selbst den Kampf gegen das ganze Gnomenvolk nicht gescheut hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Aufforderung.

Du fragst warum ich traurig bin, und sorgenschwer die Brust?
Ich soll mit Dir in's Weite zieh'n zu Scherz und lauter Lust?
Ich soll sie flieh'n die Einsamkeit, die selbstgesetzte Haft,
Und kosten, was das Leben beut der stolzen Jugendkraft?

O laß das Wort das letzte sein, denn mich bekehrest Du nicht.
Magst Du dich deines Lebens freu'n im klaren Sonnenlicht.
Mich laß der selbst gewählten Haft, dem Schmerz der mich verzehrt;
Wenn Dir die gold'ne Sonne lacht, bin ich den Strahl nicht werth.

Mich laß dem Wurm, der nagt und nagt, doch mich nicht tödten kann,
Und wenn es dunkelt, wenn es tagt mir schlägt in's Herz den Zahn
Du rettest, was verloren ist, so lang die Sonne zieht,
So lang ein Gott die Zeiten mißt, so lang die Hölle glüht.

Lösch meine schwarze Tafel aus, nimm meine Seele Du,
Und streu' sie in die Luft hinaus, dann find' ich einmal Ruh'.
Du weinst, du armes Menschenkind blickst mich mitleidig an!
Die Thränen hier vergeblich sind: geh' sei ein beß'rer Mann.

J. B. Sigl.

(Der Dessauer als Doctor und Schiffer.) In Neapel verweilte er nur kurze Zeit, ging über Rom nach Siena, wo er auf der Universität eine deutsche Landsmannschaft antraf, welche ihn, da er kein Freund gelehrter Disputationen von dem Katheder herab war, in einer Osteria bei gefüllten Weinkrügen zum Doctor promovirte. Bei einem Ausfluge zur See, den er in Livorno nach einem, auf der Rhede liegenden holländischen Orlogschiffe machte, kam er bei der Rückfahrt in große Lebensgefahr. Die italienischen Schiffer, welche das Boot führten, geriethen bei einem Sturme, der sie überfiel, so in Angst, daß sie die Ruder niederlegten, ihre Rosenkränze hervorsuchten, sich auf die Kniee niederwarfen und alle Heiligen anriefen. Da ergriff Leopold zwei Ruder und schlug damit zuerst auf die Schiffer, dann auf die Wellen so mächtig los, daß es ihm gelang, den Hafen glücklich zu erreichen.

(Der größte und der kleinste Mensch!) — Nun, ich denke, das zu wissen, wäre doch auch nicht ohne Bedeutung! Geschichtlich steht es fest, daß der bis jetzt bekannte größte Mensch ein Schwede war, der in der aller Welt bekannten Potsdamer Garde diente, (welche ihre langen Bursche überall warb, wo man einen ausfindig machte, eine Liebhaberei, welche den König von Preußen mehr kostete, als sie werth war,) und seine acht Fuß sechs Zoll Preussisch maß! Dort gibt es eben noch lange Leute und der Dalekarlier, welcher anno 1817 in Heidelberg bei dem Prinzen Wasa in Diensten stand, war auch ein hübsches Exemplar nordischen Gewächses, so in der Länge, wie in der Breite; doch seine 8 Fuß 6 Zoll maß er nicht, auch nicht die Riesin aus dem Berner Oberland, die sich damals sehen ließ, die übrigens dem Delekartier vielfach hätte mögen gefreit werden. — Kleine, deren gibts genug, und das kleine, sogenannte Admirälchen Tom Pouce haben ja Viele gesehen; indessen ist es erwiesen, daß doch der Kleinste unseres Geschlechtes ein Engländerchen war, daß im sieben und dreißigsten Jahre seines Alters starb und sechszehn Pariser Zoll lang war. — Hätte nicht unbequem in des achtfußhohen Schweden Tasche wohnen können!

In der letzten Hexensoire des Herrn Basch in Königsberg verursachte ein komischer Zwischenfall viele Heiterkeit. Es erhob sich plötzlich ein Mann im Zuschauerraume, deutete auf eine vor ihm sitzende Dame und sprach: „Herr Zauberer! Sie haben annoncirt, eine beliebige Person aus dem Publikum verschwinden lassen zu wollen, hier sitzt meine mir durchgegangene Frau mit ihrem jetzigen Liebhaber, thun Sie mir den Gefallen und lassen Sie dieselbe verschwinden." Die Dame wurde purpurroth und verschwand augenblicklich.

Redaktion, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nro 36. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und [illegible] Niederbayern.)

Sonntag den 2. September 1860.

Palm's Tod.

(Schluß.)

Auf unser Ersuchen um die Begünstigung, daß dem ohnehin sicher gewahrtem Opfer die Hände frei zum Himmel zu erheben doch erlaubt werde, gab der rauhe Lictor mit barscher Stimme uns zur Antwort: „Die gesetzliche Form erleidet keine Ausnahme." — Ich beruhigte nun den über diese Schmach bitter sich Beklagenden mit der christlichen Erinnerung, daß ja auch das unschuldige Lamm Gottes auf seinem Gange nach Golgatha gebunden geführt wurde.

Jetzt wurden wir aus dem Gefängnisse auf die Gasse zu gehen geheißen. Da stand vor dem Thore ein mit Ochsen bespannter Leiterwagen zu unserer Aufnahme in Bereitschaft. Mein Collega und ich bestiegen zuerst den Wagen, halfen alsdann dem von peinlicher Todesangst Ermatteten herauf, setzten ihn in unsere Mitte und stützten ihn beim Hinausfahren mit unsern unterschlagenen Armen.

Mit Vermeidung des Hauptplatzes bewegte sich der Zug durch eine, von Menschen jedes Alters und Standes wogende, mit offenkundiger Theilnahme ergriffene Volksmasse, welche die reitende Eskorte nur mühsam zu beseitigen vermochte, auf die Glacis vor dem Salzburger Thore. Wir beteten unterwegs das Gebet des Herrn, und sprachen von christlichen Glaubenswahrheiten.

Auf dem Richtplatze erwartete uns die gesammte in Carré aufgestellte französische Garnison der Stadt und Umgebung von Braunau, während auf den Festungswällen die Kanonen für den Fall eines Aufstandes zum Abprotzen bereit standen. — So bekundeten die Franzosen öffentlich ihr böses Gewissen bei dieser barbarischen und ungerechten Justiz, weil ihnen die gährende Mißstimmung des Volkes deshalb auch genau bekannt war.

Nachdem wir mit nassen Wangen unter freundschaftlichster Umarmung von dieser Welt für immer Abschied genommen, übergab mir Palm mit der zärtlichsten Bestimmung für Sie, sein, Ihnen am 4. 19. 1806 bereits eingehändigtes, weißes Sacktuch, worin er Ihnen die letzten Thränen treuer Gattenliebe weihte.

Als man dem Füsilanten mit seinem eigenen Tuche die Augen verbinden wollte, erbot ich mein Sacktuch zu diesem Zwecke, und empfahl ihn, während er sich niederkniete, ich aber mich zurückziehen mußte, schluchzend in die Hände des himmlischen Vaters.

Ein Paar Sekunden darauf sank Palm, von 6 Flintenkugeln getroffen, ächzend auf sein Angesicht nieder. Die nächsten sechs, ihre Gewehre nach dem im Blute sich Wälzenden abfeuernden Soldaten verstummten ihn zwar regungslos; doch als ich hinzusprang, um mich von seinem gewissen Tode zu überzeugen, gewahrte ich ihn auch jetzt noch athmend, was ich mit jämmerlichem Angstgeschrei sogleich anzeigte. Während nun Alles schrie und weinte, der kommandirende Hauptmann aber mit dem heftigsten Zorne die Füsiliers als feige Memmen ausschalt, zerschmetterten endlich zwei, an den Schläfen ihre Gewehre abdrückende Soldaten die Hirnschale des in Gott selig endenden Martyrers.

Nach vollzogener Exekution wurde das Militär zum Heimmarsche signalisirt, der mit ungewöhnlicher, eigentlich unheimlicher Stille vor sich ging. Unverkennbar war die Mißstimmung der meisten Soldaten über diese himmelschreiende Ungerechtigkeit, und viele sprachen in den Quartieren unverholen ihren Unwillen darüber aus. Der Festungskommandant St. Hilaire und mehrere andere Offiziere verreisten vor der Exekution. Der Oberkommandant sprach zu mir auf dem Rückmarsche, (was wohl unwillkürlich an den Hauptmann beim Tode des Gerechten am Kreuze mahnet): „Dieser Mann war in der That recht standhaft!“ — Der kommandirende Hauptmann aber erklärte, daß er lieber quittiren, als noch einmal eine solche Exekution auf sich nehmen würde.

Ohne Unterschied des Geschlechtes, Alters und Standes fühlten Alle gleich sympathisirend den Schmerz. — Wenn Palm zu Braunau geboren und allhier der größte Wohlthäter gewesen wäre, hätte er mit so allgemeiner Theilnahme nicht betrauert werden können.

Die Meisten konnten sich, wie ich, erst zu Hause recht ausweinen. Denn obgleich mir Gott während dem ganzen schauerlichen Akte wunderbare Standhaftigkeit verlieh, um den von der schrecklichsten Todesangst Bewältigten mit meiner persönlichen Geistesgegenwart durch christlichen Muth aufrecht zu erhalten: so übermannte mich in meiner Wohnung dennoch ein so namenlos schmerzliches Gefühl, daß ich nahe daran war, schwer zu erkranken.

Ungeachtet des Befehles von der französischen Kommandantschaft, daß der Leichnam des Hingerichteten in ungeweihter Erde auf dem Richtplatze einzuscharren sei, wurde durch den, von dem Wunsche der geistlichen und weltlichen Behörde, sowie der gesammten Stadtbevölkerung verständigten Todtengräber, sobald das Militär abgezogen war, der Leichnam dieses Ehrenmannes auf dem katholischen Friedhofe begraben.

Am folgenden Tage nach der Füsilade wurde Palms Todesurtheil, vorgeblich wegen absichtlicher Verbreitung ehrenrührischer Schriften gegen Frankreich, wie: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ ꝛc. durch Plakate publizirt. Aber Jedermann war zu sehr von der Ungerechtigkeit des Verfahrens überzeugt, und die allgemeine Erbitterung zu groß, als daß man die Anschlagzettel einer Beachtung gewürdigt hätte. Auch enthielten die Plakate eine offenbare Lüge durch die Angabe, daß Palm 24 Stunden nach Verlesung seines Urtheiles zur Richtstätte ausgeführt worden sei; da doch alle Welt weiß, daß man ihm zur Vorbereitung auf seinen Tod nur 4 Stunden Lebensfrist vergönnte. — Vielleicht ist dieser augenblickliche Vollzug aus Gnade geschehen, um Palm die Todesangst zu verkürzen, weil auf keinen Fall Pardon zu erwarten war, weßhalb sämmtliche zu Gericht herbei gezogene Obersten gleich nach dem dritten Verhöre von Braunau abreisten.

Was die Fragen betrifft: „Hat Palm einen Defensor gehabt? — Wer war Dieser? — Hat er im Verhöre für ihn gesprochen?“ — kann ich diese insoweit beantworten, daß ihm die

Beiziehung eines Vertreters gestattet war, daß er sich einen Solchen erwählte, daß aber der Erbetene aus unbekannter Ursache beim Verhöre nicht erschienen ist. — So hat Palm selber durch einen, der französischen Sprache kundigen, königlich bayerischen Lokal-Aufseher seine Rechtfertigung vorgebracht. Uebrigens war die ganze Verhandlung, wie ich schon sagte, leere Formalität und wenn ein Engel vom Himmel für ihn gesprochen hätte, wäre er dennoch zum Tode verurtheilt worden.

Rücksichtlich des mich ersuchenden Schreibens der Stein'schen Buchhandlung durch Hrn. Fink in Braunau, wegen der Erlaubniß: meinen Brief, vom 4. September 1806, in die Biographie des seligen Palm einrücken zu dürfen? — füge ich mich gerne dem Wunsche der Betheiligten an diesem lobwürdigen humanen Unternehmen. Doch wird man es hoffentlich erkennen, daß ich dieses Schreiben für die Publizität nicht stylisirt habe, indem ich, ihre Sorgfalt des förmlichen Ausdruckes, meine Empfindungen und Gedanken nur ganz cordial darin expektorirte.

Schließlich versichert Sie der stets unveränderlich theilnehmenden Gesinnung an Ihrem obwaltenden Geschicke

Ihr

herzlich dienstwilliger Freund

Thomas Pöschl.

Joseph Tschanner der damalige Todtengräber, wagte es gegen den Befehl des Kommandanten nachträglich den Leichnam Palms heimlich auszugraben und im Friedhofe zu beerdigen. Nur der Fürbitte der Frauen in Braunau dankte der wackere Todtengräber seine Rettung. Derselbe starb erst v. Js. am 21. Jänner in seinem 88. Lebensjahre.

Denkmal Palm's auf dem Friedhofe zu Braunau.

Die drei hinterbliebenen Kinder Palms haben ihrem Vater auf dem Friedhofe zu Braunau ein Denkmal setzen lassen. Von diesem Denkmale hat der Bürger Fischwenger gratis eine Nachbildung aus Marmor besorgt und der Bürgermeister von Braunau hat dieselbe dem germanischen Museum gewidmet. Das Original auf dem Friedhofe ist 6' 3" Zoll. Original und Nachbildung zeigen folgende Inschrift:

PALM

Dem besten zärtlichen Vater
dem am 26. August 1806 schuldlos geopferten Bürger und Buchhändler

Johann Philipp Palm

aus Nürnberg
im 41. Jahre seines Alters.
Von seinen drei trauernden Kindern

Anna Maria Palm,
Joh. Phil. Palm,
Anna Sophia Palm.

Ein Sommerabend auf dem Trausnitzberge.

(Erzählung von J. Reburg.)

(Fortsetzung.)

Doch, sprach eine Stimme in meinem Innern, wer sollte dich aus diesen Höhlen befreien wie willst du an's Tageslicht kommen, so lange du den Zauberspruch des Gnomen nicht kennst, der dir die Gemäuer des Thurmes öffnet! Diese Gedanken gossen Wasser auf meinen lodernden Muth, ohnmächtig ballte ich meine Faust, mir selbst grollend, daß ich so blindlings, ohne jegliche Ueberlegung dem Elenden folgte; Thränen des Zornes rannen mir über die fieberheißen Wangen, meine Kräfte schwanden bei der Nutzlosigkeit eines ferneren Widerstandes und so war es den jetzt von allen Seiten auf mich eindringenden Gnomen eine leichte Arbeit, mich zu überwältigen und zu fesseln.

Als ich nach langer Zeit aus meiner Ohnmacht aufwachte, war dunkle Nacht rings um mich; die Fesseln hatten mir die Haut an Händen und Füßen wund gelegt, ein fürchterlicher Schmerz durchzuckte bei der kleinsten Bewegung meine Glieder, glühende Hitze wechselte an meinem Körper mit einer empfindlichen Kälte, ein so unsäglicher Durst quälte mich, daß mir wahrlich damals der Tod des Ertrinkens eine himmlische Wohlthat gewesen wäre und zu allen diesen Leiden gesellte sich noch der abscheuliche Modergeruch meines Kerkers.

Noch hatte ich keine Zeit gefunden, über meine traurige Lage nachdenken zu können, als auch schon ein Gnome sich einstellte, der mir die Handfesseln abnahm und mir einen Krug Wasser darreichte. Freudiger hätte ich kaum einen Engel des Himmels begrüßen können, als ich dem Gnomen mit dem Wasserkruge entgegenjauchzte. Doch er, er theilte keineswegs meine freudige Stimmung. Mit zornigen Geberden warf er die Handschellen in eine Ecke meines engen Kerkers und befahl mir mit barschen Worten, aufzustehen und ihm zu folgen. Jetzt erst fiel mir wieder die traurige Lage, in der ich mich befand, mein Verbrechen und die in Aussicht stehende Bestrafung ein; ich war auf das Schrecklichste, auf einen grausamen, mit allen erdenklichen Qualen reichlich ausgestatteten Tod gefaßt und ich wäre damals mit einer größeren Kaltblütigkeit in eine Tonne siedenden Oeles gesprungen, als ich im Sommer oft in ein kühlendes Bad ging. Was sollte der Tod für mich Schreckliches mehr an sich haben, da nur er allein mich von meinen Quälern, denen ich selbst mich durch meinen Leichtsinn überliefert hatte, befreien kann; denn Erbarmen, Mitleid kennen diese Gnomen gewiß dem Namen nach kaum, und jetzt um so weniger, da ich Einen ihrer Genossen getödtet!

Dieß waren ohngefähr die Gedanken, die in meinem Gehirne sich kreuzten, als ich mich von meinem Lager erhob und mit wankendem Schritte meinem voranleuchtenden Kerkermeister folgte. Heftig schmerzten mich meine wunden Füße und bei jedem Tritte zog ein stechender Schmerz durch meine Glieder, als wenn Taranteln mich gestochen hätten.

Wir wanderten durch viele Höhlen, bald rechts bald links einbiegend; auf allen Gesichtern der uns begegnenden Gnomen las ich den tiefsten Haß und ich konnte die keineswegs tröstende Ueberzeugung auf dieser Marschroute erlangen, daß es durchaus nicht Mitleid mit meinen zerfleischten Gliedern, mit meiner Lage überhaupt war, was diese kleinen Geschöpfe bewog, mir nicht sogleich thatsächliche Beweise ihres aufrichtigen Haßes zu geben.

Endlich gelangten wir zur Grotte, die der kleine Tyrann bewohnte, vor dessem Richterstuhle ich jetzt die Strafe, vielleicht den Tod für meine Frevelthat erhalten sollte.

Doch in welchem Widerspruche stand diese glänzende Wohnung mit dem finstern, mürrischen Wesen des Gnomenfürsten?

Die Thüren waren mit Blumengewinden von Rosen und Goldblumen umhangen, die Wände der Grotte selbst schienen aus reinstem Alabaster zu bestehen, ebenso die obere Decke, in welche außerdem mit verschiedenen Edelsteinen verschiedenfarbige Blumen gezeichnet waren, die tausendfältig die Lichter der beiden Kronleuchter dem Eintretenden entgegenwarfen. Rechts vom Eingange befand sich das Ruhebett des Gnomenfürsten. Auf dem goldenen Gestelle, dessen vier Füsse vier ruhende Drachengestalten vorstellten, war weiches, grünes Moos ausgebreitet, als Kopfkissen dienten seltsame Blumen, die erst vor wenigen Minuten im Morgenlande gepflückt zu sein schienen und einen würzigen Duft verbreiteten. Dem Eingang gegenüber befand sich zwischen zwei Alabastersäulen eine Art Thronhimmel, aus Purpur und weißem Damast sinnreich verfertigt, unter dem sich der kleine Gnomenfürst bereits niedergelassen hatte, als ich eingeführt wurde. Rechts und links vom Throne standen je 12 Gnomen; einen Halbkreis um den Fürsten bildend, schienen sie die Leibwache desselben zu bilden. Jeder derselben war mit einer Ueberweste von weißem Atlaßzeuge in Form eines Harnisches gekleidet, auf der sich ein Diamantstern befand, unter dieser Weste trugen sie ein enganschließendes hellblaues Kleid. An eine kurze, hochrothe Hose schlossen sich lange, bis über die Kniee hinaufreichende gelbe Stiefel an. Alle diese grimmigblickenden, graubärtigen Männchen trugen in der Rechten einen langen elfenbeinernen Stab, auf dessen oberem Ende ein kleiner silberner Löwe ruhte.

So also stand ich jetzt vor dem Richterstuhle des kleinen Tyrannen, der mich wider göttliches und menschliches Recht hiehergelockt hatte, um ihm Dienste zu verrichten und mein Leben unter seinem tückischen Scepter zu verschmachten. — Lange heftete er den strengen Blick auf mich, lautlose Stille lag über der ganzen Grotte. Ruhig und gefaßt fing mein Auge die Zornesstrahlen, die aus seinen kleinen Aeuglein blitzten, auf, bis er endlich seinem argen Grolle freie Zügel ließ und mit strengen Worten zu poltern begann:

So also antwortest du meinen Drohungen, meinen Befehlen. Statt dich ruhig in dein Schicksal, das du nun doch nicht ändern kannst, zu fügen, mir treu eine kurze Zeit zu dienen und dann reichlich belohnt zu den Deinen zurückzukehren; statt, eingedenk meiner Mahnung, eifrig meinen Befehlen nachzukommen und dich des Vertrauens, das ich dir schenken wollte, würdig zu zeigen, mordest du mir meinen treuesten Diener, einen meiner liebsten Freunde, aus Rachsucht, weil du glaubtest, er habe dich aus eigenem Antriebe hieher gelockt, während er doch nur meinem Auftrage folgte. Unglückseliges Menschenkind, weißt du auch, daß es in meiner Macht stünde, dich ewig von der Erde verschwinden zu lassen, deine ruchlose That mit den ausgesuchtesten Martern zu bestrafen? Weißt du auch, was deine That allein tilgen, meines Bruders Blut allein sühnen kann?

Mein Tod! antwortete ich mit stoischer Ruhe und mein ruhiger Blick begegnete seinem flammenden Auge.

Ja, dein Tod, fuhr er mit einer dumpfen Stimme fort, die wie rollender Donner durch die Grotte zitterte, ganz richtig dein Tod allein kann diese schaudervolle That mit dem Blute des Ermordeten sühnen. Aber nicht ein Tod, wohlgemerkt du Menschensohn, wie ihn dein Verstand dir ausmalet, nein, kein solcher Tod. Fern jedem geistigen Geschöpfe sollst du im tiefsten, finstersten Kerker leben mit einer Nahrung, die der Wurm im Staube selbst verschmähen würde, den Furien eines bösen Gewissens anheimgegeben soll dich stets der Geist des Ermordeten um-

schweben, bis der Wahnsinn dir seinen heißen Trunk in die morschen Lebensadern gießt. Dieß, Unglückseliger, ist der Tod, der allein deine schreckliche That sühnen kann.

Unwillkürlich schauderte ich vor diesem Gemälde, das der Gnomenfürst vor meinen Augen aufrollte. Schwarz, grausam, mit allen erdenklichen Qualen ausgestattet hatte ich mir die Todesstrafe vorgestellt, welche Haß und Rachsucht dem sittlich verkommensten Volke auf der Erde eingeben können; doch vor einer so teuflisch ausgesuchten Todesqual, wie sie mir der Fürst beschrieben, verschwanden selbst die von der Kirche so groß ausgemalten Höllenstrafen, wie ein Tropfen Wasser im atlantischen Ocean verschwindet. Kalter Todesschweiß trat mir auf die Stirne, die Füße versagten mir den Dienst, ich brach zusammen.

Des Gnomenfürsten Blick blieb strenge auf mir ruhen, dann aber fuhr er mit milderer Stimme fort:

So seid ihr Menschen! Heute würdet ihr euch schämen, Einem eurer Mitgeschöpfe, sei es aus Mitleid, sei es gegen Belohnung irgendwie dienstbar sein zu sollen; ihr wollt stets Herr eurer Handlungen, eurer Lebensweise sein: morgen werft ihr euch einer wilden Leidenschaft blindlings in die Arme, thut, wozu sie euch anreizt, seid lebenslang ihr Sklave; in ihren Banden verübt ihr die schwersten Verbrechen, die schrecklichsten Unthaten und folgt ihr ohne Widerstreben auf dem Wege, der zu dem Abgrunde eueres Verderbens führt. Dort angelangt fällt die Binde, die die Leidenschaft um eure Sinne gezogen, die flammende Fackel eures Gewissens beleuchtet eure Verbrechen, zu denen eine wilde Leidenschaft euch verleitet hat, beleuchtet den Abgrund, zu dem sie euch geführt. Ihr erschreckt vor eurem eigenen Bilde, das euch aus euren Thaten anstarrt, die Strafe, die eure Unthaten verdient, sie macht euer Herz erzittern und doch könnt ihr euch den Armen der Leidenschaft, der ihr euch leichtsinnig entgegengeworfen, nicht mehr entringen, ihr bleibt ihr Sklave lebenslang. Ebendeßhalb nun weil du, von wilder Leidenschaft geknechtet, mehr Erbarmen als Strafe verdienst, will ich für dein schweres Verbrechen Gnade für Recht ergehen lassen. Ich verzeihe dir, mein Sohn, es sei hiemit gesühnt der Tod meines Bruders, alle Strafe sei dir erlassen. Mit deinem Gewissen magst du selbst rechten; denn wem ein ruhiges Gewissen fehlt, dem fehlt der Anker im Sturme des Lebens, dem fehlt das weicheste Sterbekissen auf dem Todtbette. Vergebliches Beginnen wäre es, der Anklage des Gewissens, des richtenden Gottes im Herzen auf die Dauer ausweichen zu wollen, man kann den Verrath am Gewissen nicht im Weine ersäufen, nicht in seidenen Kissen verschlafen, nicht mit lustigem Scherze hinwegspotten. Stets wird, mein Sohn, das strafende Gewissen deine schreckliche That dir ins Gedächtniß rufen und wenn Alles um dich her jubelt, durchwühlt dein Innerstes das fressende Feuer der Erinnerung an dein Verbrechen. Darum meide von nun an jede wilde Leidenschaft; denn der Mensch, der sich den Leidenschaften und ihren Lastern in die Arme wirft und im weichlichen Leben seine Seligkeit sucht, ist ein Wahnsinniger, welcher durch einen Gifttrank seinem Leben längere Dauer geben will.

Diesen Vorfall aber, mein Sohn, laß dir für alle Zukunft zur Lehre dienen, daß Zorn und Rachsucht dir nicht den Weg weisen, der dich zu den Deinen zurückführt; derartige Vorfälle mich im Gegentheile zwingen, die strengsten und härtesten Strafen über dich zu verhängen und dich ewig dem Tageslichte zu entziehen. So, jetzt gehe, Bruder Arthur wird dir deine Arbeit anweisen.

Ich schritt zum Thronhimmel, unter dem der Gnomenfürst saß, vor, kniete dort nieder und küßte gerührt dem gütigen Alten die dargereichte Rechte. Dann folgte ich dem Gnomen

Althur, einem graubärtigen, mürrischen Gesellen, der am rechten Aermel der hellblauen Blouse einen fliegenden Drachen, aus weißem Atlaszeuge geschnitten, aufgenäht hatte, wahrscheinlich als Zeichen irgend einer Hofcharge. Wir gingen in eine rechts an den Thronsaal — wenn ich o'en beschriebene Grotte so nennen darf — anstoßende Höhle, wo mir Althur die Fußfesseln abnahm und aus einem kleinen Gläschen, das er unter der Blouse hervorzog, einige Tropfen einer röthlichen Flüssigkeit auf meine Wunden goß. Brennenden Schmerz fühlte ich einige Minuter lang, dann aber vernarbten sie sich äußerst schnell. Hierauf winkte er mir ihm zu folgen. Wir gingen durch eine lange Höhle, zu deren beiden Seiten sich abtheilungsweise kleine Grotten befanden, die mir Althur auf meine Frage hin als die Schlafgemächer der Arbeitsgnomen bezeichnete. Am Ende dieser Höhle blieb mein Wegweiser stehen, wies mir eine ziemlich geräumige Grotte als Schlafgemach an und befahl mir mit mürrischen Worten, über meine Kleider eine drinnen bereitliegende Arbeitsblouse anzuziehen. Ich schlüpfte also eilig in die Grotte hinein, die durch eine in der Mitte herabhängende Oellampe spärlich beleuchtet wurde. Zur Rechten des Einganges befand sich auf einem, wie mir schien, eisernem Gestelle eine dichte Schichte weichen Mooses, über das ein blendend weißes Linnen ausgebreitet war. Ich hätte mich gerne noch näher in diesem meinem Schlafgemache umgesehen, allein Bruder Althur drängte mit polternden Worten zur Eile. Ich zog daher die auf dem Moosbette liegende dunkelblaue Arbeitsblouse über meine Kleider schnell an, welche, ohne mich zu beengen, mir ganz genau anpaßte. Ohne mich weiter umzusehen, eilte ich wieder dem Eingange zu, vor dem mich der ungeduldige Kleine empfing und dann, nachdem er mich mit einem kurzen Blicke gemustert hatte, stillschweigend mit seiner Laterne wieder voranleuchtete. Wir gelangten durch die Arbeitsgrotte nach dem rechts davon gelegenen Hochofen, aus dem soeben blinkendes Silber abgelassen wurde. Fast hätte ich im Anstaunen einer solchen Masse blinkenden Silbers meinen Führer, ja mein ganzes Elend, meine unglückliche Lage vergessen, wenn mich nicht Althur mit griesgrämigen Geberden zum Weitergehen aufgefordert hätte. Doch nur mit schwerem Herzen konnte ich mich hiezu verstehen, denn außer dem unbeschreiblich schönen Anblicke geschmolzenen Silbers — der in der Technik „Silberblick“ genannt wird — schienen mir hier auch die Gnomen freundlicher, aufrichtiger zu sein, wenigstens begegnete ich hier keinem feindseligen Blicke. Endlich folgte ich dem murrenden Wegweiser und nachdem wir mehrere leere Grotten durchschritten hatten, gelangten wir in eine geräumige, hellbeleuchtete Höhle, in deren Mitte sich ein großes Trittrad befand, welches, wie mir schien, mit großer Anstrengung von 10 Gnomen getreten wurde. Das Trittrad mochte einen Durchmesser von ungefähr 15 Fuß haben und zog, wie ich später erfuhr, aus großer Tiefe Lasten von Steinkohlen für den Hochofen des Silberbergwerkes.

(Fortsetzung folgt.)

Das Veto.

Er liebte sie herzlich und sie ihn auch,
Wie seit der Welt Beginn es der Brauch.
Sich heirathen war ihr Streben und Ziel,
Sie hatt' ein paar Gulden und er nicht viel.

Doch waren sie fleißig früh und spat,
Und hielten Erworbenes wohl zu Rath.
Sie melden sich: zu knüpfen ein Band;
Da fragt man: „Ist sicher der Nahrungsstand?"

Sie weisen nach, was jedes erwirbt,
Und sind auch in Kassen, wenn eines stirbt.
Allein die Herren dulden es nicht;
Der Nahrungsstand der genüget nicht!

D'rum nur zurück mit Eu'rem Gesuch,
Was Ihr erwerbet, ist lang nicht genug!
So geht's noch ein mal, und zwei mal, und vier,
Und immer noch zu ist die Gnadenthür'.

Inzwischen haben sie sich doch recht gern,
Und Kinderlein, die bleiben nicht fern.
Sie verlieren die Lust, sie verlieren den Muth,
Sie verkümmern und verlieren Hab und Gut.

Da legt sich die Polizei darein:
„Was Teufel soll's mit den Kindern sein!
„Heirathet Euch! Im Concubinat
„Darf Niemand leben in unserer Stadt!"

Sie wagen wieder, zu stell'n ein Gesuch,
Doch der Nahrungsstand ist noch nicht sicher genug.
Als endlich zur Armuth ist alles geführt,
Da wird der Gemeinde Herze gerührt.

Da sie nichts mehr haben, doch Kinder genug
Steht sicher der Nahrungsstand, o wie klug!
Verheirathet endlich — glückseliges Wort!
Aber die Kraft und die Lust zur Arbeit ist fort.

Die Kinder zieh'n auf dem Bettel herum,
Und die Eltern darben und schlagen sich dumm.
Die Polizei ist bei ihnen früh und spat —
So erzieht man sich selbst das Proletariat!

Und fragt man: wer ist wohl schuld daran?
Die Gemeinde hat ja das Ihre gethan,
Sie fand blos den Nahrungsstand nicht sicher genug. —
Das ist des harten Gesetzes Fluch!

(Die Bürgermeisterwahl.) Wenn Leopold nicht im Felde war, so widmete er sich ausschließlich der Regierung seines Landes und bekümmerte sich um die geringfügigsten Dinge. Einst mußte in Dessau ein Bürgermeister gewählt werden, und der Fürst wünschte einen seiner Postbeamten, einen Franzosen, Namens Bonafor, auf diesem Posten zu sehen. Ein Ausschuß der Bürgerschaft und die Rathsherren hatten das Wahlrecht, und nicht ein einziger war geneigt, einen, mit der Stadt und ihren Rechten nicht vertrauten Ausländer zum regierenden Bürgermeister zu erwählen. Am Wahltage fand sich Leopold auf dem Rathhause ein und nahm als Besitzer mehrerer Häuser sein Bürgerrecht in Anspruch, vermöge welches ihm auch das Wahlrecht zustand. Die Rathsherren fühlten sich sehr geehrt und übertrugen dem durchlauchtigen Bürger Leopold den Vorsitz. Die Wahl begann; ein Jeder der Beisitzenden schrieb seinen Stimmzettel, versiegelte ihn und übergab ihn dem Fürsten, dessen Amt als Vorsitzender es erforderte, die Zettel zu eröffnen und den darin enthaltenen Namen laut vorzulesen. Er eröffnete den ersten Zettel und rief: „Bonafor!" den zweiten Zettel: „Bonafor!" Die Wähler sahen einer den andern an und wußten nicht, was sie sagen sollten. Leopold hatte nämlich die eröffneten Zettel in das nahe Kaminfeuer geworfen und so alle Controlle abgeschnitten. Einspruch war nicht mehr möglich, und Bonafor war also einstimmig zum Bürgermeister erwählt.

(Eine gemischte Ehe.) Als ein Beitrag zur Geschichte von den gemischten Ehen mag nachstehende Anecdote gelten, welche Rudolph, Graf von Sulz, katholischer Religion, der sich 1605 mit Agatha, Gräfin von Hanau, einer Protestantin, vermählte, ausfertigen ließ. Sie lautet wie folgt: „Ich Rudolph, Graf von Sulz, verspreche bei meiner gräflichen Ehre, oder der Teufel soll mich holen, daß ich meine zukünftige Gemalin bei ihrer Religion bleiben lassen, auch im mindesten zu keinem Abfall Anlaß geben will. Ich habe droben 2 Bibeln, hat sie nicht genug daran, so will ich ihr noch zwei kaufen. Sie lese nur tapfer und fleißig darin. Zudem nehme ich ihren Leib und nicht ihre Seele. Ich bleibe bei meiner Religion, darin ich von Jugend auf erzogen worden bin; ich weiß, daß ich auf der rechten Bahn bin. Will sie nicht in den Himmel so fahre sie zur Hölle."

Redaktion, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

№ 37. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 9. September 1860.

Ein Sommerabend auf dem Trausnitzberge.

(Erzählung von J. Reburg.)

(Fortsetzung.)

Hier nun wies mir Bruder Althur meine Arbeit an, welche darin bestand, abwechselnd mit den Gnomen das Rad zu treten. Nachdem er mir nochmals, wie er sagte, im Auftrage des Fürsten die pünktliche Erfüllung meiner Pflichten als einzigen Weg zur baldigen Erlösung aus dieser unfreiwilligen Dienstbarkeit anempfohlen hatte, verschwand er wieder in den langen Gängen, aus denen wir gekommen waren. Die Gnomen hängten das Rad in einen an der Wand befindlichen Widerhacken ein, um das Abrollen des Seiles zu verhindern, und sprangen dann aus dem Trittkasten des Rades heraus, umringten mich staunend und forderten mich endlich auf, sie sogleich für einige Zeit abzulösen. Unmuthig darüber, daß ich, kaum angekommen, sie schon ablösen sollte, runzelte ich die Stirne schickte mich aber an, ihrer Aufforderung Folge zu leisten, um nicht gleich beim Antritte meines Dienstes diejenigen mir zu Feinden zu machen, mit denen ich stets verkehren sollte und von deren Tücke und Hinterlist ich das Aergste befürchten konnte. Eine gute Miene zum bösen Spiele machend, bat ich also den mir Zunächststehenden, welcher, soviel ich aus seiner weißen Binde über den rechten Aermel abnahm, der Vorarbeiter oder Führer der übrigen 9 Gnomen war, mich in meiner Arbeit zu unterweisen, was er bereitwillig that und mit mir das Trittrad bestieg. Nachdem er das Rad wieder von dem Widerhacken gelöst hatte, fingen wir die Arbeit an und ich überzeugte mich hiebei, daß dieß keine zu beschwerliche Arbeit für mich sei.

Der Gnome, der mich nun hierin unterwies, schien sehr redseliger Natur zu sein, und wäre ich nicht kurz zuvor arg enttäuscht worden, wie wenig man bei diesen kleinen Geschöpfen auf Gesichtszüge vertrauen könne, ich hätte sicherlich einen Eid auf die Bibel geschworen, daß sich auf Gottes weiter Erde kein zweites Geschöpf befinde, dem Aufrichtigkeit und Herzensgüte mit so großen Lettern in das Gesicht geschrieben stünde. Nachdem ich alle seine Fragen: wer ich sei, wie ich hiehergekommen, wie lange ich hier bliebe rc., soviel es mir selbst möglich war, beantwortet hatte, und ihm namentlich auf die letztangeführte Frage bemerkt hatte, daß ich, wenn die Zeit des Hierverweilens von mir abhinge, schon längst den Rückweg angetreten hätte, und daß es wahrlich nicht meine Schuld sei, daß die ganze Gnomenwelt nicht längst vertilgt wäre, wobei ich nament-



lich auf meinen Verführer lospolterte und ihn noch zehnmal herbeiwünschte, um ihm noch zehnmal das tückische Gehirn zerschmettern zu können: schüttelte mein kleiner Zuhörer unwillig den Kopf und schien nicht besonders erbaut zu sein ob dieser meiner Aufrichtigkeit. Doch, setzte er nach einer drückenden Pause von einigen Minuten hinzu, sei es ein Glück für mich, daß ich den Falschen getödtet; denn, sagte er, dieser habe es durch Lügen stets soweit zu bringen gewußt, daß Alle, welche gleich mir hiehergelockt wurden, zurückgehalten wurden, bis der Tod sie von ihrem Leiden erlöste, obgleich auch ihnen der Fürst baldige Befreiung gelobt hatte. Auch bei den unteren Gnomen, — wie er die nannte, welche beim Hochofen und im Steinkohlenbergwerke arbeiteten, — sei jener Gnome Ochar, den ich erschlug, sehr verhaßt gewesen, und habe durch seine Intriguen, durch die er den gutmüthigen Fürsten zu mancher ungerechten und grausamen Handlung verleitete, auch den Fürsten verhaßt gemacht. Er selbst — mein kleiner Erzähler nämlich — sei einst von dem schwarzen Ochar, wie er meinen Verführer nannte, fälschlich angeklagt worden, und sei unschuldig mehrere Wochen lang im finstern Kerker gelegen. Da erklang heller Glockenton; schnell hängte der Gnome das Rad im Widerhacken ein und hieß mich ihm folgen. Die übrigen 9 Gnomen waren längst fortgezogen und nun beeilten auch wir uns, den Versammlungsplatz, wo Wein und Brod an die Arbeiter ausgetheilt wurde, zu erreichen. Als wir da ankamen, waren bereits alle Gnomen versammelt und betrachteten mich mit neugierigen Blicken. Jeder der Arbeiter erhielt ein Brod, das stark nach Mandeln schmeckte, und ein Gläschen Wein; ich aber erhielt zwei Brode und etwas mehr Wein, der mir vortrefflich mundete und meine geschwächten Kräfte einigermaßen stärkte. Nach dem Essen wurde eine Zeitlang, ungefähr eine Stunde, ausgeruht, welche die meisten Arbeitsgnomen dazu benützten, sich in ihren Kammern dem Schlafe zu überlassen. Einzelne Häuflein unterhielten sich auch diese Ruhezeit hindurch mit Spielen und schalkhaften Scherzen, bis die Glocke sie wieder an die Arbeit rief. Auch ich und Wicho, wie sich mein redseliger Begleiter nannte, zogen uns in Wicho's Zelle zurück, nicht um zu schlafen, sondern um die Ruhezeit ungestört verplaudern zu können.

Nachdem wir uns auf das Mooslager hingestreckt hatten, bat ich ihn, mir etwas von dem Thun und Treiben der Gnomen zu erzählen, auf welche Bitte er lange nicht eingehen wollte, aus Furcht, wir möchten belauscht werden. Denn, sagte er leise, so gutmüthig und milde der Fürst auch sonst gegen alle Untergebene sei, so sei er doch unerbittlich strenge, ja grausam gegen Alle, von denen er in Erfahrung brächte, daß sie seinen Befehlen entgegengehandelt. So habe er auch strengstens befohlen, niemals und unter keinen Umständen von dem zu reden, was er mit dem Schleier der Vergessenheit zugedeckt wissen will.

Da ich jedoch mit meinen Bitten unaufhörlich in ihn drang, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß wir unbelauscht uns unterhalten können, so fing er endlich zu erzählen an: Nicht immer, mein Lieber, ging es da herunten den nämlichen Ordnungsgang, den du jetzt anstaunst und bewunderst. Auch bei uns herrscht Zwiespalt, Neid und alle Laster, mit denen ihr Menschen behaftet seid, sind auch bei uns zu finden; nur mit dem Unterschiede, daß sie bei uns heimlich wüthen. Würden sie aber nicht durch die eiserne Faust unsers Despoten darniedergehalten, wahrlich, täglich würde neuer Bruderkrieg sich entspinnen, und Mord und andere Verbrechen wären auch bei uns tägliche Erscheinungen. Doch auch so war es nicht immer! Die Arbeitsgrotte der Berggnomen, die du ja kennst, war vor ungefähr 30 Jahren mit Leichen bedeckt, als der jetzige Fürst den Gnomenthron bestieg, und wilde Empörung begleitete damals seinen Regierungsantritt. Schon hatten diese Berggnomen einen ihrer Führer zum Fürsten ausgerufen, als der rechtmäßige Thron-

folger, der jetzige Gnomenfürst Ulo, mit den untern Gnomen, die ihm treugeblieben waren, herbeieilte, und durch Verrätherei jenes Gnomenführers Ochar, den du erschlagen hast, in die von den empörten Berggnomen besetzte Grotte eindrang und unter den Empörern ein furchtbares Blutbad anrichtete. Viele von ihnen schmachten noch jetzt in tiefsten Kerkern, deren es hier unzählige gibt, die Haupträdelsführer der Empörung aber, die noch lebend in die Hände des Fürsten fielen, wurden mit den ausgesuchtesten Martern zu Tode gequält. Ochar aber erntete den Lohn seines Verrathes. Seit jener Zeit war er im Rathe des Fürsten und wurde nach und nach der intimste Freund desselben, den er oft zu Grausamkeiten selbst gegen diejenigen Gnomen verleitete, die ihn auf den Thron erhoben und gegen die Empörer für ihn gekämpft hatten. Dieser Ochar hat es allmälig dahin gebracht, daß, wenn heute oder morgen die oberen Gnomen, d. h. die Berggnomen, in neuer Empörung gegen den Fürsten aufständen, der Fürst nicht allein keine Hülfe mehr bei den untern Gnomen fände, sondern auch diese an der Empörung theilnehmen würden. Daher hat auch der Mord Ochars bei den untern Gnomen sowohl, als auch bei den obern Berggnomen keineswegs so unangenehm berührt, als du vielleicht glauben magst, und ich sage dir vielmehr, daß es viele, ja sehr viele Gnomen gibt, welche dir Beifall hätten zujauchzen mögen. Und wenn du mir dagegen einwenden willst, daß du unmittelbar nach dem Morde auf den Gesichtern aller dir begegnenden Gnomen nur Haß gelesen hast, so kann ich Dir versichern, daß all' dieser Grimm, den du auf ihren Stirnen gesehen, nur Maske war, womit sie ihr frohlockendes Herz aus Furcht umgaben, sie möchten, wenn ihre Schadenfreude an dem Schicksale Ochars erblickt würde, strenge bestraft werden; denn das glaube mir, Ochar hatte, so sehr er auch seiner Grausamkeit wegen gefürchtet war, nur wenige Anhänger, und diese sind, eben weil sie Ochars Freunde waren, bei den übrigen Gnomen ebenso verhaßt als Ochar selbst. — Ich bin auch der Meinung, daß von deiner strengen Bestrafung nur deßhalb Umgang genommen wurde, weil der Fürst die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß durch grausame Bestrafung einer That, welcher beinahe alle Arbeitsgnomen Beifall hätten zujubeln mögen, nur eine neue Empörung könnte heraufbeschworen werden, der er dann unterliegen müßte. Aus diesem Beweggrunde und nicht aus Mitleid hat er deine That unbestraft gelassen. Doch, flüsterte mir Wicho in's Ohr, hat der Fürst durch unerhörte Grausamkeiten sich bereits so viele Gnomen zu Feinden gemacht, daß in kürzester Zeit eine Empörung zur Unmöglichkeit nicht gehört, und es bedarf nur der unbedeutendsten Ursache, einer geringfügigen aber ungerechten Handlung von Seite des Fürsten, um den glimmenden Funken der Unzufriedenheit in die wilde Flamme offener Empörung auflodern zu sehen. Es ist dieß um so näher und wahrscheinlicher, als der Fürst keine Räthe besitzt, die es wagen, offen und ohne Rückhalt ihm den Stand der Dinge zu enthüllen, und die ihn zu milderer Handlungsweise bewegen könnten.

Mit diesen Worten brach Wicho seine Rede ab und es schien fast, als ob es ihn gereue, mir, dem Fremdlinge gegenüber, solche Enthüllungen gemacht zu haben. Doch, nachdem ich ihm seine Besorgnisse ob irgend eines Verrathes von meiner Seite durch die Versicherung meines unverbrüchlichen Stillschweigens genommen hatte, fuhr er leise fort:

Auch für dich, mein Sohn, würde die Entthronung des jetzigen Fürsten vielleicht Rettung aus der Gefangenschaft, die außerdem wahrscheinlich nur mit deinem Leben endet, bringen; auch du würdest dadurch die längstersehnte Freiheit erlangen und das Tageslicht und die Deinen wieder erblicken, wenn du den günstigen Zeitpunkt zu benützen verstehst; denn Keiner der Gnomen, ausgenommen der Fürst, kann dir deine Freiheit wiedergeben; er allein bewahrt unter dem

Kopfkissen aus Rosen und Goldblumen den Ring und den Stahlstab, die die Mauer des Thurmes öffnen. Wenn es also während einer Empörung dir gelänge, in das Schlafgemach des Fürsten einzudringen und dir den Ring und den Stahlstab anzueignen, so wollte ich dir dann den Zauberspruch mittheilen und du könntest auf diese Weise deine geraubte Freiheit wieder erlangen, indem du die allgemeine Verwirrung benützest. Es ist möglich, sehr möglich, daß dieser Zeitpunkt in kürzester Zeit dich überrascht, eher, als du glauben magst: dann aber handle auch du rasch und besonnen, wie es der Preis, den du erringst, verdient und sei versichert, daß ich, soweit es in meinen Kräften liegt, Alles aufbieten werde, dir bei deinem Befreiungsversuche behülflich zu sein!

Bei den letzten Worten hatte mir Wicho zur Bekräftigung seines Versprechens die Rechte gereicht; gerührt von seiner Güte wollte ich sie küssen, doch rasch entzog er sie mir wieder, bedeckte mit beiden Händen sein gramdurchfurchtes Gesicht und verfiel in schwermüthiges Nachdenken, als ob er über die Schwere seiner Worte sehr erschüttert wäre. Auch ich wagte es nicht, dieses Stillschweigen zu unterbrechen und so saßen wir uns lange Zeit stumm gegenüber, bis der bekannte Glockenton uns wieder an die Arbeit rief.

Wir sprangen von dem Mooslager auf und eilten Beide unserer Arbeitsgrotte zu. Als wir diese erreichten, waren die übrigen neun Gnomen bereits mit dem Treten des Rades beschäftigt und sangen ein munteres Lied, das ungefähr so lautete:

Wenn draußen sich die Wogen thürmen
Auf hoher See,
Und wilde Winde rasend stürmen
Auf Bergeshöh',
So hält im dunklen Erdenschacht
Der Gnomenkönig hohe Wacht.

Wenn unsre Lieder froh verhallen
Im tiefen Schacht,
Und uns're Töne stets durchschallen
Die finstre Nacht
So schwindet Kummer aus der Brust,
Gesang gewährt die höchste Lust.

Drum, wenn dir schwarzer Kummer lieget
Tief in dem Herz',
Und dich in deinem Busen drücket
Ein wilder Schmerz:
So singe einen frohen Sang,
Und du bleibst froh dein Leben lang. —

Wicho und ich hatten uns in einer Ecke der Grotte niedergesetzt und von da aus horchte ich auf den Gesang der munteren Arbeiter, bis die Reihe zu arbeiten wieder an mich und meinen neuen Freund Wicho kam, welcher mir bereits erklärt hatte, daß er von nun an stets mit mir arbeiten wolle.

Endlich traf uns die Reihe und die übrigen neun Gnomen zogen unter fröhlichem Gesange ab. Wicho und ich bestiegen schweigend das Tretrad und begannen zu arbeiten. Zwar wäre es mir sehr lieb gewesen, wenn Wicho durch Erzählen mir die Zeit verkürzt hätte; allein es lag seit seiner frühern Rede ein solcher Ernst auf seiner Stirne, daß ich ihn in seinen Betrachtungen nicht zu stören wagte. Und so arbeiteten wir Beide still und emsig fort, bis auch uns der Glocke heller Ton von unserer Arbeit abrief. Schweigend hängte Wicho das Rad ein und winkte mir dann zu folgen. Wir eilten durch die langen Gänge und kamen endlich an meiner Zelle an. Wicho reichte mir die Rechte und wünschte mir wohl zu ruhen, bis die Glocke wieder ertöne, dann aber bog er rechts in einen schmalen Gang ein.

Ohne mich in weitere Betrachtungen über meine unglückliche Gefangenschaft einzulassen, warf ich meine müden Glieder auf das Mooslager und erquickender Schlaf senkte sich auf meine Augenlider und schloß sie mit bleierner Gewalt. Da — öffnete sich die Thüre meiner Zelle und der blutige Kopf Ochars kam zum Vorschein. Mit teuflischem Grinsen starrten mich seine gläsernen Augen an und als er mich erkannte, schlich er sich an mein Lager hin und setzte sich auf meine Brust. Mein Athem stockte, die Augen traten aus ihren Höhlen und kalter Todesschweiß lagerte sich auf meiner Stirne; es war mir, als ob ein Montblanc auf meiner Brust läge; wilde Feuer schossen aus seinen stieren, funkelnden Augen und suchten mich zu verbrennen. Dann zog er mit seinen entfleischten Armen einen langen, eisernen Nagel aus der Blouse hervor und setzte ihn mir unter gellendem Gelächter auf die Brust, ergriff hierauf seinen im Gürtel befestigten Hammer, schwang ihn hoch empor und ließ ihn dann auf den Nagel heruntergleiten. Ein Schrei — und mein Herzblut sprang wie aus einem Heronsbrunnen gegen die Decke der Grotte, er aber lachte mir mit teuflischer Bosheit ins Gesicht, riß mich dann vom Mooslager herab, zerrte mich auf dem Boden der Grotte hin und her, bis er endlich mit seiner Rechten den Hammer drohend über meinem Haupte schwang, um es zu zerschmettern. Da rang sich aus meiner Brust ein markdurchdringender Angstschrei, ich raffte alle meine Kräfte zusammen, mich zu erheben und — erwachte. — Wicho stand neben meinem Lager und reichte mir lächelnd die Rechte. Du mußt ja, sprach er, einen gar argen Traum gehabt haben, weil du mich, als ich deine Rechte ergriff, um dich zu wecken, fast zu Boden geschleudert hättest. Erhebe dich jetzt und laß uns wieder an unsre Arbeit gehen; schon ist das Glockenzeichen gegeben, also komm und folge mir. Ich erhob mich eilig und erzählte ihm meinen schrecklichen Traum auf dem Wege zur Arbeitsgrotte. Er lächelte und meinte, daß diesen wilden Traum nur meine von Furcht und Aufregung erhitzte Phantasie erzeugt hätte; ich aber konnte mich lange der Ansicht nicht entschlagen, daß wirklich der Geist des von mir ermordeten Ochars auf diese schreckliche Weise an mir Rache geübt hate. —

Als wir nach dreistündiger Arbeit von den übrigen Gnomen abgelöst wurden, gingen Wicho und ich nach der Zelle, in der wir bereits früher uns eine Zeitlang durch Erzählen unterhalten hatten und die wir auch heute dazu wählten, um ungestört einige Stunden verplaudern zu können. Nachdem wir diese erreicht hatten, traten wir ein und setzten uns auf das Mooslager. Wicho schloß die Zelle von innen ab und begann dann mit ernster, leiser Stimme:

Was ich dir, mein lieber Sohn, gestern als bloße Vermuthung mittheilte, darüber kann ich dir heute mit Gewißheit Folgendes erzählen: Während du dich heute Nacht mit dem Geiste des erschlagenen Ochars herumbalgtest, wie du mir versichertest, während eben dieser Nacht ist in der Grotte, die sich gerade unter deiner Zelle befindet, etwas, auch für dich Bedeutungsvolles

berathen und beschlossen worden. Die Ursache dieser nächtlichen Berathung ist folgende: Der Fürst, längst verhaßt durch seine Grausamkeit, mit der er die Uebertretung des kleinsten seiner Befehle bestraft, besuchte gestern mit seinen Räthen das Steinkohlenbergwerk. Die dort arbeitenden Gnomen sind es, wie ich dir bereits früher mittheilte, welche dem Fürsten, als wilde Empörung unter den oberen Gnomen losbrach, zu Hilfe eilten und seinen wankenden Thron nach einer blutigen Niederlage der Empörer wieder befestigten. Als nun gestern der Fürst im Bergwerke anlangte, nahte sich ihm ein bei allen Gnomen beliebter, graubärtiger Vorarbeiter und bat den Fürsten, ihm eine dreitägige Ruhezeit zu gewähren, um seinen alten Körper, der von der anstrengenden Arbeit angegriffen sei, die nöthige Ruhe zur Erholung gönnen zu können. Utto, so heißt der alte Gnome, arbeitet bereits über 40 Jahre im Kohlenberge und ist als tüchtiger Bergmann bei allen seinen Mitarbeitern geehrt.

Nach einem frühern Befehle des Fürsten aber ist es arg verpönt, den Fürsten, ehe man seine ausdrückliche Erlaubniß durch einen seiner Räthe eingeholt hat, anzureden.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Reise mit Garibaldi.

(„Times“-Korrespondenz.)

Messina, 18. Aug. Ich hatte meinen gestrigen Brief in Palermo kaum geschlossen, als ich die Nachricht erhielt, daß Garibaldi, der während der Nacht in Byzantin angekommen war, an Bord des englischen Dampfers „Amazon“ sofort nach Messina abfahren werde. Ich machte mich sofort auf den Weg, um 9 Uhr früh war ich an Bord, und eine halbe Stunde später lichteten wir die Anker.

General Türr befand sich ebenfalls auf dem Schiffe, mit ihm Oberst Graf Teleki und ihre ungarischen Freunde. Türr betrachtet sich von seinem Brustleiden vollkommen genesen; schaut Einer aber in sein Gesicht, entdeckt man auf demselben Spuren der Krankheit, die ihm schwerlich gestatten werden, einen mühseligen langen Feldzug auszuhalten. Auch sonst befinden sich bei Garibaldi mehrere seiner getreusten Freunde, — der sardinische Major Trechi, der seine Adjutantenstelle beim König aufgab, um in der Leibgarde eines Mannes zu dienen, dem er eben so sehr wie dem Könige zugethan ist. Er glaubt, Viktor Emmanuel selber würde am liebsten ein rothes Flanellhemd anziehen und mit Garibaldi fechten, da mehr Abenteuerlust als Ehrgeiz in ihm stecke. Neben Trechi erblickte ich den Schriftsteller Augusto Vecchi, in dessen an der Riviera bei Genua gelegenen Villa Spinola Garibaldi in manchen bedenklichen Augenblicken seines wechselreichen Lebens gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte. Dann den römischen Veteran Fruscianti, von dem Garibaldi sich niemals trennt, nebst noch zwei oder drei andern Graubärten, die seine Abenteuer in der alten und neuen Welt mitgemacht haben, und andern jüngern Gefährten.

Darunter einige Engländer: Oberst Levesen, ein kleiner Mann von etwa 33 Jahren, der durch seine herkulische Kraft und seinen Löwenmuth ausgezeichnet ist, und dem General überdieß seine Privat-Yacht zur Verfügung gestellt hat, die er mit zwölf englischen Matrosen und sechzig auserlesenen Teufelsjungen seiner Heimath bemannen will; dann Kapitän D. Dowling, der eine Batterie Whitworth-Kanonen kommandiren soll, und ein junger Seeman, Mr. Edw. Javis. Der Master der „Amazon", Kapitän Weeks, ist nicht um ein Haar weniger Garibalditoll als die andern.

Ueber die Anziehungskraft, die Garibaldi auf alle, die sich ihm nähern, ausübt, wurde schon mancherlei erzählt. Gestern waren wir en famille, und obgleich Kapitän Weeks seine Privat-Kabine ganz zu Garibaldi's Verfügung gestellt hatte, kam dieser doch zur großen Gesellschaft, um einen glücklichen und heitern Tag zu verleben. Den Tag zuvor hatten wir furchtbare Hitze gehabt; auch gestern war es fürchterlich schwül auf dem Schiffe, so daß wir Alle nach Athem schnappend auf dem Rücken lagen, aber der General ging immer auf dem Deck umher, hatte für Jeden ein freundliches Wort und für Jeden, dem er einmal früher im Leben begegnet war, ein Wort der Erinnerung. Gekleidet war er in seinem gewöhnlichen Diktatorsgewande, dem rothen Flanellhemde, mit dem Seidentuch um den Nacken, lichtgrauen Hosen und dem Kalabreser auf dem Kopfe. Seine breiten Schultern, seine kolossale Brust und die Würde seiner ganzen Erscheinung täuschen regelmäßig über seine Größe. Erst wenn er neben Anderen steht, sieht man, daß er nicht über mittlerer Statur ist. Das Haupthaar ist dunkelbraun, beinahe schwarz; der viel hellere Bart, kurzgeschnitten, rundet sein sonst ungewöhnlich langes Gesicht etwas ab; die gerade ablaufende Nase, die Bartfarbe, das lange Haar, das röthlich unterlaufene, eigenthümlich gesprenkelte Gesicht, und doch wieder mildes Auge verleihen ihm jenes eigenthümliche Gepräge der Physiognomie, die man eine Löwen-Physiognomie zu nennen pflegt.

Er war, gegen Mittag, eben in ein Gespräch mit Türr vertieft, als seine Aufmerksamkeit durch lustige Stimmen nach dem Vordertheil des Schiffes gelenkt wurde. Sogleich ging er zur Gesellschaft, die eine Art Freiwilligen-Konzert aufzuführen im Begriffe war, rückte immer näher und näher an sie heran, bis er endlich in ihre Mitte zu sitzen kam. Es wurden der Reihe nach alle politischen Nationallieder, Volkslieder u. dgl., die zwischen den Jahren 1831 und 1849 eine ephemere Berühmtheit erlangt hatten, angestimmt, und Garibaldi beklagte es, daß von allen Ländern der Erde gerade Italien, das Land der Melodien, sich keiner Volkshymne rühmen könne.

„Ich könnte Euch" — bemerkte er mit einem leisen Anflug von Bitterkeit — „die Kriegslieder von zehn barbarischen, ja geradezu wilden, Völkerschaften vorsingen, aber kein italienisches Volkslied, das eines Italieners Herz so bewegen würde, wie den Franzosen die Marseillaise oder den Engländer sein „God save the Queen!"

(Schluß folgt.)

Alles Traum.

Ach, Alles war ein schöner Traum,
Erfüllt ward das Geringste kaum,
Wie ich es in dem Sinn getragen;
Um meine Jugend muß ich klagen.

Ich trat in's Leben ein voll Glut,
Beseelt von raschem Feuermuth;
Jetzt ist das Feuer, ach, verglommen,
Und nichts als Täuschung sah ich kommen.

In Liebesglut mit reinem Sinn
Kam ich zum Kreis der Frauen hin;
Ich suchte mir das Ideale,
Zu sonnen mich an seinem Strahle.

Vom Ideale keine Spur.
Kokette Modepuppen nur;
Und die ich liebt', hat mich belogen,
Und teuflisch mein Herz betrogen.

Den Freund, den mir die Jugend gab,
Den senkten bald sie in das Grab;
Den Andern, dem mein Inn'res offen,
Hab' als Verräther ich getroffen.

Ich schwärmte für ein Freiheitsbild,
Und hielt das Volk für dessen Schild;
Das Volk — ich konnt' es fast nicht fassen
Hat seine Kämpfer selbst verlassen.

Wohin ich schau', ist Alles Schaum,
Zerplatzt in Nichts ist, ach, mein Traum;
Denn Alles ist blos Traum gewesen,
Von meinem Wahn bin ich genesen.

Julius Rutter.

Der „Theater-Komet“ enthält folgende Todesanzeige und Nekrolog: Sie ist nicht mehr! Sie, die oft ins Gras biß und keinen Schaden davon nahm, hat am 2. August 1860 ins Gras gebissen, um unter den grünen Rasen zu kommen. Sie war eine Künstlerin, die keinen Rolleneid kannte. Sie spielte nur Eine Rolle, aber diese Eine war ganz Sie: Sie war für diese Rolle geboren! Ihr Spielhonorar — Gage beanspruchte Sie nicht — bestand in Viktualien-Verpflegung. Noch wenige Wochen vor ihrem Tode erfüllte sie ihre Sendung auch als Weib und Mutter, sie genas eines zarten Böckleins, das leider bald den Weg alles Fleisches ging, in den Kochtopf und an den Bratspieß. Vielleicht welkte sie so rasch hin aus Trauer über die heißhungrigen Fleischfresser Menschen, welche ihr Einziges so rasch in das Grab des Magens verschwinden ließen! Ihr letzter Seufzer war: „Mek, mek!“ Sie starb ohne letzten Willen, natürlich, sie hatte niemals einen ersten Willen. Ihre Leiche wurde still und ohne Feierlichkeit am Zaune des Wintergartens in die Erde gesenkt. Ein Denkmal wird das Grab dieser Tragödin par excellence, als Gemahlin eines Bockes (Tragos) niemals schmücken. Sie wird vergessen werden, wie manche große Künstlerin, die ohne Virtuosität, ohne Reklame, ohne Claque ihren Wirkungskreis ausfüllte. Hätten wir doch bald sogar in diesem Nachrufe vergessen, zu nennen, wer sie war: Die Ziege Dinorah's ruht im ewigen Frieden!!! Alles Theilnahmsmekern wird höflichst verbeten. Geeignete Nachfolgerinnen für ihren leer gewordenen Platz können sich melden. — Breslau, den 3. Aug. 1860. Cäsar Bock. Ziegen-Peter.

(Eine bescheidene Bitte. „Ach wollten Sie wohl so gefällig sein und diesen Rock mit bis an das Thor der nächsten Stadt nehmen?“ bat ein junger Mann, der von einem Wagen auf der Landstraße eingeholt wurde, den darin sitzenden Herrn. „Mit vielem Vergnügen“, antwortete der Angeredete sehr artig, „wie wollen Sie ihn aber wieder bekommen?“ — „O sehr leicht,“ erwiederte der bescheidene Fußreisende, „wenn Sie nichts dagegen haben, bleib' ich d'rin.“

(Zwei polnische Juden.) Die in einem eigenem Fuhrwerk nach Leipzig zur Messe reisten, erhielten von einem am Wege arbeitenden Steinklopfer einige Steinchen in den Wagen. Der Eine lehnte sich heraus und ruft: „Warte du Bösewicht, in der andern Welt wird sich das Blättchen gewendet haben, worauf der Begleiter fragte, wie das gemeint sei. „Nun,“ antwortete lächelnd der jüdische Stoiker: ich meine, in der anderen Welt werden wir ruhig Steine klopfen, und er wird zur Leipziger Messe reisen müssen.“

Redaktion, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nr. 38. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 16. September 1860.

Ein Sommerabend auf dem Trausnitzberge.

(Erzählung von J. Reburg.)

(Schluß.)

Der Fürst nun, erzürnt ob der Außerachtlassung seines Befehles, schlug den vor ihm knieenden Utto mit seinem Elfenbeinstabe dergestalt auf den Kopf, daß sogleich ein gewaltiger Blutstrom seine weißen Haare roth färbte, und ließ ihn dann, nicht genug, ihn so arg mißhandelt zu haben, in einen tiefen Kerker werfen.

Ein unterdrückter Wuthruf ging durch die Reihe von Utto's Arbeitsbrüdern und es wäre wahrscheinlich gestern noch zu offener Empörung gekommen, wenn der Fürst nicht dem Rath seiner Begleiter Gehör gegeben und sich eilig zurückgezogen hätte. Da nun als sicher anzunehmen ist, daß der Fürst heute, anstatt den unschuldigen Utto — der ja ohnedieß sein Vergehen schwer genug gebüßt hätte, — freizugeben, und dadurch einem Aufstande vorzubeugen, im Gegentheile alle als Freunde Utto's verdächtigen Gnomen in Haft bringen läßt und mit aller Grausamkeit gegen sie verfährt; so wurde heute Nacht in der Grotte unter Deiner Zelle in einer zahlreich besuchten Versammlung beschlossen: heute mit dem dritten Glockenzeichen in gemeinschaftlicher Verabredung mit den obern Berggnomen von mehren Seiten auf den Thronsaal vorzudringen und die augenblickliche Freilassung Utto's zu erzwingen. Falls der Fürst sich weigert, unserm Verlangen Folge zu geben, soll er sowohl, als alle seine schlechten Rathgeber ermordet und Utto als Fürst ausgerufen werden. — Soviel also über unsere Verschwörung, aber jetzt zum Plane deiner Befreiung. Wie nun beinahe mit Gewißheit vorauszusehen ist, wird der Fürst nicht nachgeben, und falls er bei den obern Berggnomen nur einigen Beistand findet, wird es zu einem schrecklichen Blutbade kommen. Das ist dann der günstige Moment zu Deiner Flucht. Aber schon jetzt thust du wohl, dein Gewand, das du mit hergebracht hast, unter die Blouse anzuziehen dann stecke aber auch deinen eisernen Arbeitsstab in den Gürtel, denn es wäre möglich, daß du wider deinen Willen am Kampfe einige Zeit theilnehmen müßtest. Wenn du alsdann das dritte Glockenzeichen hörst, so wirst du mich am Eingange deiner Zelle finden, von wo aus wir Beide durch einen geheimen Gang zur Fürstengrotte vordringen werden. Hier magst du dann selbst die günstigste Gelegenheit erspähen, dich, während Alles in Verwirrung hin und her in der Fürsten-

grotte stürzt, auf das fürstliche Lager zu werfen, und den Ring und Eisenstab zu entwenden, die beide zu deiner Flucht unumgänglich nöthig sind. Hast du sie dir zugeeignet, so fliehe wieder in den geheimen Gang zurück, wo ich dich erwarten werde. Jetzt aber eile in deine Zelle, ziehe dein Gewand unter die Blouse an und erwarte mich.

Ich folgte seinem Befehle und kleidete mich in meiner Grotte an. — Alsdann setzte ich mich auf das Mooslager und überließ mich den ernsten Betrachtungen meiner fatalen Lage. Furcht und Hoffnung kämpften einen wilden Kampf in meiner Brust, und während mir die Hoffnung, bald aus der Gefangenschaft erlöst zu werden, meinen sinkenden Muth stählte, und ich froh hätte aufjauchzen mögen, da mir die Freiheit jetzt so rosig winkte: schwebte mir unaufhörlich das grinsende Angesicht des ermordeten Ochars vor Augen, und wild schüttelte er sein blutiges Haupt. So schwankten meine Gedanken zwischen lachender Freiheit und trauriger Gefangenschaft — als plötzlich die bekannten Glockentöne zum dritten Male ertönten und mich aus meinen Betrachtungen aufschreckten. Wicho stand bereits am Eingange meiner Zelle und winkte mir, ihm zu folgen. Eiligen Schrittes gingen wir durch mehre lange Gänge, die endlich in die geheime Grotte ausmündeten, von welcher aus man in den Thronsaal ungesehen gelangen konnte. Wie von ferner Meeresbrandung schlug dumpfes Gemurmel an mein Ohr, das allmählig, wie die Lawine vom Gipfel des Berges in das tiefe Thal sich stürzend, bei jedem Schritte sich vergößert, in ein wahres Wuthgebrüll ausartete.

Wicho mahnte mich nochmals, den günstigen Augenblick rasch zu benützen, dann aber verließ er mich mit dem Bedeuten, daß er mich am Eingange meiner Zelle erwarte.

Einen Blick warf ich jetzt in die fürstliche Grotte: Bestürzung und Angst malte sich auf allen Gesichtern, am muthigsten schien mir noch der greise Fürst selbst zu sein. Bei diesem Anblicke beschlich mich unwillkührlich Mitleid. Wie wäre es wohl, dachte ich, wenn ich jetzt den bedrängten, alten Fürsten aus den Händen seines empörten, blutdürstigen Arbeitervolkes rettete? Gewiß würde er mir die Freiheit schenken und mich außerdem reichlich belohnen. Aber, wendete mein Herz dagegen ein, das wäre ja Verrath an dem Freunde, der dir stets liebevoll begegnete und innigen Antheil an deiner Rettung nimmt! Und zudem, würdest du wohl im Stande sein, den Fürsten und dich selbst vor einem wuthentbrannten Volke zu beschützen und zu vertheidigen? Die Sehnsucht nach Freiheit verdrängte diesen tollkühnen Plan aus meinem Gehirne, und während der Fürst in der Mitte der Grotte mit flammendem Auge und die Rechte krampfhaft auf den Elfenbeinstock gestützt eine donnernde Philippika den zagenden Räthen zu halten schien — denn verstehen konnte ich kein Wort, weil das empörte Volk ein wahres Wuthgeheul angestimmt hatte — nahm ich den günstigen Zeitpunkt wahr und stürzte, in der Rechten den Eisenstab haltend, auf das Mooslager zu. Bestürzt wichen die zunächststehenden Räthe, und schon hatte ich den Ring und den gesuchten Stahlstab unter dem Rosengewinde hervorgezogen und in meiner Blouse verborgen, als der Fürst mit wildflammendem Blicke auf mich zustürzte und seinen Elfenbeinstab drohend über meinem Haupte schwang, — doch ein Stoß, mit meinem Eisenstabe nach seiner Brust geführt, kam diesem Schlage zuvor, und stöhnend sank er zu meinen Füßen. Da erwachte auch in den Räthen die Kampfeswuth gegen mich Einzelnen. Ich wich Schritt für Schritt den Angreifenden bis zum Eingange der geheimen Grotte; hier faßte ich nochmals Posto und schlug einen wüthenden Angriff der Räthe ab. Mit einem gewaltigen Cirkelhiebe streckte ich noch zwei der Angreifenden zu Boden, dann aber machte ich Kehrt und floh eilig durch die geheime Grotte und die langen Gänge nach meiner Zelle. Doch, auch ich war keineswegs unversehrt aus diesem

Kampfe entflohen: ein Speer war mir tief in den linken Schenkel gedrungen, und erschöpft von dem starken Blutverlust sank ich vor meiner Zelle nieder.

Da galt aber keine Rast! Wicho schleppte mich keuchend fort. Wilder Kampfesruf drang an mein Ohr, in schrecklichen Tönen brüllte das empörte Volk seine Forderung um Freilassung Utto's.

Wicho eilte mit mir durch mehre Gänge und blieb endlich, als er sah, daß unser Weg durch gewaltige Blutspuren verrathen war, und daß ich durch den starken Blutverlust so sehr erschöpft wurde, daß ich einer Ohnmacht nahe war, stehen; dann setzte er sich, beide Arme auf die Kniee stützend, neben mich nieder und betrachtete mich mit mitleidigem Auge; zog ein kleines Stück Linnen aus der Blouse, und nachdem er die Eisenspitze des Speeres, die noch im Schenkel steckte, herausgezogen hatte, verband er die Wunde nothdürftig.

Als ich mich einigermaßen erholt hatte, bog er mit mir in eine Seitenhöhle ein. Am Ende derselben blieb er stehen, zog aus seiner Blouse einen kleinen Schlüssel, mit dem er eine eiserne Thüre öffnete. Doch — was war das für ein Anblick! Ein unbeschreiblicher Lichtstrahl blendete mein Auge; die Sinne schwanden mir vor all' den Herrlichkeiten, die in dieser Grotte meinem Blicke begegneten. Fast hätte ich darob den Schmerz meiner Wunde vergessen. Es war aber auch eine Pracht, die sich vor meinen Augen entfaltete, daß man darob willig die Qualen der Hölle vergessen könnte.

Wenn mir die Phantasie mit allen ihren Reizen einen Tempel mit ihrem Zauberpinsel ausgemalen hätte: dieses Bild hätte sich verflüchtigen müssen aus Scham vor der Wirklichkeit.

Die Wände der Grotte waren vom reinsten Alabaster und an ihnen spiegelten sich Lichtblumen in allen Regenbogenfarben und gaben abwechselnde Bilder. Aus der Höhe der Grotte stürzte ein Wasserstrahl in ein silbernes Becken, sein Fall war aber von keinem Tosen, sondern von harmonischer Musik begleitet. In der Mitte der Grotte waren Schätze von Gold und Edelsteinen aufgehäuft, groß genug, um alle Schätze und Reichthümer aller Menschen aufzuwiegen.

Rechts vom Wasserfalle blühten seltsame Blumen, die ihre Balsamdüfte weitumher verbreiteten und glühende Orangen luden zum Genusse ein; wunderbare Vögel von unbeschreiblichem Farbenschmucke flatterten durch die Zweige und sangen seelenvolle Melodien. Im Hintergrunde der blühenden Gesträuche sprang eine murmelnde Quelle aus einem krystallenen Felsen in eine Silbermuschel und Goldfischlein plätscherten darin hin und wieder. — Hieher nun trug mich Wicho, setzte mich auf ein weiches Mooslager nieder und indem er mit einem goldenen Becken Wasser aus der Quelle schöpfte, wusch er mir damit die Wunde rein und legte dann duftende, frischg pflückte Kräuter darauf. Nach wenigen Minuten schwand aller Schmerz aus meinen Gliedern und hastig raffte ich mich vom Lager auf, um jetzt alle Herrlichkeiten der Grotte näher zu besichtigen. Ich kehrte zurück zum Wasserfalle, dessen Musik mein Ohr entzückt hatte. Mit geschlossenen Augen blieb ich vor ihm stehen und lauschte den herrlichen Tönen; Worte finde ich keine, meine Gefühle zu beschreiben, nur die Seele allein war im Stande, allen diesen Zauberreiz zu empfinden.

Endlich weckte mich der Gnome aus meinen Betrachtungen und eine silberne Schaale voll aus dem Becken schöpfend, reichte er sie mir lächelnd dar. Welch' ein Trank! In langen Zügen schlürfte ich die dargereichte Schaale aus. So kann nur Nektar den Göttern munden! Neue

Lebensgluth drang durch meine Glieder; ich sank auf meine Kniee nieder und meine Hände fest an die Augen gedrückt, durchzog ein unbeschreibliches Wonnegefühl meinen Busen.

Endlich rüttelte mich Wicho aus meinen Träumen auf und mahnte mich, meine Flucht fortzusetzen. Wahrhaftig, hier hätte ich meinen ganzen Rettungsplan vergessen und im selig entzückenden Anschauen mein Leben verträumen können.

Unwillkürlich schauderte ich zusammen, als ich jetzt aus diesen schönen Träumereien an die traurige Wirklichkeit zurückdachte. Wicho klopfte mich wiederholt auf die Schulter und sprach: Es ist höchste Zeit, mein Sohn, die Flucht anzutreten, wenn dein Rettungsplan überhaupt gelingen soll. Und nun vor Allem will ich dir den Zauberspruch mittheilen, der dir, wenn du dabei den Ring am rechten Zeigefinger dreimal umdrehst und mit dem Stahlstab dreimal leise gegen die Wand schlägst, die Mauer des Thurmes öffnen und dich somit den Menschen zurückgeben wird. Er lautet:

„Es webt an allen Orten
„Der Tod sein morsches Netz:
„In Lüften hoch, im Walde
„Im tiefen Erdenschooß;
„Doch neues Leben blühet
„Aus seiner Beute auf,
„Wenn still darüber ziehet
„Des Gottes Schöpferhauch! —
„Im dunklen Erdenschooße
„Da wohnt das Gnomenvolk;
„Bald dient's durch eifrig Schaffen
„Dem Herrn, dem Weltengott,
„Bald hilft's den armen Menschen
„Aus mancher Erdennoth. —
„Drum öffne mir die Mauer
„Du Ring an meiner Hand,
„Daß schnellen Schritts ich schreite
„Durch diese feste Wand,
„Im Namen jenes Sternes
„Der dort herniederblickt
„Und seine lichten Strahlen
„Zu dir herniederschickt!"

Dieß also ist der Spruch, fuhr Wicho weiter fort, den du dir gut einprägen mußt. Jetzt aber laß uns eilen, um in Bälde an den Thurm zu gelangen, denn schon höre ich Tritte nahen; es wäre dein und mein Verderben, wenn man uns hier überraschte. Mit diesen Worten nahm er seine Laterne wieder zur Hand und winkte mir, ihm zu folgen. Ich ging mit ihm aus der Grotte, die ich lieber nach den Eindrücken, die sie in mir hinterließ, „Feenpalast" nennen möchte. Schnell schloß er die Thüre hinter uns zu und dann ging es, Grotte ein, Grotte aus, ziemlich steil aufwärts mit einer Schnelligkeit, daß ich nur mit äußerster Mühe dem Gnomen folgen

konnte, der mit der Gewandtheit einer Katze den schroffen Weg aufwärts kletterte und nur hie und da mit einem ermunternden Blicke sich nach mir umschaute. Während des ganzen Weges wiederholte ich stets im Gedächtniß den Zauberspruch und suchte ihn mir so viel als möglich gut einzuprägen, bis er endlich ganz geläufig über meine Zunge rollte.

Plötzlich blieb Wicho stehen, legte die Hand an's Ohr und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit abwärts. Schrecken, namenloser Schrecken malte sich auf seinem Gesichte und mit hohlem Blicke starrte er in die Tiefe, aus der auch ich jetzt Getöse immer näher herankommen hörte. Wir sind Beide verloren, hub Wicho mit zitternder Stimme an, wenn wir den Thurm nicht erreichen, ehe uns unsere Verfolger eingeholt haben. Mit diesen Worten spornte er mich zur Eile und aufwärts klimmten wir jetzt mit einer Schnelligkeit, mit einer Tollkühnheit, zu der nur Verzweiflung ihr Opfer treiben kann. Immer näher und näher kam dessenungeachtet der Lärm und wir sahen, daß auch unsere Verfolger alle Kräfte aufboten, uns einzuholen.

Jetzt hatten wir den Thurm erreicht; hastig riß ich den Ring aus meiner Blouse, steckte ihn an den rechten Zeigefinger, unwillkürlich fuhr meine Rechte unter die Blouse zurück, während meine Lippen den Zauberspruch stammelten, und holte den Stahlstab hervor. Krampfhaft hielt ich ihn fest, als der wilde Lärm ganz nahe an mein Ohr schlug. Wenigstens, dachte ich, soll dieser Stab mir als Waffe gegen die Verfolger dienen, wenn er mir nicht mehr als Mittel zur Befreiung dienen kann. Fest entschlossen war ich, mein Leben in diesem Falle gewiß theuer bezahlen zu lassen. — — —

Im Namen jenes Sternes
Der dort herniederblickt,
Und seine lichten Strahlen
Zu dir herniederschickt.

jagte mir der Schrecken schnell aus den zitternden Lippen — mit dumpfem Getöse öffnete sich die Wand und kalter Zugwind blies mir in's Gesicht: einen Schritt noch und ich bin in Freiheit — da stürzten die Verfolger mit wildem Geschrei auf uns ein.

Mit dem Muthe der Verzweiflung schwang ich meinen Eisenstab durch die Lüfte und ließ ihn auf den Kopf des zunächst auf mich eindringenden Gnomen gleiten, der stöhnend zu meinen Füßen sank. Doch das war eine Sisyphusarbeit; mein Eisenstab hätte nie genug tödten können, kaum sank der Eine schwerverwundet zu Boden, stand auch schon ein Anderer an seiner Stelle und griff mich noch wüthender an als sein Vorgänger Hätte der Raum es gestattet, daß Mehrere zugleich auf mich hätten eindringen können, gewiß, ich wäre unterlegen; so aber erlaubte die Enge des Weges nur immer Einen mich anzugreifen, während die hinter diesem Stehenden sich damit begnügen mußten, durch ein höllisches Wuthgebrüll ihre rege Theilnahme am Kampfe auszudrücken.

Schon sank Wicho, von einem Speer durchbohrt, zu Boden, schon fühlte ich allmählig meine Kräfte entweichen, da rafft. ich allen Muth der Verzweiflung in mir zusammen, stürzte mich blindlings auf meine Verfolger, ergriff den Nächststehenden und schleuderte ihn mit einer Heftigkeit gegen die Uebrigen, daß sie betäubt zurückprallten. Diesen Augenblick allgemeinen Schreckens benützend, sprang ich zur Oeffnung hinaus und — erwachte.

Krampfhaft hielt ich in meiner Rechten den Spazierstock fest und erst, nachdem ich längere Zeit meine schlaftrunkenen Augen gerieben hatte, überzeugte ich mich, daß ich unter dem Buchen-

baume, unter dem ich mich Nachmittags niedergelassen hatte, eingeschlafen und während des Schlafes die Nacht über mich hereingebrochen war. Hoch am Himmel stand der Mond, und schaute mit verwunderten Augen auf mich, den Träumer hernieder; ich glaubte sogar, er habe sein altes Haupt geschüttelt, als ich zu ihm aufschaute.

Schnell sprang ich auf und eilte auf dem holperichten Wege bergabwärts der Stadt zu; hie und da krächzte unwillig oberhalb meinem Haupte ein Rabe, den ich wahrscheinlich aus seinem Schlafe aufgestört hatte.

Endlich gelangte ich in die Stadt und zu meiner Wohnung; als ich den Schlüssel an die Hausthüre ansteckte, schlug die Thurmuhr — zwölf Uhr, die Mitternachts-, die Geisterstunde, und beschämt ob meiner Nachtschwärmerei suchte ich mein Lager auf.

Eine Reise mit Garibaldi.

(„Times"-Korrespondenz.)

(Schluß.)

Trotzdem versuchte auch er sich in einem italienischen Liede, und seine tiefe, melodische Stimme — melodisch blos im Gesang, denn sonst hat sie oft etwas Spitziges an sich — übertönte den Chor der Genossen, der ihn begleitete. Es war ein Lied, das Italia ihren Kindern vorsingt, und dessen erste Strophe folgendermaßen lautet:

Via toglietemi dal capo
L corona delle spine;
Che una volta almen sul crine
Splenda il serto del valor. *)

Es wurden noch viele andere patriotische Gesänge probirt, doch hatte keiner den entsprechenden Erfolg. Auch drei Damen waren an Bord, die sich der Gesellschaft angeschlossen hatten, und denen Garibaldi kleine Aufmerksamkeiten erwies. In diesem Menschen steckt keine Spur von Galle, sonst könnte er, nach der Affaire von Como, schwerlich mehr einem Weibe ins Gesicht schauen. Zwei dieser Damen waren Sängerinnen von Profession, und eine ließ sich nach einigen Zureden denn auch dazu bewegen, die Gesellschaft mit einem gebildeteren musikalischen Vortrage zu erfreuen.

Garibaldi hatte sich auf eine Wassertonne gesetzt, den Fuß auf die Ankerkette, die Ellbogen auf die Kniee und das Kinn auf beide Hände gestützt, das Gesicht nach aufwärts gekehrt und dem Gesange mit einer Aufmerksamkeit horchend, wie nur ein Mann, der von der Natur mit

*) Nehmt mir vom Haupt die Dornenkrone! denn einmal wenigstens glänzt auf dem Haare die Zier der muthigen That.

Empfänglichkeit für alles Schöne begabt ist. Einer seiner Begleiter, ein Zeichner, hatte Feder und Bleistift bei der Hand, die Gruppe zu skizziren, und der Augenblick war wirklich erhebend, denn Garibaldi, in Gedanken vertieft, sah unaussprechlich milde und vergnügt darein. So wie das Lied zu Ende war, begann das Chorsingen, Lärmen und Lachen von Neuem, und gar wohlthuend war es, zu sehen, wie Garibaldi lustig dabei war, der Mann, auf dessen Schultern jetzt das Schicksal Italiens ruht. Auch seine intimen Freunde freuten sich seiner fröhlichen Laune nicht minder herzlich wie alle Anderen. Es übersteigt geradezu alle Begriffe, wie dieser Mann geliebt und verehrt wird. Er ist jedem Menschen gut. Dafür ist Jedermann ihm wieder gut, ohne daß er aber irgend Einen ganz in sein Vertrauen zöge. Es ist eben nur sein Herz, das Allen offen steht. Seine Gedanken behält er ausschließlich für sich, und sein Wille gestattet weder Zweifel noch Widerspruch.

Mit Vecchi, einem seiner innigsten und ältesten Freunde, hatte ich ein langes Gespräch. Beide waren eben eine Woche lang miteinander gewesen und hatten die Freiwilligen am Golfo degli Aranci auf der Insel Sardinien besichtigt, als Garibaldi plötzlich die Laune überkam, einige seiner Vertrauten in seine entzückende Häuslichkeit auf der Insel Caprera (zwischen Sardinien und Corsica) einzuweihen. Als sie sich diesem Eilande näherten, bemerkte Einer von der Gesellschaft, das sei doch ein gar winziges Stück Erde; aber das wollte Garibaldi durchaus nicht zugeben. Als sie ans Land stiegen, war er außer sich vor Freude über die Luft und das Land, zeigte ihnen mit Stolz seine Artischoken, seine Obstbäume, dann empfing er seine zweibeinigen und vierfüßigen Untergebenen, seine Schweine, Ziegen und Schaafe, von denen er jedes Stück genau kannte, und desgleichen seine vier Esel, die er nach gewissen berühmten und hochstehenden Zeitgenossen benannt hat. Sie alle kannten ihn und ließen sich von ihm streicheln. Dann erschienen auch die Feldarbeiter, die keine Ahnung davon hatten, daß ihr Herr ein großer Mensch geworden war, schüttelten ihm die Hände und berichteten über den Kuh- und Kälberstand, den er so gründlich mit ihnen besprach, als hinge das Schicksal der Welt davon ab. So eingenommen ist er für dieses steinige Caprera, daß er ganz ernsthaft in Vecchi drang, seine Villa bei Genua aufzugeben, und die kleine Insel gegenüber von Caprera zu kaufen. Dann könnten sie vis-á-vis wohnen und von ihren Fenstern aus durch Zeichen miteinander korrespondiren. Da rede noch Einer von Aristides, Fabricius oder Cincinnatus!

Die Sonne ging unter, als wir die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten. Um 1 Uhr nach Mitternacht kamen wir an Milazzo vorbei, wo Türr und Teleki landeten, da Ersterer seine dort lagernde Division besichtigen wollte. Wir warteten ihrer bis Tagesanbruch, lichteten, vom herrlichsten Wetter begünstigt, die Anker, und waren nach dreistündiger Fahrt am Ziel unserer Reise, am Faro von Messina. Dort stieg Garibaldi mit einigen seiner Offiziere ans Land, wir andern fuhren weiter nach Messina.

*** Der letzte Hirsch.

Ich folgte einst in dunklen Schlägen
Nur mir bekannten Jägerwegen;
Der Morgen frisch, das Blätterrauschen
Schien mir den Waldgeist auszutauschen,
Gar sonderbare leise Worte
War'n nicht geheuer an dem Orte.

Und als ich über eine Klinge
Vorsichtig mich hinüberschwinge,
Naht aus des Waldes dunkler Mitte
Ein schlanker Hirsch mit flücht'gem Tritte,
Nicht scheu, wie sonst wohl Hirsche pflegen,
Mit edlem Trotze mir entgegen.

Das war kein schüchternes Verhoffen,
Er blickte nach mir unbetroffen,
Stolz hob er seine Prachtgewichter,
Die klaren treuen Augenlichter
Auf mir mit stillem Vorwurf ruhten:
Das kühlte meine Jägergluthen.

Des Hirsches innerste Gedanken
Gar schwer auf meine Seele sanken;
Er sprach: „Ich irr' ohne Genossen
Im leeren Wald; werd ich erschossen,
So schlägt dein Rohr die Todeswunde
Dem letzten Hirsch weit in der Runde."

„Oft hört' ich eure Büchsen knallen
Sah alle meine Lieben fallen,
Nun irre ich allein in Trauern
In diesen öden Waldesschauern;
Hab' noch den bittern Schmerz im Sterben
Für meine Wälder keine Erben.

„Mir sprach der Wind, daß über'm Meere,
Ein Land voll edlen Hochwilds wäre,
Das von den Menschen abgeschieden,
Genießt den süßen Waldesfrieden,
Dort fühle ich mich hingezogen,
Fort! Fort! durch dunkle Meereswogen."

Da tönte fernehin das Jagen,
Die Hunde hatten angeschlagen,
Der Hirsch sprang auf in wilden Fluchten;
Davon durch Steingeröll und Schluchten;
Mich grüßten, als ich ihn sah wenden
Zum letztenmale zwanzig Enden.

St......

Bei einem großen Gedränge in Berlin bemerkte ein Herr, daß Jemand sich in seinen Rocktaschen etwas zu schaffen machte. Sich umdrehend und in ein noch junges Gesicht blickend, rief er dem Diebe zu: „Pfui! so jung noch und doch schon ein Gauner." Doch dieser antwortete frech: „Pfui! selbst, so anständig gekleidet und nicht einmal ein seidenes, sondern ein gewöhnlich leinenes Taschentuch."

Ein berühmter Astronom in B. fand einst seinen Bedienten spät Abends im Garten mit zwei Pistolen, welche er über die Augen gehängt hatte, und damit in die Luft sah. Er erstaunte nicht wenig darüber, und glaubte, der Kerl sei närrisch geworden. Was macht Er hier? fragte er ihn. Ich möchte gern den Kometen sehen, antwortete er, und da ich in der Zeitung gelesen, man könne ihn nur mit bewaffneten Augen sehen, so habe ich Euer Gnaden beide Pistolen genommen.

Einem heirathsfähigen Landwirthe empfahl ein Kollege seine Nichte mit folgenden Worten: „Sie brauchen und wünschen ein Mädchen, das die Wirthschaft genau kennt; nehmen Sie meine Elise, die ist unter dem Vieh aufgewachsen.

Auf einer sehr besuchten Promenade fand man jüngst einen Erhängten. Aus seiner Tasche ragte eine Tabakspfeife, deren Kopf die Inschrift trug: „Genießt den Reiz des Lebens!"

Ein Zeitungs-Herausgeber aus dem Missouri-Hinterwalde zeigt unlängst an, daß seine Zeitung in den nächsten 6 Wochen nicht erscheinen werde, indem er mit einer Ladung von Bärenhäuten, Reiffstangen, Schindeln, Gerberrinde, Artischocken, Biber- und Fuchsfellen, eingesalzenen Katzenfischen, welche „Naturalien" er von seinen Abonnenten an Zahlungs-Statt eingenommen, eine Reise nach St. Louis machen und den Kram versilbern müsse.

Der Schreiber eines Advokaten, der auf einer kleinen Erholungsreise war, machte seinem Prinzipal folgende Mittheilung: „Ich freue mich berichten zu können, daß in den letzten Tagen zwei Mordanfälle hier stattgefunden und hoffe ich Sie in beiden zu engagiren."

Redaktion, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

N^r. 39. *VI. Jahrg.*

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 23. September 1860.

Die ohne Bitte gewährte Gnade.

(Aus dem Leben Napoleons I.)

Kurz nach erfolgter Ankunft der französischen Truppen in Berlin, Ende Oktober 1806, fiel ein Brief des Fürsten Hatzfeld in die Hände der französischen Behörde. Dieser Brief war gerichtet an Se. Maj. Friedrich Wilhelm III. von Preußen, und gab nicht allein Auskunft und genaue Rechenschaft von alle dem, was sich in der Hauptstadt zugetragen hatte, sondern auch außerdem einen detaillirten Bericht über Stärke, Stellung und Bewegungen der französischen Truppen, Corps für Corps.

Die Behörde in Verlegenheit, im Speciellen wohl darum, weil ein Fürst diesen Brief geschrieben, weiß im ersten Augenblick nicht, wie sich benehmen, entschließt sich aber, einsehend die Wichtigkeit des Schreibens, dem Kaiser diesen Brief zu unterbreiten.

Seine Majestät, nachdem sie Kenntniß genommen von dem Inhalt des Schreibens, befiehlt die Verhaftung des Fürsten Hatzfeld und sofortige Stellung desselben vor ein Kriegsgericht, denn durch Briefe, wie der vorliegende, war es leicht, wenn auch nicht seine Pläne dem Feinde zu verrathen, so doch ihm zu schaden, wenn nicht gar gefährlich zu werden.

Dem Befehle gemäß trat, wenige Stunden nach erfolgter Verhaftung des Herrn Fürsten, das Kriegs-Gericht zusammen. Nachdem den vorgeschriebenen gesetzlichen Formen genügt, begann die Vernehmung des Angeklagten durch den Berichterstatter des Gerichts.

Als es sich schließlich um Vorlegung des einzigen Beweisstückes gegen den Fürsten handelte, dem Originalschreiben des Angeklagten an den König von Preußen, überzeugte sich der Vorsitzende des Gerichts, daß vom Kaiser dieser Brief den Papieren nicht beigefügt sei. Er befiehlt aus diesem Grunde vorläufige Einstellung der Verhandlung und erbittet vom Kaiser, auf dem gewöhnlichen Dienstwege durch den Generalquartiermeister, den fehlenden Brief.

Der Zufall wollte, daß der Generalquartiermeister den zur Zeit im königlichen Schlosse wohnenden Kaiser nicht allein nicht antraf, sondern auf diesen bis gegen Abend warten mußte; denn Napoleon hielt außerhalb Berlins über die Division des Marschall Davoust Heerschau und

besuchte nach Beendigung derselben, auf dem Rückwege, den Bruder des großen Friedrich, den Prinzen Ferdinand von Preußen.

Die Frau Fürstin Hatzfeld — Tochter des Ministers Grafen Schulenburg, ein reizendes Weib, wenn auch nicht mehr jung wie der Frühling, so doch frisch wie der Morgen und schön wie die Rose — weiß zwar nicht, wegen welchen Vergehens ihr Gemahl angeklagt und verhaftet ist, und bereits vor einem Kriegsgericht steht; ahnt aber sehr richtig die ihrem Manne drohende, furchtbare Gefahr.

Nur leider zu bald wird ihr Gewißheit, daß ihre Ahnung Wahrheit, daß das Leben ihres Mannes in höchster Gefahr ist. Gleichzeitig wird ihr die Nachricht, denn Gold ebnet alle Wege, ist unter allen Verhältnissen allmächtig, von der zeitweiligen Einstellung des kriegsrechtlichen Verfahrens und von der glücklichen, zufälligen Abwesenheit des Kaisers.

Sie eilt, aufgelöst in Schmerz und Verzweiflung, zwar kaum wissend, was sie thut, zu dem ihr persönlich bekannten Marschall Düroc.

Ein zweites glückliches Ungefähr will, daß dieser, der sonst stets an der Seite seines Herrn und Kaisers, durch dringende Geschäfte zurückgehalten, im Schlosse anwesend ist.

Die Fürstin bittet, beschwört Düroc, zu rathen und, wenn erforderlich, zu helfen.

Der Marschall sucht die Dame zu beruhigen; versichernd, daß von Lebensgefahr für den Fürsten, ihren Gemahl, wohl nicht die Rede sein könne; denn er wisse von dem ganzen Vorgange auch nicht das Geringste, als was er soeben durch sie gehört.

Dieß wird erklärlich dadurch, daß das Verfahren gegen den Fürsten erst vor wenigen Stunden und zwar durch den Kaiser persönlich, und wie stets, rasch eingeleitet und betrieben worden war; in dem sehr richtigen Bewußtsein, daß, wenn Spionage, Verrath oder Meuterei, Strafe verdienen, diese rasch und mit äußerster Strenge erfolgen muß, wenn die Strafe für Andere Warnung sein soll.

Zur größeren Beruhigung der Dame läßt er den General Savary kommen und beauftragt diesen in Sachen des Fürsten Hatzfeld schleunigst in Erfahrung zu bringen, was nur eben mit dem Dienste verträglich und thunlich.

Der gewandte Savary weiß sich mit dem Berichterstatter des Kriegs-Gerichts in Verbindung zu setzen und berichtet, auf dringendes Begehren der Fürstin, im Beisein dieser dem Marschall, daß es sich um einen Brief des Herrn Fürsten von Hatzfeld an den König von Preußen gerichtet, handele, und wenn dieser Brief dem noch versammelten Gerichte vorgelegen hätte, höchst wahrscheinlich die Verurtheilung des Fürsten zum Tode bereits erfolgt sein würde. Solle und könne noch etwas in dieser Sache geschehen, so sei größte Eile nothwendig. Der Brief, um den es sich handele und den das Gericht erwarte, wäre zur Zeit noch in den Händen des Kaisers.

Der gegen alle Leidende, die seinen Beistand begehrten, stets dienstfertige und chevaleresk liebenswürdige Marschall Düroc hatte keine Zeit, der fast zusammenbrechenden Fürstin seine ganze Theilnahme und seinen Beistand zu versichern; denn General Savary hat seinen Bericht kaum beendet, als durch das Insgewehrtreten der Schloßwache die Rückkehr Napoleons angekündigt wurde.

Düroc, indem er flüchtig der Fürstin Hände ergriffen und gedrückt, ihr versichert, daß sie ganz und unbedingt auf ihn zählen könne, schiebt deren einen Arm unter den seinigen, eilt mit ihr fort und langt im Vorsaale an, als der Kaiser eben im Begriffe ist, sein Cabinet zu betreten.

„Gibt's was Neues, Herr Großmarschall?" äußert der Kaiser im Weitergehen.

„Ja, Sire!“ entgegnete Düroc, dem Kaiser folgend, indem er der Fürstin andeutet, zu warten.

Wenige Minuten darauf zurückkehrend, bittet er die Dame, beim Kaiser einzutreten.

Wie vordem angedeutet, weiß die Fürstin zwar im Allgemeinen, um was es sich handelt, indessen hat sie den Gedanken nicht fassen können, daß ihr Mann eine strafbare, mit dem Tode bedrohte Handlung begangen, und in diesem Gefühle der Unschuld bat sie um Gerechtigkeit von dem ihr gegenüber stehenden Kaiser.

Dieser unterbrach mit keiner Silbe die leidenschaftlich erregte Frau, ließ sie ruhig gewähren, und nachdem sie Alles gesagt, was ihr ihr Gefühl als Weib, Gattin und Mutter eingegeben, — — endlich erschöpft schwieg; überreichte ihr der Kaiser den Brief ihres Gemahls.

Nachdem sie gelesen, fühlt die Fürstin nur zu sehr, indem Schreck und Angst sich ihrer Seele bemächtigen, wie wahr kurz vordem General Savary gesprochen. Zusammenbrechend stößt sie noch die Worte heraus:

„Ach, mein Gott! es ist seine Handschrift! — Er ist verloren! — — Wie unglücklich sind wir! —“

Der Kaiser, dem derartige Situationen bekanntlich sehr fatal waren, bemüht sich, unterstützt von Düroc, die Dame in einen Fauteuil zu placiren.

Napoleon wirft vergeblich Hülfe begehrende Blicke auf seinen Großmarschall.

Dieser verharret sprachlos, achselzuckend; wer weiß, ob nicht aus feinster Berechnung.

Die Fürstin erholte sich, ohne weitere Hülfeleistung von Seiten der sie mit ängstlicher Theilnahme Beobachtenden, nach und nach.

Als der Kaiser wahrnahm, daß ihre Blicke nicht mehr so verstört, stetiger auf ihm ruhten, sagte er, indem er ihren Händen den Brief entnahm:

„Nun wohl! Madame, ich überlasse es Ihnen, über die Handlungsweise Ihres Mannes zu richten, und frage nun, wo kann hier die Rede sein von Ungerechtigkeit und Verläumdung?“

Die Dame, wohl mehr todt als lebendig, hatte nur eine Fluth von Thränen zur Antwort.

„Madame, hören Sie mich. Gegen Ihren Mann liegt ohne diesen Brief nichts vor, wäre er nicht vorhanden, so ist Ihr Gatte straflos, denn es fehlt der Beweis.“

„Sire, das ist sehr wahr, aber kann und darf ich läugnen, daß dieser Brief von ihm geschrieben ist?“

„Nun wohl, man muß ihn verbrennen“, entgegnet der Kaiser, indem er den verhängnißvollen Brief in's Feuer wirft.

Die Fürstin Hatzfeld, die sonst so beredte Frau, wußte nicht was thun, was sagen; indeß die ausgezeichnetste Rede würde dem Kaiser nicht ausgedrückt haben, was ihm sagte „ihr beredtes Stillschweigen, ihr Blick, ihr beglücktes, freudig erregtes ganzes Wesen.“

Huldvoll grüßend verließ nun der Kaiser kurz darauf die Fürstin. —

Marschall Düroc erinnerte sich demnächst oft und gern dieser Abendstunde und konnte komisch werden, wenn er erzählend gedachte des Kaisers vis-à-vis der ohnmächtigen Dame.

Fortuna.

(Ein Curiosum aus früherer Zeit.)

Vor einiger Zeit erschien im Reiche der Plan zu einer äußerst sonderbaren Lotterie. Ein Mädchen, Fortuna nannte sich die Schöne, erklärte, sich ausspielen zu lassen. Sie hatte 16,000 Thaler, war 23 Jahre alt, hatte eine ihrem Stande angemessene Erziehung genossen, und versicherte mit aller Bescheidenheit, daß sie eine von sonstigen Fehlern ihres Geschlechts entfernte, reine sittliche Jungfrau sei. Ein Kupferstich, der dem Lotterieplan beigefügt war, stellte ein Mädchen von lieblicher Gesichtsbildung dar. Es haben Viele, erzählte sie in dem Plane, um meine Hand geworben, allein mein Vater hatte an Jedem Ausstellungen zu machen. Bis auf Einen liebte ich keinen meiner Brautbewerber, weil ich fürchtete, daß alle nur um mein Vermögen, keiner um mein Herz buhlte. Dieser Eine umfing mich aber mit reiner Liebe, ohne alle Nebenabsichten; aber weil auch diesem mein Vater meine Hand versagte, so faßte ich den festen Vorsatz, so lange mein Vater lebe, unverheirathet zu bleiben und dann meinem Geliebten die Hand zu geben. Mein Vater starb. Mein früherer Geliebter war aber unterdessen durch Umstände genöthigt gewesen zu heirathen, und so stehe ich allein. Ich werde jetzt wieder von Vielen umlagert, allein wahrscheinlich haben wieder für die Vielen meine wenigen Thaler mehr Reiz, als meine Tugenden. Mein Auge ist nicht vermögend, die Absichten Derer, die um meine Hand werben, zu durchschauen, und so will ich, im Vertrauen auf die Güte der allweisen Vorsehung, mein Glück dem Zufalle preisgeben. Wer in meiner Lotterie die Nummer zieht, auf welche in der diesjährigen Braunschweiger Lotterie das große Loos fällt, dem hat mich das Schicksal zur Gattin bestimmt. Ich werde dem Winke der gütigen Vorsehung in demüthigem Gehorsam Folge leisten und den Gewinner durch Liebe und Treue zu überzeugen suchen, daß er in der Ehestands-Lotterie das große Loos wirklich gezogen habe. Mit frommer Ergebung werde ich dem Manne gehören, den das Organ meines Gestirns, ein blinder Waisenknabe, mir zum Manne erkor. Ist mein Geschick doch weniger hart, als das mancher Fürstentochter, welcher Politik einen Gatten aufdringt; ich lasse ihn mir vom Glücke in die Arme führen. Meine kurze Erfahrung hat mir Ehen gezeigt, die mit der heißesten Liebe geknüpft wurden und in wenigen Jahren erkalteten. Sie hat mir Ehen gezeigt, die durch die besonnenste Ueberlegung, durch die bedächtigste Erwägung aller dabei in Betracht zu ziehenden Nebenumstände abgeschlossen wurden, und dennoch nach kurzer Frist beide Theile mit harter Last niederdrückten; sie hat mir aber auch Ehen gezeigt, die ohne vorzügliche Liebe begonnen, durch die Macht der Gewohnheit, durch die Zeit und durch gegenseitige vernünftige, achtungsvolle Behandlung in ein angenehm dauerndes Verhältniß übergingen. Alle diese Betrachtungen werden die Sonderbarkeit meines Schrittes mindern. In meinem Entschluß, mich durch das Loos zu verheirathen, liegt, nur mit etwas stärkerem Colorit, eben Das, was in der Brust aller sich Verlobenden liegt: Vertrauen auf Gott!

Der Preis der schönen Fortuna war 16 gute Groschen. Das Originelle, das Neue dieser Lotterie, das reizende Mädchen, die 16,000 Thaler, der geringe Einsatz, es konnte nicht fehlen, der Zulauf der Spielenden war unbeschreiblich. Ja, ich weiß junge Leute, die zwanzig Loose mit einem Male nahmen. Verheirathete aus allen Ständen und Klassen kauften — natürlich heimlich — Loose, ohne die Verlegenheit zu berechnen, in die sie gerathen mußten, wenn sie das Mädchen gewannen; denn, wie ein gediegener Jurist bei einem gesellschaftlichen desfallsigen Gespräch behauptete, so hatte das Mädchen auf die eheliche Verbindung mit dem Gewinner Ansprüche.

Dieser Satz gab unter den Rechtsgelehrten meiner Bekanntschaft zu den heftigsten Streitigkeiten Anlaß. Ueberhaupt war das Mädchen das Gespräch aller Zirkel. Die Frauen scandalisirten ohne Ausnahme über sie; die jungen Mädchen wurden bitterböse, wenn man von ihr sprach; in der Seele mancher alternden Jungfrau keimte im Geheimen der Entschluß, sich auch ausspielen zu lassen. Kein Collekteur hatte mehr Loose. Sie waren alle untergebracht. Endlich erschien der Ziehungstermin der Braunschweiger Lotterie. Der Provisor einer Mittelstadt an der sächsischen Grenze war der Glückliche, dem Fortuna in die Hände sinken sollte. Der Unbesonnene! Er hatte aus Scherz in die Lotterie gesetzt. Er war eben im Begriff, die Apotheke seines Vaters zu übernehmen. Er hatte längst ein liebes Mädchen seiner Bekanntschaft gewählt; die Verlobung war bereits vollzogen. In der Angst seines Herzens bot er sein Loos im Geheimen einigen seiner vertrautesten Freunde an, öffentlich durfte er es nicht. Was würde seine Braut, was seine und ihre Familie von ihm gedacht haben, wenn man erfahren hätte, daß er nur einen entfernten Gedanken gehabt hätte, auf Fortuna Jagd zu machen. Keiner seiner Freunde wollte sich mit dem ausgespielten Mädchen befassen. In dieser peinlichen Verlegenheit erhielt er nach einigen Tagen nachstehenden Brief:

Mein lieber Herr Provisor!

„Durch den Hauptcollecteur meiner Lotterie erfahre ich, daß Sie vom Schicksal bestimmt, sind, der Gefährte meines Lebens zu werden. Während der Zeit, daß meine Lotterie begann haben sich sonderbare Ereignisse in meine Verhältnisse verflochten, die ich Ihnen, wir sind ja, vom Ziehungstage meiner Lotterie an einander Offenheit schuldig, ehrlich mittheilen muß. Der frühere Geliebte meines Herzens verlor kurz nach der Versendung meiner Loose seine Gattin. So bald der Anstand es erlaubte, gab er mir davon Nachricht, versicherte, daß seine Liebe zu mir immer noch die nämliche sei, wie ehedem, und bat um meine Hand. Mein Herz, Herr Provisor, wer kann für sein Herz! mein Herz gehört noch immer ihm ganz allein. Mit ihm, nur mit ihm hoffe ich glücklich zu sein; er verlangt keine Mitgift, kein väterliches Erbtheil, nur ich bin ihm genug. Indessen kann ich mein Erbe, zum Nachtheil meiner mit Gott zu erwartenden Nachkommenschaft, nicht vergeben; ich gehöre also mit meinem ganzen Hab und Gut meinem ersten Freunde.

„Herr Provisor! So steht die Sache. Wollen Sie mich bei dem Worte fest halten, das ich in 60,000 vertheilten Lotterieplänen öffentlich gegeben habe, so muß, so werde ich mein Versprechen halten, und die Ihrige werden. Allein unsere Ehe wird uns eine Hölle auf Erden sein."

Ich kann Sie nie lieben, Herr Provisor, ich werde Sie immer und ewig als den Mörder meines Glücks ansehen, Treue kann ich Ihnen nimmer geloben, und der Blüthenkranz meiner Unschuld ist mir zu werth, zu heilig, als ihn jetzt, da mein erster Freund frühere Ansprüche machen kann, einem fremden Pillendrehkunstbeflissenen preiszugeben. Wollte ich nach dem strengsten Rechte handeln, so könnte ich Ihnen jetzt Ihren Einsatz von 16 Groschen sammt den Einschreibgebühren zurückzahlen, und wir wären quitt; allein ich will groß handeln, sehr groß, und biete Ihnen hiermit ein Abstandsquantum von fünftausend Thalern. Gott wird Ihnen, es gibt ja der Mädchen heut zu Tage recht viele, die einem Provisor mit 5000 Thalern baaren Geldes gern ihre Hand geben, ein anderes Mädchen bescheeren, und es soll mich freuen, wenn Sie mit der Selbstgewählten so glücklich leben, als dies aufrichtig wünscht

Ihre ergebenste Fortuna."

Wer war froher, als unser Provisor. Er nahm das Anerbieten der Sechzehngroschen-Schönen an und erhielt seine 5000 Thaler richtig ausgezahlt.

Die ganze Lotterie war eine sehr fein ausgesonnene Spitzbüberei von drei speculativen Industrierittern. Auf den Fall, daß wirklich der Gewinner das Mädchen verlangt hätte, hatten sie eine öffentliche Sechzehngroschen-Mamsell, deren Portrait dem Plane beigefügt worden war, in Bereitschaft, die aber mit ihren 16,000 Thalern manchen Geld- und Eheluftigen, ungeachtet ihrer verbrauchten Reize, immer noch eine liebe Braut gewesen sein würde. Die Unternehmer dieser in ihrer Art einzigen Lotterie sollen 30,000 Thaler gewonnen haben.

Das landwirthschaftliche Fest in Landau a. d. Isar

den 7. September 1860.

Heute haben wir in unserm freundlichen Städtchen Landau a. d. Isar mit der Landgestüts-Preisevertheilung das erste landwirthschaftliche am 1. d. M. begonnene Bezirksfest beendigt, welches im steten Andenken aller derjenigen fortleben wird, welche Gelegenheit hatten, seinen schönen Verlauf zu beobachten und für Erhabenes und Schönes Sinn besitzen.

Schon am Samstag den 1. September war die Stadt Landau von Fremden aus verschiedenen Gegenden Bayerns überfüllt, und in größter Gemüthlichkeit begrüßte man sich gegenseitig im Gasthause zur Post, woselbst der prakt. Arzt Dr. Auer in einem sinnig dekorirten Saale die Studenten und Studentenfreunde um sich versammelt hatte.*)

Nachdem am Sonntag den 2. d. M. die Mitglieder des landwirthschaftlichen Bezirksvereins mit ihrem Vorstande, dem k. Landrichter Bauer, einer feierlichen Messe beigewohnt hatten, bewegte sich ein Festzug zur Festwiese, welcher die Erwartungen aller Gäste übertraf.

Unter einer unübersehbaren Menschenmenge zogen die Festwägen von der Stadt über die Isarbrücke zur Festbühne, und wurden da von sämmtlich versammelten Herren Beamten, mit dem eigens bestimmten Festkomité empfangen.

Den Zug eröffnete ein Wagen, auf welchem Bavaria im Friedenskleide, umgeben von Minerva und allegorischen Figuren des Handels, der Künste und Landwirthschaft sich befanden, gefolgt von den Genien der acht Kreise, welche nach einem würdevoll durch Bavaria, Tochter des königl. Landrichters Bauer, Thekla gesprochenen, vom königl. Untersuchungsrichter Eigner gedichteten Prolog vor des Königs Büste ihre Gaben opferten. Daran reihte sich eine große Anzahl von Festwägen aus Wallersdorf, Großköllnbach, Pilsting, Simbach, Landau rc., auf welchen die Nationaltracht, der Getreidebau, der Torfstich, die Blumenzucht, der Gartenbau, die Handwerke des Bezirks repräsentirt waren.

Besonders sinnreich waren die Sprüche, welche sich auf den Festwägen und Triumphbögen befanden, und allgemeines Bravorufen ließ sich hören, wie der Wagen daherzog, auf welchem Waizen gebroschen wurde, und der Sinnspruch zu lesen war:

„Wir dreschen wacker d'rauf los,
„Sey's Weizen oder Franzos!“

---

*) Unseres Wissens gingen die Einladungen zu dieser Versammlung von den Landauer Philistern aus. D. Red.

Weit durch die Lüfte hallten die nicht enden wollenden Hochrufe auf Seine Majestät unsern allergnädigsten König und Landesvater nach gesprochenem Prologe!

Imponirend war der nach dem Festzuge unter der Direktion des Lehrers Kroiß in Landau abgesungene, vom k. Untersuchungsrichter Eigner gedichtete Festgesang.

In schönster Ordnung gingen am Sonntag und Dienstag die Pferderennen, am Montag der Schützenzug und die folgenden Tage das Festschießen vor sich, welches der königl. Rentbeamte Zottmann arrangirt hatte.

Allgemeine Heiterkeit erregten die verschiedensten Volksbelustigungen, Baumsteigen, Sackrennen, Hunderennen, Schifferwettfahren u. s. w.

Der Glückshafen erfreute sich so zahlreichen Besuches, daß schon am zweiten Tage seine Entleerung drohte und der Schluß desselben eintreten mußte, um auch für die folgenden Tage dem Publikum Gelegenheit bieten zu können, den Armen ihre Aufmerksamkeit im Taumel der Freuden nicht zu entziehen.

Die Industriehalle zeigte Produkte der verschiedensten Zweige der Landwirthschaft in reichlichster Auswahl; alle im Programme aufgeführten Preisgegenstände der Landwirthschaft waren vertreten.

Ohne die geringste Störung, ohne den kleinsten Unfall gingen unter einer Menge von vielen und vielen Tausenden von Menschen alle Feierlichkeiten, besonders die Preisevertheilungen durch den k. Landgerichts-Vorstand Baier vor sich. Landwehr und Polizei-Mannschaft besorgte den Sicherheitsdienst in aller Ruhe und Gelassenheit.

Für Speisen, Getränke, Musik u. s. w. war bestens gesorgt; die verschiedenen Buden bildeten einen Kreis, so daß von jeder der Festplatz übersehen werden konnte; jeder Fremde äußerte seine volle Zufriedenheit, die Uebertreffung aller Erwartungen; jeden Abend war der Festplatz auf das prachtvollste beleuchtet. Ein Beweis, wie reichlich die Einnahmen der Wirthe, Bäcker, Metzger rc, ausfielen möge der Umstand liefern, daß schon am dritten Tage bei manchem Gewerbtreibenden die vorbereiteten Waaren consumirt waren. —

Es würde zu weit führen, über dieses wahrhaft schöne Fest mehr Worte zu machen, und es läßt sich wirklich mit Worten nicht wiedergeben, was wir gesehen, was wir gefühlt haben! Nur das sei noch beigefügt.

Das ganze Fest war die Frucht großer Opferwilligkeit aller Bewohner Landau's, besonders der Honoratioren daselbst, der Landwirthe, der Gewerbsleute, es kam zu Stande durch harmonisches einiges Zusammenwirken des Bezirks Landau, wo und so oft es gilt, Erhabenes zu schaffen!

Alle Ehre aber gebührt besonders denjenigen, welche sich einzig und vorzugsweise um das Arrangement des Ganzen verdient gemacht haben und es sei denn auch hier öffentlich besonders dem Vorstande des Festkomités Bauassistenten Bernatz, dem Sekretär Concipienten Neumaier, dem Festdichter Untersuchungsrichter Eigner, und von den Mitgliedern des Festkomité dem Lehrer Kroiß für ihr unermüdetes, aufopferndes Wirken, ohne welches wir diesen schönen Genuß nie und nimmer bekommen hätten, ohne welche das Fest ein Gedanke geblieben wäre, der größte und schuldigste Dank ausgesprochen!

Waldträumerei.

*** Früh zog ich aus mit Jägerlust
Im Wald den Hirsch zu jagen;
Wie hat mir da in voller Brust
Das wilde Herz geschlagen.

Und als ich an der Buche stand,
Der alten an der Lauer,
Da kamen zu mir Hand in Hand
Die Wehmuth und die Trauer.

Sie sprachen zu mir mancherlei
Von fernen Kinderjahren,
Und wie die Zeit entschwunden sei
Mit ihren Todtenbahren.

Auf einmal brach der starke Hirsch
Durch dichte Waldes-Räume,
Verloren war die frühe Pürsch,
Verloren meine Träume.

St.......

Was sich die Deutschen für Mühe geben, um einen Bundesfeldherrn zu erhalten, obgleich es gar nicht nöthig ist. Napoleon hat im vorigen Jahre die Oesterreicher angeführt, er thut uns die Gefälligkeit auch.

Berliner: Aber juter Jott, lieber Schleinitzen, Sie sprechen ja ganz wienerisch —

Schleinitz: Schauens holter für die erste Zeit; es verliert sich bald wieder.

Der große **Devrient** hatte den „Hamlet" mit einem ganz miserablen Polonius zu spielen, der weder Talent besaß, noch auch nur nothdürftig memorirt hatte. Devrient war darüber so aufgebracht, daß er in der zweiten Probe ausrief: „Ich muß Sie nur gleich im ersten Akte erstechen, sonst verderben Sie das ganze Stück.

Ein Mann, der vor seiner Verheirathung täglich eine bestimmte Gesellschaft besucht hatte, blieb nach der Verheirathung gänzlich aus. Als ihn ein Freund nach der Ursache fragte, erwiederte er rasch: Ich **mag** nicht mehr, meine Frau **ersetzt** mir Alles. Nach dreiviertel Jahren antwortete er aber auf dieselbe Frage ganz kleinlaut: Ich **kann** nicht mehr, meine Frau **versetzt** mir Alles!

Das Wochenblatt einer deutschen Stadt enthielt neulich folgende Bekanntmachung: „In Betracht daß der Raum auf hiesigem **Gottesacker** für den Bedarf ferner nicht hinreicht, sollen von heute an nur die wirklichen Stadtkinder sammt deren Familie selbst begraben und für alle Uebrige anderweitige Fürsorge getroffen werden; wer daher begraben zu werden wünscht, hat sich dieserhalb ungesäumt beim Meßner zu melden."

Ein Unterschied. Jemand warf einem englischen Parlamentsmitgliede vor, daß es seine Gesinnung geändert habe. „Freilich," sagte der Getadelte, „das ist eben der Unterschied zwischen einem Menschen und einem Esel: der Esel kann seine Gesinnung nicht ändern, aber der Mensch kann es — das ist ein menschliches Privilegium.

Vor einem halben Jahre kam ein Kaufmann aus dem Rhone-Departement nach Paris, und stieg in einem Gasthof des Saint Denis-Viertels ab. Gleich darauf fiel er in eine schwere Krankheit, welche vier Wochen währte. Ein Dienstmädchen des Gasthofs, Jeanette L., 18 Jahre alt, pflegte ihn mit der größten Sorgfalt und Aufopferung. Der Genesene schenkte ihr dafür eine goldene Uhr. Dieser Tage empfing Jeanette von einem Notar die Anzeige, daß jener Kaufmann kürzlich gestorben sei und ihr im Testamente 200,000 Fr. vermacht habe.

Treffliche Antwort. Bassompierre, der französische Gesandte am spanischen Hofe, erzählte seinem König, Heinrich IV., die Einzelnheiten seines Einzuges in Madrid: „Ich ritt," sagte er, „das kleinste Maulthier von der Welt." „O!" rief der König, „das muß ein ergötzlicher Anblick gewesen sein! Ein Esel auf einem Maulthier!" — „Ei ja, Sire" versetzte Bassompierre, — „ich war ja der Vertreter Ew. Majestät."

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nr. 40. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 30. September 1860.

Der Anfang der englischen Kriegsflotte.

Aller Anfang ist schwer und Rom wurde nicht an einem Tage erbaut, eben so wenig die englische Kriegsflotte, auf welcher die Herrschaft Albions über alle Meere beruht, und zum Besten der Freiheit der Welt noch lange beruhen wird. Im 15. Jahrhundert, da die norddeutsche Hansa blühte, Genua und Venedig das Mittelmeer beherrschten und Portugal und Spanien schon die großen überseeischen Entdeckungsexpeditionen ausrüsteten, hatte England noch kein einziges Kriegsschiff und auch sein Handel wollte nichts bedeuten. Die Bürgerkriege zwischen der weißen und rothen Rose hemmten jeden Aufschwung der englischen Macht nach Außen, bis mit der Thronbesteigung des staatsklugen Heinrichs VII. sich mit dem innern Frieden auch die künftige Größe Englands voraussehen ließ.

Während damals das nördliche Königreich der brittischen Insel, Schottland, noch unabhängig war und die blutigsten Kriege zwischen ihm und England geführt wurden, strebte der schottische König Jakob IV. aus dem Hause Stuart darnach, der Seemacht seines mit ausgedehnten Seeküsten ausgestatteten Landes noch höhere Bedeutung zu geben, obgleich dieselbe schon, aus 17 großen Schiffen bestehend, die größte der Welt zu jener Zeit gewesen sein soll. England dagegen hatte kein einziges Kriegsschiff und König Heinrich mußte, um zur See etwas ausrichten zu können, stets Kauffahrteischiffe erst ausrüsten. Da baute er das erste englische Kriegsschiff „der große Heinrich" genannt. Das Zweite wurde auf folgende Weise gewonnen, wie schottische Berichte erzählen:

Im Jahre 1676 war ein schottischer Seemann, Johann Barton, von den Portugiesen gefangen genommen worden. Da der König von Portugal jede Schadloshaltung verweigerte, ertheilte Jakob IV. der Familie Barton einen Kaperbrief, d. h. eine Vollmacht, alle portugisischen Schiffe, die ihnen aufstießen, zu nehmen, bis sie Ersatz für ihren Verlust hätten.

In dieser Familie waren drei Brüder, lauter verwegene Männer, aber vorzüglich der älteste mit Namen Andreas Barton. Er hatte zwei starke Schiffe, von denen das größere „der Löwe", das kleinere „Hannchen Pirwen" hieß; mit diesen kreuzte er öffentlich in dem brit-

tischen Kanal und hielt nicht nur por togiesische, sondern auch englische Schiffe an, die nach Portugal segelten.

Auf die Klagen, welche bei König Heinrich einliefen, rüstete dieser zwei Fahrzeuge aus, bemannte sie mit auserlesenen Leuten und stellte sie unter Anführung des Lord Thomas Heward und des Sir Eduard Howard, zweier Söhne des Grafen von Surrey. Sie fanden Barton und seine Fahrzeuge in den Dünen kreuzen, wohin sie der Hauptmann eines Kauffahrteischiffes führte, welchen Barton Tags zuvor geplündert hatte. Als sie dem Feinde nahe kamen, steckten die adelichen Brüder statt der Kriegsfahne eine Weidenruthe auf den Mast, als Zeichen eines Handelsschiffes. Als aber der Schotte einen Versuch machte, sie aufzuhalten, zogen die Engländer ihre Flaggen und Fahnen auf und f uerten eine volle Ladung auf ihn ab. Barton wußte nun, daß er es mit den improvisirten Kriegsschiffen des Königs von England zu thun habe. Weit entfernt, dadurch entmuthigt zu werden, nahm er den Kampf mit Kühnheit an und erschien, ausgezeichnet durch seine reiche Kleidung und glänzende Rüstung, auf seinem Verdeck mit einer goldenen Pfeife um den Hals, die an einer kostbaren Kette von demselben Metall hing, und munterte seine Leute zum tapfern Kampf auf. Das Gefecht war sehr härtnäckig.

Wenn wir einer Ballade jener Zeit Glauben beimessen dürfen, so hatte Bartons Schiff eine besondere Vorrichtung, wodurch schwere Lasten oder Balken, die an den Segelstangen schwebten, auf den Feind, wenn er von der Seite herkam, losgelassen werden konnten. Um diese Vorrichtung in Bewegung zu setzen, mußte Jemand den Hauptmast erklettern, oder in der Schiffersprache nach oben gehen. Da die Engländer von den Folgen dieses Manövers viel Unheil befürchteten, hatte Howard einem Edelmann aus Yorkshire, Namens Hustler, dem besten Bogenschützen im Schiffe, den gemessenen Befehl ertheilt, jeden herabzuschießen, der es versuchen würde, nach oben zu gehen, um die Balken des Barton'schen Schiffes in Bewegung zu setzen. Zwei Leute wurden hintereinander bei dem Versuche getödtet und Andreas Barton selbst, im Vertrauen auf die starke Rüstung, welche er trug, fing an, den Mast zu erklettern. Lord Thomas Howard rief dem Bogenschützen zu, gut zu schießen, so lieb ihm sein Leben sei.

„Und muß ich darum sterben," sagte Hustler, „ich habe nur noch zwei Pfeile."

Der erste, welchen er abschoß, prallte von Bartons Rüstung ab, ohne ihm zu schaden. Als der schottische Seemann seinen Arm erhob, um höher zu klimmen, nahm der Bogenschütze dahin sein Ziel, wo die Rüstung ihm keinen Schutz gewährte, und verwundete ihn tödtlich durch die rechte Armhöhle. Barton stieg vom Mast herab.

„Fechtet weiter, meine braven Herzen," sagte er, „ich bin ein wenig verwundet, aber nicht zum Tode; ich will nur ein wenig ausruhen und dann aufstehen und wieder fechten; indessen haltet fest am Kreuz des heiligen Andreas;" damit meinte er Schottlands Flagge oder Zeichen.

Er munterte seine Leute mit der Pfeife auf, so lange noch Athem in ihm war. Zuletzt ward die Pfeife nicht mehr gehört, und die Howards fanden beim Er[illegible] Schiffes, daß der verwegene Hauptmann desselben todt sei. Sie zogen nun den „Löwen[illegible] ie Themse, und es ist merkwürdig, daß Bartons Schiff das zweite Kriegsschiff in der englischen Flotte wurde.

So klein war der Anfang der gewaltigen Seemacht Englands. Nach siebenzig Jahren erfüllten unter d.r „jungfräulichenKönigin" Elisabeth schon die englischen Seehelden Drake, Ra

leigh, ꝛc. die Welt mit ihrem Namen und die spanischen Armaden mit Schrecken, bis Cromwell für immer den Grund zum Uebergewicht der englischen Seemacht legte, das auch unter der schwachen, würdelosen Regierung der Stuarts, Karl II. und seines Nachfolgers Jakob nicht auf die Dauer mehr erschüttert werden konnte.

Eine fromme Lüge.

Erzählung von Louise von Gall.

1.

Der Medtziner als Pächter.

Fünf Stunden von Münster in Westphalen liegt ein jetzt sehr bescheidenes Dorf, welches noch vor einem halben Jahrhundert ein blühendes Städtchen gewesen ist; denn damals war es der Sommeraufenthalt des geistlichen Landesherrn, des Kurfürsten von Köln und Fürstbischofs von Münster.

Christoph Bernhard von Galen, der kriegerische Bischof, der mit seinem kleinen Heere eben so große kriegerische Gelüste befriedigte, wie Karl der Zwölfte von Schweden mit dem seinigen; der Frankreich und Holland und Dänemark den Krieg erklärte und ihn glorreich ausfocht, wenn er auch nicht gerade diese Länder eroberte, hatte dort zuerst ein Schloß erbaut, einen großen Garten mit Weihern, Bosquets, Hügeln, dichten Taxuswänden und Hunderten von Hermen darum angelegt. Im daran gränzenden Walde hatte er die schönsten Alleen schlagen lassen und dann eine Mauer umher gezogen, die das reiche Wild ihm sichern mußte. Und so hatte noch zur Zeit des letzten regierenden geistlichen Herrn, des Erzherzogs Maximilian Franz, der großen Maria Theresia jüngstem Sohne, in ununterbrochener Reihe heiteres Wohlleben im Städtchen gewaltet. Die fürstlichen Beamten hatten sich in der Nähe Villen erbaut; das Gefolge des Churfürsten, wenn er dort weilte, wohnte freilich im Schloß, aber wie viele Andere wollten sie die Sonne der fürstlichen Nähe nicht missen, ohne geradezu durch ihre Pflicht an ihn gefesselt zu sein; diese mietheten dann für hohe Preise im Städtchen sich niedere Zimmer und machten sie wohnlich mit Dingen, die sie aus der Hauptstadt herbeischleppen ließen.

Maximilian Franz machte während seiner Regierung keinen längeren Aufenthalt im Städtchen; nur für die größern Jagden hielt er sich einige Tage dort auf, aber auch für diese kurze Zeit folgte ihm imm[illegible] Schwarm von Edelleuten und Geistlichen, welche Eigenschaften freilich im Bisthum Mün[illegible] häufig in einer Person vereinigt zu pflegten, da der ritterbürtige Adel im Besitze der reichen Pfründen war.

Aber alle die Beflissenheit ihm zu dienen und ihm zu folgen, vermochte nicht das Herz des Fürsten ihnen zuzubringen; Maximilian Franz liebte die „Junker“ nicht, und was er an

Freundlichkeit dem Adel versagte, gewährte er auf das Gütigste den Bürgern und ganz besonders den Bauern, die auch diese Gönnerschaft wohl zu schätzen wußten.

Seine Gesinnungen waren, da er keinen Hehl daraus machte, so allgemein bekannt, daß ein alter Schulze, den er eines Tages auf seinem Spaziergange nach den Aussichten der Ernte frug, ihm kühn antwortete:

„Es sieht nicht besonders gut aus, Churfürstliche Durchlaucht, es sind zu viele Junker in dem Korn."

Lächelnd frug der Fürst, was das heiße?

„Wir nennen hier auf dem Lande," sagte der Bauer mit unschuldiger Miene, „die langen Halme so, die den Kopf hoch tragen und nicht beugen, weil nichts darin ist."

Der Churfürst lachte so sehr, daß sein ganzer ungeheurer Leibesumfang in zitternde Bewegung gerieth und gab bei Tafel den neu gelernten Ausdruck aus der Landwirthschaft zum Besten, der natürlich sehr belacht wurde, weil Jeder der Anwesenden sich für eine Ausnahme von der Bauernregel, das heißt, Keiner für einen leeren Kopf hielt!

Das ist jetzt alles vorüber, der Bauer fühlt sich nicht mehr als den Liebling des „Herrn". Mit bäurischer Verdrossenheit, westphälischem Phlegma und religiöser Unduldsamkeit gegen Ketzer und Andersgläubige — die letztere Eigenschaft geht in unserm ehemaligen Städtchen und jetzigen Dorfe so weit, daß unter den fünfzehnhundert Einwohnern kein einziger Jude leben darf — liegt er dem sauern Tagewerke ob. Aus dem Schlosse ist eine Damastfabrik geworden und seinen Hauptbau und seine rechten Flügel hat man abgebrochen — wie die Wiedertäufer in Münster ihren Feinden Haupt und Hand abschlugen — um daraus einen großen Gestütestall in der nächsten Stadt zu bauen! Aus dem Park mit den schönen Alleen und Durchsichten ist ein „Busch" geworden, in dessen Dickicht man nur noch mit Mühe die Spuren der ehemaligen Anlagen auffinden kann. Die Mauer, die den Park umschloß, ist auch verschwunden und das Wild läßt sich vom Förster selten mehr dort betreffen und genießt seine Freiheit. Aus dem vielbewunderten Schloßgarten ist ein Gemüsefeld, aus den Weihern sind Sümpfe geworden. Bosquet und Hecken hat man rasirt und die Nachtigallen, die in Menge darin einheimisch waren, sind verstummt wie die schöne große Orgel in der ebenfalls von Christoph Bernhard von Galen erbauten Kirche; letztere weil die Gemeinde zu arm ist, um sie repariren zu lassen, erstere weil man ihnen ihre Wohnungen demolirt und sie obdachlos gemacht hat; nun werden wohl die glücklicheren Vögel ihre Stimmen wo anders ertönen lassen, während die arme Orgel schweigen muß!

Zu dem jetzt so verarmten Dorfe gehört aber, nur ein paar Büchsenschüsse davon entfernt, ein Pachthof, dessen stattliche rothe Dächer einen glänzenden Contrast zu den ärmlichen meist schornsteinlosen Dächern des Ortes bilden. Dieser Pachthof gehört dem Grafen von K., dessen stattliche rothe Dächer einen glänzenden Contrast zu den ärmlichen meist schornsteinlosen Dächern des Ortes bilden. Dieser Pachthof gehört dem Grafen von K., dessen Wohnsitz, ein schönes Schloß, ein paar Meilen weiter in entgegengesetzter Richtung von Münster liegt. Der Pachthof ist schon seit fünf Generationen in den Händen derselben Familie. Der jetzige Pächter ist ein sehr junger hübscher Mann mit auffallend städtischem Aussehen. Auch seine Frau ist eine zierliche Erscheinung und offenbar, was ihre Kleidung betrifft, die Löwin des Dorfes, welcher am Sonntage alle Bauernmädchen den Schnitt ihres nächsten neuen Kleides absehen!

Bernhard und Therese Artmann, so heißt das junge Ehepaar, haben auch noch vor wenig Jahren wahrhaftig nicht daran gedacht, daß ihr Schicksal sie einst für immer in diese ländliche

Einsamkeit verschlagen werde. Denn Bernhard, obgleich der Sohn des vorigen Pächters, war als Zweitgeborner nicht zu seinem jetzigen Beruf bestimmt; sein ältester Bruder, der dazu erzogen worden, hatte nach des Vaters Tode die einträgliche Pachtung antreten sollen, Bernhard hingegen in Münster und später in Berlin Medicin studirt. Da starben kurz nacheinander Bruder und Vater, und der Graf ließ Bernhard in Berlin fragen, ob er Lust zur Pachtung habe. Bis zu seinem achtzehnten Jahre war er freilich auf dem Pachthof gewesen und hatte nur von seinem zehnten Jahre an täglich im nächsten Städtchen, das nur eine kleine Stunde entfernt lag, das Gymnasium besucht. Der Graf meinte aber, er werde die Kenntniß der Landwirthschaft doch von der Geburt her erblich in sich tragen; dann schrieb auch seine einzige Schwester, er möge doch kommen und nicht Ursache sein, daß sie „unter fremden Leuten sein müsse." Eine alte Tante, eine Art ökonomischen Wunders, seit ihrer Geburt auf dem Hofe ansäßig, versprach überdies ihn mit allen ihren Kenntnissen zu unterstützen, und seine Geliebte — denn er hatte in seinem einundzwanzigsten Jahre schon eine Geliebte — redete ihm auch zu, der Wissenschaft, zu deren Erlernung ihm ja doch die reichen Mittel fehlten, Valet zu sagen und seinen Acker zu bauen. Er frug, ob sie ihm nach Westphalen folgen wolle, sie sagte freudig zu.

Therese war keine Berlinerin. Ihr feiner sächsischer Accent verrieth das bald; eine Waise war sie zu Verwandten nach Berlin gekommen, die ihr das junge Leben, welches sie ihr durch mühsame Arbeit und schwere Pflichten ernst und trüb machten, nur zu verherrlichen meinten, indem sie ihr von Zeit zu Zeit ein neues Kleid schenkten!

„Aber" frug Therese, nachdem sie so rasch ihr Jawort gegeben, „werden mich deine Landsleute auch unter sich dulden, mich, die Ketzerin, die „Calvinistin," wie du sagst, daß sie noch immer Alle nennen, die dem evangelischen Glauben anhängen?"

Bernhard lachte. „So schönen blauen Augen verzeihen auch meine Landsleute etwas Ketzerthum, Niemand wird dir eine Locke deines schönen braunen Haares krümmen."

Und Bernhard ging und wurde Pächter.

Einige Monate später holte er seine Braut aus Berlin, und die sonst so fanatischen Bauern ließen auch wirklich dem lieblichen Geschöpf sein Ketzerthum nicht entgelten, wenigstens bemerkte sie nichts davon, und als sie ein Jahr drauf Bernhard einen Sohn schenkte und dieser Sohn zum Kirchen-Portale hereingetragen wurde, über dem Christoph Bernhards von Galen edles Wappen noch immer prangt, und dort in feierlicher Taufe die erste Weihe des katholischen Glaubens empfing, vergaßen sie es beinahe ganz, weshalb Therese immer in der Frühmesse fehlte und beinahe jeden Sonntag von ihrem Manne im nächsten Städtchen abgeholt wurde, wohin sie der alte Knecht zu ihrer Kirche geleitete.

Bernhard war ein sehr fleißiger, ein sehr intelligenter und dabei ein sehr gesunder Mensch; wie wäre es möglich, mit diesen drei Eigenschaften, so bald der beste Wille von der Welt dazu sich findet, nicht ein guter Landwirth zu werden? Der Graf war stolz auf diesen Pächter und rühmte sich bei seinen Bekannten des Kunststücks, das er vollbracht, indem er aus einem lockern Studenten, welche Benennung übrigens Bernhard nie verdient hatte, einen soliden Landwirth gemacht habe.

Als ihm Bernhard pflichtschuldigst die Geburt seines Söhnchens anzuzeigen kam, weil der Graf sich ihm zum Pathen angetragen, empfing ihn dieser mit bekümmertem Gesicht und sagte traurig: „Ach, Artmann, wären wir erst so weit. Aber", sagte er nach einer kleinen Pause, durchblitzt von einem Gedanken, „ich will dir etwas sagen, wenn meine Frau mir auch einen

gesunden Sohn schenkt, dann sollst Du Pathe sein und kein anderer.“ Da der Graf Artmann von seiner frühesten Kindheit kannte, so hatte er die Gewohnheit ihn Du zu nennen beibehalten.

Bernhard blickte den Grafen überrascht an. Herablassung war sonst gerade nicht dessen starke Seite, aber bald errieth er die Wahrheit, daß nämlich der Graf, der wohl fühlen mochte, daß sein Hochmuth kein dem Himmel wohlgefälliger Zug sei, da Demuth die erste Eigenschaft eines Christen ist, sich durch diese Herablassung eine besondere Gnade zu erkaufen wähnte. Bernhard sagte deshalb ganz ruhig!

„Wie Sie befehlen, Herr Graf.“

Der Herr Graf ließ nun auch sogleich anspannen und fuhr mit Bernhard, der auf einem seiner Ackergäule hergeritten, auf den Pachthof, besuchte die junge Mutter, der er eine goldene Broche für die Frau „Gevatterin“ auf die Bettdecke legte und ging dann mit in die Kirche und hob eigenhändig den Erstgebornen seines Pächters, einen wunderbar schönen und kräftigen Jungen, aus der Taufe.

Vier Tage später, es fing schon an zu dämmern und Bernhard saß vor dem Bette seiner Frau und sprach mit ihr, welche Kenntnisse einst ihr Kind sich erwerben, welche Laufbahn es ergreifen und Gott weiß noch was es Alles thun sollte, als ein Reiter auf den Hof gesprengt kam und eilig nach Artmann frug.

Als der Knecht diesen herbeigeholt, sah Bernhard, daß es der Reitknecht des Grafen war, der noch zu so ungewohnter Stunde heraus kam.

„Was ist's Casimir,“ frug er den Reiter, der schwerfällig aus dem Sattel stieg.

„Sie haben bei uns einen jungen Grafen!“ sagte lakonisch der Bediente, indem er seinem Pferde, das der Knecht abführte, wohlgefällig nachsah und Letzterem dabei anstatt dem Thiere einen kleinen Schlag mit der Gerte gab.

„Ist es wahr Casimir, einen Sohn?“

„Ja, ja, Herr Artmann, so ist's. Und Sie sollen morgen früh um zehn Uhr da sein und das Kind aus der Taufe heben,“ sagte lauernd der rothköpfige Bursche.

„Wirklich?“ frug Artmann, nun doch etwas betroffen.

„Ja, ja,“ wiederholte Casimir, „und Sie sind der einzige Pathe und zwar,“ setzte er mit boshaftem Lachen hinzu, „weil man doch keine Comtesse zu Ihrer Frau Gevatterin machen mag.

Artmann biß sich in die Lippen und frug kurz:

„Woher wissen Sie denn das Alles? denn eben so wenig wie Sie begreifen, daß der Graf seinen Pächter zum Pathen nimmt, eben so wenig begreife ich, daß der Graf seinen Reitknecht zu seinem Vertrauten macht.“

„Sind Si· mir böse, Herr Artmann? das kommt nur davon, daß Ihnen der Doctor noch in den Armen liegt! Aber seien Sie ruhig, unser hochgräflicher Herr hat uns Nichts vertraut; was ich weiß, weiß ich durch Lisette, die Kammerfrau, die gehört hat, wie der Graf es der Gräfin sagte.“

„Wie geht es der Gräfin?“ frug nun Bernhard, um nur etwas anderes zu sprechen.

„O schlecht! das Kind soll ein großer starker Junge sein, aber die Gräfin ist so schwach, sie konnte ja immer kaum auf den Füßen stehn, und obgleich sie die Nase hoch genug trägt, kann sie doch den Kopf nicht aufrecht halten,“ antwortete der Bediente und belachte seinen eigenen Witz.

Bernhard befahl dem aus dem Stall zurückkehrenden Knecht, dem Reitknecht ein Glas

Bier zu reichen und kehrte an das Bett seiner Frau zurück, um ihr von seiner neuen Würde und von seiner morgenden kleinen Reise zu erzählen.

Therese nahm wie alle lebhaften und gutmüthigen Frauen nur die heitere Seite der Sache auf und freute sich; sie sah im Antrag des Grafen eine besondere Zuneigung zu ihrem Manne und schloß hundert günstige Schlüsse für ihre beiderseitige Zukunft daraus.

Bernhard ließ sie sprechen, als sie aber fertig war, sagte er ruhig: „Daß er mich zum Pathen gewählt hat, ist nichts als eine Buße, mit der er den Himmel zu bethören meint."

„Ich verstehe dich nicht," frug verwundert die Frau.

„Wenn ich noch Student in Berlin wäre, würde ich dir die Sache erklären, indem ich sagte: Diese Pathenschaft ist der Ring, den Polykrates ins Meer warf, um die Götter mit seinem Glück zu versöhnen."

Therese lachte. „Nun verstehe ich dich! Aber du thust gewiß dem Grafen unrecht."

Bernhard schwieg.

Am andern Morgen ritt Artmann mit dem Reitknecht nach dem Schlosse. Ein kleines Mantelsäckchen, das er hinter sich auf das Pferd geschnallt hatte, enthielt seine Garderobe, denselben tadellosen Berliner Frack, in welchem er sich vor einem Jahre hatte trauen lassen.

Kaum angekommen, wies ihm der Verwalter auf seinen Wunsch ein Zimmer an, wo er sich umkleidete, und als er nach einer Viertelstunde heraustrat, konnte gewiß Niemand in dem schönen schlanken blonden Mann den Pächter des selben hochgebornen Herrn sehen, der ihm in ziemlich vernachlässigter Kleidung auf dem Corridor begegnete.

„Ei, wie fein hast du dich gemacht," sagte etwas spöttisch der Graf.

„Bernhard wurde dunkelroth", sagte aber nur, indem er einen kleinen Strauß der schönsten Rosenknospen dem Grafen entgegen hielt:

„Wollen Sie das der Frau Gräfin vom Pathen Ihres Kindes geben?"

„Meine Frau darf keine Blumen riechen" antwortete der Graf, indem er nachlässig den Strauß auf den nächsten Stuhl warf.

„So will ich sie meiner Frau wieder mitbringen," sagte beleidigt Artmann, „die freuen sie mehr als Alles."

Der Graf bemerkte nicht einmal, daß Bernhard unter „Alles" auch gold'ne Brochen verstanden haben wollte und daß er den Pächter tief gekränkt, indem er das zarte Geschenk für die „Frau Gevatterin" zurückgewiesen; und was auch der Graf heute sagen und thun mochte, Alles verletzte den gereizten Bernhard, und heute, wo es das erstemal war, daß ihn der Graf auszeichnete und ehrte, fühlte er sich auch zum erstenmale von ihm gedemüthigt.

(Fortsetzung folgt.)

Man erzählt aus Wien folgende Begebenheit, welche, wenn auch nicht wahr, doch gut erfunden ist. Dieser Tage nach 9 Uhr Abends ging ein Herr in einem Mantel über das Glacis nach Hause. Er mochte den Mantel nachlässig über die Schultern gehängt haben, denn in der Eile des Gehens verlor er ihn. Da sprang ein Mensch auf ihn zu, hob den Mantel auf, und gab ihn artig dem Herrn, gleich einem Kammerdiener, über die Schultern; der Herr dankte, der Mensch ging weiter, aber dem Herrn fiel diese Höflichkeit auf, er fühlte mißtrauisch nach seiner Uhr und vermißte sie. Wie ein Blitz sprang er dem fremden Menschen nach, holte ihn ein, packte ihn und schrie: „Du verfluchter Kerl! die Uhr, oder ich erdroßle Dich!" — Der Fremde gab unter Zittern und Beben die Uhr, und der Herr eilte nach Hause. Aber wer beschreibt das Erstaunen, als er in sein Zimmer trat, und seine Uhr auf dem Tische fand. Er hatte sie vergessen. Er holte die fremde Uhr aus der Tasche und war unruhig über seinen Irrthum. Den Morgen darauf ging er schnell zur Behörde, überreichte die Uhr und erzählte den Vorfall — dahin kam aber auch der vermeinte Dieb. Es war ein schüchterner gutmüthiger Schneidermeister, der den Herrn für einen Räuber hielt, und lieber seine Uhr preisgab, als sich zur Wehre setzte. Natürlich klärte sich alles auf und der Schneider mit dem vermeinten Räuber gingen Arm in Arm von dannen.

In dem Flecken Hallstadt an dem berühmten Hallstädter See im Salzkammergut, welcher durch sein schlechtes Wetter der Schrecken aller Touristen ist, hat ein witziger Wiener Feuilletonist in das Fremdenbuch folgende Verszeilen niedergeschrieben:

Dieses kleine Städtchen Hallstadt
Ist ein allerliebster Ort —
Leider findet nur der Fall statt,
Daß es immer regnet dort!

Neues Mittel zur Vertilgung der Fliegen. Ein sicheres Fliegen-Vertilgungs-Mittel, das jedoch leider nicht allgemeine Anwendung finden kann, hat ein Bauer in Böhmen ersonnen. Der Mann hatte zwei Kühe, welche täglich von der Weide kommend einen Schwarm von Fliegen in ihren Stall mitbrachten und von dem kecken Insekt hernach sehr belästigt wurden. Fliegenschwamm, Insektenpulver, Fliegenpapier, Leimruthen — alles half nichts. Da führte der Thierfreund seine Kühe in den Hof, räumte den Stall aus, zündete einen tüchtigen Strohbesen an und fuhr damit an den Wänden herum. Legionen von Fliegen fielen mit versengten Flügeln herab, und ihr Vertilger schwelgte in befriedigter Rache. Doch er vergaß, daß die Stalldecke nur aus Latten bestand, zwischen welchen Futtervorräthe vordrangen und wurde auf diesen Umstand erst aufmerksam, als die Nachbarn herbeiliefen, um das Feuer zu löschen, welches bereits zum Dache emporschlug. Jetzt hat er keine einzige Fliege im Stall, denn dieser brannte bis auf den Grund nieder.

Ein Pair des engl. Reichs, Lord Kingston, war um 2 Uhr Morgens aus Morleys Hotel hinausgeworfen worden, verweigerte seinem Fiaker den Lohn und wurde dann von einem Constabler nach Hause begleitet. Unterwegs schlug und trat er diesen und erschien darum vor dem Polizeirichter, der ihn zu einer kleinen Geldstrafe und zur Bezahlung des Fahrlohns verurtheilte. Der edle Lord wollte sich dieß nicht gefallen lassen, und sagte dem Richter, er sei eine Schande für die Richterbank; er mußte aber bezahlen und ward zu einem anständigeren, einem Lord geziemenderem Benehmen ermahnt. Diese Ermahnung hatte geringe Wirkung. Von London ging der Graf nach Chester und dort trotz des Verbots in den Eisenbahntunnel; er wurde wieder arretirt und vor die Polizei gebracht. Kaum entlassen ging er in die Kirche und weigerte sich, den Hut abzunehmen; er mußte mit Gewalt hinausgeworfen werden; wieder eingesperrt und entlassen, erschien er nackt auf der Straße vor dem Palast des Bischofs und behelligte diesen so, daß er ihn arretiren lassen mußte; vor den Richter gebracht setzte er sich neben ihn und erklärte, er werde den Bischof verklagen, weil er in ihm das Oberhaus beleidigt habe. Es zeigte sich nun, daß er verrückt geworden und er wurde ins Tollhaus gebracht.

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

№ 41. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 6. October 1860.

Eine fromme Lüge.

Erzählung von Louise von Gall.

(Fortsetzung.)

Bei der Tafel, wo nur die nächsten Verwandten des Grafen gegenwärtig waren und Bernhard mit der arglosen Freundlichkeit behandelten, welche auch die hochmüthigsten Vornehmen immer gegen Menschen haben, bei denen sie durchaus keine Ansprüche vermuthen, war und blieb Bernhard verstimmt, und selbst als er mit dem Neugebornen auf dem Arme dastand, der seinen Namen Christoph Bernhard erhielt, dachte er: Daß mir vergönnt ist, dies kleine Kind hier zu halten, soll mir nun eine große Ehre sein, während mein armer süßer Junge sich geehrt fühlen soll, daß ihn der gräfliche Mann an meiner Seite auf den Armen hielt, und mein Junge ist doch viel schöner und größer und kräftiger als dieser gräfliche Sproß!

Das war nun nicht so ganz wahr, denn das gräfliche Kind war wirklich auch ein schönes und gesundes Geschöpf, und natürlich in den Augen aller Bewohner des Schlosses ein vollständiges Wunder!

Nach der Taufe empfahl sich Bernhard dem Grafen, der ihn noch länger zurückhalten wollte, und schützte vor, daß seine Frau noch zu schwach sei, als daß er sie so lange verlassen dürfe.

Therese aber war glücklicherweise gar nicht schwach und empfing freudig ihren Mann, der ihr nun viel Schönes erzählen sollte. Bernhard aber sagte nur kurz: „Es ist gar Nichts vorgefallen, was der Rede werth wäre,“ und ging wieder hinaus, um mit den Knechten zu rechnen. Therese aber lehnte ihr schönes freundliches Gesicht in die Hand und sagte nach einer Weile lächelnd zu ihrer Schwägerin, einem kränklichen Mädchen, die am Bette saß und strickte: „Wenn wir als Erbfehler die Eitelkeit besitzen, so besitzen die Männer dafür den Hochmuth; was ist nun schlimmer?“

2.

Er kann schon laufen.

Ein Jahr war verflossen. Das Glück auf dem Pachthofe war immer in ungetrübter Blüthe geblieben. Therese war noch dieselbe schöne, blühende, glückliche Mutter und Frau, Bernhard der fleißige und erfolgreiche Oekonom; daß seine kränkliche Schwester gestorben, war ein Glück zu nennen, denn das Mädchen hatte nie Freude am Leben gehabt. Die alte Taute hingegen war noch eben so rüstig wie früher und schaffte so viel und fleißig, daß Therese ihrem Kinde manche Stunde widmen konnte. Und dennoch hatte ein trüber Schleier auf den Bewohnern des Pachthofes gelegen, denn ein schweres Jahr war vorübergezogen und hatte die ohnedem dürftigen Bewohner des Dorfes ganz verarmt. Daß Bernhard auf seiner Pachtung das Korn und die Kartoffeln reichlicher und besser geerntet, gereichte ihm eher zur Qual, denn nun kamen alle die armen Leute zu ihm und sagten: Ihr und Euer Graf, der ohnedem so reich und gesegnet ist, habt durch die bessere Ernte noch mehr gewonnen, während wir Alle nichts bekommen haben. Sagt ihm das nur. Ihr könnt Beide etwas hergeben.

Sagen mochte aber Bernhard gar Nichts mehr, denn der Graf, obgleich er nicht geizig war, war doch nichts weniger als großmüthig, nachdem er eine Spende von ein paar hundert Thalern an die Armen der Umgegend verabreichen lassen, meinte er nun sich losgekauft zu haben und schlug Bernhard jede fernere Unterstützung für die Armen ab. Ja, als Bernhard damit nicht gleich zur Thüre hinaus ging, erlaubte er sich sogar einige sehr übellaunige und unhöfliche Worte in den langen rothen Bart zu murmeln, die aber leider Bernhard sehr gut verstand.

Seitdem hatte der Pächter das Schloß nicht mehr betreten, die Geschäfte machte er ab, indem er den Rentmeister, der in einem Nebenhäuschen wohnte, besuchte. Den Armen aber hatte er sein eigenes Saatkorn, seine eigenen Pflanzkartoffeln beinahe alle gegeben, denn es war Frühling und das schönste Wetter der Welt, Alles wuchs und gedieh, aber reif war noch kein Körnchen, wovon sich nur ein Vöglein hätte sättigen können.

Schon mehrere Male hatte die Gräfin Theresen sagen lassen, sie möge doch einmal mit ihrem Kinde auf das Schloß kommen, damit sie es mit dem jungen Grafen vergleiche, ihr sogar den Wagen angeboten, der sie abholen sollte, aber Bernhard hatte das nicht gelitten und immer geantwortet: „Meine Frau kann nicht abkommen.“

Zu Theresen sagte er: „Wenn sie dein Kind sehen will, kann sie herkommen, sie hat Nichts zu thun und fährt ohnedem mit dem Jungen alle Tage spazieren“. — Das that denn auch die Gräfin eines Tages, denn der mütterliche Stolz ging bei ihr noch über den gräflichen.

Als die Kalesche mit den vier Mecklenburgern bespannt, wie heutzutage noch immer der westphälische Adel über Land fährt, auf den Pachthof rollte, eilte Therese an den Schlag; kaum aber hatte die Gräfin, die sie heute zum erstenmale sah, sie erblickt, so rief sie auch schon mit strahlenden Augen, indem sie auf das neben ihr sitzende Kind zeigte, das eine Wärterin in den Armen hielt:

„Denken Sie, Frau Artmann, er läuft schon!“

Therese beantwortete diese wichtige Nachricht nur mit einem freundlichen Lächeln, worin ein gewisser Stolz nicht zu verkennen war. Deshalb frug die Gräfin denn auch überrascht:

„Läuft am Ende der Ihrige auch schon?“

„Seit acht Wochen,“ bemühte sich Therese mit Mäßigung und Demuth hervorzubringen.

„Seit acht Wochen! Er ist aber auch drei volle Tage älter!“

„Jawohl!“ sagte Artmann, der auch an den Wagen kam, „er wird aber nicht so gepflegt wie der junge Graf.“

„Oho,“ rief Therese, scherzhaft böse, „man sollte meinen, ich vernachlässige mein Kind!“

„Wo ist er?“

„Im Garten, aber wollen die Frau Gräfin nicht etwas aussteigen? im Garten ist's so schön!“ setzte Therese hinzu, weil sie fürchtete, die Gräfin werde meinen, sie wolle sie in ihr bescheidenes Zimmer führen.

„Ja ich will aussteigen,“ sagte die Gräfin, „aber Sie erlauben mir wohl, in Ihr Zimmer zu treten, ich bin noch zu schwach, um das stille Sitzen in freier Luft zu ertragen.“

Der Bediente und Artmann hoben die feine Gestalt der Dame aus dem Wagen. Sie stützte sich sorglos auf ihres Pächters Schulter, indem sie mit nachlässiger Haltung die kleine gepflasterte Strecke durchschritt; hinter ihr trug die Wärterin das Kind, das mit einer Eleganz gekleidet war, wie ein französischer Prinz.

Auf der Schwelle von Theresens Wohnzimmer, das nach dem Garten zu lag, blieb die Gräfin stehen und sagte überrascht: „Wie hübsch ist es hier!“

Die äußerst einfache Einrichtung war auch ein redendes Zeugniß für Theresens guten Geschmack und ihren häuslichen Sinn, und sicher war ihr Zimmer, dessen Inhalt nicht den zehnten Theil der Einrichtung des Boudoirs der Gräfin gekostet, doch wohnlicher.

Ein grün und grauer Wachsteppich deckte den Boden, ein glattes, hellgrünes Papier die Wände, die Meubles, mit dunkelgrünem Damast überzogen, standen aber alle an der richtigen Stelle, der kleine Schreibtisch war mit zierlichen Nippsachen, Geschenken ihrer Berliner Freundinnen bedeckt, und an den Fenstern, die halb von weißen halb von grünen wollenen Vorhängen verhüllt waren, standen schöne große Epheugitter und dazwischen Blumentische von Holzrinde mit Rosentöpfen. An den Wänden hingen ein paar gute Kupferstiche und einige Bücherbretter.

„Wie hübsch!“ wiederholte die Gräfin noch einmal und ging zum Kanapee, ließ sich matt darauf nieder und befahl der Wärterin, ihr das Kind zu reichen, das sie sogleich auf den Boden stellte, um es seine neue Kunst zeigen zu lassen.

Das gräfliche Kind machte einige schwankende Schrittchen, weinte aber dann und seine Mutter nahm es nun auf den Schooß.

Da ertönte auf dem Gange ein helles Glöckchen.

„Was ist das?“ frug die Gräfin.

Therese lachte: „O weiter Nichts als mein kleiner Clemens. Weil nicht immer Jemand Zeit hat auf ihn zu achten und ich doch von dem kleinen Mann wissen muß, wo er ist, habe ich ihm eine kleine helle Schafschelle umgebunden, da kann ich ihn immer gleich finden, wenn er sich verlaufen hat.“

Die Gräfin schlug erschrocken die Hände zusammen.

„Welche Grausamkeit! das arme Kind! Wenn mein Mann hört, wie hart Sie seinen kleinen Pathen behandeln!“

In diesem Augenblicke öffnete Therese ihrem Kinde die Thüre und hörte darüber nicht die Vorwürfe der Dame.

Auf der Schwelle erschien nun ein prächtiges Kind. Nicht viel größer und auch nicht viel stärker als der gräfliche Sproß, aber wie viel gesünder und lebhafter und selbstständiger!

Wie ein zweijähriges Kind durchrannte er das Zimmer auf den kleinen Grafen zu und streckte seine Aermchen nach ihm aus und streichelte seine Händchen, indem er immer mit schmeichelndem Tone: Ei, ei, rief.

Therese weidete sich an dem Anblick, die Gräfin aber, indem sie ihre schmale durchsichtige Hand auf den blonden Lockenkopf des Pächterssohnes legte, sagte zu seiner Mutter mit Thränen in den Augen:

„Geben Sie mir das Kind mit, ich will es mit dem meinigen erziehen!"

Therese wurde blaß nur bei dem Gedanken, lachte dann aber hell auf. „Wie Sie mich mit Ihrem Scherz erschreckt haben, gnädige Gräfin."

„Kein Scherz! Welch' ein Glück für meinen kleinen Bernhard, solch muntern Gespielen zu haben, und Sie haben ja doch hier so viel zu thun, daß Sie ihn nicht recht beaufsichtigen können."

„Meinen Sie, weil er die Schelle trägt? O Frau Gräfin, ich denke jede Minute des Tages an das Kind, es ist mein höchstes Glück, und mich von ihm zu trennen würde mir geradezu den Tod bringen."

„Dann kann natürlich auch nicht die Rede davon sein. Aber finden Sie nicht, daß die Kinder sich ähnlich sehen, dieselben blauen Augen, dieselben blonden Löckchen, dasselbe Stutznäschen, nur ist der Ihrige stärker."

Und schöner, dachte Therese; und das war er auch, ihr kleiner Sohn überstrahlte das blasse Kind der Gräfin.

Therese frug nun die Gräfin, ob sie keine Erfrischung zu nehmen befehle.

Mit der Sorglosigkeit, die ihr eigen war, sagte die bleiche Frau, indem sie ihr Gesicht mit halbgeschlossenen Augen auf die Hand stützte und, schon ermüdet das Kind zu halten, es seiner Wärterin zurückgab: „Was haben Sie denn, was Sie mir geben können, lassen Sie hören?"

Therese wurde dunkelroth, hielt aber an sich und sagte: „Befehlen Sie nur!"

„Haben Sie vielleicht Himbeersaft?"

„Jawohl, soll ich Ihnen ein Glas frisches Wasser dazu bringen?"

„Oder was noch besser wäre, aber das haben Sie wohl nicht —"

„Wenn Sie mir es sagen?

„Schwarzen Thee? Haben Sie schwarzen Thee, aber nur keinen grünen, denn davon bekäme ich ein Nervenfieber."

„Meine Verwandten haben mir aus Berlin erst kürzlich sehr guten schwarzen Thee geschickt."

„So bitte ich um eine Tasse."

Therese ging nun hinaus, um gleich darauf mit einer Serviette wiederzukommen, die sie auf dem runden Tisch vor der Gräfin ausbreitete, um dann auf einem der Stühle, den sie zunächst dem Kanapee rückte, Platz zu nehmen und sich bescheiden mit einer weiblichen Arbeit zu beschäftigen, während die Gräfin, in Gedanken versunken, dem Spielen der beiden Kinder zusah, die unter Aufsicht der Wärterin in einer Ecke des Zimmers mit einigen Holzklötzchen spielten und zuweilen hell dabei auflachten.

Die Gräfin Agnes war durchaus keine hochmüthige und stolze Frau, und hielt sich selbst für äußerst bescheiden und anspruchslos; aber sie war das einzige Kind eines reichen Ehepaars, der letzte Sproß eines alten gräflichen Hauses, dessen Güter auch alle ihrem Manne einst zufallen sollten, und verwöhnt und verzogen in einer Weise, daß sie im Stande war, ihre Umgebung geradezu zu mißhandeln, ohne auch nur die leiseste Ahnung davon zu haben. Von Kindheit an kränklich, hatte sie nie einen Tadel vernommen, und auch noch jetzt, wenn ihre Mutter sie besuchte, behandelte diese sie wie ein krankes Kind. Man hatte bei der Gräfin systematisch den krassesten Egoismus ausgebildet, der aber eigentlich nicht in ihrem Charakter wurzelte, denn sobald Jemand sie aufmerksam gemacht haben würde, daß es Opfer seien, was sie täglich und stündlich von den Anderen verlangte, so würde sie erschrocken darauf verzichtet haben; aber weil von jeher ihre ganze Umgebung, — sie hatte nur das Schloß ihres Vaters verlassen, um das Schloß ihres Gemahls zu beziehen — sie für die Hauptperson gehalten und als solche behandelt, hatte sie, sich selbst unbewußt, sich angewöhnt, eine solche Behandlung, als sich von selbst verstehend, zu verlangen.

Seitdem sie Mutter war, war umgekehrt wie bei andern Frauen die Sache noch viel schlimmer geworden, denn für ihr Kind, mit dem sie als die zärtlichste Mutter sich übrigens ganz identificirte, verlangte sie naiv von Jedermann auch das größte Opfer, weil sie selbst sich bereit fühlte, es zu bringen, ohne doch je in dem Falle zu sein es zu thun; denn um ihrer wirklich sehr schwachen Gesundheit willen wurde jede mütterliche Beschwerde von ihr fern gehalten. Das Kind durfte nicht bei ihr schlafen, sie durfte es nicht nähren, nicht einmal auf dem Arme tragen; nur seine Gesellschaft war ihr in den Tagesstunden vergönnt, und dieses einzige Glück ließ sie sich auch um keine Minute verkürzen.

Sie ahnte jetzt nicht, daß es unhöflich von ihr war, neben Theresen zu sitzen und, in Gedanken versunken, keine Silbe mit ihr zu sprechen.

Nach einer kleinen Weile brachte Theresens Dienstmädchen den Thee und was dazu gehörte, die Gräfin sprach noch immer nicht, sondern beobachtete mit neugieriger Verwunderung Theresens Geschicklichkeit bei der Zubereitung des Thee's.

Endlich sagte sie: „Wie gut Sie das verstehen."

Therese erröthete wieder, aber sie antwortete nur: „Das Compliment hat mir bisher nur mein Mann gemacht."

„Trinken Sie zusammen Thee?

„Im Winter jeden Abend, und nachher ist er so gut mir einige Stunden lang vorzulesen."

Die Gräfin legte sich zurück und sagte nach einer Weile mit einem sonderbaren Tone, dem etwas wie ein Seufzer voranging:

„Sie sind wirklich eine glückliche, eine wahrhaft beneidenswerthe Frau: Ich war weit entfernt mir Ihre Existenz hier so harmonisch, so ideal zu denken."

„Ach, ideal ist sie auch nicht, gnädige Gräfin, und wenn meine alte Tante mir nicht so freundlich die schwersten Sorgen abnähme, ich fände selten Zeit, hier in meinem traulichen Zimmer zu sitzen, und müßte mich den ganzen Tag in Küche und Keller, im Kuhstall und in der Milchkammer umhertreiben."

„Also dahin kommen Sie doch?

„O, Frau Gräfin, viel mehr als ich hierherkomme!"

Die Gräfin betrachtete mit einem Blicke des aufrichtigsten Mitleids ihre schöne Wirthin.

„Meinem Manne mußte es im Anfange doch noch viel schwerer werden," fuhr Therese plaudernd fort, „denn zwischen seinem jetzigen und seinem frühern Leben ist ein noch viel größerer Contrast. Ich hatte doch immer die Arbeiten einer Haushaltung, wenn auch nur kleinen, geleitet. Er aber hatte nur der Wissenschaft gelebt, um hier dann ganz in dem durchaus materiellen Treiben einer großen Oekonomie aufzugehen!"

„Freilich," sagte die Gräfin sinnend, „das ist noch viel ärger. Wo ist Ihr Mann?"

„Ich weiß es nicht, Frau Gräfin, soll ich ihn suchen?"

„Nein, nein," sagte etwas ängstlich die Dame, denn sie wußte nicht, ob ihr Mann es billigen werde, wenn sie hier mit seinem Pächter Thee trinke. Mit der Frau war es doch etwas anderes, das ging allein sie selbst an und sie war, wie gesagt, nicht bewußt hochmüthig, sondern fand wirkliches Gefallen an der jungen Frau und freute sich an deren Bekanntschaft, und nahm sich vor, recht freundlich und herablassend gegen dieselbe zu sein.

Als sie fortfuhr, nahm sie auch wirklich die Zuneigung Thereseus mit, die schon nach einer halben Stunde Zusammenseins mit weiblichem Tact die Gräfin durchschaute und das Unabsichtliche ihres so oft beleidigenden Benehmens richtig würdigte.

„Nun, wie gefällt Dir Ihre hochgräfliche Gnaden? frug Bernhard spöttisch seine Frau, nachdem er die Dame wieder in den Wagen gehoben, und während in der Allee, die zum Hofe führte, nur noch der Staub, den die vier Mecklenburger in die Höhe warfen, zu sehen war.

„O gut."

„Gut? Diese Frau, die wegen ihres Hochmuths und ihres Uebermuthes förmlich berühmt ist, selbst unter ihres Gleichen?

„Sie verdient das nicht. Sie ist nur sehr verwöhnt und verzogen. Du hättest hören sollen, wie sie mir verklagte, daß ihre Eltern, ihr Gemahl und ihr Arzt sie durchaus noch diesen Sommer nach Ostende zu gehen bewegen wollten; weil sie aber verlangten, sie solle ihr Kind bei seiner Großmutter lassen, da ihm die Reise leicht schaden könne, so werde sie nicht gehen. Wie liebt sie ihr Kind! Wie kann Jemand, der so tiefes Gefühl besitzt, hochmüthig sein? Das können nur oberflächliche Menschen."

„Sie liebt das Kind nur, weil es ihr Kind, ihr Fleisch und Blut, ein Theil von ihr selbst ist; o, ich kenne diese Art von Elternliebe," sagte Bernhard.

3.

Wer ist das Opfer?

Man hatte die Gräfin wirklich überredet, nach Ostende zu reisen und ihr vergöttertes Kind so lange unter der Hut ihrer Mutter zurückzulassen. Der Graf hingegen begleitete seine Gemahlin in das Seebad.

Im Anfange bekam die Trennung Mutter und Kind gleich wohl, die Gräfin erfreute sich einer ganz ungestörten Ruhe, und das Kind genoß, weniger von der ängstlichen Mutter bewacht, mehr Freiheit und gedieh und entwickelte sich sichtbar. Da, ganz plötzlich, die Gräfin war vielleicht drei Wochen abwesend, erkrankte der kleine Bernhard, der Arzt erklärte, das Gehirn sei

afficirt, und man ließ den Grafen von Ostende kommen, der nur unter einem Vorwande seine Gemahlin zu verlassen wagte, und ihr keine Silbe von der Krankheit des Kindes mittheilte. Aber schon als der Vater ankam war das Kind rettungslos, und nach drei Tagen, war es eine Leiche.

Bernhard, der am Todestage seines Pathen hinüber geritten war, sah zufällig den Grafen, aber Keiner erkannte den Andern. Der Graf erkannte Bernhard nicht, weil er überhaupt Niemand sah, und Bernhard kannte ihn nicht, so verändert war sein Gutsherr, der dennoch so viel Fassung behielt den Schloßbewohnern zu befehlen, den Todesfall möglichst geheim zu halten, damit nicht ein Gerücht zu der Gräfin bringe, die vielleicht schon unterwegs war; und wirklich kam ein Brief vom Badearzte, der schrieb, die Gräfin habe die Rückreise angetreten, weil sie, von schmerzlichen Ahnungen ergriffen, behauptete, ihrem Kinde sei etwas zugestoßen. Niemand begleite sie als ihre Kammerfrau, aber die habe ihm, dem Arzte, bei der Abreise mitgetheilt, die Gräfin sei in einer solchen Aufregung, daß sie für ihre Besinnung fürchte.

Was war zu thun? Der Graf empfing den Brief am Sarge seines Kindes, und morgen sollte die unglückliche Mutter eintreffen! Und so kam es, daß bei der nun folgenden Beisetzung der Leiche in die Familiengruft der so zärtliche Vater kaum an seinen gestorbenen Liebling, sondern nur daran dachte, wie er seiner Gemahlin diesen Todesfall verberge, bis sie kräftiger sei, einen so furchtbaren Schlag zu ertragen. Da hörte er hinter sich ein unterdrücktes Schluchzen, er wandte sich unwillkürlich, um zu sehen, wer seinem Kinde diese Theilnahme zolle; sein Auge fiel auf Bernhard, der seinem Pathen die letzte Ehre zu erweisen herüber gekommen, und der nun weinte wie ein Mann es nicht gerne thut.

Als die Beisetzung vorüber war, trat der Graf zu ihm, nahm seine Hand und sagte gerührt: „Artmann, ich danke dir."

„Ich muß war sein, Herr Graf!" stotterte der bleiche Bernhard, „nicht das Mitgefühl allein hat mich so ergriffen — sondern vorhin, als wir Alle an den offenen Sarg traten, war es mir gerade, als sehe ich darin mein eigenes Kind vor mir liegen! Diese Aehnlichkeit ist es, die mich so erschüttert hat!"

„Dein Kind," rief der Graf, dem diese Worte wie ein Wink von Oben waren, „dein Kind gleicht dem meinen? o rasch — rasch zu deinem Hof, lasse mich dein Kind sehen."

Und eine Viertelstunde darauf fuhr der Graf wirklich mit Bernhard im raschesten Trabe davon.

Therese war im höchsten Grade erstaunt, als sie den Grafen mit ihrem Mann bei sich eintreten sah. Er grüßte sie kaum und frug nur eilig: „Wo ist Ihr Kind?"

„Im Nebenzimmer."

„So holen Sie es, ich bitte Sie, und du, Artmann, bringe mir aus der Wagentasche ein Päckchen, das ich dort eingesteckt."

(Fortsetzung folgt.)

Ich will!

Von E. M. Arndt.

„Frei das Wort aus voller Brust!
„Aus der Scheide rasch die Klinge!
„Das ist Jugendmuth und Lust,
„Das ist Leben guter Dinge!"

O du Glanz vom Morgenroth!
O du Jugendheldensage!
Ach! wie schleppt dich matt und todt,
Langsam todt der Glanz der Tage!

Kälter rollt des Blutes Tanz,
Stiller wandeln hin die Jahre,
Und bald liegt der ganze Glanz
Welk und farblos auf der Bahre!

Nein doch! ruf' ich, aber nein!
Weg mit deinem Hohn, Erfahrung!
Lasse nimmer weg mir schrei'n
Heil'ge Herzensoffenbarung.

Schiltst du, daß in Nebeldunst
Meine bunten Vögel fliegen,
Weis' ich dir die hohe Kunst,
Die sie lehrt das Licht ersiegen.

Schüttelst du die faule Frucht
Von dem kahlen Lebensbaume,
Mitten in der Tage Flucht
Halt' ich fest am Jugendtraume.

Denn wer redlich sein: „Ich will"
Zu der Zeit versteht zu sprechen,
Mag als Greis noch froh und still
Süße Maienblumen brechen.

Einer der hervorragendsten Züge im arabischen Charakter ist die Geistesgegenwart. Beispiele dafür ließen sich zahllos mittheilen. Wir wollen hier nur eins erwähnen.

El Hadschache, Gouverneur einer afrikanischen Provinz, machte eines Tages mit seinen höhern Beamten eine Jagdpartie. Er verirrte sich bei der Verfolgung einer Antilope und als er seinen Weg suchte, sah er am Saume eines Feldes einen Greis, der, auf seinen Pflug gestützt, ihn, als er vorüberritt, betrachtete.

„Woher bist Du?" fragte er ihn.

„Aus dem Dorfe, das Du dort siehst."

„Ist es nicht den Beni Abschel?"

„Du hast es gesagt; dieses Duar ist eins der ihrigen."

„Und sage mir, guter Mann, was denkt man hier von den Beamten der Regierung?"

„Man denkt, daß es Leute ohne Glauben, ohne Gesetz, ohne Mitleid sind, welche die Einwohner berauben, verfolgen und unterdrücken."

„Und bist Du auch dieser Meinung?"

„Vollkommen."

„Und was sagst Du von El Hadschache?"

„Ich sage, der ist der Schlimmste von Allen! Gott möge sein Gesicht schwärzen und den Kalifen verfluchen, der ihm die Gewalt anvertraut hat!"

„Weißt Du wohl, mit wem Du sprichst?"

„Bei Gott, nein!" sagte der Bauer.

„Ich bin El Hadschache selbst!"

„In der That," sagte der Bauer, ohne seine Fassung zu verlieren, „das freut mich. Und weißt Du wohl, wer ich bin?

„Nein," sagte der Gouverneur, über sein Phlegma erstaunt.

„Man nennt mich," sagte der Greis, „Zeid Ben Hamar, und ich bin der Narr der Beni Abschel. Jeden Tag, ein wenig vor Sonnenuntergang, verliere ich den Verstand. Es ist vier Uhr, mein Anfall hat sich eingestellt."

Der Gouverneur that dem alten Manne nichts zu Leide, und nachdem er sich bei ihm nach seinem Wege erkundigt hatte und darüber belehrt worden war, warf er ihm, als er fortritt, seine Börse zu.

In dem pommer'schen „Amtsblatt" befindet sich ein Steckbrief der Polizei-Verwaltung zu Stolpe vom 26. Februar d. J., worin eine gewisse unverehelichte Alwine Auguste Krause aus Sonnenburg dahin signalisirt wird: Aufenthaltsort: ohne Domicil, Religion: evangelisch, Beschäftigung: unverehelicht.

Das barbarischste Gesetz, welches jemals erlassen worden ist, war zweifelsohne eine Proklamation des englischen Parlements v. J. 1517, wodurch es den Weibern verboten wurde, auf den Gassen zusammenzustehen und zu plaudern, und den Männern bei schwerer Strafe befohlen ward, ihre Weiber zu Hause zu behalten.

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nro 42. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.



Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 13. October 1860.

Eine fromme Lüge.

Erzählung von Louise von Gall.

(Fortsetzung.)

Das Kind kam auf dem Arme der Mutter, der Graf betrachtete den Knaben so lange und aufmerksam, als wolle er des Kindes Seele mit den Augen verschlingen, bis Therese ganz ängstlich wurde.

„Er ist größer, stärker und blühender — aber das haben Sie ja Alles meiner Frau vom Kinde geschrieben — er gleicht ihm außerordentlich, es ist offenbar — es ist ein Wink von Oben."

Der Graf bedachte nicht, daß der Tod seines einzigen Kindes ein viel deutlicherer Wink gewesen — er nahm Artmann, der eben hereintrat, das Päckchen aus der Hand und sagte zu Therese:

„Ich bitte Sie, ziehen Sie dem Kinde diese Kleider meines Bernhard an und bringen Sie mir ihn dann, ich möchte sehen ob es möglich ist, sich zu täuschen und ihn für mein verstorbenes Kind zu halten."

Therese wagte dem todtenblassen Mann, den die Thränen am Reden hinderten, nicht zu widersprechen, obgleich sie seine Zumuthung nicht begriff, trug ihr Kind ins Nebenzimmer und zog ihm das feine Brüßler Batist-Hemdchen, die gestickten Höschen, das himmelblaue Caschmir-Kittelchen und das schwarzsammtne Jäckchen in möglichster Eile an, und schnürte die bunten russischen Stiefelchen an seine runden Füße, dann scheitelte sie halb absichtslos die kurzen blonden Löckchen ihres Kindes in derselben Art, wie sie gesehn, daß der kleine Bernhard seine Löckchen trug und führte so ihr Kind zum Grafen zurück.

Als sie eintrat, stürzte der unglückliche Vater auf ihr Kind zu, hob es hoch auf und rief: „Ja du bist so wie er, der barmherzige Gott hat dich mir gesandt und Jedermann soll dich hinfür für mein Kind halten."

Das Kind das nur ein paar Wochen mehr als ein Jahr zählte und das natürlich noch nicht sprechen konnte, streckte ganz erschrocken die Arme nach seiner Mutter aus, die eben so

erschrocken in ihres Mannes blasses Gesicht sah. Endlich sagte Artmann vorwurfsvoll: „Herr Graf!"

„Haltet mich nicht für wahnsinnig! Ich sage Euch im Ernst! Ihr müßt mir Euer Kind mitgeben, damit ich es der Gräfin als ihr eigenes zeigen kann, sie würde die Nachricht seines Todes nicht ertragen."

„Eher das Leben!" riefen aus einem Munde Bernhard und seine Frau.

Der Graf sah sie verwundert an. „Es versteht sich von selbst, daß ich zu jedem Opfer bereit bin."

Bernhard fuhr auf, aber Therese legte ihm die Hand auf den Mund und sagte: „Stille, lasse mich reden!"

„Herr Graf, das Kind ist unser höchstes Glück, wir können es nicht missen um keinen Preis der Welt!"

„Um keinen Preis der Welt?" frug verwundert der Graf, der hier eigentlich an gar keinen Widerstand gedacht. — „Nun wohl," sagte er nach einer Pause, „ich will das Kind nicht für immer, nur auf ein halbes Jahr — bis dahin, hoffe ich, wird die Gesundheit meiner Frau so gestärkt sein, daß sie die Wahrheit ertragen kann und will sie sich, wenn sie Alles erfahren, von dem Kinde nicht trennen, könnt Ihr ja auf das Schloß ziehen, ich gebe Euch die Rentmeisterstelle."

„Nein," sagte Bernhard kalt, „keinen Tag gebe ich das Kind fort."

„Ist die Gräfin kränker?" frug Therese nun in weichem Mitgefühl, ihr Kind, das sich vom Grafen zu ihr geflüchtet, fest an sich drückend.

„So krank und von den Seebädern und bangen Ahnungen so sehr aufgeregt, daß ihre Kammerjungfer gesagt hat, sie fürchte für ihren Verstand! Und wenn sie morgen ankommt und ihr Kind nur noch unter der Erde finden kann —"

Therese trat, das Kind auf dem Arm, zu ihrem Mann und sagte mit zitternder Stimme: „Wenn sie stirbt, sind wir ihre Mörder. Gib das Kind mit — wenn es die Mutter nicht für das ihrige erkennt, haben wir keine Schuld, erkennt sie es dafür, so mag sie sich einige Wochen an ihm erfreuen; dann will ich kommen und ihr die Wahrheit sagen und sie wird sie ertragen mit Gottes Hilfe und wird mir mein Kind, das mir Gott schenkte und Gott ließ, zurückgeben. Bernhard — lade kein Verbrechen auf unsere Seelen!"

Bernhard sagte nur trotzig, indem er sich abwandte — „du hast diesen Betrug zu verantworten, Therese, denn ein Betrug bleibt es immer! Aber thue was du willst."

Der Graf aber nahm seinen eigenen Mantel ab und schlug ihn um das Kind und bat Therese, ihm ihr Mädchen mitzugeben, von dem das Kind auch willig sich hinaustragen ließ; aber als es schon auf dem Flur war, eilte ihm Therese nach, preßte es unter strömenden Thränen an ihr Herz und meinte diese Trennung nicht überleben zu können.

Der Graf nahm ihre Hand und sagte leise: „Bald holen Sie sich ihn wieder."

Und er machte das weinende Kind von ihr los, stieg mit ihm in den Wagen und fuhr rasch davon.

Therese kehrte gebrochenen Herzens in ihr Zimmer zurück und tief in ihrem Innern rief eine Stimme: Du hast dein Kind verloren, für immer, für ewig! und als sich die Märtyrerin der Menschenliebe an ihres Gatten Brust werfen wollte, um da Trost zu suchen und zu finden,

wandte er sich von ihr ab und verließ das Zimmer — Therese aber durchlebte an jenem Abend und in der darauf folgenden Nacht alle jene Schmerzen, die das Schicksal der Gräfin bestimmt hatte, denn die Ahnung ihres Innern rief immerfort: Du hast dein Kind auf ewig verloren!

4.

Die glückliche Mutter.

Auf dem Schlosse war Alles in Bewegung. Die junge Gräfin wurde erwartet, und die alte Gräfin, ihre Mutter, war eben abgereist, weil sie sich nicht stark genug fühlte, ihrer Tochter gegenüber den Tod des geliebten Enkels zu verbergen, obgleich sie auch vollkommen die fromme Lüge des Schwiegersohnes billigte.

Ein Befehl des Herrn hatte sämmtliche Schloßbewohner, vom Rentmeister bis zum Kuhjungen, in dem Saale versammelt. Mitten unter ihnen, aber doch durch einen ehrerbietigen Kreis von ihnen getrennt, stand Graf Clemens, bleich, mit zusammengezogenen Brauen und ließ forschend seine Blicke auf die Umgebung schweifen, um zu sehen, ob auch kein Einziger fehle. Endlich sagte er mit scharfer Stimme:

„Ich habe Euch alle hieher rufen lassen, um Euch einen gemessenen Befehl zu ertheilen. In einer Stunde wird die Gräfin vielleicht eintreffen, und sie darf nicht den Tod — unseres —" hier stockte die scharfe Rede etwas — „unseres Kindes erfahren. Der Sohn des Pächters Artmann wird ihr statt ihres Kindes entgegengebracht werden. Gelingt es nun mit Gottes Hilfe, und sie hält wirklich den kleinen Clemens für unseren Bernhard, so darf ihr Niemand, nicht heute und nicht später, den Irrthum benehmen. Wer dies mein Verbot überschreitet und absichtlich oder unabsichtlich der Gräfin die Wahrheit auch nur ahnen läßt, wird — nicht etwa des Dienstes entlassen, die Angst davor wird Keinen vorsichtig machen, der es nicht schon ist, nein, sondern wer den Tausch verräth, wird — das schwöre ich bei meiner gräflichen Ehre, — von mir eigenhändig niedergeschossen wie ein toller Hund! Wer aber schweigt, nicht blos gegen die Gräfin, sondern auch gegen Jeden außerhalb des Schlosses, erhält den vierten Theil seines Gehalts am Schlusse des Jahres als Zulage. Nun geht!"

Und wortlos, auch ohne nur zu flüstern, verließen Alle einer nach dem andern den Saal; der Graf aber bestieg sein Pferd, um seiner Frau entgegen zu reiten, obwohl diese Begegnung ganz den Stempel des Zufälligen tragen sollte, da er der Gräfin nichts vom Briefe des Badearztes verrathen durfte.

Vielleicht war Graf Clemens seitdem er lebte noch nicht solcher Gemüthsbewegung gewesen, wie jetzt und es war nicht der schnelle Trab seines schlanken englischen Pferdes, was sein Herz so hoch schlagen ließ. Denn er liebte wirklich seine Frau, vielleicht nur weil sie in ihrer apathischen und doch reizbar nervösen Gemüthsstimmung den vollsten Gegensatz zu seinem heftigen, eigensinnigen und harten Wesen bildete. Die Gräfin Agnes war nicht schön, denn sie war zu blaß, zu mager und zu kränklichen Ansehens, um trotz regelmäßiger Gesichtsbildung, schöner

blonder Haare und der weißesten Zähne dafür zu gelten, überdem trugen ihre Züge den Stempel einer Apathie, die ihren großen blauen Augen alles Leben raubte, jener Apathie, die man bei Menschen, die viel erlebt haben, Blasirtheit nennt. Blasirt konnte man aber die Gräfin nicht nennen, denn sie hatte nichts erlebt, keine Schicksale und keine Leidenschaften. Der dankbaren Liebe zu ihren Eltern war das Gefühl, das sie für ihren Gemahl hegte, sehr ähnlich, und kein anderer Mann hatte je selbst nur eine Phantasie in Anspruch genommen. Wie ruhig sie ihm sich geschenkt, hatte Clemens auch wohl bemerkt, und vielleicht, bei seinem hauptsächlich in Widersprüchen wurzelnden Charakter, hatte gerade dies ein lebhaftes Gefühl für sie in ihm erweckt. Eben so klar sah er auch, daß die Liebe zu ihrem Kinde den Stempel des Leidenschaftlichen trug, sah wohl, wie jeden Morgen beim ersten Anblick des kleinen Bernhard die bleichen Wangen seiner Frau sich hoch rötheten und ihre matten Augen erglänzten, sah wohl, daß dies Kind allein den Schlüssel zu ihrem innersten Herzen besitze, und der ganze Reiz ihres Lebens geworden. Darum glaubte er auch und Jeder, der Gräfin Agnes kannte, mußte es mit ihm glauben, sie werde den Tod dieses vergötterten Kindes mit dem Leben oder mit ihrer Vernunft bezahlen.

Der Graf war im scharfen Trabe wohl eine halbe Meile geritten, als aufwirbelnder Staub ihm die Nähe eines Wagens verkündete. Er hielt die Zügel seines Pferdes an, um genauer zu sehen, und als er mit der Hand die Augen beschattete, dünkte es ihm wirklich, als wehe der bekannte blaue Reiseschleier seiner Frau aus dem entgegenkommenden Wagen auf.

Als er sie mit Gewißheit erkannte, schnürte sich seine Brust auf eine Weise zusammen, daß er nicht Athem holen konnte. Wenn sie nun den Betrug durchschaute, das fremde Kind nicht für das ihrige erkannte, war es dann nicht zehnmal schlimmer, als wenn er ihr offen und schonend den gemeinsamen Verlust mittheilte? Je näher sie kam, je mehr schwankte er, ob er den so fest gefaßten Plan durchführen solle, und als er am Schlage hielt und sie ihm die Hand entgegenstreckte, hatte er ihn ganz und gar aufgegeben.

Als sie mit feuchten Augen und zitternder Stimme frug: „Wie geht es dem Kind?“ konnte er nichts anderes hervorbringen als: „Gut, vortrefflich!“

Sie warf sich zurück im Wagen, sie faltete die Hände, und die Augen zum Himmel erhebend, rief sie leidenschaftlich: „Guter Gott, ich danke dir! Wie sieht er aus? Ist er stärker geworden? Läuft er viel? Spricht er etwas?“

„Er sieht so gut aus,“ stotterte der Graf, indem er den Hals seines erhitzten Pferdes strich, „daß du ihn gar nicht wieder erkennen würdest. Als wir ihn deine Amme entgegenbrachte, habe ich ihn nur daran und an den Kleidern erkannt. Er hat sich unendlich zu seinem Vortheil verändert — und lauft wie ein Hirsch!“

„O mein Gott! wäre er nur hier; diese Viertelstunde wird mir fürchterlich lang werden!“

„Aber,“ frug der Gemahl, „warum kommst du über Hals und Kopf, warum wartest du nicht ab, bis ich dich holte? Morgen wollte ich abreisen.“

„Verzeihe, aber mich überfiel eine tödtliche Angst wegen des Kindes; ich träumte fortwährend entsetzliche Dinge. — Wie geht es der Mama?“

„Sie ist heute Morgen abgereist, weil dein Vater schrieb, er habe einen heftigen Katarrh — du kennst ihre Aengstlichkeit.

Der Graf stieg nun vom Pferde, gab es dem Bedienten und setzte sich zu seiner Frau in den Wagen, die sich in stillseliger Erwartung an seine Schulter lehnte und mit sehnsüchtigem

Auge nach der Gegend blickte, wo das Schloß, welches ihren größten Schatz, ihr Kind barg, hinter Bäumen lag.

Wer den Grafen beobachtet hätte, als der Wagen auf den Schloßhof fuhr, würde über seine todtenblassen Züge erschrocken sein. — Aller Augen aber waren auf die Gräfin gerichtet, die mit Blicken ihr Kind suchte.

„Da man dich nicht erwartet," sagte der Gemahl, „wird dir die Wärterin das Kind nicht entgegen bringen, überdem habe ich ihr bei dem heftig wehenden Winde verboten, heute auszugehen."

Die junge Mutter flog die breite Schloßtreppe hinauf, daß ihr Gemahl ihr kaum folgen konnte. Als sie droben die Thüre des Zimmers aufstieß — es war vielleicht zum erstenmale in ihrem Leben, daß sie selbst eine Thürklinke berührte — saß das Kind Theresens gerade auf dem Schooße der Wärterin und wurde gespeist.

Die Gräfin warf sich daneben auf die Kniee, sah ihm in's Gesicht — und sagte dann halb traurig und halb froh: „Er sieht ganz anders aus, du hast Recht, ich hätte ihn auf der Straße nicht wieder erkannt — aber schöner, viel schöner ist er geworden," und seine Händchen zum Munde führend, frug sie mit unaussprechlicher Zärtlichkeit: „Kennst du mich noch, mein süßes Kind?"

Statt aller Antwort schrie der kleine Junge, weil die Liebkosung der Gräfin ihn am Essen hinderte.

„Er ist hungrig," sagte die Wärterin, indem sie den Grafen ansah, „später wird er freundlicher sein, denn er kennt sie gewiß noch."

Die unglückliche Mutter blieb nun ruhig knieend neben dem Kinde liegen und wartete ab, bis seine Mahlzeit fertig war. Dann nahm sie ihn auf den Schooß, und da sie einiges Zuckerzeug aus der Tasche zog und es ihm anbot, sagte der Kleine auch wirklich, weil er nur von Theresen solche Näschereien empfangen hatte: „Mama, Mama!"

Die Gräfin drückte ihn an's Herz und blickte strahlenden Auges nach dem Gemahl, der in der Fensterbrüstung stand und, wie sie nun zu ihrer großen Verwunderung gewahrte, nicht nach ihr und dem Kinde, wie er sonst zu thun pflegte, sondern hinab nach dem Schloßhofe blickte und ihr den Rücken zukehrte.

„Clemens," rief sie laut, „freue dich mit mir und unserem wundervollen Kinde!"

Aber der Graf, den alle Fassung verlassen, antwortete nicht; sondern verließ rasch, ohne ihr das Gesicht zuzukehren, das Zimmer. Sie frug verwundert die Wärterin, die am andern Fenster stand, was unten im Hofe vorgehe?

„O das Reitpferd —" stotterte die Frau, die auch in die neue Rolle sich noch nicht recht finden konnte.

Die Gräfin aber sagte mit dem Lächeln der glücklichen Mutter, indem sie Theresens Kind fest an ihr Herz drückte: „So sind die Männer, über ein Pferd vergessen sie ihr Kind! Aber ich — ich vergesse dich nicht, und nie mehr, das schwöre ich bei allen Heiligen, soll man mich nur auf einen Tag von dir trennen!"

Graf Clemens aber war nicht bei seinem Pferde, wie die Wärterin in ängstlichem Eifer log, sondern hatte sich in seinem Zimmer eingeschlossen und dort ging der sonst so harte und gefühllose Mann händeringend auf und ab und frug mit leise zitternder Stimme sich selbst: „Werde ich die Kraft haben, dies zu ertragen? Zu sehen, wie Agnes das fremde Kind in glück-

licher Liebe auf Händen trägt, während ich weiß, daß unser Liebling drunten in der kalten Gruft vermodert?" — Endlich machte seine schmerzbeladene Brust sich Luft in dem brünstigen Gebet, daß der Himmel ihnen ein zweites Kind schenken und dadurch seinem Herzen auch wieder Vaterfreude verleihen möge!

5.

Die unglückliche Mutter.

Sechs Wochen waren verflossen, seitdem der kleine Clemens Artmann Bernhard hieß und im gräflichen Schloß als einziges Kind von der Gräfin und der ganzen Dienerschaft gehegt und auf den Händen getragen wurde.

Bernhard und Therese waren nicht auf dem Schlosse gewesen, aber Therese hatte ihr Mädchen, die mit im Geheimnisse war, weil sie damals das Kind fortgebracht, öfter zur Wärterin geschickt, um den Knaben zu sehen, in der Frühe des Morgens, wenn die Gräfin noch schlief; und dann hatte die betrübte Mutter ihr krankes Herz gelabt, an der Kunde, wie wohl und blühend ihr Liebling sei — obgleich es auch wieder ihr Herz zerriß, als sie erfuhr, daß ihr Kind jetzt wirklich die Gräfin Agnes „Mama" nenne! Bernhard, anstatt sie zu trösten, machte ihr Vorwürfe, daß sie ihr Kind hergegeben, und erklärte ihr eines Abends, er werde die Pachtung kündigen am Schluß des Jahres, sein Inventar verkaufen und mit ihr und dem Kinde im nächsten Frühjahr nach Amerika ziehen.

Therese schwieg. Wenn sie nur ihr Kind gehabt hätte! Aber nach einer Weile sagte sie entschlossen zu Bernhard:

„Morgen gehe ich auf das Schloß und hole das Kind!"

„Glaubst du, sie würden dir es geben?" frug Bernhard spöttisch.

„Ich gehe zur Gräfin und sage ihr Alles."

„Als wenn so eine vornehme Dame zu sprechen wäre!"

„Ich mache Lärm!"

„Dann wirft man dich zum Schlosse hinaus und ich schieße dafür den Grafen todt — komme dann in's Zuchthaus —"

„Um Gotteswillen, hör' auf! Aber wie willst du denn das Kind wiederbekommen?"

Durch die Gerichte! Wenn ich den Pacht gekündigt, zeige ich den Gerichten an, daß der Graf mir mein Kind, das ich ihm nur auf einige Wochen mitgab, nicht zurückgeben will —"

„Die Gerichte werden dir nicht glauben."

„Ich habe zwei Zeugen, deine Magd und den rothen Casimir, dem ich dafür, daß er die reine Wahrheit für einen Pächter einem Grafen gegenüber aussagt, die Ueberfahrt nach Amerika bezahlen werde, denn er ist der Livree- und Europa-müde.

„Der Graf wird ihn erschießen — er hat sein Ehrenwort gegeben, erzählte die Wärterin meiner Betty —"

„Deshalb wird er vorher nach der Stadt gehen und den Schutz der Gerichte in Anspruch nehmen. Er ist ein Trotzkopf und diese Drohung des Grafen hat ihm vielleicht allein Lust ge-

macht, ihn zu verrathen — wir haben Alles besprochen, obgleich ich erst die Klage in einem halben Jahre eingeben kann, weil eher nicht d r Kündigungstermin einfällt. Ich mag nicht sein Pächter mehr sein, wenn ich ihn einmal eingeklagt habe. Darum Geduld bis dahin!„

„Ein halbes Jahr sollte ich noch ohne mein Kind sein?"

„Geh und hole dir es früher!

Am andern Morgen kleidete sich Therese noch sorgfältiger als gewöhnlich, befahl dem Knechte ein Pferd vor den kleinen Korbwagen zu spannen und sie nach dem Schlosse zu fahren.

Es war schon beinahe Mittag, als sie dort ankam, und der Rentmeister, vor dessen Thüre sie abstieg, bemerkte zu seinem Bedauern, wie bleich und mager die hübsche blühende Frau seit einigen Wochen geworden — die Ursache errieth er nur zu gut, aber er wagte nicht mit ihr darüber zu sprechen und sie sagte auch nichts, sondern bat ihn nur, sie bei dem Grafen zu melden, den sie in wichtiger Angelegenheit allein zu sprechen wünsche.

Es dauerte eine volle Viertelstunde, ehe der Rentmeister wieder kam, um sie schweigend hinüber in's Schloß und bis an des Grafen Cabinet zu geleiten, das der Graf, sobald sie eingetreten war, abschloß.

Er war nicht allein, neben ihm stand ein hoher Mann in geistlicher Tracht, ein Oheim der Gräfin Agnes.

Graf Clemens ging der zitternden Therese freundlich entgegen und bot ihr einen Sessel an, während er selbst und sein Verwandter in der Fensternische stehen blieben.

„Sie wollen Ihr Kind, Frau Artmann, ist's nicht so?" frug nun der Graf.

„So ist's — ich kann seine Entfernung nicht länger ertragen — meine Gesundheit leidet darunter."

„Lassen Sie mir ihn ein einziges Jahr, und fordern Sie dafür was Sie wollen!"

„Ein Jahr! Und am Schlusse des Jahres würden Sie gerade so sprechen!"

„Wenn uns der Himmel bis dahin wieder ein Kind schenkt, gewiß nicht —"

„Nein, nein, um keinen Preis der Welt verkaufe ich die G.genwart meines Kindes! Nicht um eine Million!"

Der Geistliche, den der Graf anblickte, näherte sich nun Theresen und sagte mit sanfter Stimme: „Sie sind zwar nicht *mein* Beichtkind —"

„Ich bin Niemandes Beichtkind!" antwortete Therese, härter, als sie es sonst in ähnlichem Falle gethan haben würde; „ich bin eine evangelische Christin."

Der Geistliche sah den Grafen verwundert an; der Letztere hatte diesen Umstand ganz vergessen und ihn aufgefordert, den Vermittler zu machen!

(Fortsetzung folgt.)

Aus Köln wird berichtet: Ein junger lustiger Engländer, der in einer etwas aufgeregten Stimmung die Kirmeß in Brühl besuchte, erbot sich, einem dortigen Budenbesitzer durch Singen englischer National-Lieder eine gute Einnahme zu verschaffen. Der Vorschlag ward von dem Besitzer und dem umstehenden Publikum mit Jubel aufgenommen und der Engländer, ehe er noch zu ruhiger Ueberlegung kam, in die Bude hineingeschoben, während dem aber seine Tasche um die erkleckliche Summe von 30 Pfd. Sterl. erleichtert. Das Singen soll ihm vergangen sein, er aber die Ueberzeugung gewonnen haben, daß bei harmlosem Kirmeßspiel in Deutschland eben so geschickte Fingerkünstler zu finden sind, wie in seinem Vaterlande.

Ein wegen seiner heftigen Feindschaft gegen alle berauschenden Getränke bekannter Methodistenprediger ließ in einer durch die Unmäßigkeit ihrer Bewohner berüchtigten Gegend bekannt machen, daß er an einem bestimmten Tage dort predigen werde. Die Leute waren nicht in Zweifel, was das Thema seiner Predigt sein werde, und die Haupthelden vom Glase verschworen sich, ihn durchzuhauen, wenn er wirklich gegen ihre Lieblingssünde zu Felde ziehen sollte. Der Prediger erfuhr dieß, ließ sich aber dadurch nicht abhalten, zur festgesetzten Zeit an Ort und Stelle zu erscheinen.. Auf der Bühne angelangt, zog er Rock und Weste aus, streifte die Hemdärmel auf und zeigte Arme und Brust eines Herkules. „Ich habe gehört“, sagte er, „daß hier mehrere Leute zugegen sind, die mich durchhauen wollen. Ich habe auch Freunde hier, die stark genug und bereit sind, mich zu schützen. Ich bin kein Freund vom Schlagen, aber wenn es meinethalben geschlagen sein muß, so will ich es lieber selbst thun, als es meine Freunde thun lassen, und da ich nicht wünsche, daß der Gottesdienst unterbrochen werde, so sehe ich lieber die Sache vorher abgemacht. Wenn daher Jemand hier ist, der glaubt, er könne mich durchhauen, der sei so gut und trete vor: ich will ihn so leicht abführen, wie ich jetzt den Bruder Smith aufhebe.“ Dieß sagend, ergriff er einen Prediger, der neben ihm stand und nicht sehr groß war, beim Hosenbund und hielt ihn ausgestreckten Armes mit einer Hand in die Luft hinaus. Dieser Beweis von Körperkraft hielt seine Feinde von jeder Demonstration zurück und die Versammlung lief ohne Störung ab.

Wahrheit ist ein gutes Ding. Aus Baden-Baden wird folgende Spielgeschichte berichtet. In der Nähe des Roulette-Tisches saßen ein reicher Franzose und seine Gemahlin als aufmerksame Zuschauer. „Wie wär's“ sagte endlich die Dame laut scherzend zu ihrem Gemahl, „wenn ich einmal auf mein Alter spielte?“ „Ja“, antwortete der Franzose, „Das ist ausgemacht, eine Frau, die zum ersten Male ihre Alterszahl besetzt, gewinnt immer.“ — Alles schaut auf, um zu sehen, welche Nummer die Dame besetzen werde. Sie zieht aus ihrer Börse zwei Louisd'ors und setzt dieselben auf Dreißig. — „Sechsunddreißig!“ lautet nach einer erwartungsvollen Pause der Ruf des Croupiers. — „Siehst Du?“ sagte der Herr, sich an seine Frau wendend, „wärest Du aufrichtig gewesen und hättest Dein wahres Alter genannt, so hättest Du 72 Louisdors gewonnen.“

Ein verhängnißvoller Schreibfehler brachte jüngst einen irischen Gentleman aus Tipperary um seine Braut. Nach langen Verhandlungen, die zuletzt schriftlich geführt wurden, überließen die Eltern der Braut die Bestimmung des Hochzeitstages dem glücklichen Bräutigam. Dieser, mit der Rechtschreibung etwas auf gespanntem Fuß, schrieb statt thursday „tursday“ und bei seiner etwas flüchtigen Handschrift sah das r fast wie ein e aus, so daß die Eltern tuesday lasen und alles auf den Dienstag bereiteten. Allein der Dienstag kam und mit ihm kein Bräutigam, die untergehende Sonne beleuchtete eine weinende Braut und einen zornigen Vater. Als am Donnerstag der Bräutigam endlich freudestrahlend anrückte, wurde er vom Schwiegerpapa so hart angelassen, daß es zu einem heftigen Streite kam und die Verlobung rückgängig wurde. Nach den neuesten Nachrichten soll übrigens der unglückliche Bräutigam sich wohl befinden und einen hübschen Appetit entwickeln.

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

№ 43. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 20. October 1860.

Eine fromme Lüge.

Erzählung von Louise von Gall.

(Fortsetzung.)

Therese weidete sich etwas an der offenbaren Verlegenheit der beiden Männer, sagte aber dann mit der ihr eignen Gutmüthigkeit: „Sagen Sie aber nur in Gottesnamen was Sie sagen wollten, hochwürdiger Herr, denn Sie sind auch in meinen Augen ein Priester Gottes — bin ich doch in einer katholischen Kirche von einem katholischen Priester mit einem katholischen Manne getraut — mein Kind ist auch dort getauft — ich bin bereit zu hören, und zwar aufmerksam und andächtig zu hören, was Sie mir sagen werden.“

„Nun wohl,“ sagte der Geistliche, aber etwas weniger zuversichtlich, als er begonnen, „sagen Sie mir ernstlich und ehrlich, verlangen Sie Ihr Kind zurück, weil Sie glauben, daß sein Aufenthalt hier im Schlosse es irgendwie geistig oder körperlich schädigen könne?“

„Ob das der Fall sein kann, weiß Gott allein, aber ich glaube und fürchte es nicht, sonst würde ich es auch nicht auf einen einzigen Tag hergegeben haben.“

„Nun wohl, ich sehe, Sie antworten mir ganz offen — beantworten Sie mir also auch noch eine Frage auf dieselbe Weise?“

„Fragen Sie!“

„Sie verlangen also nur Ihr Kind zurück, um die Sehnsucht Ihres eignen Mutterherzens nach ihm zu stillen?“

„Ja, und die Sehnsucht meines Mannes, dessen gewohnte Heiterkeit seit der Entfernung des Kindes ganz verschwunden und der mir allein die Schuld seiner Schmerzen vorwirft, denn er würde nicht sein Kind hergegeben haben! Aber ich, gerade weil ich mein Kind mehr noch liebte, als er, konnte mir auch die Gefühle der Gräfin vergegenwärtigen und hatte deshalb mehr Mitleid mit ihr!“

„Das Bewußtsein einer so edlen That und die Ueberzeugung von dem Glück der Gräfin muß Ihnen auch eine Befriedigung gewähren!“

„Das thut es auch — diese Ueberzeugung ist meine einzige Freude, und das Bewußtsein, der Menschenliebe ein solches Opfer gebracht zu haben, mein einziger Trost — aber das sind alles nur Sandkörner gegen das Gewicht meines Schmerzes und meiner Sehnsucht."

„So will ich Ihnen einen Rath geben! Vergrößern Sie Ihre Wohlthaten, dehnen Sie sie so weit aus, daß sie Ihrem mütterlichen Schmerz die Wage halten," sagte der Geistliche, indem er abwechselnd auf den Grafen und auf Therese blickte.

„Wie meinen Sie das? Ich verstehe Sie nicht! Ich thue für die Armen, was meine Verhältnisse mir erlauben und vielleicht noch mehr!"

„So lassen Sie meinen Neffen hier, der so großes Interesse an Ihrer Opferfähigkeit hat für Sie eintreten. Lassen Sie ihn den Armen vergelten, was Sie für seine Frau thun — das ist nicht mehr als billig, und Sie können auf diese Weise eine Wohlthäterin werden, wie es sonst nur einer Frau mit fürstlichem Vermögen vergönnt ist — gebieten Sie über seine Casse für die Armen."

Therese stand auf — bleich, zitternd an allen Gliedern, und dem Geistlichen nahe tretend, legte sie ihre bebende Hand auf seinen Arm, indem sie ihre thränenden Augen zu ihm erhob.

„Sagen Sie mir noch einmal, was ich thun soll — mit einemmale kann's mein armer Kopf nicht fassen!"

Der Geistliche nahm ihre kalte Hand zwischen seine beiden und sagte in mildem Tone, selbst ergriffen von der Aufregung der Frau, die er zur Märtyrerin der Barmherzigkeit stempelte:

„Sagen Sie zu meinem Neffen: Gib mir für meine Armen, auf daß sie leben können, und ich will dir mein Kind noch lassen, auf daß deine Frau leben kann."

„O Gott!" sagte Therese händeringend. „Es gibt so viel Arme bei uns — beinahe das ganze Dorf — und diese Aussicht — o Gott, der Winter ist vor der Thür, ich darf sie nicht verhungern lassen, während ich sie retten kann." Und sich zum Grafen wendend, frug sie

„Wie lange wollen Sie noch mein Kind?"

Der Graf hatte, im Falle Therese sich bereit zeige, auf den Vorschlag des Geistlichen einzugehen, ihren Knaben noch für drei Jahre fordern wollen — wagte aber jetzt dem sichtbaren, furchtbaren Schmerz der Mutter gegenüber diese lange Zeit nicht auszusprechen.

Als er noch immer beklommen schwieg, sagte Therese, plötzlich sich entschlossen aufrichtend: „Ich will Ihnen das Kind noch auf ein Jahr lassen, aber dann kaufen Sie die beiden stehengebliebenen Flügel des alten Schlosses und geben es als Armenhaus der Gemeinde nebst den Gründen, die dazu gehören, und die hinreichen, der kleinen Zahl, die darin Platz findet, Brod und Kartoffeln zu gewähren."

Der Graf sagte sogleich ohne sich zu besinnen: „Ich nehme Ihren Vorschlag an."

Der Geistliche blickte ihn um dieser Bereitwilligkeit wegen betroffen an, aber dem Grafen schien die Forderung nicht so groß wie seinem Oheim, weil er wohl wußte, daß, wenn er die letzten Trümmer des abgetragenen Schlosses mit dem Garten zu einem so wohlthätigen Zweck ankaufe, die Regierung ihm einen äußerst niedern Preis stellen werde.

Als der Graf nichts weiter hinzusetzte, wandte sich Therese und sagte mit leiser Stimme: „So habe ich jetzt, und während der Dauer eines ganzen Jahres nichts mehr in diesem Schlosse zu thun!"

Sie wollte gehen, aber an der Thür wandte sie sich um, und lebhaft auf den Geistlichen zugehend, sagte sie mit leuchtenden Augen:

„Sie nehmen von hier die Ueberzeugung mit, mein ewiges Glück auf Kosten meines irdischen Glücks gegründet zu haben; ich danke Ihnen dafür von ganzem Herzen!“

„Nun,“ sagte gerührt der Geistliche, „in einem Jahre wird Ihr irdisches Glück wieder hergestellt sein!“

„Wenn ich es erlebe!“ sagte Therese mit einem Lächeln, das dem Manne durch die Seele schnitt.

Er wandte sich zu seinem Neffen, und frug bittend:

„Kann denn die Mutter nicht zuweilen ihr Kind sehen?“

Therese wäre beinahe vor ihrem Fürsprecher auf die Kniee gefallen, als der Graf mit der höflichen Kälte eines vornehmen Mannes sagte:

„Es ist unmöglich, das könnte meiner Frau Alles verrathen.“

„Aber,“ frug nun Therese schüchtern, „die Frau Gräfin gehen so frühe zu Bett — könnte ich nicht wenigstens des Abends dann im Schlaf mein Kind sehen?“

„Seitdem sie zurück von Ostende ist, muß trotz dem ausdrücklichen Verbot der Aerzte das kleine Bett dicht vor dem ihrigen stehen, und da Ihr Kind,“ setzte der Graf mit bitterem Lächeln hinzu, „viel ruhiger schläft, als das unsere es gethan, so möchte ich meiner Frau diese Freude nicht verwehren!“

Therese ging, nachdem sie noch dem geistlichen Herrn einen dankenden Blick für seine Verwendung zugeworfen. Unten bestieg sie ihren kleinen bescheidenen Wagen, und mit sehnsüchtigem Blick nach den hohen Scheiben, hinter denen sie ihres Herzens Liebling wußte, fuhr sie von dannen.

6.

Der Wohlthäter.

Sechs Wochen darauf verkündete der Pfarrer von der Kanzel, der hochgeborne Herr Graf von K. wolle in nicht genug zu würdigendem christlichen Sinne das alte Schloß nebst Garten und Felder, das ihm die Verwaltung der königlichen Domänen verkauft, als Armenhaus der Gemeinde schenken, zum Dank möge nun hinfort die Gemeinde jeden Sonntag für ihren Wohlthäter beten.

Unten saß Bernhard in seinem Stuhle, und ein unendlich bitteres Lächeln glitt über sein blasses Gesicht!

Als er bei dem Nachhausekommen Therese die Nachricht mittheilte, sagte sie mit einem Anflug von Glück in ihren sonst so trüben Zügen:

„Gott sei Dank! Das freut mich, daß er Wort hält.“

„O jetzt wird er noch Wort halten,“ sagte spöttisch Bernhard.

„Wie meinst du das?“

„Nun, er wird dir noch manches Jahr abkaufen wollen, und darf doch deshalb nicht gleich vom Anfang an im Handel unehrlich sein."

„Bernhard — Bernhard! Sprich nicht so! Sage selbst, konnte ich Nein sagen, verdiente ich dann auch nur den Namen einer Christin?"

„Seit wann ist Christenthum mit Märtyrerthum synonym?"

„Seit je," sagte die Frau feierlich, „seit je! Wer den Namen des Herrn trägt, muß auch wie er für die Menschen sich zum Opfer bringen können!"

Bernhard schwieg. Wie er bei allen Mittheilungen seiner Frau über ihre Zusammenkunft mit dem Grafen geschwiegen hatte, denn obgleich er ihre Seelengröße einsah und würdigte, verdroß ihn doch die ganze Uebereinkunft im Innersten der Seele, und selbst des Geistlichen Mitwirkung, der freilich im Interesse des Grafen, aber doch durchaus nach seiner priesterlichen Ueberzeugung gehandelt hatte, hielt er für eine bloße Intrigue zu Gunsten der vornehmen Dame.

Therese führte ein stilles und freudenloses Leben. Bleich und schweigsam saß sie in ihrem Zimmer; den Leuten, die nach ihrem Kind frugen, und denen sie gesagt, es sei bei ihren Verwandten in Berlin, antwortete sie nur durch ein schmerzliches Lächeln. Um die Landwirthschaft kümmerte sie sich gar nicht, glücklicherweise besorgte die alte Tante das Nothwendigste. Für Arme gab es wenig zu thun, denn des Grafen Wohlthat hatte goldene Früchte getragen, überall wurde er gerühmt, die Zeitungen verkündeten sein Lob, und der König schickte ihm sogar einen Orden!

Ein Vierteljahr war qualvoll für die arme Mutter verflossen, da erhielt sie vom Grafen einen Brief; er schrieb:

„Seitdem ich auf Ihr edles und großmüthiges Fürwort hin den Armen der Gegend ein Asyl beschafft, kommen von allen Seiten Anforderungen an meine Opferfähigkeit, besonders aber drängt mich der Geistliche Ihres Ortes, der alten merkwürdigen Kirche eine neue Orgel zu schenken, damit man dort, wie er sagt, würdiger für mich beten könne — wem diese Gebete im Himmel zu Statten kommen, wissen Sie am besten.

Wollen Sie, großmüthige und reiche Frau dem im Vergleich mit Ihnen so armen Manne das große Kapital, das Sie ihm geliehen, noch ein halbes Jahr länger in Obhut und Genuß lassen, so bin ich bereit auch dies Opfer zu bringen.

Gewähren Sie bald eine Antwort Ihrem

dankbaren

Grafen K."

Therese reichte, ohne ein Wort zu sagen, den Brief ihrem Manne, der, als er ihn gelesen, nach seiner Weise lachte:

„Diesen Brief kann man als Supplement zum Machiavell drucken lassen!" rief er aus! „Der Graf gibt dir die Ehre, aber nur dir verständlich, denn er spricht klüglich nur von deinem Fürwort — unser Kind nennt er einem armen Manne geliehenes Kapital, hütet sich aber wohl deutlich zu sagen, daß er selbst der Schuldner ist!"

„Was soll ich thun?"

„Ihm abschreiben — denn sonst müßte ich im nächsten Herbst allein nach Amerika gehen!"

„So bleibst du wirklich dabei, und willst am Neujahr kündigen?"

„Gewiß, oder noch besser, ich thue es jetzt schon als Antwort auf diesen Brief."

„Wenn du nicht anders willst, so bin ich natürlich bereit dir zu folgen, aber nicht ohne das Kind; sage ihm das."

Sogleich setzte sich Bernhard an den Schreibtisch seiner Frau, schrieb dem Grafen in ihrem Namen und kündigte ihm dabei in seinem Namen den Pachtvertrag.

Aber schon am folgenden Tage erhielt Therese wieder einen Brief vom Grafen, des Inhaltes, daß, wenn sie seinen Wunsch gewähren wolle, er außer dem besprochenen Geschenk für die Kirche auch bereit sei, dem Gehalt des Schullehrers ihres Dorfes zweihundert Thaler zuzulegen, da ihm der Pfarrer gesagt, daß die Besoldung so gering sei, daß man bisher nie einen tüchtigen befähigten Lehrer dafür habe erhalten können, und die Kinder deshalb sehr vernachlässigt in ihrem Wissen seien; die künftige Generation werde sie dann segnen, hatte der Graf hinzugesetzt.

„Oder ihn," sagte Bernhard, der trotz Theresens heroischem Zureden auf seinen Willen beharrte, im Herbste Europa zu verlassen, obgleich er selbst vom Grafen keine Antwort auf seine Kündigung erhalten. Therese schrieb deshalb diesmal dem Grafen selbst, sie könne nicht einwilligen, da sie ihrem Manne mit dem Kinde folgen werde.

Nun schrieb der Graf zum drittenmal an sie, und zwar, daß er bereit sei, auch noch ein Krankenhaus der Gemeinde zu schenken, wenn sie noch eine halbjährige Frist zulegen wolle, und zwar ein Krankenhaus mit einer Dotation für sechs Kranke.

Die arme Therese! Wie unglücklich machte sie dieser Brief, dieser dritte und letzte Vorschlag! — Konnte sie ihn zurückweisen, ohne eine ewige Sünde an den Alten und Kranken des Dorfes zu begehen? Sie klagte Bernhard ihr Leid; aber der war wie immer grausam genug, ihr nicht mit seinem Rath beistehen zu wollen. Er sagte nur: „Mach' es wie du willst — aber ich gehe im Herbste nach Amerika!"

Therese entschied sich nach langem Kampfe. Auch noch dies Opfer entschloß sie sich zu bringen, weil sich die Stimme ihres Gewissens nicht anders beschwichtigen ließ; daß Bernhard ohne sie nach Amerika gehen werde, glaubte sie glücklicherweise nicht!

Als sie Bernhard das Resultat ihrer Ueberzeugungen mittheilte, schwieg er. Das war überhaupt das größte Unglück, welches das Scheiden des Kindes aus dem Pachthofe begleitete — die früher so innige Harmonie zwischen seinen Eltern war verschwunden, um — nicht Zank und Streit — sondern einem kalten Nebeneinanderleben Platz zu machen. Wie schmerzhaft empfand das Therese, deren verwaistes Mutterherz doppelt der Liebe des Gatten bedurft hätte, aber Bernhard grollte ihr, daß sie sein Kind dem Grafen, den er haßte, hingegeben.

Und als die arme Frau damals vom Schlosse gekommen war und ihm gesagt hatte, sie habe sich und ihn auf ein Jahr ihres Kindes beraubt, um der Armen willen, da wußte er freilich dem Heroismus seiner Frau nichts entgegen zu setzen, er war auch zu gewissenhaft, ihr noch ferner Vorwürfe zu machen, aber er grollte immer fort, und den Verlust des Kindes, den er schmerzlich empfand, ließ er seine Frau entgelten, die doch noch mehr darunter litt.

Die Winterabende, die sie sonst so behaglich verbracht, gingen wie die Tage in melancholischem Schweigen vorüber. Therese, deren weiches weibliches Gemüth nach einem Halt suchte, den ihr sonst die Liebe ihres Mannes in so reichem Maße gewährt, gab sich einer gewissen religiösen Schwärmerei hin, die sonst gar nicht ihrem gesunden Sinne entsprach. Sie ging wenig oder gar nicht aus, denn Jedermann, den sie sah, erzählte ihr noch immer mit verwunderungsvollem Staunen von der plötzlich erwachten Wohlthätigkeitsliebe des Grafen, zu welcher der Bau einer neuen Orgel, die Installirung eines größtentheils von ihm besoldeten Schulmeisters

und das Krankenhaus, das im Bau begriffen, neue Beiträge lieferten. Die einzige Nachricht von ihrem Liebling erhielt die arme Mutter noch immer durch ihr treues Dienstmädchen, dem das Mitleid der Wärterin bereitwillig den Anblick des Kindes gönnte.

So kam der Frühling. Die neue Orgel sollte am nächsten Sonntage zum erstenmale ertönen, und das ganze Dorf war in gespannter Erwartung, denn der Herr Graf hatte versprochen, zusammt der Frau Gräfin dem Hochamte beizuwohnen.

Mit Tagesanbruch schon rannten die weißgekleideten Festspalier-Kinder mit hochgeschürzten Röckchen durch die schmutzigen Gassen; der Weg aus dem Hause des Pastors, nach dem des Küsters, war fortwährend belebt mit Ornamente und Leuchter tragenden „Kirchenvätern," denn so hieß der Ausschuß frommer Bürger, die für das „leibliche Wohl" des Gotteshauses sorgten.

Therese hatte sich in ein großes Tuch gewickelt und stand an einen Baum des Kirchhofs gelehnt, um die Frau ankommen zu sehen, in deren Augen sie das Glück lesen wollte, das i h r Kind ihr bereitete.

Die Glocken läuteten, sogar einige Böller waren gelöst worden; die Kinder, an deren Spitze der Schulmeister, bildeten die eine Seite des Spaliers, auf der andern Seite war die sämmtliche Bauerschaft, angeführt vom regierenden Bürgermeister, Alles gegenwärtig, die Wohlthäter des Dorfes, Ihre hochgräflichen Gnaden zu empfangen.

Endlich kamen sie! Die vierspännige Carosse brauste daher, bis sie am Spalier angekommen war, wo sie stille hielt, damit der Graf die Rede des Bürgermeisters vernehmen und beantworten könne.

Als der Wagen an der Kirchthüre hielt, stellte sich Therese auf einen Grabstein, um zu sehen, wer im Wagen sei. Es war gut, daß Niemand sie gewahrte, sonst würde am Ende die arme Frau um ihrer Neugierde willen noch gescholten worden sein und als von einer Ketzerin würde man es gar noch als eine doppelte Profanation angesehen haben. So aber blickte Niemand nach ihr und alle Augen waren auf die „Wohlthäter der Gemeinde" gerichtet, den Grafen und die Gräfin, die allein im Wagen saßen.

Ein Gedanke schoß wie ein Blitz durch den Kopf der unglücklichen Mutter. Ihr Kind war also jetzt allein im Schloß! Welche Gelegenheit, es endlich einmal wiederzusehen und an ihr Herz zu drücken! Sie hatte ja nicht versprochen dies zu unterlassen, Niemand wurde dadurch gekränkt und die Wärterin, die eine gutmüthige Frau war, verschwieg sicher ihr Kommen. Aber schnell mußte es geschehen, denn das Hochamt dauerte nur eine Stunde, und dann trugen natürlich die vier Renner das gräfliche Paar mit Blitzesschnelle wieder nach Hause.

Athemlos flog sie nach dem Pachthofe, um den Knecht zu bitten, ein paar junge feurige Ackerpferde, die ihr Mann erst kürzlich gekauft, einzuspannen und sie nach dem Schlosse zu fahren.

Als sie nach Hause kam, war Niemand da — selbst nicht ihr treues Mädchen, ja sogar die alte Tante war zur Kirche, um den „Aufzug", wie sie es nannten, zu sehen. Was sollte sie thun? Sie konnte den Knecht, der freilich gutmüthig genug war, um ihretwillen die Kirche und ihre Sehenswürdigkeiten zu verlassen, nicht von dort holen und auch nicht von dort holen lassen, denn er saß neben ihrem Manne und dann wäre dieser unfehlbar mitgekommen und hätte vielleicht ihr Unternehmen verhindert!

Sie ging zum Stalle. Wie um sie zu grüßen, blickten die jungen Pferde sich nach ihr um. Konnte sie nicht selbst fahren? Wie oft im ersten Jahre ihrer Ehe hatte im Scherze ihr Mann ihr die Zügel gelassen, um ihr Talent zu erproben; und hingen nicht die Geschirre neben

den Pferden, hatte sie nicht oft dem Knecht zugeschaut, wie er sie ihnen um den glänzenden Hals gehängt?

Sie entschloß sich rasch, und indem sie ihre zierliche Gestalt auf die Zehen erhob, nahm sie das Lederzeug vom Nagel und warf es den Thieren, die freudig wieherten, über. Dann zog sie eines nach dem andern in den Schober, wo das kleine Wägelchen stand; Alles gelang ihr vortrefflich; sie nahm die Peitsche, und ohne das Haus wieder zu betreten, denn sie fürchtete Jemand zu begegnen, schwang sie sich auf den Sitz, und rasselnd flog der kleine Wagen über den gepflasterten Hof, durch die Straßen des Dorfes, an der Kirche vorbei, in welche alle Menschen sich gedrängt hatten, hinaus auf die Chaussee, die nach dem Schlosse führte. Es waren zwei gute Meilen zurückzulegen, aber was kümmerte das die muthige Frau?

Ihre kleine zarte Hand peitschte unbarmherzig auf die kräftigen Pferde, die bald im Galopp mit dem leichtem Wagen davon flogen. So jagte die kühne Frau an mehreren Landleuten auf der Chaussee, die kopfschüttelnd dem kühnen Beginnen der wohlbekannten schönen Pächterin zusahen, vorüber.

7.

Die beiden Väter.

Als Bernhard der Erste aus der Kirche kam, war er sehr verwundert sein Haus offen und leer zu finden. Seine Tante und die Magd, die bald nach ihm sich einstellten, wußten ihm nicht zu sagen, wo Therese sei.

Noch höher wuchs sein Staunen, als der Knecht ihm meldete, daß die Pferde und der Wagen fehle. Bernhard dachte sich aber bald den Zusammenhang; nur glaubte er nicht, daß Therese selbst gefahren, sondern er hoffte, daß sie irgend Jemand gefunden, der sich zu ihrem Kutscher hergegeben. Ein eintretender Bauer belehrte ihn aber, daß er vor einer Stunde seiner Frau nach der Chaussee begegnet, wie sie in rasender Eile an ihm vorübergesaust. Die Richtung, die sie genommen, bestätigte ihn in seiner Vermuthung, und er ließ nun schnell einen seiner alten Gäule satteln, um ihr, die er schon wieder auf dem Rückwege glaubte, entgegen zu reiten, denn er war sehr besorgt, da er die Gefahr mit so jungen Pferden als Mann viel besser würdigte, wie seine kühne Frau.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Uhr, die nicht schlägt, sondern kratzt, wird von der B.= und Schützenztg. folgendermaßen geschildert: „Während mancher wohlgenährte Mops die stillen Freuden einer alten Jungfer oder sonst vereinsamten Dame ausmacht, indem er ihr beim Cafee und in allen übrigen Freuden, wie nicht weniger in den Drangsalen des Lebens treu zur Seite steht, hat ein anderer Hund sich die lohnende Aufgabe gesetzt, den Frauen zu dienen, deren Männer im Drange der Gasthausgeschäfte auf zeitlichen Aufbruch nach Hause zu vergessen gewohnt sind. Im Gasthause eines Städtchens im Tyroler Lande saß jüngst eine Gesellschaft guter Freunde beisammen. Die Stunden vergingen, wie in allen guten Wirthshäusern, viel zu schnell, und bald hatte der unerbittliche Hammer 10 Uhr geschlagen. Zwar wurde es von keinem der Gäste bemerkt, denn wer kümmert sich in guter Gesellschaft um den einfältigen Hammerschlag einer langweiligen Uhr; aber der treue Fido hatte die zum Nachhausegehen bestimmte Stunde nicht überhört. Als sein Herr um dieselbe Zeit zu Hause noch nicht sich einfand, eilte er, ohne den Auftrag seiner Herrin abzuwarten, den säumenden Gemahl zur Heimkehr zu mahnen. Forschend trippelte er zur Thür des Gastzimmers herein, und als er den Herrn ausgeforscht, sprang er auf den neben demselben befindlichen Sessel, und kratzte mit der Pfote am Arme des säumenden Gatten. Die ganze Gesellschaft wußte nun, wieviel es an der Zeit sei, denn der Hund kommt immer um 10 Uhr, und zur Ehre des betreffenden Herrn sei es gesagt, er folgte der Mahnung, und ging mit seinem Fido nach Hause. Fido geht zuerst immer in jenes Gasthaus, in welchem sein Herr am öftesten die Abendstunden verbringt, dann nach und nach in jedes andere, bis er ihn findet. So wußte er neulich seinen Herrn selbst aus einem Wirthshause herauszufinden, in welches derselbe bisher noch nie sich verirrt hatte. Bei allem Respekte vor dem merkwürdigen Talente dieses Hundes ist es aber doch gut, daß es nicht viele solcher Fido's gibt, sonst stellte sich am Ende jede Hausfrau einen solchen Zeitmahner ein und um die zehnte Stunde wären alle Bier= und Gasthäuser mit Hunden überfüllt. Möge es daher ein Geheimniß bleiben, wie die Fido's, Ami's und Pariserln zu diesem Geschäft abgerichtet werden." (Da ist es gut, in einer Stadt zu sein, in welcher der Wirthshausbesuch den Hunden bei 5 fl. Strafe verboten ist.)

Am Tage nach dem Dietkircher Markt ereignete sich in dem Ennericher Eisenbahn-Tunnel ein Stein= und Erdrutsch, durch welchen ein Arbeiter bis an den Hals verschüttet ward, so daß nur noch der Kopf hervor sah. In dieser unangenehmen Stellung, welche ihn preßte und ihm den Athem beinahe nahm, sowie in der Gefahr, von einem neuen Rutsch ganz bedeckt zu werden, mußte er längere Zeit verharren, bis es endlich gelang, ihn los zu schöpfen. Ein Mitarbeiter fragte den endlich glücklich Erlösten, was er denn in dieser verzweifelten Lage gedacht habe? „Himmelkreuz-Millionen=Element," war die Antwort, „hab' ich gedacht, hätt' ich doch die zehn Gulden, die ich noch im Sack habe, auch noch gestern auf dem Dietkircher Markt versoffen!"

Ein Selbstmörder. Kallenbachs Theater in Berlin war in diesen Tagen der Schauplatz einer Scene von großer Wirksamkeit. In einer Ecke des Parquets lehnte ein junger Mann mit weltschmerzlichem Gesicht; gelocktes Haar fiel lang auf seine Schultern und mit der Rechten führte er mehrmals ein Pistol zum Munde, welches er aber, anscheinend unschlüssig, immer wieder absetzte. Er wurde von allen Seiten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit beobachtet; man fürchtete jeden Augenblick, der Unglückliche werde seinem Leben ein Ende machen; einige nervenschwache Damen waren bereits halb ohnmächtig und warteten nur auf den Schluß der Tragödie, um es ganz zu werden — da entschloß sich ein muthiger junger Mann, auf den Selbstmörder in spe zuzugehen und ihm eine eindringliche Rede über das Unmoralische des Selbstmordes zu halten. Zugleich wand er ihm das Pistol aus der Hand. Der schwärmerische Jüngling richtete sein weltschmerzliches Angesicht mit einem sonderbaren Ausdruck auf den Redner, starrte ihn verblüfft an und fragte schließlich ganz gelassen, ob es denn nicht mehr erlaubt sei, sich im Theater an Konfituren und dergleichen zu erquicken. — Das Pistol war von Chokolade.

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nr. 44. VI. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 27. October 1860.

Eine fromme Lüge.

Erzählung von Louise von Gall.

(Fortsetzung und Schluß.)

Es läutete Mittag, als er aus dem Dorfe hinausritt, und sein Herz schlug zum erstenmale seit langer Zeit mit Sehnsucht der armen Frau entgegen, mit welcher er um diese Zeit sich immer zum einfachen Mahle gesetzt, und die er so lange vernachlässigt. Er mochte etwa eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt sein, als ihm auf der Chaussee ohnweit eines ländlichen Gasthauses, ein ihm wohlbekannter Müller begegnete. Als der Mann Artmanns ansichtig wurde, lenkte er vom Fußpfad ab und winkte ihm zu halten.

Der Müller kam nun dicht zu ihm heran und Bernhard erschrak über dessen ernstes, trauriges Gesicht.

„Reitet nicht weiter, Artmann, kehrt um und verfügt Euch nach Hause, ich will Euch begleiten.“

„Was ist's — sagt es mir,“ frug Bernhard, dem die fürchterlichsten Ahnungen die Kehle zuschnürten und ihm nicht mehr als diese wenigen Worte hervorzubringen gestatteten.

„Geht nicht nach jenem Krug — dort gibt's einen schrecklichen Anblick! Kehrt um!“

„Ich will auch nicht dahin, ich will meiner Frau entgegen —“

„Eurer Frau? Die trefft Ihr nicht, die ist schon zu Hause, kehrt mit mir um, dann werdet Ihr sie finden.“

„Nein, ich kehre nicht um!“

„Wenn ich Euch aber sage, daß es zu Eurem Besten ist!“

„Sagt mir die Wahrheit — ist meiner Frau vielleicht etwas zugestoßen?“

„Ich will Euch Alles sagen, wenn wir in Eurem Hause sind!“

Bernhards Blut gerann — es mußte etwas Fürchterliches geschehen sein, daß der sonst nicht weichmüthige Mann es ihm nicht hier auf offner Straße zu sagen wagte!

Mit einenmale schrie Bernhard, dessen scharfes Auge die Trümmer seines Wagens vor dem Wirthshaus entdeckt hatte, auf:

„Meine Frau liegt todt in jenem Hause!"

„So ist's!" sagte nun lakonisch der Müller; „wenn Ihr es wißt, so hilft kein Leugnen!"

Ohne weiter etwas zu hören, sprengte Bernhard voran, am Wirthshaus sprang er vom Pferde und ließ es allein weiter laufen, um stürmisch die Hausthüre zu öffnen. Der Wirth, der ihm auf dem Flur entgegen kam, wollte ihn verhindern, weiter zu gehen, aber Bernhard schob ihn bei Seite und riß die Thüre eines Saales auf, in dem er, wie ihm eine Ahnung sagte, die todte Märtyrerin finden werde.

Sie lag wirklich da! Auf das Gastbett hatte man sie getragen und die Tochter des Wirthes war beschäftigt, das Blut von dem schönen leblosen Antlitz zu waschen.

Laut weinend stürzte Bernhard zur Seite des Bettes nieder.

„Therese, Therese, verzeihe mir! Nur noch einmal schlage deine süßen blauen Augen auf, um mir zu sagen, daß du mir nicht grollst, daß ich in frevlem Starrsinn dich mit deinem armen Herzen so allein gelassen! Therese, o Therese!"

Aber sie schlug die Augen nicht mehr auf, nur ein unbeschreiblicher Zug um den Mund deutete an, daß sie trotz ihrem entsetzlichen Tode schmerzlos geschieden.

Ihre Pferde, die nur im Schritt oder höchstens im leichten Trab zu fahren gewohnt waren, hatten, von ihr mit athemloser Eile getrieben und gejagt, in tollem Rennen den Wagen an einem Steinpfeiler zerschellt. Therese, vom Wagen geschleudert, hatte wahrscheinlich schon im ersten Augenblick sich tödtlich verletzt, indem sie mit dem Kopfe aufschlug, denn an demselben befand sich eine breite Wunde, aus der ein Strom von Blut gequollen war. Die Pferde, ganz scheu geworden, waren mit den Trümmern des Wagens weiter gerannt, und erst lange nachdem man sie eingefangen, fand man am Wege die Leiche, die man eben in den Krug gebracht hatte, als Bernhard ankam.

Es war vier Uhr, die gewöhnliche Speisestunde im Schloß, und der Graf mit seiner Gemahlin saß bei der Tafel; zwischen ihnen auf einem hohen Stühlchen Thereseus Kind, das erst seit einigen Tagen die Ehre genoß mit seinen Eltern zu speisen. Die Gräfin schob dem Kinde einige Süßigkeiten in den Mund, während der Graf lächelnd zusah, denn es gab jetzt schon Stunden, wo er ganz vergaß, daß der kleine Bernhard eigentlich nicht des Pächters Namen, sondern seinen eigenen, Clemens trug, und nicht sein Kind, sondern des Pächters Kind war!

Da hörte man im Vorzimmer auffallend rasche und schwere Schritte erschallen, die beiden Lakaien, die bei Tafel aufwarteten, sahen sich verwundert an, als die Thüre aufgerissen wurde und bleich, mit entstellten Zügen und lose flatterndem Halstuch Bernhard Artmann auf der Schwelle erschien.

Indem er die Drei am Tisch abwechselnd mit irren, stieren Blicken ansah, blieb er wie ein Gespenst am Eingang stehen. Der Graf, von dessen Wangen auch alle Farbe wich, erhob sich, und ihm entgegen tretend, frug er mit schwankender Stimme:

„Was willst du, Artmann?"

„Mein Kind!" sagte Bernhard drohend.

Der Graf wandte mit wiedereroberter Fassung sich um, und bedeutete durch einen Wink der Gräfin, sich zu entfernen. Bernhard sah mit verschränkten Armen ruhig zu, wie sich die erschrockene Frau erhob und sich von einem der Bedienten ihre Mantille umhängen ließ; als aber auf ihren Befehl einer der Bedienten das Kind vom Stuhle nehmen wollte, um es ihr nachzutragen, stürzte Bernhard wie rasend hinzu, faßte den Lakaien an der Brust, schleuderte ihn weit von sich und rief:

„Wer das Kind wegbringen will, den erwürge ich. Niemand soll mehr mein Kind anrühren!“

Der Graf blickte nach seiner Frau, die noch immer zitternd dastand, und indem er mit dem Finger auf die Stirn deutete, gab er ihr ein Zeichen, daß Bernhard verrückt geworden und sagte dann: „Gehe Agnes, ich will allein mit Artmann reden, und lasse nur das Kind, hier unter meinem Schutze ist es sicher.“

Nur widerstrebend gehorchte die bebende Frau, weil sie Bernhard wirklich für wahnsinnig, und es für heilige Pflicht hielt, ihre Gesundheit selbst zu schonen, da sie neuen Mutterhoffnungen entgegen ging. Als sie draußen war, sagte der Graf zu seinem Pächter:

„Geh' jetzt nach Haus, Bernhard, denn es würde mir leid thun, gegen einen alten Jugendfreund wie du bist, meinen Leuten zu befehlen, Gewalt zu gebrauchen.“

„Das heißt,“ sagte Bernhard, „Sie wollen mich die Treppe hinunter werfen lassen, weil ich mein eigenes einziges Kind holen will?“

„Ueber das Kind habe ich mit deiner Frau gesprochen —“

„So sprich auch jetzt mit ihr,“ sagte Bernhard mit gräßlichem Spott.

„Wo ist sie?“

„Im Tönnis-Krug.“

„Warum hast du sie dort gelassen?“

„Weil sie todt ist!“

Der Graf fuhr zusammen, als habe ihn eine Viper gestochen.

„Todt? Unmöglich! Ich habe sie noch heute Morgen auf dem Kirchhofe stehen gesehen, als wir in Eure Kirche fuhren!“

„Eben deshalb! Weil sie Euch in unsre Kirche fahren sah, wollte die Arme die Zeit benützen und ihr Kind sehen — und spannte selbst ein und fuhr, um Euren gräflichen Rossen zuvorzukommen, so rasend darauf los und peitschte die Pferde, bis — o Gott — o Gott, sei mir barmherzig!“

Er barg sein Gesicht in seine Hände und weinte wie ein Kind; der Graf, der tief erschüttert war, trat neben ihn und die Hand auf seine Schulter legend, sagte er leise: „Soll meine Frau auch sterben, weil die deinige starb — soll die fromme Lüge, die ich jetzt tief beklage, uns Beide zu Wittwern machen? Bernhard, lasse mir das Kind, bis meine Frau ihrem zweiten Kinde das Leben geschenkt hat — in einem halben Jahre kannst du, bei meiner Ehre, es hier abholen.“

„Nein, nein!“ rief plötzlich Bernhard, sich wild die Haare aus der Stirn schüttelnd, „nein, ich lasse es nicht — ich will nicht einsam verzweifeln, während Ihr hier glücklich seid auf meine Kosten.“

„Und ich, Bernhard, gebe auch nicht nach,“ sagte der Graf nun wieder eiskalt, indem er einen Bedienten rief und ihm befahl, das Kind wegzubringen, und als Bernhard es verhindern wollte, ihn selbst mit eisernem Griff am Arme hielt.

„Noch einmal, Artmann, zwinge mich nicht zum Aeußersten.“

Bernhard wollte den Griff des Hausherrn abschütteln, aber als dies der noch gegenwärtige Diener sah, wollte er seinem Herrn zu Hilfe eilen. Der Graf winkte ihm aber zurückzubleiben und sagte dann wieder weicher:

„Geh' Artmann, geh' jetzt!“

Was sollte Bernhard thun? Er hob nur die Hände zum Himmel und rief bitter anklagend:

„Und du siehst zu und duldest, daß man mir hier so begegnet?“

Der Graf führte ihn mit sanfter Gewalt zur Thüre, schloß sie hinter ihm ab, und sagte beim Hinausgehen laut zu seinem Diener:

„Der arme Artmann ist verrückt geworden.“

8.

Die Kirchenväter.

In Theresens Zimmer, das wir im Anfange unserer Erzählung geschildert haben, stand an der Stelle, die sonst das Sopha einnahm, der Sarg der jungen Frau. Er war noch offen, und im weißen Kleide, das ihr die alte sorgsame Tante angezogen hatte, sah sie aus wie eine Braut.

Bernhard verließ, seitdem er vom Schloß zurückgekehrt, die Leiche nicht, und spendete ihr alle Liebe, die er in der letzten Zeit der l.benden Frau versagt hatte.

Auch jetzt saß er vor der Leiche und hielt eine ihrer kalten Hände in der seinen, als es leise an die Thüre pochte und Jan Kortenstiel, einer der Kirchenvorsteher oder „Kirchenväter“ eintrat. Als er die Leiche gewahrte, blieb er an der Thüre stehen, aber Bernhrad winkte ihn herbei und frug apathisch:

„Was wollt Ihr, Jan, sagt es mir und setzt Euch.“

Aber der Bauer folgte der letzten Aufforderung nicht, sondern versetzte, indem er die Mütze zwischen den Fingern drehte:

„Ihr habt ein Grab für *sie* bestellt, ist's nicht so?“

„Gewiß! und morgen wird sie beerdigt.“

„Auf unserm Kirchhof?“

„Gewiß!“

„Bernhard,“ sagte nun der alte Bauer, indem er seine Mütze immer heftiger drehte, „gebt den Gedanken auf und laßt doch lieber Eure Frau im nächsten Städtchen begraben, — da sind ja so viele Calviner!“

„Wollt Ihr sie etwa nicht hier begraben lassen,“ rief Bernhard, indem er aufsprang und vor den „Kirchenvater“ trat,

„Ne,“ sagte lakonisch der Bauer, „wir wollen es nicht, — nicht um Euch zu kränken, sondern des Beispiels halber — es ist noch keiner bei uns verscharrt, unser Kirchhof ist noch rein!“

Bernhard faßte den alten Mann und sagte mit lauter, vor Wuth bebender Stimme:

„Wahnsinniges Volk! Eure Wohlthäterin, die für Euch gestorben, der Ihr ein Armenhaus, eine Kirchenorgel, ein Krankenhaus und Eure Kinder einen guten Unterricht verdanken, der gönnt Ihr nicht ein Grab auf Eurem Boden, damit er nicht verunreinigt werde!“

Der Bauer sah ihn erschrocken an, denn indem Bernhard das Verdienst aller Wohlthaten die der Graf im letzten Jahre dem Dorfe erwiesen, für seine Frau in Anspruch nahm, gab er ihm den sichern Beweis, daß er verrückt geworden, und den Abend erzählte er Jedem, der es hören wollte im Wirthshause: „Beruhards Artmann ist unwies worn!“

Bernhard aber sprach zu sich selbst: „So mußte es kommen! Mich will man die Treppe hinunter werfen in dem Hause, das meinem Kinde sein Glück verdankt; und meiner Frau versagt das Dorf, dessen Wohlthäterin sie für ewige Zeiten war, ein Grab bei seinen Gräbern.“

Am folgenden Tag fuhr Bernhard selbst die Leiche seiner Frau nach dem nächsten Städtchen, wo sie im Schooße der kleinen Gemeinde ihrer Glaubensbrüder aufgenommen wurde.

Er selbst verließ den Pachthof, verkaufte Alles und bereitete sich zur Ueberfahrt nach Amerika, — — allein wollte er aber das Weltmeer nicht durchschiffen und früher, viel früher, als die vom Grafen ihm abgedrungenen sechs Monate abgelaufen waren, brachte ihm eines Abends der Graf selbst sein Kind auf die niedere Kammer, die er im Dorfwirthshaus bezogen.

„Wir sind quitt,“ sagte der Graf. „Gestern Nacht ist meine Frau gestorben, nachdem sie ein todtes Kind geboren. Seit jenem Schrecken, den du ihr verursacht hast, als du damals dein Kind zu fordern kamst, war sie leidend — ich war Schuld am Tode deiner Frau, du bist es am Tode der meinigen! Hier ist dein Kind!“

Bernhard hörte nichts! Jubelnd hob er sein letztes Glück auf und preßte es an sein Herz, bis das Kind schrie und sich nach dem „Papa“ umsah, aber der war verschwunden, und acht Tage später bestieg Bernhard einen Wagen, der ihn nach Bremen zum Schiffe bringen sollte, hinter ihm die alte Tante, die Anfangs so gegen Amerika gescholten hatte, und nun doch mitging, um des mutterlosen Kindes willen, das sie doch nicht dem „Mannsvolk“ überlassen wollte, denn da würde ja das „Thereschen“ aus dem Grabe kommen und über's Weltmeer wandern müssen, um ihr Kind zu behüten, wie alle Mütter in Westphalen sie nach dem Tode noch hüten, wenn ihre kleinen Kinder verlassen sind — und „Thereschen“ sollte die ewige Ruhe haben, sagte die alte Frau! „Das hatte sie doch verdient!“

Die Pleiophonie.

Von Dr. M. Alexander.

Die Pleiophonie — was ist das, werden die Leser fragen. Nichts anderes als das Bauchreden, dem Hofrath Reichenbach diesen wohlklingenden Namen gegeben. Diese Technik ist durch die Techniker des Fachs etwas in Mißcredit gerathen: denn wer hätte nicht schon auf Jahrmärkten und in Wirthshäusern verkommene Creaturen gesehen, die sich den Bauch zusammenzwängten, die Backen aufbliesen und das Gesicht verzerrten, um scheinbar aus der Entfernung eine zweite Stimme auf ihre Fragen antworten zu lassen. Das galt bislang für eine schwere Kunst, zu der man eine gastrische Anlage besitzen, die man frühzeitig geübt haben und bei deren Ausübung man sich den größten Kasteiungen unterwerfen mußte. Nun tritt plötzlich ein solcher Pleiophone auf und sagt euch, daß das gar kein Herenwerk sei, daß jeder Mensch mit einigermaßen kräftiger Brust die Anlage zum Bauchredner habe, und daß man nur gewisse Vorschriften beobachten müsse, um es in ganz kurzer Zeit zum Pleiophonen zu bringen. Dr. Mayer (aus Hamburg) — so heißt dieser Zerstörer des mystischen Nimbus, der bislang diese Technik umgeben — hat durch sein Auftreten in dieser Richtung die Aufmerksamkeit der ersten Physiologen auf die Sache gerichtet, und die Jahrmarktszauberei ist in den Bereich wissenschaftlicher Erörterungen erhoben worden.

Das Bauchreden war schon den Alten bekannt, und wurde von Wahrsagern, Zauberern vielfach zu ihren Betrügereien benützt: man ließ Todte sprechen, was schon Moses (5. Buch 18, 11.) verbot. Er warnt vor Ob und Jidoni, den Bauch- und Schlauchrednern. Auch die Orakel der Griechen waren ohne Zweifel nichts anderes als Bauchrednerei. Aristophanes (500 v. Chr.) erzählt von einem Bauchredner Eurykles in Athen, der aus dem Bauch wahrgesprochen, nach welchem dann in der Griechenzeit die Bauchredner Eurykliden genannt wurden; Tertulian sagt, er selbst habe Frauen gekannt, aus deren Bauch der Teufel geredet; Eustachius, Bischof von Antiochien, schrieb eine ganze Abhandlung über das Bauchreden und nannte es ein Teufelswerk, denn der „Böse" spreche aus unreinen Gliedern der Menschen und alle Menschen dieser Art seien von Gott verdammt; Hippokrates endlich meint, Bauchreden sei eine Halskrankheit, wie die Bräune. Aber weder im Bauche noch im Halse allein hat die Pleiophonie seine Sprache zu suchen wie Dr. Mayer behauptet, sondern er spricht sich auf's Bestimmteste dahin aus, daß die Bildung der zweiten Stimme durchaus nur von einer mehr innerlich gehemmten und von der Mitwirkung der übrigen Mundorgane fast abgeschlossenen Thätigkeit des Kehlkopfes ausgehen könne. Das Bauchreden sei ferner auf das Ausathmen basirt, wie auch auf gleiche Weise das gewöhnliche Sprechen bewerkstelligt wird. Der Bauchredner nimmt, wie der gelehrte Physiologe, Professor Ernst Weber in Leipzig nachweist, welcher den mayer'schen Vorträgen sein besonderes Interesse zugewandt und sie wissenschaftlich ergänzt hat, — der Bauchredner nimmt einen großen Vorrath von Luft in die Lungen auf, hält den Mund auf der einen Seite geschlossen und öffnet ihn auf der andern Seite ein wenig, auf welcher die Luft und der Schall ausströmt. Die geathmete Luft reicht deßhalb jedoch nicht viel länger aus zum Sprechen, als wenn wir mit offenem Munde und der tiefern Stimme sprechen. Dadurch aber erhält es den Schein, als wenn die Sprache aus entfernten oder verschlossenen Räumen käme, vielleicht — das ist unsere Ansicht — wird aber eben auch durch den Druck einerseits und die Schwäche des Tones anderseits der

Schein der Entfernung bewerkstelligt. Weber behauptete, der Bauchredner sei nicht im Stande dem Schalle eine bestimmte Richtung zu geben: die Meinung der Entfernung werde nur durch den eigenthümlichen, gedämpften schwachen Klang der Sprache hervorgerufen, der so ganz wesentlich verschieden ist von der gewöhnlichen Sprache, die der Bauchredner abwechselnd hören läßt. Durch den raschen willkürlichen Wechsel des Einathmens und Ausathmens, die vom Bauchredner jede Sekunde unterbrochen werden, erhöht sich die Täuschung und darin besteht auch die große Gewandtheit unseres Pleiophonen. Der Bauchredner gebraucht ferner zur Täuschung das Mittel, das Gesicht von uns ab und dem Gegenstande zuzuwenden, von dem die zweite Stimme kommen soll, oder er läßt uns nur die oben erwähnte geschlossene Seite des Mundes sehen, welche unbewegt bleibt, — ganz unthätig bleibt Zunge und Lippe nicht, wie die sich gegenseitig abschreibenden Conversationslexika sammt und sonders, selbst Ersch und Gruber, meinen — wodurch wir die Quelle des Schalls nicht entdecken können, und so halten wir uns an andere Umstände, die uns über den Ort, woher die Sprache kommt, aufklären sollen, an die Dämpfung und den besondern Klang, an den Inhalt des Gesprächs und den darin angedeutenden Ort, an die Richtung, welche der Bauchredner einnimmt, wenn er mit der natürlichen Stimme spricht und sich mit einer zweiten Person zu unterhalten scheint. Dieses fortwährende Herüber und Hinüber unserer Gedanken- und Empfindungsrichtung wirkt wesentlich mit zur Täuschung, auf der die Bauchredner ihre Kunst basiren.

Der Pleiophone, dem wir diese Aufklärungen über eine Technik verdanken, welche vielfach zu Täuschungen sehr niederer Art, wie namentlich von den Franzosen gegen die Beduinen, ja selbst zu Verbrechen mißbraucht worden, und neuerdings wohl auch an den sprechenden Tischen seine nicht unbedeutende Rolle spielte, Herr Dr. S. J. Mayer hat seiner Kunst nicht nur die physiologischen Gründe abgelauscht, wobei er von den ersten wissenschaftlichen Autoritäten, wie Weber, Choulant, Reichenbach, Pech, Henle, Liebig, Bischoff, Vierordt, Luschka und Andern unterstützt wurde, sondern auch die umfassendsten historischen Studien darüber angestellt, welche er in einer besondern Schrift (Die Ventriloquistik. Ihr Wesen und ihre Geschichte. Stuttgart, A. Schaber) niederlegen wird, auf die wir unsere Leser verweisen. Die Pleiophonie wird auch in Zukunft noch zu erheiternder Unterhaltung Vieler dienen, die zum ersten Male ihre Proben hören, aber der Nimbus ist durch die wissenschaftlichen Erörterungen, zu denen Hr. Dr. Mayer Anregung gab und mithalf, sowie namentlich durch die Vorträge, die derselbe zur Aufklärung über seine Kunst an so vielen Orten vor Männern der Wissenschaft und Laien gehalten und noch zu halten gedenkt — der Nimbus ist vernichtet und, was wir hoch anschlagen dürfen, gerade von dem vernichtet, den sein pleiophonisches Talent doppelt zur Geheimhaltung seiner Kunst hätte veranlassen sollen. Wir freuen uns, ihm dieses ehrenvolle Zeugniß ausstellen zu können.

Die Schönheitsbegriffe der Menschen sind doch unendlich verschieden! Daß der amerikanische Wilde im Norden seinen Körper mit den grellsten Farben anmalt und daß dieß, besonders mit rother und gelber Farbe, auch im Süden Amerika's, besonders bei Kriegszügen, der Fall ist, dürfte allgemein bekannt sein. Ebenso ist es fast über die ganze, noch von wilden Völkern bewohnte Erde Sitte, durch Einschneiden in die Haut und Hineinreiben unvertilgbarer Farben: Blau, Roth, Gelb und Schwarz, auch wohl, aber seltener, Grün, dem Körper das seltsamste Aussehen zu geben. Dieß geschieht oft mit großem Aufwand von Mühe und Kunst und nicht selten mit wahrem Sinne für Schönheit, obwohl es eine abenteuerliche Entstellung des menschlichen Leibes ist. Man nennt es Tättowiren. Ferner ist es eine Sitte vieler wilder Völker, bei den Neugebornen den noch weichen Kopf in Bretterchen zu binden und ihm durch den Druck eine unaussprechlich widerliche Kopf-Form zu geben. Andere durchbohren den Nasenknorpel zwischen den Nasenlöchern und stecken Metallringe oder Holz hinein, was natürlich eine entsetzliche Entstellung bewirkt, weil sich durch die Schwere des hineingesteckten Metalls oder Holzes die Oeffnung erweitert und stets größere Stücke hineingesteckt werden müssen. Ueber alle Maßen abscheulich ist aber die Sitte der Botokuden im Innern Brasiliens. Sie durchbohren die Unterlippe des Mundes und die Ohrläppchen und stecken Stücke leichten Holzes hinein. Die Oeffnungen erweitern sich mit der Zeit und die Stücke müssen vergrößert werden. Im Alter hängt die erweiterte Unterlippe bis auf die Brust, das verlängerte Ohrläppchen bis auf die Schultern und drin steckt ein nahezu ½ bis ¾ Schuh dicker Klotz von weichem, leichten Holze. Auch eine neue Mode! Da in unsern Tagen bei unsern Frauen und Mädchen das Entstellen der Körperformen durch den beliebten Reifrock und die Schnürbrust begonnen hat und so vielen Beifall findet, aber doch, seit die Kaiserin von Frankreich den Reifrock abgelegt hat, in Abnahme kommt, so dürfte vielleicht die Mode der Botokuden als Etwas ganz Neues zu empfehlen sein!

Ein Blinder. Hier noch eine jener kleinen Geschichten, die sich in Paris so häufig ereignen. Seit mehreren Jahren stand vom frühen Morgen bis zum späten Abend an der Thüre der Kirche Petits Pères ein Blinder, der durch den sanften Ausdruck seiner Züge, sowie durch den weichen Klang seiner Stimme das Mitgefühl des Publikums zu erwecken wußte, und es gingen wenige in die genannte Kirche, ohne ein Almosen in den vor ihm stehenden Kasten zu werfen. Auch der Berichterstatter, den fast täglich der Weg vor dieser Kirche vorüberführt, hat den Blinden mit manchem Sousstück bedacht. Seit vierzehn Tagen nun ist er vor der Kirchenthür verschwunden. Er ist aber weder erkrankt, noch gestorben, sondern befindet sich frisch und gesund im Gefängniß, wohin ihn die Polizei aus folgenden Gründen hat bringen lassen. Die Pariser Polizei, die so vieles erfährt, hat nämlich erfahren, daß der blinde Bettler ein Haus für dreißigtausend Francs käuflich an sich gebracht. Sie zog genauere Erkundigungen ein und es ergab sich, daß der Blinde bereits zwölftausend Franken baar bezahlt hatte. Auch fand man in dem angekauften Hause, in welchem die Frau des Bettlers sich schon eingerichtet hatte, ein bedeutendes Vermögen in Banknoten, Eisenbahnactien und sonstigen Werthpapieren vor. Dies bedeutende Vermögen hatte sich der Blinde in einem Zeitraume von 7 Jahren erfleht. Seine Haft, die er sich wegen erwiesenen Bettelns zuzog, kann nicht lange dauern und sobald man ihn wieder aus derselben entläßt, wird er ganz behaglich von seinen Renten leben können.

Nur französisch. Eine Dame von noblem Aeussern sagte in einem Badeort bei der Gasthaustafel, indem sich ein junger Mann näherte und so eben auch zu Tisch setzen wollte, zu ihrer Tochter: „Fais place". Als diese die Worte überhört hatte, wiederholte die Mutter nochmals: „Fais place". Vergebens, die Tochter hörte nicht. Endlich rief die Mutter erzürnt: — „Jetzt sag' ich Dir's zum dritten Male, ruck ummi."

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

№ 45. *VI. Jahrg.*

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 4. November 1860.

Unstern.

Das Theater war ziemlich gefüllt. Man gab die „Stumme von Portici“ und deren ewig schöne Musik hatte eine größere ausgewähltere Gesellschaft als gewöhnlich in Parterre und Logen versammelt. Im Parquet saß, neben mehreren Freunden, Julius, ein junger Dichter und Schriftsteller, und musterte, statt die Lazzaronis auf der Bühne, den Kranz der Damen rings in den Logen. Aber das waren immer dieselben längst bekannten Abonnenten-Gesichter und verdrießlich ließ er mehrmals die Lorgnette wieder sinken. Plötzlich aber blieb sein Blick wie gefesselt an einer neuen Erscheinung haften. Zu seiner Rechten, in einer Loge ersten Ranges, saß eine Fremde, ein junges Mädchen, dessen ideale, reiche Schönheit Jedem auffallen mußte. Als Julius sie zufällig erblickte, erschrack er fast, denn gerade auf ihn heftete die Schöne die dunkeln, feuchten Augen, die wie wundersame, fremde Blüthen aus den Ranken brauner Locken leuchteten. Wie ein Zauber wirkte dieser Blick auf ihn; er konnte den seinen nicht mehr abwenden, eine geheime Gewalt verbot sogar den Versuch dazu, und als das Mädchen sich wegkehrte, starrte er immer noch wie geistesabwesend nach dem reinen, reizenden Profil. Erst als seine Nachbarn aufmerksam auf ihn wurden und der Richtung seiner Augen folgten, besann er sich auf das Unartige seines Benehmens und zwang sich, dem Gesang des Vicekönigs scheinbare Aufmerksamkeit zu schenken. Aber nur scheinbar hörte er zu — denn in der That vernahm er nur ein Summen und Brausen im Gehirn; alle seine Sinne hatten sich in den einen des Gesichts konzentrirt und dieser strengte sich an, gleich dem Grafen von Montemolin im schiefsten Winkel schielend, nur ein wenig von der Gestalt, der Hand oder dem Kleide der Unbekannten zu erspähen. Sehr oft freilich konnte er es sich nicht versagen, den ganzen Kopf zu wenden, und sonderbar, immer begegnete sein Auge dem der Schönen und heftiger schlug ihm dann das Herz. Im ersten Zwischenakte, während dessen ihm wieder eine freiere Aussicht und Hinsicht vergönnt war, frug er seine Freunde sowohl wie alle Nachbarn nach dem Namen der interessanten Fremden; Niemand kannte sie, aber alle vereinigten sich im Preise ihrer Schönheit und die Lorgnetten und Binocles richteten sich so eifrig nach der Loge derselben, daß sie fast unmuthig sich abkehrte und so lange unsichtbar ward. Dennoch sandte sie während des ganzen Abends von Zeit zu Zeit

einen Blick nach Julius. Als das Theater zu Ende war, stürmte dieser auf höchst rücksichtslose Weise durch die Menge; der Erste am Ausgange, harrte er sehnsüchtig auf das Erscheinen seiner Unbekannten. Sie kam; hatte er früher ihr reizendes Antlitz bewundert, so entzückte ihn nun ihre vollendete, stolze Gestalt, und wäre nicht der fatale Bediente gewesen, der ihr die Mantille umhing, er wäre vielleicht so keck und unklug gewesen, ihr seine Begleitung anzubieten. So aber begnügte er sich glücklicherweise, wie ein getreuer Page ihren Schritten in der kürzesten Entfernung zu folgen, zum großen Aerger des ehrerbietig nachtretenden Kammerdieners. Die Schöne sah sich erst um, als sie ihr Haus erreichte. Julius stand dicht vor ihr, er fuhr zusammen, verbeugte sich, aber ehe er noch an den Hut greifen konnte, war sie verschwunden und er stand allein, und der Mond lachte höhnisch herab auf ihn von dem Nachthimmel. Das bemerkte er zwar, aber er segnete ihn dennoch, den sein Schein erlaubte ihm, sich Lage und Nummer des Hauses aufzunotiren, in welchem das schöne fremde Mädchen wohnte. Fieberisch aufgeregt eilte er nach Hause; zwar hatte er Freunden versprochen, den Abend mit ihnen in froher Gesellschaft zuzubringen, aber heute war es ihm unmöglich und er hing in seinem einsamen Gemach Träumen nach, oder dichtete Lieder einer höchst wundersamen Verzückung.

Andern Morgens besuchte Julius schon ziemlich frühe seine Tante Amalie. Es war dies ein nicht mehr ganz junges Fräulein von höchst ehrwürdigem Aeußern; gütig und besorgt für Alle, welche sie liebten, hatte Tante Amalie besonders für ihren Neffen Julius eine fast zärtliche Neigung gefaßt. Sie liebte in ihm sein freies, gutmüthiges Wesen, seine heitere kindliche, oft kindische Fröhlichkeit, und vor Allem war sie stolz auf dessen dichterische Productionen, von welchen sie beständig einige Muster in der Tasche nachführte, um diese bei Gelegenheit Freunden und Gönnern vorzulesen. Außer ihren liebenswürdigen Eigenschaften besaß aber auch die Tante ein bedeutendes Vermögen, ein Vorzug, gegen welchen Julius, der muthmaßliche Erbe, durchaus nicht unempfindlich war. Darum suchte er ihr auch in allen Stücken angenehm zu sein, bemühte sich fast mit der Aufmerksamkeit eines Liebhabers um sie und ihre kleinen Launen und bot seine ganze Liebenswürdigkeit auf, der Tante Amalie zu gefallen.

Heute hatte Julius der Tante versprochen, mehrere seiner neuesten Gedichte vorzulesen. Er würde dies Versprechen schwerlich gehalten haben, denn es war ihm von der lieblichen Erscheinung des vorigen Abends noch ein kleiner Schwindel im Kopf, etwas Herzbrausen in der Brust zurück geblieben, aber er wußte, daß die Tante ein Wegbleiben, einen Wortbruch außerordentlich übel nehmen würde. Er kam also, und trotz seiner Migräne, von welcher er als Einleitung erzählte, las er nicht allein ganz gut, sondern auch recht viel; die Tante unterbrach ihn häufig, um auszurufen: „Classisch! Einzig! Wahr gefühlt! Wie poetisch!“ u. s. w. oder um eine Thräne der Rührung abzuwischen, oder, um dem plaudernden Papagei Koko, der beständig Dieb! oder andere unpassende Worte schrie, mit Mandeln den Schnabel zu stopfen.

Julius beruhigte sich endlich; er war sehr angegriffen von dem Lesen seiner Werke. Die zärtliche Tante brachte ihm selbst ein Glas kalten Punsch und ein Stück Torte, und nachdem sie den Neffen genug gelobt, rückte sie ihren Lehnstuhl näher zu dem seinigen und begann:

„Lieber Julius, ich habe mir schon längst vorgenommen, über eine sehr wichtige Angelegenheit mit Dir zu reden.“

Julius sah die Tante groß an; sie schaute ihm so eigenthümlich in die Augen, daß er das tête à tête ein wenig zu fürchten begann. Nichts destoweniger küßte er ihr auf die artigste

Weise die Hand und rief feurig; „Sprechen Sie, beste Tante! Ihr Wille ist mir, wie Sie wissen, Gesetz!“

„Nicht so, mein Theurer,“ sprach die Tante weiter, indem sie seine Hand festhielt. „Gebieten will ich Dir nicht, kann es nicht. Aber höre mich! Du stehst allein, bist in dem Alter, einmal solid, gesetzt zu werden, Du bedarfst einer Stütze. Deine reiche Phantasie will einen Stamm, an welchem sie sich hinaufranke; Dein Gemüth bedarf eines gleichgesinnten Wesens, das Dich ganz versteht, Dich ergänzt, Dich liebt. Kurz, ich glaube — ich meine — Du solltest heirathen.“

Julius erschrack ein wenig bei diesem Vorschlage; er faßte sich jedoch und rief seufzend nur: „Ach!“

Tante Amalie fuhr leise fort: „Ich weiß, was Du sagen willst. Du bist nur ein wenig vermögend, das, was Deine poetischen Produktionen Dir einbringen, ist auch nicht viel, aber dafür habe ich genug für uns Beide. Was mein ist, soll Dein sein; Nahrungssorgen werden Dich daher nicht quälen. Daher wähle! Aber wähle gut; keines jener Kinder, welche nur der Vergnügungen wegen zu leben scheinen, keine jener Coquetten, welche das Herz der Männer nur als einen Spiegel zu betrachten gewohnt sind; auch keine jener guten Hausfrauen, welche schwarze Flecken im Gesicht und auf der Schürze haben, erst Abends Toilette machen und nur von Bohnen-Einmachen und Weißzeug zu reden wissen. Nein, Du brauchst eine Frau, die mehr ist, die Alles hat, was Du, und noch mehr. Sieh, lieber Julius, ich will Dir keinen Vorschlag machen, aber doch — doch sage mir vor Allem, hast Du etwa schon gewählt?“ Dabei drückte Tante Amalie ihrem Neffen recht zärtlich die Hand und sah ihm erwartend in's Auge. Dieser wurde bald roth, bald blaß; in tödtlicher Verlegenheit wußte er kein Wort hervorzubringen. Die Tante sagte nach einer kleinen Pause: „Nur Muth, lieber Julius; habe Vertrauen zu mir. Wenn Du gewählt hast, so nenne Die, welche Du liebst, und erwarte Alles, Alles von meiner Liebe zu Dir!“ Die Gute konnte das Weinen nicht mehr zurückhalten, sie schluchzte laut, fiel dem Neffen um den Hals und küßte ihn herzlich. Julius war der Verzweiflung nahe. Als die Tante ihn losließ, warf er sich vor ihr auf die Kniee.

„Theure, edle, gütige Tante,“ rief er im Tone des grenzenlosesten Schmerzes, „ich verstehe Sie! Aber Ihre Güte drückt mich zu Boden. Ich kann nicht — ach, erlassen Sie mir das Geständniß. Ewig werde ich Sie verehren, lieben wie eine Mutter — aber ich liebe eine Andere!“ Mit diesen Worten sprang er auf und stürzte zur Thüre hinaus.

„Eine Andere?“ rief die Tante bestürzt im Tone der höchsten Verwunderung. Koko schrie auf die Straße hinab: „Narr! Narr!“ und der Flüchtling brunten glaubte, die Stimme eines Verstandesmenschen zu vernehmen, welcher einen Dichter beurtheilt.

Daheim geberdete sich Julius völlig wie ein Rasender. Zuerst warf er einen Stuhl um, dessen Lehne einige leere Flaschen entzwei schlug; dann gab er dem Tintenfaß einen Stoß, daß es gerade kopfüber auf einen Pack Novitäten flog, die heute der Buchhändler zur Einsicht gesandt hatte; endlich warf er sich auf das Sopha, auf dem gerade geglättete Wäsche lag, und hielt einen Monolog, dessen Eingang nicht gut wiederzugeben ist. — „Verwünschte, vermaledeite Geschichte!“ knirschte er und biß an den Nägeln. „Alles fort! Alles verloren! Selbst die Hoffnung verloren! O Tante, Tante, was verlangst Du von mir! Nein, es ist unmöglich! des Geldes des nichtigen Besitzes wegen opfere ich nicht mich, nicht meine Freiheit, mein ganzes Lebensglück!

Und doch wäre es gerade dieser geträumte Besitz gewesen, welcher mir allein zu meinem Glücke hätte helfen können. Aber ich bin ein Kind des Unglücks. Das Schicksal hat sich gegen mich verschworen — ich bin elend. Was soll ich thun?“

Nach diesen Worten schien der Arme einen Entschluß fassen zu wollen. Er sprang empor, nahm die Terzerolen von der Wand und betrachtete dieselben lange starr und wehmüthig. Er wollte die Hähne aufziehen, aber sie waren sehr eingerostet. Mißmuthig warf er die Todeswaffen auf das Bett, und ging mit verschränkten Armen heftig im Zimmer auf und nieder.

Der Bediente brachte die heutigen Zeitungen. Mechanisch griff Julius darnach. Das Fremdenblatt kam ihm zuerst in die Hand. Wie ein Blitz fuhr es ihm durch's Gemüth; er glaubte, ein wenig abergläubisch, wie er war, den Fingerzeig des Faktums zu erkennen. Hastig überlief er die Liste der Fremden — da stand es — kein Zweifel, sie war es, die Schöne von gestern Abend: „Fräulein Marie Heltmann von Worstadt bei Herrn Hauptmann Tolder.“ Sie mußte es sein, Hauptmann Tolder hieß der Besitzer des Hauses, dessen Nummer sich der junge Enthusiast am vorigen Abend so genau aufnotirt hatte. Jetzt schien er auf einmal umgewandelt, wieder heiter und zufrieden. Rasch und sorgfältig machte er seine Toilette: er hatte beschlossen, vor der Schönen wenigstens eine kleine Fensterpromenade zu machen.

Vergebens blickte er von der Straße hinauf nach den offenen Fenstern; Niemand ließ sich sehen. Am Ende der Straße kehrte er verdrießlich um, da kam Jemand aus dem Thor, noch Jemand, eine ganze Gesellschaft. Sie war darunter, schon von fern erkannte er die hohe, stolze Gestalt. Der Zug kam auf ihn zu; mit Schrecken gewahrte er bei demselben Diener, welche Gepäck trugen; mit Schrecken fiel ihm ein, daß er dicht am Bahnhof der Eisenbahn stehe. Sie kamen an ihm vorüber, die schöne Fremde erblickte ihn und ward tief roth, als er, denn es befanden sich Damen seiner Bekanntschaft in ihrer Begleitung, ehrfurchtsvoll sich verbeugte.

Er folgte den Vorangehenden, sie traten in den Bahnhof, — wirklich Marie ging. Sie nahm Abschied von den Freundinnen, und jeder Kuß, den sie gab oder empfing, war dem Verliebten ein Stich in's Herz. Jetzt trat sie in den Wartsaal, und noch einmal sah sie zu ihm herüber, noch einmal ließ sie ihr weißes Tuch flattern — er schmeichelte sich fast mit der berauschenden Hoffnung, dieser Gruß habe ihm gegolten — dann verschwand sie. Julius eilte hin, wo er den Zug vorüber fliegen sehen konnte. Zum Letztenmale erblickte, grüßte er sie — und fort brauste das Dampfroß mit Windeseile..

Trotz seines Aergers und Kummers war Julius den ganzen Tag über bis spät in die Nacht hinein sehr geschäftig. Er lief zu dem Buchhändler und kam von ihm zurück mit einer Menge linirter Bogen, welche er theilweise ausfüllte! er schrieb lange, eilte oft vor den Spiegel, kramte unter seinen Schriften, und packte endlich mit Hilfe seines Bedienten einen großen Koffer voll Kleidungsstücke und Manuskripte.

„Aber um's Himmelswillen, Herr,“ sagte Johann, „was wollen Sie denn mit den abgetragenen Kleidern thun, welche Sie da einpacken? Sie können sich nirgend damit sehen lassen!“

„Behalte Deine Weisheit für Dich,“ fuhr ihn der Herr an, „das geht Dich gar nichts an. Morgen frühe um 5 Uhr wecke mich, ich verreise.“

Am andern Morgen um 6 Uhr nahm Julius im Bahnhof ein Billet nach Worstadt, ein großer Plan war in seiner Seele gereift. Seinem Bedienten rief er zu: „Grüße vielmals meine Tante Amalie! Sie möge mir verzeihen — ich kann nicht anders! Fort muß ich in die weite Welt! Vergiß auch nicht den Schneider anzutreiben — in einigen Tagen komme ich wieder!“

Worstadt ist ein stilles, freundliches Landstädtchen am Ufer eines großen Flusses. Als Julius darin seinen Einzug hielt, klopfte ihm das Herz gewaltig; er lehnte sich rechts und links aus dem Schlage des Omnibus, aber er sah nicht das, was er suchte. Im besten Gasthaus von einem gehäbigen Wirthe freundlich empfangen, hatte er sich es bald bequem gemacht, und saß endlich allein im Gastzimmer bei einer Flasche ächter Liebfrauenmilch dem Wirth, welchen er dazu eingeladen, gegenüber. Das Gespräch kam bald auf die Honoratioren der Stadt; behutsam forschte Julius, und bald klang ihm der liebe Name Heltmann.

„Das ist einer unserer ersten Kaufleute, der Heltmann," sagte der Wirth mit der Zunge schnalzend, nachdem er den eigenen Wein gekostet, „ein Mann, der überall an der Spitze steht. Und reich ist er — Sie glauben es kaum. Er hat eine Tochter, wenn Sie die einmal sähen, Herr, das Herz im Leibe würde Ihnen aufgehen. Sie ist seither in der Residenz gewesen, aber seit gestern zurück, denn heute Abend ist der erste Ball unseres Casino, und da darf sie nicht fehlen, denn sie ist die Krone der Gesellschaft. Es haben sich schon Viele um sie beworben aber sie ist etwas eigen — Sie verstehen mich, — so — poetisch, sehr gebildet, sehr wohl erzogen; o sie ist ein Muster. Aber Apropos, ist es Ihnen vielleicht angenehm, unsern Casinoball zu besuchen? Ich, als Mitglied, werde mir Vergnügen daraus machen, Sie einzuführen."

„Ich nehme Ihr Anerbieten mit dem größten Danke an," entgegnete Julius freudestrahlend. „Jetzt aber haben Sie die Güte, mir ein Adreßbuch zu besorgen, denn ich habe heute noch verschiedene Geschäfte abzumachen." Das Adreßbuch kam, Julius ging auf sein Zimmer und bald trat er auf die Straße. Der neugierige Wirth erschrack sehr, als er jetzt seinen Gast erblickte. Dieser, vordem elegant gekleidet, erschien nun in dem ärmlichsten Aufzug. Er trug eine große grüne Mütze von zweifelhafter Façon, einen abgeschossenen, blauen Tuchrock, dessen Nähte ganz weiß erglänzten, keine Halsbinde, gelbe Sommerbeinkleider, etwas zu kurz, und beflekte Stiefel. Unter dem Arm hielt er eine große Mappe.

„Das ist nicht ganz Ohne, dahinter steckt was," sagte der pfiffige Wirth, sein Käppchen zurecht rückend, indem er dem seltsamen Gaste so lange als möglich nachsah.

Dieser schritt geraden Weges auf das Haus des Kaufmanns Heltmann zu, welches er vorher erfragt hatte. Er zog die Klingel; nach einigem Warten wurde ihm aufgemacht. Da er den Herrn des Hauses zu sprechen begehrte, so wies ihn die Magd in das Wohnzimmer, nachdem sie vorher zu ihm gesagt hatte: „Putze Er aber seine Stiefel recht sauber ab.

Auf das „Herein" trat Julius in das Zimmer. Drei Personen waren in dem netten, wohnlichen Gemach: ein ältlicher Herr, eine Dame, welche offenbar dessen Gattin war und endlich sie — Marie, selbst. Sie saß am Fenster, mit weiblicher Arbeit beschäftigt, ein Buch vor sich. Kaum erblickte sie den Eintretenden, als sich ihr Gesicht und Hals mit Purpur übergoß. Ohne Zweifel hatte sie ihn sogleich erkannt; in peinlicher Verlegenheit wandte sie sich ab. Nicht minder verlegen, consternirt, war der kühne Eindringling.

„Was wünschen Sie?" frug der alte Herr.

„Ich — ich — ich wünschte Herrn Heltmann," — stotterte Julius.

„Der bin ich, was ist Ihr Begehren?" redete jener etwas barsch.

Julius hatte sich gesammelt, seine Fassung wieder gewonnen. „Ich reise in Geschäften der B.'schen Buchhandlung," sagte er, — „und erlaube mir, Ihnen ein ausgezeichnetes Werk zur Subscription anzubieten."

„Ich bedarf nichts dergleichen," sprach Herr Heltmann, sich abkehrend.

„Aber, verehrter Herr," entgegnete Julius, seine Mappe öffnend, „es ist dies kein Werk gewöhnlichen Schlags, im Gegentheil, es wird ungeheure Sensation erregen, es sind Gedichte" —

„Auch gar noch Gedichte?" lachte Herr Heltmann. „Gehen Sie mir damit. Einmal für allemal, ich kaufe nichts."

„Verzeihen Sie nur noch einen Augenblick," fuhr der unverschämte Subscribentensammler fort. „Diese Gedichte, von welchen ich Ihnen einen Theil des Manuscripts als Probe vorlegen kann, sind keine Alltagsgedichte; sie sind betitelt „Marienlieder", aber nicht zu verwechseln mit denselben von Görres. Sie besingen in glühender Poesie ein Mädchen, das nur einmal auf der Erde lebt. Ja, wahrlich, sie sind aus dem Herzen geflossen."

„Man sollte fast glauben, Sie hätten sie selbst gedichtet," sagte der Kaufmann ironisch. „Indessen — ich brauche nichts."

„Aber gnädige Frau, mein Fräulein, wollen Sie nicht Ihre Bitten mit den meinigen vereinen?" frug der geängstete Julius, sich den Damen nähernd. Lesen Sie diese Gedichte, oder besser, ich will Ihnen einige vorlesen und Ihr Urtheil wird dem meinen beistimmen. Darf ich Ihnen einige vorlesen?"

„Nein, nein," rief Frau Heltmann etwas erzürnt über die Zudringlichkeit des Fremden; „verschonen Sie uns. Nimm ihm ein Exemplar ab, lieber Mann!"

Herr Heltmann zögerte. „Sie brauchen sich blos zu unterzeichnen," versicherte Julius, „das Buch wird erst bei dem Empfange bezahlt. Ihr Namen aber wird mir viel nützen, Sie sind als Kenner und Beschützer der Künste und Wissenschaften bekannt und —"

„Nun, so unterzeichne für mich, Marie," sagte der Vater etwas ärgerlich zu der Tochter. Julius eilte zu dem schönen Mädchen und bot ihr einen Subscriptionsbogen. Sie schrieb, ohne die Augen aufzuschlagen, mit zitternder Hand den Namen ihres Vaters nieder. Julius zitterte nicht weniger, die Nähe der Geliebten, der Hauch ihres Athems, der Anblick ihrer weißen Hand, ihrer duftenden Locken, welche sich auf dem weißen, reizenden Nacken wiegten, erregten in ihm einen Taumel, welcher ihn fast verrathen hätte. Dennoch gelang es ihm, während sie schrieb, rasch und unbemerkt ein Gedicht, wie ein Brief gefaltet, in ihr Arbeitskörbchen zu werfen.

Der Name war eingetragen. Marie sah zum Fenster hinaus. Julius mußte sich verabschieden. In der Thüre rief ihm Herr Heltmann noch zu:

„Sie können sich in der Küche etwas zu essen geben lassen."

Dies vernahm die Magd; etwas mürrisch rief sie den falschen Subscribentensammler in ihr Reich. Julius, obgleich er innerlich lachte, beschloß, bei dieser Gelegenheit einen Versuch zu machen, ob dieser dienende Geist zu gewinnen und zu seinem Zwecke zu gebrauchen sei. Ohne viele Umstände faßte er deßhalb ihre Hand, zog sie an sich und sagte:

„Schönes Kind —"

„Laß er mich los," entgegnete zornig die weder schöne noch jugendliche Besenführerin „was untersteht er sich?"

„Aber so höre mich doch nur!" fuhr Julius dringend fort. „Ich will Dich ja nur um einen Dienst bitten.

„Unverschämter!" schrie die Magd, „gehe er seiner Wege, oder — ach Peter!"

Die breite Gestalt eines Hausknechts erschien an der Küchenthüre und Julius war froh, ohne weitere Belästigung, als einige nachgerufene Ehrentitel, wieder die Straße zu gewinnen.

In seinem Zimmer überlegte er. Etwas ist jedenfalls gewonnen, sprach er zu sich selbst „Marie hat mich erkannt, sie hat mein Gedicht gelesen, sie weiß, was ich will. Heute Abend auf dem Balle werde ich sie wiedersehen, sprechen, und alles Weitere findet sich. Das Glück scheint mir zu lächeln; aber mein Einfall war auch gut. Als Subscribentensammler, ich, der Mann der Welt, der Dichter, — o, es ist zum Todlachen! Jetzt aber will ich den Brief an die Tante absenden. Sie wird mir verzeihen und Alles kann noch gut werden.“ Er zog den schon am vorigen Tage geschriebenen Brief an die Tante aus der Tasche, welchen er des größeren Effektes halber erst in Vorstadt auf die Post hatte geben wollen, und schlug ihn auseinander, um ihn nochmals zu überlesen. Aber Wehe! Das war nicht der Brief, er hielt das Gedicht an Marie in der Hand, und ihr hatte er den Brief an die Tante zugespielt. Julius stand wie niedergedonnert; er konnte keinen Gedanken finden, rathlos, in dumpfer Verzweiflung starrte er auf das Papier. Da stand:

Du bist so schön wie wilde See:
Wenn sturmgejagt die stolzen Wogen
Wildbrandend ihres Schaumes Schnee
Hoch schleudernd bis zum Himmelsbogen;
Du bist so schon, wie dunkle Nacht,
Die mit den langen, schwarzen Locken,
Und ihrer glüh'nden Augen Pracht
Uns hält und fesselt, süß erschrocken;
Du bist so schön, wie das Gedicht,
Das Gott sich selbst zum Preis gesungen,
Und das in einem Strom von Licht
Des Chaos Dunkel hat bezwungen ꝛc.

Wüthend zerknitterte Julius das Blatt; er rannte wie wahnsinnig in der Stube auf und nieder, auf sich, seinen Unstern und die ganze Welt fluchend. Er kam fast außer sich, wenn er sich vormalte, was wohl Marie denken möchte, wenn sie lese: „Nicht undankbar nennen Sie mich, theure, verehrte Tante, wenn ich zum erstenmale in meinem Leben Ihnen ungehorsam bin, Ihrem Willen zu widerstreben wage. Das Schicksal will es so — ich kann nicht der Ihrige sein. Wenn auch Liebe und Dankbarkeit die Pflicht auferlegten, Ihnen das zu werden zu versuchen, was sie wünschen, daß ich Ihnen sein soll — ich kann und darf Sie nicht täuschen. Ich habe vorgestern im Theater ein Mädchen gesehen, von welchem mein Herz sagt, daß ich es lieben muß u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Die Henne mit den goldenen Eiern. Im Theater Imperial du Cirque in Paris gibt man gegenwärtig: „Die Henne mit den goldenen Eiern“ und hat Alles aufgeboten, was der Dekorationsmalerei, dem Maschinenmeister und den Costum-Erfindern möglich wurde. Jedem goldenen Ei, das die betreffende Henne gelegt hat, und deren sind drei Körbe voll, wohnt die Kraft einer Wünschelruthe inne, und mit jedem Ei, das der glückliche Besitzer zu Boden wirft, wobei es knallend zersplittert, verwandelt sich die Bühne, oder ein Maschinenstück, oder eine Person mit solcher Präzision, daß man an Märchen und Zaubergeschichten der Jugend zu glauben wieder beginnt. Die Ausstattung hat ungeheure Summen gekostet, aber in den ersten Aufführungen schon über 110,000 Frcs. in die Kasse gebracht. Dabei ist das Haus, das 2000 Plätze hält, immer überfüllt.

Chinesische Censoren. Zu den merkwürdigen Einrichtuugen China's gehört die der öffentlichen Sittenrichter (Censoren), die von ihrem Recht, zu tadeln und zu rügen, einen außerordentlich freimüthigen Gebrauch machen. Vor einigen Monaten protestirte der Censor gegen den Lebenswandel des Kaisers gegen seine Trunksucht und Liederlichkeit, seine Vorliebe für Schauspieler und gemeine Gesellschaft. Dieser Sr. Majestät ertheilte Verweis erschien in der „Pekinger Zeitung“, und circulirte im ganzen Reich.

Salto mortale einer Katze. Sonntag Vormittag erregte in der Josephstadt Schmiedgasse, der kühne Sprung einer Katze nicht wenig Sensation. Im Hause Nr. 229 wurde nämlich eine große graue Katze aus dem Anlasse verfolgt, weil sie sich auf unrechtmäßige Weise einen Leckerbissen angeeignet hatte. Die Diebin wußte sich in ihrer bedrängten Lage keinen Rath und flüchtete sich sofort in das dritte Stockwerk, Auch hier sah sie sich bald von ihren zahlreichen Verfolgern umringt und konnte sich nach keiner Seite wenden. Da faßte sie Muth, sprang durch das geschlossene Gassenfenster, zerbrach die Fensterscheibe und fiel wunderbarer Weise auf eine Gas-Laterne, der sie den oberen gläsernen Deckel durchbrach, und trotzdem unverletzt in den inneren Raum derselben gelangte, wo sie eingepreßt blieb und ihren Raub ruhig verzehrte. Nach dem Mahle besah sie sich eine Zeit lang nach allen Seiten, grinste über das endlose Gelächter der zahlreichen Zuseher, bis zuletzt ein Hausmeister sie mit Hilfe einer Leiter aus der engen Behausung befreite.

Auf der Gemäldeausstellung im Charlottenburger Schloß zu Kopenhagen ist ein Gemälde von Blunck: „Abschied des Gardisten von seiner Braut“, ausgestellt, das Gegenstand einer recht charakteristischen Censur gewesen ist. Der Maler hatte nämlich am Aermel der rothen Uniform eines der auf dem Gemälde figurirenden Soldaten einen Lappen angebracht Dieses veranlaßte den Gouverneur der Hauptstadt, dem Künstler ein Schreiben ungefähr folgenden Inhalts zuzustellen: Es sei eine „injurirende“ Beleidigung für die Armee des Königs, wenn Jemand glauben könne, daß geflickte Uniformen benutzt würden. Diese Schmähung könne nicht geduldet werden. Man hatte deßhalb bei dem König vorfragen lassen, was zu thun sei, und ein allerhöchstes Schreiben erhalten, nach welchem Herr Blunck augenblicklich jenes Gemälde mit dem Lappen herunternehmen und dasselbe verändern solle. Solches geschah denn auch mit größter Gewissenhaftigkeit und Unterthänigkeit.

Bei Brautwerbungen kommen 3 verschiedene Gattungen von Körben vor. Man unterscheidet einhenklige, wenn die Braut will und die Eltern wollen nicht; zwei henklige, wenn die Eltern wollen und sie nicht; endlich drei henklige, wenn die Eltern nicht wollen und sie auch nicht.

---

* Ein wohlhabender Mann. der vor kurzem starb, äußerte ein Paar Stunden vor seinem Tode gegen seinen Arzt: „ich habe meinem Magen 300 fl. vermacht, und nur so lange möchte „ich noch leben bis der Magen dieselben verzehrt „hat, sonst nutzt ihm ja dieses Vermächtniß „nichts.„

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

№ 46. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 11. November 1860.

Donatien, ein Mulatte.

Von Franz Eugen.

Einige Meilen von Saint-Pierre, am Fuße eines ausgebrannten Vulkans, lag in früheren Zeiten eine Wohnung, die eine der schönsten und bedeutendsten auf der Insel Martinique war. Die Revenüen dieser ausgedehnten Besitzung überstiegen bei Weitem diejenigen manches adeligen Gutes, das ein freiherrliches Schloß mit Wällen und Zugbrücken hat, und doch erblickte man dort nur ein Haus von einfacher Bauart, dessen röthliches Dach von den grünenden Zweigen einiger Tamarinden und Mandelbäume beschattet wurde. Diese Besitzung gehörte dem Herrn von Rebeliere, und in der Gallerie jenes Hauses waren um die Weihnachtszeit eines Abends drei Personen versammelt. Große Kandelaber erleuchteten dieses Gemach, in welchem eine besondere Zusammenstellung von Luxus und Einfachheit herrschte. Die Fenster hatten keine Vorhänge, aber sorgfältig hinuntergelassene Rouleaux von gemaltem Kanevas, hielten die Mousquitos ab, deren unaufhörliches Gesumm man von draußen hörte, und gestatteten zugleich dem erfrischenden Nachtwind freien Durchzug.

Die aufwartenden Sclaven hatten eben die mit reichem Silbergeschirr bedeckte Tafel, an der das Nachtessen eingenommen worden war, entfernt, und brachten jetzt auf einem kunstvoll eingelegten Tischchen den Kaffee herein. Die drei Personen, welche sich um diesen Tisch reihten, waren so verschieden in Haltung, Züge und Physiognomie, daß man auf den ersten Blick erkannte, daß sie weder derselben Familie, noch derselben Nation angehörten. In Frau von Rebeliere war der kreolische Typus in seiner hochmüthigen und zugleich graziösen Nachlässigkeit ausgeprägt. Ihre Taille verschwand unter den weiten Falten eines weißen Gewandes, das von keinem Gürtel zusammengehalten war, aber man errieth trotz dieser Umhüllung von Mousselin, daß sie schlank und biegsam war. Ihre Züge waren mehr reizend, als regelmäßig schön, ihre Haare glänzend schwarz, ihre zarte Haut hatte jene klare, frische Bläße, welche den Kreolinen eigenthümlich ist, und ihre großen, dunklen Augen wurden von langen Wimpern beschattet. — Ihr Gatte, Herr von Rebeliere, war ein noch junger Mann, aber das heiße Klima der Antillen hatte ihn frühzeitig gealtert. Er war aus Belgien, und obwohl er sehr jung nach Martinique

gekommen, so hatte er dennoch die Macht dieser tropischen Sonne, unter der er nicht geboren war, seine Kräfte langsam untergraben. Seine spärlichen blonden Haare hingen auf sein krankhaft bleiches Gesicht herab, das einen schüchternen und gemeinen Ausdruck zeigte. Aber etwas Stolzes, Gebieterisches in seiner Haltung und seiner Art sich zu bewegen, ließ in ihm einen Mann vermuthen, der gewohnt ist zu befehlen, und trotz dem Stempel der Schwäche und Feigheit, den die Natur seinem kränklichen Körper aufgedrückt hatte, errieth ein aufmerksamer Beobachter bald, daß er heftige Leidenschaften und einen eisernen, eigensinnigen Willen besaß.

Das junge Mädchen, welches zwischen ihm und seiner Gattin saß, war frisch und reizend wie eine Blume. Noch hatte die entnervende Hitze der Tropen die Rosen ihrer Wangen nicht gebleicht, welche den sammtartigen Flaum der Pfirsich zeigten. Reiches, braunes Haar legte sich in Flechten um ihre weiße Stirn, auf der eine ruhige, sanfte Milde ruhte. Sie arbeitete eifrig an einer Stickerei, zu derem Modell sie einen vor ihr stehenden Blumenstrauß benutzte.

„Ich versichere Sie wiederholt, daß Sie sehr Unrecht haben, mich nicht mit nach Fort-Royal zu nehmen," sagte Frau von Rebeliere gähnend, indem sie sich in ihren Sessel zurückwarf.

Herr von Rebeliere neigte den Kopf mit einer Miene fröhlicher Verneinung und erwiederte sanft: „Ich versichere Ihnen, Sie würden sich dort herzlich langweilen; ich selbst würde nicht hingehen, wenn es nicht meine Pflicht wäre, die Festtage bei Herrn von Feuquieres zuzubringen, und außerdem habe ich auch Einiges mit unserem Vetter, dem Gouverneur zu besprechen. Aber Sie wissen es ja, wie ungern ich Sie verlasse . . ."

„Wenn Sie mich nur wenigstens in Saint Pierre gelassen hätten," unterbrach ihn die junge Frau ungeduldig.

„Aber es scheint mir, daß es besser und besonders passender ist, wenn Sie während meiner Abwesenheit hier bleiben."

„Und was hätte Unpassendes darin gefunden werden können, wenn ich Ihre Rückkehr in unserem Hause in Saint Pierre abgewartet hätte? Dort, wie hier würde ich keinen Besuch empfangen, noch mit irgend einer lebenden Seele gesprochen haben, aber wenigstens hätte ich doch durch das Fenster die elegante Welt gesehen. Das ist immer noch unterhaltender, als den ganzen Tag diese Negerhütten und diese Zuckermühle vor Augen zu haben."

„Meine liebe Eleonore, wie kindisch Sie sind!" sagte ruhig Herr von Rebeliere. „Aber Sie müssen sich darein finden, und sich an diese Aussicht gewöhnen, denn wir werden hier ganz unter uns beinahe das ganze Jahr zubringen. Die hiesige Luft sagt meiner Gesundheit mehr zu, als die in Saint Pierre."

„Wie sonderbar, es ist das erste Mal, daß Sie diese Entdeckung machen seit den dreißig Jahren, die Sie in Martinique sind. Vor unserer Verheirathung dachten Sie nie daran die Stadt zu verlassen."

„Weil ich mich ganz allein hier langweilte, aber mit Ihnen, theuere Eleonore, ist es der Aufenthalt, den ich allen anderen vorziehe, und ich weiß gewiß, daß Sie sich auch bald hier gefallen werden, wo Sie als unumschränkte Herrin schalten und walten können, und vollkommene Freiheit haben zu thun oder zu lassen was Ihnen beliebt."

„Ich werde von dieser Erlaubniß Gebrauch machen und nicht hier bleiben. Morgen reise ich nach den heißen Quellen, und wenn es mir dort gefällt, halte ich mich 8 bis 14 Tage auf."

„Nach den heißen Quellen! Aber Sie brauchen ja allein einen ganzen Tag um dorthin zu kommen, dazu sind die Wege abscheulich, das Land öde und oft von entlaufenen Sclaven durchstreift. Es ist keine andere Wohnung dort, als ein verlassenes Gebäude, das in sehr schlechtem Zustand ist. Ich bin bereit dem Ersten Besten das Besitzrecht darauf abzutreten, denn das Ganze liegt zu weit entfernt, um irgend einen Gewinn daraus zu ziehen."

„Warten Sie wenigstens damit, bis ich von dort zurückgekehrt bin."

„Aber die Reise ist nicht gefahrlos."

„Das ist einerlei, denn ich langweile mich hier, und haben Sie nicht eben versprochen, daß ich vollkommene Freiheit haben solle, zu thun und zu lassen, was mir beliebt?"

„Allerdings, aber wenn es sich um Ihre Sicherheit, vielleicht Ihr Leben —"

„Geben Sie sich keine Mühe um mich zu erschrecken. Was hätte ich zu fürchten? Uebrigens bin ich nicht allein, Cecilie begleitet mich. Ich hoffe, Sie werden ihr Ihre Erlaubniß nicht verweigern?"

„Ich werde meiner Mündel nicht verbieten, was ich meiner Frau erlaube."

„Wir werden morgen früh zu derselben Zeit wie Sie abreisen. Nicht wahr, Cecilie, Sie freuen sich auf diesen Ausflug, denn Sie langweilen sich gewiß auch zum Sterben hier?"

Das junge Mädchen antwortete auf diese doppelte Frage durch ein Lächeln und eine verneinende Bewegung.

„Ich — fuhr Frau von Rebeliere fort — freue mich sehr auf diese kleine Reise, und ich werde gleich die nöthigen Befehle dazu geben. Wir müssen in Hängematten reisen, zehn Sclaven als Träger und zwei Maulthiere mit guten Vorräthen bepackt, mitnehmen."

„Das rathe ich Ihnen, wenn Sie nicht verhungern wollen," unterbrach sie Herr von Rebeliere. „Aber ernstlich gesprochen, diese Reise ist ein thörichter Einfall. Wenn Sie nun entlaufenen Negern begegnen?"

„Sie wissen recht gut, daß diese sich schnell verstecken würden, um uns vorüber ziehen zu lassen."

„Das ist wieder die unkluge Sicherheit der Creolen! Nach so viel schrecklichen Beispielen haben sie noch immer nicht gelernt den Negern zu mißtrauen."

Frau Rebeliere zuckte die Achseln, während Cecilie mit einer gewissen Angst zuhörte. Schon mehr als einmal seit ihrer Ankunft in Martinique hatte sich ihr bei dem Anblick des elenden Looses der Neger die Frage aufgedrängt, ob nicht eines Tages die vierhundert Sclaven der Pflanzung Rebeliere sich gegen ihren Herrn erheben würden, dessen Peitsche niemals ruhte.

„Ich bin nicht mehr ruhig seit Paleme entlaufen ist," fuhr Rebeliere fort. „Es ist ein Verlust, er war wohl über zwölfhundert Livres werth." —

„Wer? doch nicht jener weiße Sclave?" fragte Cecilie.

„Es giebt keine weißen Sklaven — erwiederte Rebeliere hastig — Paleme ist ein Mulatte, dessen Mutter irgend ein caraibisches oder indianisches Weib war. Es ist ein solches Durcheinander in all' diesen Racen, daß der Teufel seine Kinder nicht herausfinden könnte." —

„Aber Palemes Haut war ganz weiß," warf Cecilie ein.

„Einerlei! er ist ein Mulatte ein schurkiger Mulatte, den ich noch viel zu sehr geschont habe."

„Er ist wenigstens oft genug gepeitscht worden — sagte Frau von Rebeliere — und Sie

haben nicht nöthig, sich den Vorwurf zu großer Milde zu machen. Aber ich habe Ihnen schon hundertmal gerathen, keine „Egaves“ mehr zu kaufen, sie entlaufen immer.“

„Was ist das, ein Egave?“ fragte Cecilie.

„Das ist ein Neger oder Mulatte, der Niemanden gehört, aber doch keinen Freiheitsbrief besitzt. Die Regierung greift sie auf, und läßt sie zu ihren Nutzen verkaufen.“ —

„Aber mein Gott! — unterbrach ihn Cecilie — ist denn das gerecht?“

„Gewiß, denn es ist Gesetz — versetzte Herr von Rebeliere. — Aber Eleonore hat Recht, man sollte nie solche Egaves kaufen. Das ungebundene Leben, das sie oft seit Jahren geführt haben, hat sie verdorben, sie haben die Freiheit gekostet und wollen um keinen Preis gehorchen lernen. Wenn man sie straft, so rächen sie sich, ja sie rächen sich oft grausam.“

„Mein Gott, haben sie denn immer derartige Besorgnisse — unterbrach ihn spottend seine Frau — Ihre Neger werden so streng gehalten, sie werden von ihnen so gefürchtet, daß sich keiner zu regen wagt. Freilich, wenn sie ahnen könnten, in welcher beständigen Angst Sie leben —“

„Ich fürchte mich nicht — versetzte Rebeliere sich aufrichtend. — Ich weiß, daß keiner dieser Elenden es wagen würde, die Hand gegen mich zu erheben. Nein, ich fürchte nichts.“ —

Eine Pause trat ein. Herr von Rebeliere ging auf und ab, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, seine Frau hatte sich in ihren Sessel zurückgeworfen und spielte mit einer Blume, die sie aus dem vor ihr stehenden Strauße genommen hatte. Cecilie fühlte sich beklommen; diese Ansichten, diese Gewohnheiten, an die sie ihre Erziehung nicht gewöhnt hatte, machten einen peinlichen Eindruck auf sie. Ihre ganze Seele empörte sich, wenn sie die harten Strafen sah, die den unglücklichen Negern auferlegt wurden, und doch war sie selbst die Besitzerin von Sklaven, die zur Arbeit gezwungen und die gestraft wurden. Es waren dreihundert von ihnen auf jener großen Pflanzung in den Mornen, die sie durch das Testament eines entfernten Verwandten geerbt hatte.

„Mein Herr — sagte plötzlich die Frau von Rebeliere — wenn Sie sich nur vierzehn Tage in Fort-Royal aufhalten, so werden Sie mich noch an den heißen Quellen finden. Ich will dort das Haus neu aufbauen, einen Garten anlegen und bepflanzen lassen, denn die Gegend soll reizend sein, wie mir Femie, meine alte Kammerjungfer erzählt hat.“ — Seine junge Frau stand bei diesen Worten auf und blickte durch die Rouleaux auf die schlummernde Erde und den heitern, sternenhellen Himmel. — „Es ist schon spät — fuhr sie fort — und Zeit schlafen zu gehen, wenn wir morgen früh mit Tages Anbruch fertig sein wollen. Mein Herr, wir werden uns gegenseitig glückliche Reise wünschen. Aber ich verzeihe es Ihnen nicht, daß Sie mich nicht mit nach Fort-Royal nehmen, es ist immer noch Zeit dazu.“

(Fortsetzung folgt.)

Unstern.

(Fortsetzung.)

Der arme junge Mann war in der schrecklichsten Lage. In dumpfem Hinbrüten lag er auf dem Ruhebette, bis der Wirth eintrat, welcher ihm das Billet für den heutigen Ball brachte und verwundert schien, seinen Gast so verstört zu finden. Das Ballbillet gewährte indessen Julius einigen Trost, er ermannte sich und ward besonnener. „Es ist überhaupt noch nichts verloren," sagte er sich, „ich werde sie heute Abend sprechen, meinen Irrthum eingestehen und ihr dann das für sie bestimmte Gedicht geben. Im Grunde genommen ist sogar der verwünschte Zufall so übel nicht, denn er gibt mir Gelegenheit, sogleich und ohne Umschweife Marien zu sagen, was ich fühle. Ja, es wird, es muß gehen." Schnell setzte er sich an den Pult und schrieb das zerdrückte Gedicht sauber auf ein neues Blatt mit Goldschnitt.

In dem gewähltesten Anzug trat am Abend Julius neben seinem Wirthe in den Ballsaal. Schon war viele Welt daselbst versammelt. Die Herren standen in der Mitte oder spazierten auf und ab, die Damen saßen längs den Wänden und plauderten mit einander oder notirten sich die Engagements. Auch Marie war da. Sie saß neben ihrer Mutter, schön wie eine Göttin, reich und geschmackvoll gekleidet. Sie war unstreitig die Schönste aller Schönen; die jungen Herren drängten sich zu ihr, um einen Tanz zu erhalten. Julius ward bange, er fürchtete zu spät zu kommen, und ohne zu bedenken, daß ein Fremder vorgestellt werden muß, wenn eine Dame ihm einen Tanz gewähren soll, stürmte er gerade auf Marien los. Sie erkannte ihn sogleich, seine zitternd vorgebrachte Frage erhielt eine Zeit lang keine Antwort, endlich aber entgegnete sie mit leiser Stimme einige Worte der Gewährung. Julius war überglücklich; er dankte und zog sich zurück. Marien's Mutter aber hatte ihn unterdessen mit sehr bedenklichem Gesichte fixirt; jetzt rief sie ihren Gatten und machte ihn auf den Fremden aufmerksam. Herr Heltmann war der Vorstand des Vorstädter Casino's. Die geschlossenen Gesellschaften in Landstädten sind wo möglich noch geschlossener, als diejenigen in großen Städten; die Ballotage wird dort unerbittlich streng geübt, und Alles hinausballotirt, was nicht auf den Namen eines sogenannten Honoratioren Anspruch machen kann. Man denke sich daher das Erstaunen, die Entrüstung des Herrn Heltmann, als er auf dem Balle des Casino's einen Mann erblickte, dem er an demselben Morgen noch ein Almosen hatte reichen wollen; freilich jetzt in eleganter Tournüre, aber immer doch ein Subscribentensammler. Das war zu arg, das konnte so nicht hingehen, die Ehre des Casino's, die der ganzen Stadt stand auf dem Spiel. Herr Heltmann wollte trotzdem nichts für sich allein thun, er rief daher mehrere Ausschußmitglieder zu sich und theilte denselben die bedenkliche Sache mit. Bald richteten sich die Augen Aller auf den armen Julius, der ganz unbefangen an einer Säule lehnte, oder vielmehr sehr befangen im Anblick seiner schönen Geliebten. Man frug: „Wer hat ihn eingeführt?" Man antwortete: „Der Gastwirth zur Krone." Dieser ward aufgesucht; aber er war wieder weggegangen, um mit mehreren älteren Freunden ein Spielchen zu machen. Es blieb nur das Aeußerste zu thun übrig.

Plötzlich ward Julius durch den Casinodiener in das Nebenzimmer gerufen. Hier trat ihm ein unbekannter Herr entgegen, welcher ihm sagte:

„Mein Herr, ich bin in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, Ihnen anzuzeigen, daß Sie hierher nicht gehören."

„Mein Gott, ich bin doch eingeführt," entgegnete Julius hochroth vor Zorn und Bestürzung.

„Davon wissen wir nichts," entgegnete Jener wegwerfend, „kurzum, Sie können hier nicht bleiben. Sie sollten wissen, daß Leute Ihres Standes —"

„Meines Standes?" rief Julius, „kennen Sie denn meinen Stand, Herr?"

„Allerdings," erwiederte der Andere, „oder sind Sie etwa heute Morgen nicht bei Herrn Heltmann gewesen?"

„Allerdings war ich da," sagte Julius zögernd, beschämt, aber ich dächte —"

„Hier ist nichts mehr zu denken," fuhr ihn das Ausschußmitglied grob an. Entweder Sie gehen gutwillig, oder man wird Mittel finden, Sie hinaus zu spediren."

„Das ist zu viel, Herr!" schrie Julius wüthend. Sie werden mir für diese Beleidigung Genugthuung geben."

Der Herr lachte laut auf, und wie ein Echo klang das Gelächter einer Menge Anderer nach, welche sich gesammelt hatten, um dem Auftritt zuzusehen. Zugleich fühlte Julius eine Hand auf seiner Schulter; sich umsehend, gewahrte er einen Mann mit rothem Kragen neben sich. Rasend stieß er diesen zurück, und stürzte die Treppe hinab, auf die Straße, verfolgt von dem Gelächter der Casinomitglieder, deren viele ihm noch durch die Fenster nachblickten.

So gebrochen an Geist und Körper war Julius noch niemals in seinem Leben gewesen. Er weinte vor Zorn und Scham, schalt seine eigene Thorheit, beschloß mit der Frühe des nächsten Morgens abzureisen, und schlief endlich, müde der Selbstvorwürfe, ein. Aber auch der freundliche Gott des Schlummers schien sich gegen den Aermsten verschworen zu haben, denn im Traume noch schlug er sich bald mit Casinovorständen und Polizeidienern herum, bald sah er Marien sich gegenüber bräutlich geschmückt an einem Altare, sich selbst im Festkleid, und wenn er dann der Lieben, Schönen die Hand reichen wollte, stellte sich plötzlich zwischen sie, riesig aus der Erde emporwachsend, die Subscribentenmappe.

Von solchen Schreckbildern geängstigt, erwachte er oft, und dann klang ihm, wie Hohn durch die Stille der dunklen Nacht der ferne Lärm der Ballmusik. Erst gegen Morgen entschlief er fest und zwar so gut und lange, daß er den Abgang des ersten Eisenbahnzuges total versäumte. Dieß war ihm nicht gerade ein Verdruß; er hatte seine Erlebnisse überschlafen, wie man zu sagen pflegt, und überschlafen galt bei ihm für überlegen. Am hellen Morgen sehen überhaupt die Dinge weit besser aus, als in düsterer Nacht. Julius hatte wiederum frische Hoffnung gefaßt. „Es ist ein Mißverständniß durch meine Schuld, ein Unstern gewesen," sagte er zu sich; „nichts ist bis dahin noch verloren, Alles wird sich lösen und ich muß wagen. Wo so viel auf dem Spiele steht, legt man so leicht nicht die Karten aus der Hand!" Ein treffliches Frühstück stärkte ihn zu neuen Planen und Versuchen. Heute wollte er sich in vollem Glanze, in der Aureole des vornehmen Welttons zeigen; heute galt es, den Vorstädtern allen Irrthum über seinen Stand zu benehmen. Der Wirth ward herbeicitirt, und nachdem ihm Julius tüchtige Vorwürfe über das Unterlassen seiner Vorstellung im Casino gemacht, damit beauftragt, ein gutes Reitpferd mit Sattel und Zeug herbeizuschaffen.

Der Wirth kratzte sich hinter den Ohren. „Ich wüßte hier und in der ganzen Nachbarschaft keinen besseren Reitgaul, als den meinigen," entgegnete er, „aber ich brauche ihn gerade heute selbst im Pflug."

„Was, im Pflug, ein Reitpferd?" schrie Julius verdrießlich.

„Nur ausnahmsweise heute," erwiederte der Wirth: „sonst, auf Ehre, ein treffliches Thier,

edle Raçe, gut geschult, ein ächter Renner. Ich will ihn hereinholen lassen, nur um Ihnen, einen Gefallen zu erzeigen. Das Thier wird sicher Ihren Beifall finden."

Julius gab sich zufrieden; er warf sich mittlerweile in einen fashionablen Reitanzug, und nach einer Stunde hielt das Raçeroß gesattelt und gezäumt vor der Hausthüre. Großer Gott was war das für ein Gerippe! Das Pferd war ein sogenannter Mückenschimmel, allerdings unverkennbar aus guter Raçe, aber alt, steif, bockbeinig, hartmäulig, eigensinnig, stetig, kurz aller Fehler voll.

„Und auf diesem Araber soll ich durch die Straßen reiten?" frug Julius komisch zornig den Wirth.

„Versuchen Sie es nur," entgegnete dieser begütigend; „der Gaul ist so übel nicht, nur wenn er steht, scheint er etwas steif. Sobald er aber in den Gang kommt, so entwickelt sich sein Feuer; ein Feuer, sag' ich Ihnen, nun Sie müssen ihn versuchen; im kurzen Galopp thut es diesem kein Pferd gleich zehn Stunden in der Runde."

Nach vielem Zureden entschloß sich Julius endlich zu dem Wagestück. Er schwang sich behend auf die Rosinante, aber troß Peitsche und Sporen ging diese nicht eher vorwärts, bis ihr der der Hausknecht mit dem Besenstiel nachhalf. Mit einem gewaltigen Satze begann das Roß seinen Gang, einen Trab, welcher dem armen Reiter das Mark in den Gebeinen zusammenschüttelte.

(Fortsetzung folgt.)

Das hingestürzte Pferd.

Berliner Straßen-Scene.

Ein Pferd ist zu Boden gefallen und will trotz aller Bemühungen des Kutschers nicht wieder aufstehen. Sogleich versammeln sich eine Menge Bürger, Gesellen, Eckensteher und Straßenjungen; mehrere von ihnen helfen dem fluchenden Kutscher, andere machen schlechte Witze und unzeitige Bemerkungen.

Eckensteher Schulze: (hält die rechte Hand über die Augen und betrachtet das Pferd.) Hören Se mal, lieber Fuhrmann, des Pferd is hinjefallen, wenn ich mir nich irre?

Kutscher: (immer mit dem Pferd beschäftigt.) Schade, daß es dir nicht auf den Kopp jefallen is, da hätten wir Grütze!

Maurer Pesenecker: Kutscherken, Kutscherken, dhun Sie mir den Jefallen und lassen Sie dieses Pferd liegen! Dieses is über die ersten Jugendthorheiten hinaus, und will sich ruhen. Ruhe ist die erste Pferdepflicht, wir Menschen müssen wat dhun. Dieser Andulsier wird crepiren.

Ein Straßenjunge: Jott, wat hat det Pferd vor schöne Knochens! Sagen Se mal, Fuhrmann, warum haben Sie'n diesen arabischen Schimmel keen Fleesch anjezogen?

Posamentier Reezel: Sie schmeicheln sich einer Irrung, lieber Junge der Straße, dieses is keun arabischer Schimmel, sondern ächtes Kyritzer Vollblut, Mutter: Hektor, Vater: Ab del Kater.

Zweiter Straßenjunge: Pfui Deibel das Thier schlägt aus! Nun wird et bald Frühling werden. Ach Jott, ick habe mir versehen: et deklamirt man blos. Et denkt jetzt: Leb wohl du theures Land, dat mir jeboren!

Eckensteher Schulze: (hält die rechte Hand vor das Auge und betrachtet das Pferd) Hören Sie einmal lieber Fuhrmann, des Pferd is hinjefallen, wenn ick mir nich irre. Man sollte es wieder versuchen in die Höhe zu bringen!

Alle: Noun, noun, jetzt steht es uf! Ne da fallt et wieder hin! Noun? da liegt et wieder!

Kutscher: Kotz, Scheck Schwerenoth! Na du komm mir zu Hause! —

Ein Betrunkener: Hören Se mal, machen Se mal hier Platz, machen Se mal hier Platz, machen Se mal! Ich komme! Hören Se mal das Pferd .... (er lächelt und bringt den begonnenen Gedanken nicht zu Ende), Meine Ansicht is —

Ein Straßenjunge: Haben Sie ooch noch 'ne Ansicht? Ich gloobe, Sie werden schief über die Sache urtheilen!

Der Betrunkene: Det Beste is — des Beste is — man bringt das Pferd wieder zum Stehen! Wie? Insofern kann es denn nachher loosen, denn kann es loosen, wohin es will, kann es!

Mehrere Straßenjungen: Na hören Se, Se können sich verziehen, besoffener Jüngling. Wissen Se wat, jehen Se da nach den Rinnstern, und legen Se sich zu Bette!

Eckensteher Schulze: Ja des dhun Se, Geistesverwandter. Wenn det Pferd nachher ufjestanden is, dann werden wir Ihnen wecken.

Handlanger Schnecke: (schreit, indem er wie in größter Angst vorüberläuft) Herrjes! Platz da! Des Pferd jeht durch! (Er geht wieder ruhig weiter.)

Posamentier Reezel: Hören Sie mal Kutscherken, dieses Vollblut scheint doch am Ende aus Rußland zu sind; es hat noch keene Facon und is en tückischer Racker. Wissen Sie was, verabfolgen sie ihm die Knute.

Ein Straßenjunge: Ne, ne, det hilft nischt! Kutscherken, ick wer' Ihn'n 'ne span'sche Fliege holen, die zieht. Denn springen Sie blos uf de Deichsel und halten Se über det Pferd.

Kutscher: Halts Maul!

Colporteur Wipp: Ne, det hilft ooch nischt, die Spanier ziehen jetzt nich mehr! Wissen Se wat? Hier hab ick sechs Zeitungen; legen Se die dem vaterländischen Wallach unter, dann springt er uf. Ick sage Ihnen, Kutscher dhun Se't. Se kennen die Politik in die Zeitung nich! Det hält keen Pfeerd aus!

Alle: Noun? noun! Jetzt, hü herr! Da! da richtig, noun steht et!

Colporteur Wipp: Sehen Se woll, Kutscher, wat ick Ihnen sagte! Des Pferd hat Angst gekriegt! So'n Thier is zu klug.

Eckensteher Schulze: (geht zum Kutscher und hält die Hand auf) Na, wie is es denn, Fuhrmänniken? Krieg ick keen Biergeld?

Kutscher: (ist auf den Wagen gestiegen, treibt seine Pferde an und fährt schnell fort; sich umdrehend.) Dämliche Bagage Alle zusammen, Witze können Se machen über Allens, aber dhun dhun se nischt!

Der Betrunkene: (ihm nachtaumelnd.) Ne fährt der Kerrel, fährt er jradezu immer weiter, immer weiter, ohne mir mitzunehmen. So'n schafsdämmlicher Kerrel is mir in meinem janzen Leben noch nicht vorjekommen.

Das Lager Garibaldi's ist der Sammelplatz aller Blaustrümpfe und Abenteurer, und hinwiederum aber auch der nobelsten Geschöpfe Gottes. Miß Whithe kann man den Engel der Garibaldini nennen: gegenwärtig geht sie täglich, geschützt durch die Parlamentärflagge, nach Capua, um die verwundeten Soldaten Garibaldi's zu pflegen, welche in die Hände ihrer Feinde fielen. Eine reizende Krankenwärterin ist auch die Gräfin N., eine Dame von Geist, welche die ausgesuchteste Erziehung genoß, die jedoch das Lager aus viel weltlicheren Rücksichten besucht. Sie ist in eine elegante Garibaldi'sche Uniform gekleidet und kommt wie eine Kriegsgöttin einhergeschritten. Ob auch sie die Spitäler besucht, weiß man nicht; doch schreibt sie z. B. an ihre Thüre: „Die Krankenwärterin Gräfin N. ist nicht zu sprechen." Vor einiger Zeit ließ sie unter eine Anzahl bei einander lagernder Stabsoffiziere ausgesuchte Speisen austheilen. Alle bewunderten die Freigebigkeit der Gräfin; aber ach, die Bewunderung währte nicht lange; denn kurz darauf wurden sie durch die einlaufenden Conti belehrt, daß die Gräfin nicht zahlen konnte. Als sie sich daher wieder einmal mit ihren Leckereien blicken ließ, rief Oberst Eber seinen Offizieren zu: Auf, meine Herren, essen wir, da es dießmal schon bezahlt ist. Eine weitere Beigabe des Lagers ist Frau v. Monnier. Dieser französische Blaustrumpf fördert namentlich Albums zu Tage. Der Köstlichste von Allen ist jedoch Dumas. Sowie ein Gefecht beginnt, verschwindet er, und um eine Million könnte man ihn nicht aus seinem Schlupfloch bringen. So wie aber der letzte Schuß ertönt, ist er auch schon wieder am Platz und schreit allenthalben: wir haben gesiegt!

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

N° 47. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 1[illegible]. November 1860.

Donatien, ein Mulatte.

Von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

„Meine liebe Eleonore — sagte Rebeliere, ihre beiden Hände ergreifend — da Sie denn durchaus nach den heißen Quellen reißen wollen, statt mich ruhig hier zu erwarten, so will ich mich nicht länger widersetzen; aber seien Sie vorsichtig, ich beschwöre Sie! Gehen Sie nicht zu weit in die Wälder, und hüten Sie sich vor den entlaufenen Negern, den Schlangen und den giftigen Thieren. Ich wäre in Verzweiflung, wenn Ihnen irgend ein Unglück begegnete, meine liebe Seele, denn Sie wissen, wie sehr ich Sie liebe.“

Er küßte zärtlich die beiden Hände seiner Frau, die es nicht wagte, sie ihm zu entziehen; aber ein ungeduldiges, verächtliches Lächeln verrieth, mit welchen Gefühlen sie diese Beweise von Zärtlichkeit empfing. Seit drei Jahren erduldete sie die Aeußerungen dieser eifersüchtigen, egoistischen Liebe, und wenn sie es sich auch selbst noch nicht eingestand, so fing sie doch bereits an, ihren Gatten zu hassen, den sie genug fürchtete, um ihm ohne Widerstand zu gehorchen. Sie versuchte es nicht, sich seinem Willen zu widersetzen, und fügsam, wenn auch nicht ergeben, verzehrte sie sich in Kummer und Langeweile bei einer Lebensweise, für die sie nicht erzogen war. Wenn sie nur ganz abgeschlossen von der Außenwelt lebte, mehr verlangte ihr Gatte nicht, und war dann auch bereit, ihr jede Laune, jeden Einfall zu erfüllen. Sie war unumschränkte Herrin in dem engen Raum, in dem die tolle Eifersucht ihres Mannes sie einschloß, und sie benutzte diese Freiheit oft bis zur Uebertreibung. So hatte sie sich vorgenommen, nach den heißen Quellen zu reisen, nur um das Vergnügen zu haben, ihren Aufenthaltsort zu verwechseln und eine Unterbrechung in die Einförmigkeit ihres Lebens zu bringen. Bei solchen Gelegenheiten schüttelte sie ihre gewöhnliche Gleichgültigkeit und Trägheit ab, und wurde thätig und unermüdlich.

Den folgenden Tag stieg gegen Abend ein Gewitter auf. Dunkle, schwere Wolken sammelten sich nach der Seite des Meeres hin, die Sonne ging blutroth und ohne Strahlen unter, und aus der Tiefe des Waldes ertönte ein Brausen, wie das Rauschen ausgetretener Gewässer.

„Halt!“ rief Frau von Rebeliere aus ihrer Hängematte, und sogleich hielt der ganze Zug an. Die kleine Caravane bot einen seltsamen Anblick dar: ein Führer leitete die erste Reihe. welche sechs, mit Gewehren und Beilen bewaffnete Schwarze bildeten; hinter ihnen kamen Frau von Rebeliere und Cecilie in ihren Hängematten, die von starken Sklaven getragen wurden, und einige Negerinnen, mit den Treibern der Maulthiere, beschlossen den Zug. — Die Reisenden waren jetzt zu dieser späten Stunde des Tages am Fuß der Berge in einem engen, von dichten Bäumen begrenzten Thale angelangt, und der mit großen Kieselsteinen bedeckte Weg war augenscheinlich das Bett irgend eines ausgetrockneten Flusses. Ein tiefes Schweigen herrschte in dieser Einsamkeit, deren Schrecken noch durch die hereinbrechende Nacht erhöht wurde.

„Sind wir noch weit von den heißen Quellen entfernt?“ fragte Frau von Rebeliere unruhig.

„Noch ein Viertel des Weges, Herrin,“ erwiederte der Führer. „Aber hinter den Bergen regnet es schon, die Bäche werden zu reißenden Strömen anschwellen, und wir riskiren durch die wilden Wasser fortgerissen zu werden, wenn wir die Schlucht passiren.“

„Wir müssen eine Schlucht passiren?“

„Das Bett eines Baches, dessen Wasser bei schönem Wetter einem Mann bis an das Knie reicht, aber heute Abend vielleicht große Bäume und Steine mit sich fortreißen wird.“

„Nun, dann bleiben wir die Nacht auf dieser Seite, und kommen erst Morgen an.“

„Morgen! — rief Cecilie — aber wo werden wir diese Nacht schlafen?“

„Man wird unsere Hängematten unter den Bäumen aufhängen,“ — erwiederte Frau von Rebeliere, die sich bemühte, ruhig und gefaßt zu erscheinen, obgleich sie große Besorgnisse hatte eine Nacht in diesen Einöden zuzubringen.

„Herrin — erwiederte der Führer in demselben ruhigen, gleichgültigen Tone — es ist nicht gut, wenn wir uns hier aufhalten. Der Wald ist sehr dicht, es sind viele Schlangen darin und wenn die Bäche mehr anschwellen, so überschwemmen sie hier Alles. Wir müssen weiter gehen, etwas entfernt von hier liegt eine Wohnung.“

„Vorwärts denn, vorwärts! — rief Frau von Rebeliere lebhaft — warum konntest Du das nicht gleich sagen, Dummkopf! Ich habe wirklich eine große Angst gehabt! Liebe Cecilie seien Sie ruhig, hier ist eine Wohnung, wo man uns mit Gastfreundschaft aufnehmen wird, mit der herzlichen creolischen Gastfreundschaft.“

„Sie kennen also diese Leute?“ fragte das junge Mädchen.

„Nicht im Geringsten. Aber das ist einerlei, man wird uns gern aufnehmen, Reisende sind immer bei den Pflanzern willkommen, wie das natürlich ist in einem Lande, wo es keine Gasthäuser giebt.“

Der Führer hatte Recht gehabt; am Ende des Thales lag auf einer kleinen Erhöhung eine Wohnung, deren weiße Mauern in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne schimmerten. In diesen Zonen giebt es keine Dämmerung, und kaum war das Abendroth verglommen, als auch schon die Nacht hereinbrach. Die Reisenden stiegen langsam den an beiden Seiten mit Bäumen bepflanzten Weg hinauf, die zu dem Hause führte, als am Ende dieser Allee plötzlich eine Fackel erglänzte.

„Gleich sind wir da!“ rief Frau von Rebeliere.

„Gott segne die guten Leute, die uns aufnehmen wollen, ich habe mich recht gefürchtet!“ sagte Cecilie.

Der Führer klopfte an das Thor, welches nur durch einen Holzriegel geschlossen war, und gleich darauf erschien eine alte Negerin. Frau von Rebeliere, die schon ihre Hängematte verlassen hatte, fragte, in das Haus tretend: „Wo ist der Hausherr?“

Die Negerin stieß eine Thüre auf, und deutete mit dem Finger auf eine Gallerie. Frau von Rebeliere ging voraus, Cecilie folgte ihr, aber sie blieben beide stehen, als ihnen ein Mann entgegen trat. Die junge Frau hielt mitten in einer graciösen Verbeugung inne, und sagte erröthend, nachdem sie einen raschen Blick auf die Gestalt des Pflanzers geworfen hatte: „Ich bin Frau von Rebeliere, ich reise nach den heißen Quellen, das Gewitter hat mich unterwegs überrascht, und ich bitte Sie um ein Obdach für diese Nacht.“

Auf diese kurze, lakonische Anrede, im kreolischen Dialekte gesprochen, verbeugte sich der junge Mann ehrfurchtsvoll und erwiederte in sehr gutem Französisch: „Ich bin sehr glücklich, Madame, Ihnen ein Obdach anbieten zu können. Alles hier steht zu Ihren Befehlen. Nehmen Sie Platz, Sie müssen ermüdet sein.“

Dann ließ er mit der gewandten, höflichen Weise eines Edelmannes jener Zeit, Sitze herbei rücken, und gab Befehle, um die draußen gebliebene Truppe aufzunehmen. Die junge Frau war wie erstarrt; sie setzte sich, ohne ein Wort zu sagen, während Cecilie ausrief: „Ach, wie glücklich sind wir, mein Herr, hier ein Obdach zu finden!“

Frau von Rebeliere stieß sie leise an und winkte ihr mit den Augen, als ob sie etwas Unpassendes gesagt hätte. Das junge Mädchen war erstaunt und schwieg, indem sie einen unruhigen Blick um sich her warf. Aber Alles, was sie umgab, hatte ein sehr ruhiges und friedliches Aussehen. Es war zur Zeit des Nachtessens, und ein Tisch, für eine Person gedeckt, stand in der Mitte der Gallerie, der mit einem gewissen Luxus, den man zu dieser Zeit noch selten in den Kolonien fand, mit Karaffen, Krystallgläsern und porzellainenen Tellern servirt war. Das Zimmer war indessen ganz einfach meublirt, die Wände waren mit getrockneten Pflanzen, ausgestopften Vögeln, einigen Fellen wilder Thiere bedeckt, zwischen denen sich zwei schöne Männer-Portraits, in französischem Costüme mit ihren Allonge-Perrücken und seidenen Röcken, sehr sonderbar ausnahmen.

„Ich hoffe, Madame, Sie werden das einfache Mahl, welches man Ihnen serviren wird nicht verschmähen,“ sagte der junge Mann, indem er einer Negerin, welche Reis und geröstete Bananen hereinbrachte, zuwinkte, noch ein zweites Couvert aufzulegen.

„O ja, recht gern, ich habe großen Hunger — erwiederte Frau von Rebeliere mit einem leichten Neigen des Kopfes. — Es war Zeit, daß wir ankamen — fuhr sie fort — draußen muß es jetzt schrecklich sein.“

Das Gewitter war jetzt in aller Heftigkeit ausgebrochen; der Regen prasselte gegen die Fenster, und das Echo der hohen Berge wiederholte hundertstimmig das Rollen des Donners.

„Beruhigen Sie sich, liebe Cecilie — sagte Frau von Rebeliere, über den Schrecken ihrer Begleiterin lächelnd, die sich zitternd an sie schmiegte — wir sind in vollkommener Sicherheit hier, und können ruhig zu Nacht essen.“

„Wollen Sie von Ihren Negerinnen bedient werden? — fragte der Hausherr — soll ich sie rufen lassen?“

„Dank, vielen Dank! — antwortete Frau von Rebeliere, überrascht von so viel Höflichkeit und feinem Takt. — Mein Gott, welche Unruhe werde ich Ihnen verursachen, ich habe so viel Leute bei mir."

„Sie sind schon alle in meinem Hause untergebracht, welches gerade in diesem Augenblick leer stand. Haben Sie keine Sorge, Madame, ich werde selbst darüber wachen, daß sie gut aufgenommen sind." Mit diesen Worten entfernte er sich, und Frau von Rebeliere sagte rasch, indem sie alle Fragen beantwortete, die Cecilie durch Blicke seit einer Viertelstunde an sie richtete. „Wir sind hier bei einem Mulatten."

„Wie so, ein Mulatte?"

„Freilich, ich habe auf den ersten Blick erkannt, daß dieser Mann kein Weißer ist. Sie müssen ihn nicht: mein Herr nennen, Liebe."

„Einen so feinen höflichen Mann, so vornehm in seinem Benehmen, dessen Haut so weiß, wie die meinige ist? Und wie sollte ich ihn anders anreden?"

„Mit seinem Namen kurzweg, sobald Sie diesen erfahren werden. Wenn Sie ihn mein Herr nennen, wie wollen Sie dann einen Weißen anreden? Etwa Hoheit oder Durchlaucht, um den Unterschied zu bezeichnen?"

„Dieser Mann steht also unter uns an Rang?"

„Natürlich; und er weiß das selbst recht gut, deßhalb wird er sich auch nicht mit uns zu Tisch setzen. Es sind, wie Sie sehen, nur zwei Gedecke da."

„Das ist aber doch eigentlich recht sonderbar," murmelte Cecilie, die ganz nachdenklich geworden war. „Jetzt nehme ich seine Gastfreundschaft mit einer Art von Bedauern an, denn er muß sich in seiner Stellung uns gegenüber gedemüthigt fühlen."

Die Negerinnen traten jetzt ein um aufzuwarten, und man setzte sich zu Tisch. Der Hausherr erschien nicht wieder; diese stolze Zurückhaltung erschien Frau von Rebeliere sehr bedeutungsvoll, und gefiel ihr deßhalb. — „Ich hoffe, daß wir den Herrn des Hauses noch sehen werden, um ihm gute Nacht zu wünschen und unsern Dank zu sagen," sprach sie mit lauter Stimme. „Ich habe nicht einmal Zeit gehabt, ihn nach seinem Namen zu fragen, so rasch hat er sich entfernt um uns bedienen zu lassen.

„Er heißt Donatien," sagte die alte Femi vortretend. „Er ist ein guter Herr."

„Woher weißt Du das schon?"

„Man hat dort unten in der Hütte davon gesprochen."

„Seine Wohnung scheint mir geräumig. Er muß reich sein; wie viel Sklaven hat er?"

„Nicht reich! — sagte die Negerin — er hat nur zehn Schwarze. Aber es ist einerlei, sie arbeiten gern für ihn, und der Herr kann leben."

(Fortsetzung folgt.)

Unstern.

(Fortsetzung.)

Trotzdem gelang es ihm, das Pferd anzufeuern und gleichmäßig vorwärts zu bringen. Zwar sah er viele Leute die Köpfe aus den Fenstern stecken, zwar hörte er die Jungen auf der Straße sich laut zurufen: „Da kommt Kronenwirths Muckenschimmel!" aber sein Roß gab ihm zu viel zu thun, als daß er sehr darauf hätte achten sollen. Jetzt aber gelangte er an das Haus seiner Angebeteten. Er warf rasch einen Blick hinauf, da stand sie wirklich am Fenster, halb von der Gardine verborgen, und es war ihm, als lächle sie ihm freundlich zu. Es ward ihm ganz frei und fröhlich zu Muthe; kühn setzte er dem Pferde die Sporen in die Weichen, um es traversiren zu lassen, aber, ungewohnt solcher Behandlung, fing dies an, stetig zu werden. Zugleich gingen im Erdgeschoß des Heltmann'schen Hauses alle Fenster auf und garnirten sich mit lachenden Gesichtern; Commis, Packer, Mägde und Knechte schauten hier, drüben auf der Straße der versammelte Pöbel, dem Kampf des Reiters mit seinem Roß zu. Letzteres war nicht von der Stelle zu bringen, außer rückwärts; es bufte beständig, Julius mochte anfangen, was er wollte. Verwirrt verlor dieser endlich die Besonnenheit, er stieß dem eigensinnigen Thier mit gewaltiger Kraft beide Sporren in die Rippen und ließ es die Peitsche fühlen. Das half, eine mächtige Lanzade machte das Roß, so daß Julius bügellos ward, und flog dann in gestreckter Carriere die Straße hinab, verfolgt von dem Halloh des Volkes.

Julius klammerte sich an dem Sattelknopf, vergebens suchte er durch die Zügel den Lauf des Thieres zu mäßigen, es flog unaufhaltsam dahin. Fast überritt er den Thorwächter, fast wäre das Roß in den Strom galoppirt, wenn es nicht gestolpert und gestürzt wäre. Bei dem Sturze nahm Julius, einige Beschmutzung abgerechnet, keinen Schaden. Dießmal fluchte er nicht weinte nicht; er schwieg ganz still, aber seine Augen waren roth unterlaufen und die Lippen blutig. Er half dem Thiere wieder auf, übergab es einigen in der Nähe arbeitenden Leuten, um es dem Eigenthümer zuzuführen, und beschloß, da er sich schämte, in das Städtchen zu Fuße zurückzukehren, bis zum Einbruch der Dunkelheit spatzieren zu gehen und über des Schicksals Tücke zu brüten. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Kaum hatte er sich wenige Schritte von der Stelle seines Unfalls entfernt, als er „Halt!" rufen hörte. Er bieb stehen und sah den Rothkragen vom vergangenen Abend mit dem Thorschreiber auf sich zukommen. Der Erstere schien ihn noch zu kennen, denn ohne viele Umstände sagte er sogleich:

„Der Herr muß augenblicklich mit uns zum Bürgermeister kommen.

„Warum muß ich?" frug Julius.

„Weil Er Galopp geritten ist in der Stadt," entgegnete der Agent der öffentlichen Sicherheit.

„Kann die Sache nicht hier abgemacht werden?" fragte der verwegene Reiter, indem er die Börse zog.

„Nichts da," rief der Rothkragen, wir lassen uns nicht bestechen. Er geht auf der Stelle mit, oder —"

Julius begann zu fühlen, daß er in einer Schule des Lebens sei, in welcher alle Klassen und Schulstrafen durchgemacht sein wollen, wenn man dereinst bestehen will. Er ergab sich daher auch in diese, wie er glaubte, letzte Prüfung mit Resignation der Verzweiflung; er glaubte

jetzt feierlich an ein unabwendbares Factum. Mit seinen beiden Begleitern durchzog er, ohne die Augen emporzuschlagen, wie ein Verbrecher die ganze Stadt, empfing auf dem Bureau des Bürgermeisters seinen Verweis gegen Erlegung von fünf Gulden Strafe und zog sich dann, immer begleitet von spottenden Knaben, in sein Zimmer im Gasthause zurück. Der Wirth nahm von ihm schon in der Hausthüre den Dank für das edle Pferd in einem kräftigen Segen an sich.

Julius sah ein, daß er nun nichts mehr zu hoffen habe. Er hatte sich vor ihren Augen, vor Marien's Augen, so lächerlich gemacht, daß es Wahnsinn gewesen wäre, noch länger den Traum künftigen Glücks in ihrer Liebe festzuhalten. Und doch konnte, wollte er nicht so scheiden. Er glaubte es sich selbst sowohl, wie ihr schuldig zu sein, den Fluch der Lächerlichkeit von sich abzuwälzen. Etwas mußte geschehen, aber was, wie? Das war ihm noch nicht klar. Schreiben durfte er ihr nicht; der Brief wäre unfehlbar unerbrochen zurückgekommen; auch graute ihm schon vor dem Gedanken an einen Brief, weil ihm augenblicklich der an die Tante einfiel. Selbst sollte Marie ihn noch hören, seine Liebe wollte er ihr bekennen, dann sie auf immer fliehen. Auf immer! Bittere Wehmuth zuckte bei dem Gedanken durch seine Brust und er fühlte mehr als jemals, daß er das Mädchen liebe, es nie vergessen könne.

Endlich kam Julius zu einem Entschluß, er wollte der Geliebten in stiller Nacht ein Lied unter dem Fenster singen, ein Lied des Abschiedes, der hoffnungslosen, aber ewigen Liebe. Dies schien ihm das Beste. An Störung war so leicht nicht zu denken; er war ein nicht ungeübter Sänger und eine Guitarre hatte er unten im Gastzimmer hängen sehen. Diese ließ er sich heraufbringen, stimmte sie, und verbrachte die Zeit bis Abend damit, nach einer leichten Melodie ein traurig entsagendes Lied zu dichten. Endlich ward es Abend, endlich dunkle Nacht. Julius trat, die Guitarre im Arm, hinaus auf die Straße. Er gelangte bis zu der Geliebten Haus ohne daß ihm eine Seele begegnet wäre. Auch da, wie in der ganzen Stadt, herrschte die Stille des Todes. Nur der schwache Schein einer Nachtlampe flimmerte durch weiße Gardinen eines Fensters im Heltmann'schen Hause; dem Nachtwandler sagte es sein ahnendes Herz, das sei der Geliebten Closet. Er stimmte nach einigem Zaudern nochmals sein Instrument und begann sein Lied zu singen. Die Töne rauschten vernehmlich durch die Nacht dahin, kein anderer Laut war hörbar.

Einmal war es dem Sänger, als bewege sich ein leichter Schatten hinter dem erleuchteten Fenster, aber der verschwand wieder. In der zweiten Strophe des Liedes hörte Julius deutlich ein Fenster öffnen; „sie ist es," dachte er, „sie hat Dich gehört, errathen, und lauscht nun von einem anderen Zimmer aus Deinem Gesange." Mächtiger griff er in die Saiten, inniger entströmten die Töne seinem Munde. Aber hoch auf den Dächern begann zugleich ein anderes Konzert; lustwandelnde Katzen vergnügten sich ebenfalls im Gesang. Julius suchte dies disharmonische Gekreisch zu übertönen, da wehe dem Armen! sprang die kleine E Saite. Er sucht mit den übrigen noch das Lied zu begleiten, aber auch die H Saite des alten, nie gebrauchten Instrumentes sprang. Ein unterdrücktes Kichern ward vernehmbar. Julius nahm sich furchtbar zusammen: er warf die Guitarre weg und sang den letzten Vers seines Liedes ohne Begleitung. Seine ganze Kunst, sein ganzes Gefühl legte er in die Schlußworte:

„Und in der dunklen, bittern Abschiedsnacht
Sei Dir im Lied der Scheidegruß gebracht,
Er ruft Dir zu aus tiefstem Herzensgrunde,"

„O Eduard und Kunigunde! intonirte plötzlich der Chorus der lauschenden Commis im

Erdgeschosse; das Licht im oberen Stocke erlosch, lautes Gelächter schallte durch die Nacht, dazwischen Katzengeschrei, Hundegebell, es war ein infernalischer Lärm. Julius stürmte nicht hinweg; er zertrat die Guitarre, er ballte die Hände, er würde jeden, welcher ihm genaht wäre, erwürgt haben. Da aber Niemand kam, ging langsam dem Gasthofe zu.

So war den Alles vorüber, Alles aus. Das Schicksal hatte sich den einstigen Liebling des Glücks zum Stichblatt seiner tollsten Laune ausersehen und der Stern, welcher ihm bisher geleuchtet, war im vollen Sinne des Wortes zum verderblichsten Unstern für ihn geworden.

Wenn Julius die Ergebnisse dreier Tage überdachte, dann konnte er nichts anders, er mußte laut auflachen. Aber das war nicht das Lachen des Frohsinns, der Lust über sich selbst und begangene dumme Streiche, es war das Lachen einer Seele, welche der Welt und sich Hohn zuruft. Was war dem Armen nicht Alles begegnet: Er hatte die Hand seiner Tante ausgeschlagen und mit der Liebe derselben ein großes Vermögen verloren; er war, theils um sich zu zerstreuen, theils einem plötzlichen, mächtigen Eindrucke sich hingebend, nach Worstadt gereist und hatte hier, nachdem er als Subskribentensammler mit Gesinde, Ausschußmitgliedern und Polizei in Händel gerathen war, nachdem er vom Ball gejagt, vom Pferde gestürzt, in einer rührenden Serenade auf schimpfliche Weise unterbrochen worden war, nichts erlangt, als den Ruf eines anmaßenden Narren, er hatte sich vor den Augen der Geliebten und ihrer Angehörigen auf unverbesserliche Art lächerlich gemacht. Das war wahrlich genug, um den kräftigsten Charakter zu brechen, geschweige denn das weiche, reizbare Gemüth des jungen Dichters. Wenn er in dieser Nacht, als er schlaflos, gedankenlos irren Schrittes, sein Zimmer maß, seine Pistolen zur Hand gehabt hätte, so wäre es vielleicht seine letzte gewesen. Glücklicherweise hatte aber Johann vergessen, sie einzupacken und ein Mann, von Welt kann anständiger Weise keinen andern Tod wählen, als den durch die Kugel, seitdem man in Apotheken das Gift nur gegen den Schein des Arztes erhält. Abspannung und Ermüdung der Seelenkräfte äußern auch immer ihre Wirkung auf den Körper, und so fiel Julius endlich gegen Morgen in einen festen Schlaf.

(Fortsetzung folgt.)

Selbstgespräch eines Schnepfenjägers.

(Er hat sich durch langes Jagen einen Katarrh zugezogen und hustet stark.)

(Hustend:) Det weeß'n Dunnerwetter, heut laur' ick nu schonst den dritten Dag uff Schneppe, und keene eenzige sonne Krappe kommt mir vor die Ogen. (Klopft an die Flinte) frr — frr — frr — (Mit dem Fuße nach seinem Hunde stoßend) Kusch dir, Juno! kujonire mir nich ooch noch! — Ick würde mir den Deibel wat aus Schneppe machen, wenn ick et nich meine Karline zu Hause hätte versprochen müssen. Se sagt, höre mal, Kasemir, sagt se zu mir, du hast alleweile nanu eene wunderscheene Jagd mit Revier un Allens, un fahrst alle Dage, die Jott weren lekt und dhust de Feldmarken beschießen, und wenn ick male eenn Haa en

essen will, denn muß ick mir'n koofen! Ick tröste ihr nu so gut ick kann, un sage: Karline, was nutzt Dir alle Strambulstrizität, mach mir nich ecklig, sonst wer' ick wild und denn kannst du mir empfinden! Man Jeduld; ick habe vorjestern eene Haasen-Sie krank geschossen, denn weeß ick aus janz juter Quelle: Der Schäfer versichert mir, des se keene 14 Dage mehr lebt, un so wie se dodt is, is se deine. — Damit de dir aber janz beruhigst, will ick dir noch eene Schneppe leisten. — (Hustend.) Nu loofe ick schonst in des spottschlechte Wetter eene reene Ewigkeit hier rummer, habe mir'n Stockschnuppen un'n Husten un Allens geholt — man keene Schneppe nich — (den Hund stoßend) Kutsch dir Juno, oder de kriegst Keile — deine Tressur is noch vor de Katz, ich habe nu den Racker uf Schneppe dressiren lassen, un immer hat er falsche Witterung. — So lange ick noch Schinkenstullen in de Jagdtasche habe, is se nich von meine Seite zu kriegen. — Allons, Hund — vorwärts — such Schneppe — markir mir mal 'ne Langschnäbbichte! kriegst ooch nachher Wurschtpelle! — (auf die Flinte schlagend) frr! frr! frr — — Wat is denn det? — (Will schießen.) Herrje? was is denn det? weeß Jott, det is 'ne Schneppe! — (die Flinte absetzend.) Ne! — det is een Frosch! — Nu seh een Mensch, aber ooch so natürlich wie ne Schneppe sitzt er uf's Mummelitzkenblatt und sonnt sich; nach du kannst froh sin, Padde, des du keene Schneppe bist, sonst hattest du jetzt deinen irdischen Wandel ausgehaucht! (Erschreckt sich umsehend) Ach Herr je! det war eene! da jeht se hin, Dunnerwetter! jetzt is se mich schon aus'n Schuß — pfui! (Mit dem Finger drohend.) Aber des schad't nischt, du kommst mir schonst widder? Du sollst mir schönstens schmecken! — (Hustend.) Kusch dir Juno, o du du sollst sehen, (langt eine Knute heraus) wie ick dir mit en rußschen Regierungsrath bekannt mache! — (Stutzt.) Aha, da säuselt eene ran, ja det is ne Schneppe, ja det is se. Na, freu dir Karline! die is deine! — (Will schießen.) Dunnerwetter! da is de Versicherung noch druf; na ick sage, mit de neue Einrichtungen, — wat habe ick nu davon (sieht sich um) keene Schneppe! Aber det schadt't nischt; du kommst mir widder; du sollst mir schönstens schmecken! Die hat ihr Leben blos de Versicherung zu verdanken, aber sei versichert, du entjehst mir doch nich. — (Zum Hunde.) Kusch dir. Ick sage et dir zum letzten Mal. Nu jeht der Racker wieder die Jänse dadrüben. Schneppen sollst de ins Oge haben un keene Jänse. Wenn de mir noch eenmal an'n Flintenriem zerrst, denn hau ick dir, des de nen Spitz vorn Bäckergesellen halten sollst. — frr — frr — frr Wat is denn det? Herrje, wat is denn det? Fritze jibst de Feuer, oder nicht? — (Hält sich unschlüssig die Hand vor die Augen.] — Herrje! det is een Drache! — Nu seh een Mensch, da muß de Strippe gerissen sind, sonst wißte ick nich, wie der so weit weck vom Dorf kommen sollte. (Erschreckt sich umsehend.) Da jeht se hin! det war Ene! J so soll doch gleich en Dunnerwetter drinschlagen, wegen den lumpichten Drachen vergaß ick die scheensten Schneppen! (Nachsehend.) Det war ne Langschnäbligte! Aber det schad't nischt; du kommst mir widder; du sollst mir schönstens schmecken! frr! (Zum Hunde.) Na, Juno — rinn in Sump? vorwärts Buddle mir eene uf! — Aha! da kommt eene gestrichen. Richtig! Na wie fett un quitke se is. Komm man rann Kalitte! (Legt an.) Dir wer ick man eens an de Waden pusten, det da dir wundern werscht! (Setzt ab.) Na so'n Dunnerwetter Köter, jagt er mir se in de Sonne rin. Nu seh ick se nich mehr. Fort un weg is eens! (Hustend) Nu bin ick so falsch, det ich zittre; nu treff ick noch nischt mehr. Ick weeß wat ick dhue, ick wer en Paar Pfund Rindfleisch koofen un des de Karline mitbringen, da hat se doch eene gute Suppe; et muß ja nich alle Tage Schneppe sind! (Hebt die Füße hoch auf, indem er retirirt) No so 'ne verfluchte Zucht, gerathe ick hier ooch noch in de Sump — ne! des Schneppensuchen hol der Deibel! (Er geht nach Hause.)

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

№ 48. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 25. November 1860.

Donatien, ein Mulatte.

Von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Das Nachtessen wurde schweigend beendigt, und sobald die Negerinnen den Tisch entfernt hatten erschien der Hausherr wieder. Frau von Rebeliere dankte ihm lebhaft für seine freundliche Aufnahme, und fügte mit dem Blick auf einen leeren Stuhl zwischen ihr und Cecilien deutend hinzu: „Wollen Sie nicht den Abend mit uns zubringen?“ Er blieb stehen, die Hand auf die Lehne des Stuhles gestützt, und sagte lebhaft: „Wie gern, Madame, würde ich diese Erlaubniß benutzen. In meiner Einsamkeit ist Ihre Ankunft ein großes Ereigniß, und man muß, wie ich, so lange vom Verkehr mit der civilisirten Welt entfernt gelebt haben, um zu begreifen, was ich empfinde indem ich Sie französisch sprechen höre.“

Während er so mit dem reinen Accent und der gewandten Art eines Weltmannes sprach, sahen ihn Cecilie und Frau von Rebeliere mit steigendem Erstaunen an. Im ersten Augenblick war sie nur von der edlen, männlichen Schönheit seines Gesichtes frappirt gewesen, aber die Feinheit seiner Sprache und seines Benehmens überraschte sie jetzt bei weitem mehr. Er mochte achtundzwanzig bis dreißig Jahre alt sein, und seine hohe Gestalt war zugleich schlank und kräftig, seine Züge, die den Stempel eines ruhigen Stolzes trugen, erinnerten durch die Regelmäßigkeit an eine antike Büste. Schwarze, glänzende, weiche Haare umgaben seine hohe Stirn, seine Haut war hell und klar, aber lichte braune Schatten zogen sich an den Schläfen und an der obern Hälfte der Stirn hin, und seine schmalen Lippen hatten eine gewisse braune Färbung. — „Aber bitte, setzen Sie sich doch — sagte Frau von Rebeliere endlich dringend — und vor Allen muß ich Ihnen meine Entschuldigungen wiederholen, für alle Unruhe und Mühe, die wir Ihnen verursachen. Ich bin Ihnen sehr dankbar für ihre freundliche Aufnahme. Wohnen Sie schon lange hier?“

„Ungefähr seit einem Jahre, Madame.“ —

„Man bemerkte gleich, daß Sie nicht immer in dieser Wüste gelebt haben.“

Auf diese indirekte Frage, die zugleich für ein Compliment gelten konnte, antwortete Donatien nur durch eine Verbeugung.

„Das sind schöne Bilder," fuhr Frau von Rebeliere auf die Wand blickend fort. „Wie diese Gestalten belebt scheinen, man meint, sie wollten aus dem Rahmen, um mit uns zu sprechen! Welch' edle Physiognomien, besonders der auf dieser Seite. Wie edel sieht er aus, es war gewiß ein braver Mann."

„Ja Madame — sagte Donatien bewegt, es waren brave Männer, edle Herzen!"

„Sie haben sie gekannt, waren es Creolen?"

„Sie sind beide vor vierzig Jahren hier in dieser Wohnung geboren worden. Ihre Familie war schon sehr herunter gekommen, aber man erinnerte sich noch des Namens Enambuc-du-Parquet, als den des reichsten Mannes in Martinique. Dieses ungeheure Vermögen zerfiel mit dem Tode dessen, der es erworben, und seine Enkel, jene beiden Männer, erbten nichts als diese Besitzung. Vor zwanzig Jahren gingen sie nach Frankreich, wo der Eine bald starb. Der Andere gelangte zu hohen Stellen, die ihm große Ehren, aber wenig Vermögen einbrachten. Er hatte eine schwache Gesundheit, und als er älter wurde, verordneten ihm die Aerzte den Aufenthalt in der heimathlichen Luft. Er kehrte hierher zurück, wo er vor einigen Monaten starb."

„Und er ist es, der Sie erzogen hat, und Sie haben ihn nach Frankreich begleitet?" fragte Frau von Rebeliere mit Theilnahme."

„Ja, Madame."

„Sie kommen aus Frankreich, mein Herr!" rief Cecilie lebhaft.

„Ich hab' dort zwanzig Jahre, die schönsten und glücklichsten meines Lebens zugebracht," erwiederte er traurig.

Frau von Rebeliere zog rasch einige Schlüsse aus dem Gehörten; sie dachte, Donatien sei der Sohn des Herrn von Enambuc und einer Sklavin; aber diese Meinung erhob ihn weder noch erniedrigte sie ihn in ihrer Achtung, denn ein Tropfen Negerblut in seinen Adern genügte, um ihn unter den ärmsten, weißen Bettler zu stellen, und wäre er auch der Erstgeborne eines Königs gewesen. Cecilie hatte nicht über dieses alles nachgedacht, sie fühlte die Freude eines Verbannten, der ein Echo aus der Heimath hörte, als sie Jemand fand, der in Frankreich gewesen war.

„Frankreich," wiederholte sie. „Sie waren in Frankreich. Sind Sie in Paris gewesen? Kennen Sie Versailles, haben Sie von Saint-Cyr sprechen hören?"

„Ja, mein Fräulein, ich habe einen ganzen Sommer lang ein Haus im Walde von Sartory bewohnt, und von ferne Saint-Cyr gesehen, ich war dort, als die edle Gründerin dieser Anstalt starb."

„Frau von Maintenon! O, wie war ihre Haltung ehrfurchtgebietend; ich sehe sie noch, ihre große, edle Gestalt in der tiefen Trauerkleidung. Den Tag vor meiner Abreise wollte sie mich noch einmal sehen, sie umarmte mich freundlich, und als ich ihr sagte, daß ich mich nach Amerika einschiffen würde, erinnerte sie sich an dieses Land. Sie legte mir die Hand auf die Stirn und sagte: Vor langer Zeit brachte man mich auch einst nach Amerika, auf eine beinahe wüste Insel, wo mich fast die Schlangen getödtet hätten. Ich schauderte, als ich sie so reden hörte, und ich hatte eine entsetzliche Angst, wie ich dieses Land betrat. Ja, wenn ich nicht hier eine Heimath gefunden hätte, wo ich so freundlich empfangen wurde, und besonders eine so liebe Freundin . . ."

„So wären Sie wieder abgereist, kleines eigensinniges Köpfchen," unterbrach sie Frau von Rebeliere, die schönen Haare Ceciliens sanft streichelnd. Böses Kind! sie denkt nur an Frankreich, sie spricht nur von Frankreich; es ist also wirklich das glücklichste Land der Welt?"

„Wer einmal dort war, vergißt es nie," sagte Donatien seufzend. „Hier fließt das Leben sanft und ruhig in der materiellen Befriedigung aller körperlichen Bedürfnisse dahin; man schläft in diesem trägen Glück ein. Dort lebt man und genießt man mit allen seinen geistigen Fähigkeiten."

Frau von Rebeliere verstand diese Antwort kaum; sie analisyrte ihre Empfindungen nicht so.

„Ich begreife nicht — sagte sie — wie man in einem Lande glücklich sein kann, wo es immer kalt ist, und wo man während der ganzen Hälfte des Jahres keine Blume und kein grünes Blatt sieht. Ich friere immer, wenn mir Cecilie von ihren Spaziergängen unter diesem grauen Himmel, wenn Alles mit Schnee bedeckt ist, erzählt. Wenn ich dort sein müßte, so würde ich sterben." — Mit diesen Worten warf sie sich nachlässig in ihren Sessel zurück, und Cecilie setzte allein die Unterhaltung mit dem jungen Manne fort. Sie sprachen so lebhaft und so lange von Versailles und Paris, daß Frau von Rebeliere ein Feen-Mährchen zu hören glaubte. Die gewandte, liebenswürdige Beredsamkeit des Mulatten fesselte ihre Aufmerksamkeit in hohem Grade, denn Herr von Rebeliere mit seinem trocknen, nüchternen Verstande sprach nie in dieser geistreichen Weise mit ihr; es kam ihr vor, als höre sie zum ersten Male einen geistreichen Mann reden, und darin hatte sie Recht. — Die Unterhaltung würde die ganze Nacht hindurch gedauert haben, wenn nicht der Hahn um Mitternacht gerufen hätte. Donatien stand hastig auf und sagte: „Ich habe nicht gewußt, daß es schon so spät ist, die Stunden sind mir unbegreiflich schnell dahin geflogen. Ich werde mich jetzt entfernen, meine Damen, und man kann Ihre Hängematten hier aufhängen, es ist das bequemlichste Zimmer hier im Hause. Haben Sie mir sonst Befehle zu ertheilen?"

„Nein, danke sehr! Schicken Sie uns nur unsere Negerinnen," erwiederte Frau von Rebeliere sich anmuthig verneigend. „Auch für uns ist dieser Abend sehr rasch vergangen. Gute Nacht."

Eine Viertelstunde nachher ließ sich Frau von Rebeliere auskleiden; sie war zerstreut und unruhig.

„Ach ich habe ihn wieder „mein Herr" genannt", sagte Cecilie. „Aber ich konnte wirklich nicht anders, er ist so liebenswürdig, so fein, keiner von unsern kreolischen Herrn kommt ihm gleich."

„Ja, es ist sonderbar," sagte Frau von Rebeliere nachdenklich.

Frau v. Rebeliere fand das Haus bei den heißen Quellen nicht so verfallen, wie ihr Gatte es geschildert hatte, und bedurfte nur wenig Arbeit, um eine allerliebste Wohnung daraus zu machen. Die Besitzung lag auf einer kleinen Erhöhung, die gegen Mittag von dem tiefen Bette eines Baches, gegen Norden von hohen Bergen, und nach der Südseite hin von dichtem Wald und schroffen Felsen umgeben war. Ueber den Gipfeln der Bäume sah man das Dach einer Wohnung schimmern, es war die des Mulatten, der so ein naher Nachbar der Frau v. Rebeliere

war; aber ein Abgrund lag zwischen ihnen, und um von einer Besitzung zur anderen zu gelangen, mußte man einen weiten Umweg machen.

Nachdem sie acht Tage in dieser Einöde zugebracht hatte, erklärte Frau v. Rebeliere, daß sie abreisen würden, aber den nächsten Morgen änderte sie ihren raschen Entschluß und wollte wieder dort bleiben. Eine eigenthümliche Thätigkeit war an die Stelle ihrer früheren Trägheit getreten, und jeden Tag machte sie weite Spaziergänge mit Cecilien. Der Mulatte hatte sie nie in ihrer Wohnung besucht, aber sie begegneten ihm oft bei ihren Ausflügen, und wagten sich in seiner Begleitung bis in die wildesten, einsamsten Schluchten der Berge.

Eines Tages hatten sich die beiden Frauen allein etwas weit in die Mornen gewagt, und waren, nachdem sie die Anhöhe, auf der Donatiens Wohnung lag, umgangen hatten, an den Fuß des Berges Fontenay gelangt. Worte reichen nicht hin, um die romantische und die wildromantische und zugleich lachende Gegend in diesem reizenden Fleckchen Erde, welches noch kein menschlicher Fuß betreten zu haben schien, zu schildern. Die beiden Frauen gingen langsam und wandten zuweilen den Kopf zurück, um die Schönheit der hinter ihnen liegenden Landschaft noch einmal zu bewundern. Plötzlich blieb Cecilie stehen. „Es ist Jemand dort unten,“ sagte sie erschrocken.

(Fortsetzung folgt.)

Unstern.

(Fortsetzung und Schluß.)

Als er erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel; er fühlte sich außerordentlich angegriffen; heftiges Kopfweh, verbunden mit der Erinnerung an seine Fatalitäten, setzten ihn in die übelste Laune von der Welt. Wirth und Kellner mußten dieselbe entgelten, und es trug keineswegs dazu bei, seine Stimmung zu verbessern, als er vernahm, daß der nächste Bahnzug erst am Abend abgehe, da zwei schon abgefahren seien. Julius beschäftigte sich daher, um sowohl die Langeweile als auch trübe Gedanken zu verbannen, zuerst mit der Lektüre einer Menge alter Zeitungen; dann, noch mehr gelangweilt, packte er seinen Koffer. Auch das war sehr schnell geschehen, denn er nahm sich durchaus nicht die Mühe, die Kleider sorgfältig zusammenzulegen, sondern warf sie in den Behälter, wie sie gerade umherlagen, und zwängte dann den Deckel darauf. Das Costüm des Subscriptionssammlers ward dem Gastwirth zum Andenken bestimmt. Aber es war noch gar lange bis zum Abend. Gern wäre Julius noch einmal am Hause der schönen Marie vorübergegangen, aber er fürchtete sich vor den Gaffern und Spöttern. Nach Tisch beschloß er endlich, eine Promenade längs des Stromes zu machen; den Hut tief in die Stirne gedrückt, raschen Schrittes, gelangte er vor die Thore und athmete nun mit einigem Wohlbehagen den frischen Wind, welcher über die Wellen daherstrich und ihm die heiße Stirne kühlte.

Nicht lange war er an dem kieselbestreuten Stromufer auf- und abgegangen, als er plötzlich zwei Damen gewahrte, welche ihre Schritte gegen den Fluß lenkten. Ein zweiter Blick belehrte ihn sogleich, es sei Marie mit ihrer Mutter. Erröthend, bebend, barg er sich schnell hinter

dem Stamm einer hohen Pappel. Die Damen gingen nach dem Gestade, traten an einen Nachen, ein Schiffer half ihnen darein steigen, sprang nach und stieß vom Ufer ab.

Sehnsüchtig schaute Julius aus seinem Versteck der Geliebten nach, jeder Ruderschlag welcher sie von ihm entfernte, schien ihm eine Meile zwischen sie und sich zu legen, und er konnte nicht anders, er breitete die Arme aus und rief: „Leb' wohl, Marie!" Aber niemand hörte den Schrei eines gebrochenen Herzens; denen im Kahn ward er verschlungen vom Rauschen eines mächtigen Dampfbootes, welches gerade stromabwärts brausend, nicht weit an ihnen vorüberfuhr. Anfangs glaubte Julius, die Damen hätten im Sinn, den Dampfer zu besteigen, aber dieser flog unaufhaltsam dahin, tiefe Furchen in dem Wasser pflügend. Der Kahn, noch nicht weit vom Lande entfernt, fühlte plötzlich die Wirkung der von dem Koloß erregten Wellen. Diese thürmten sich schäumend, wogten auf und nieder, furchtbar schaukelte der kleine Nachen, die Damen hielten sich am Rande — jetzt schien das gebrechliche Fahrzeug von den Fluthen verschlungen. — Mit steigender, namenloser Angst hatte Julius hingeblickt, es hielt ihn nicht länger, rasch warf er den Rock ab und sprang in den Fluß; ein guter Schwimmer, zertheilte er mit kräftiger Hand die Wellen und steuerte dem Orte zu, wo er den Kahn umgeschlagen gesehen zu haben glaubte. Die Strecke war ziemlich groß, die Wogen spülten ihm oft über den Kopf, daß er fast nichts sehen konnte. Plötzlich vernahm er einen Schrei; er klang ihm wie ein Hilferuf. „Muth, Muth!" rief er laut, „ich komme zur Rettung."

„Hilfe! Hilfe!" tönte es wieder aus dem Frauenmund ganz nahe neben ihm, er richtete sich mit Anstrengung empor, da kam der Kahn wohlbehalten auf ihn zugefahren, und ängstlich starrten die Damen nach dem, wie sie glaubten, Ertrinkenden.

Julius schwanden die Sinne; er wäre in der That gesunken, wenn des Schiffers kräftige Faust ihn nicht gepackt, und mit Hilfe der Frauen in den Nachen gezogen hätte.

Es dauerte eine Weile, bis der kühne Schwimmer aus seiner Ohnmacht erwachte. Er schlug die Augen auf und blickte in Marien's Augen, welche thränend über ihn gebeugt, ihn alles erlittene Ungemach vergessen ließ. Das süße Mädchen hielt ihm ein Flacon vor, während ihre Mutter ihm mit dem Tuche die Stirne und Haare trocknete.

Julius richtete sich empor, er sammelte sich, er fühlte, daß jetzt erst der Augenblick gekommen sei, der die Entscheidung theilweise in seine Hand lege. Er begann sich zu entschuldigen; Frau Heltmann aber gestattete ihm nicht zu reden. Eben stieß der Kahn an das Land.

„Hier sind wir an der Aue," sagte Frau Heltmann, „welche wir heute besuchen wollten; Kommen Sie mit uns in das Landhaus, welches dort zwischen den Bäumen hervorschimmert. der Besitzer wird sich ein Vergnügen daraus machen, Sie mit trockenen Kleidern zu versehen. Dann erzählen Sie uns beim Thee, wie es zugegangen ist, daß wir Sie wie einen Fisch aus dem Wasser gezogen haben."

Julius stammelte mehrmals Danksagungen; das Landhaus ward erreicht, der Eigenthümer ein wohlhabender Pächter, führte den Verunglückten in ein Zimmer, und gab ihm reine Wäsche und gute, obgleich ländliche Kleider und bald trat Julius, in einen respektablen Landwirth von anscheinendem Embonpoint verwandelt, zu den Damen in das untere Gemach. Diese nöthigten ihm zuerst einige Tassen heißen Thees auf und dann ließen sie sich die Geschichte des Abenteurers erzählen.

Julius hatte während des Umkleidens beschlossen, die Wahrheit einzugestehen, nur die Wahrheit konnte seine Fehler und begangenen Thorheiten sühnen. Mit möglichster Schonung

und Delikatesse begann er daher Alles, von dem Theaterabend in der Residenz an bis zu dem gegenwärtigen Augenblick vorzutragen; so sehr er sich aber auch bestrebte, seine Liebe zu Marien zu verbergen und den Grund seiner lächerlichen Streiche in das Gewand jugendlichen Uebermuthes zu hüllen, es gelang ihm dennoch nicht ganz. Marie erröthete oft und verbarg ihr Antlitz im Tuche, als ob sie lache; Frau Hellmann lächelte, schüttelte aber noch viel öfter den Kopf auf eine sehr mißbilligende Weise.

„Somit, meine Damen," schloß Julius seine Erzählung, „habe ich Ihnen die Geschichte der vier merkwürdigsten Tage meines Lebens wahr und ohne Ausschmückung erzählt. Sie bietet so viel des Lächerlichen, so viel des Vorwurfs, daß ich mich selbst leider nur zu sehr schelten und verdammen muß. Aber richten Sie mich nicht streng! Bedenken Sie, daß in dem jugendlichen Kopfe eines phantasiereichen Mannes die Dinge oft ganz anders aussehen, wie in der Wirklichkeit. Bedenken Sie, daß es wenigstens ein wahres, heiliges Gefühl war, welches mich so viele Thorheiten begehen ließ, und verwerfen Sie mich nicht, stoßen Sie mich nicht von sich!"

„Aber, mein Herr —" sagte Frau Hellmann, ihrer Tochter ein Zeichen gebend, „doch es ist es Zeit, daß wir nach Hause zurückkehren. Wir werden Ihnen den Nachen wieder hierher zurücksenden, um auch Sie nach Vorstadt zu bringen. Da Sie heute noch abreisen, so leben Sie wohl und merken Sie sich die Lehre, daß man wohl einmal thörichte Streiche machen kann, aber durch diese nicht Andere compromittiren darf."

Julius stand da wie ein armer Sünder. Die Damen hingen die Tücher um, sie bereiteten sich zum Fortgehen.

„Sie vergeben mir also nicht. Sie lassen mich trostlos von Ihnen scheiden?" sagte der junge Mann mit bewegter Stimme.

„Gern sei Ihnen vergeben," erwiederte Frau Hellmann. „Reisen Sie mit Gott und vergessen Sie, was Sie hierher geführt."

„Das kann ich nicht," schrie Julius, „bei Gott, das kann ich nicht. Ich werde niemals vergessen, wem ich mein Leben verdanke. Und wenn Sie auch nicht erlauben, daß ich mich Ihnen in einem anderen Lichte als dem, in welchem ich Ihnen erschienen bin, zeigen darf, so sollen sie dennoch erfahren, daß es kein Unwürdiger gewesen ist, der Ihnen jetzt so beschämt gegenüber steht. Gewiß, Julius Wild ist zwar oft ein unbesonnener, aber niemals ein unwürdiger Mann gewesen. Gedenken Sie dieses Namens!"

Fast erschreckt sahen sich die beiden Damen an.

„Julius Wild?" frug Frau Hellmann fast athemlos, „Julius? Ist es denn möglich? Sie, Sie sind Julius Wild, der Neffe meiner theuren Amalie?"

„O, Sie kennen Tante Amalie?" rief der junge Mann entzückt, „dann ist Alles gut. Dann können Sie mir nicht zürnen, müssen mir vergeben."

Frau Hellmann betrachtete mit einer Thräne im Auge den Jüngling. „Ihre Mutter war meine Freundin, wie es Ihre Tante ist, Julius," sagte sie, „und ich habe Sie oft als Kind auf meinen Armen getragen. Und jetzt kommen mir Ihre Züge auch so bekannt, so längst gesehen vor, daß ich nicht mehr zweifeln kann. Welch' glücklicher Zufall! Warum aber, böser Mensch, haben Sie nicht früher Ihren Namen genannt? Doch jetzt keine Vorwürfe, keine Erörterungen mehr. Davon, daß Sie abreisen, lieber Julius, ist nicht mehr die Rede. Sie müssen nothwendig einige Tage bei uns bleiben, damit wir und unsere Freunde wieder gut machen können, was wir an Ihnen, Wildfang, verbrochen haben."

Wie gerne ließ er sich halten. Er bot Marien den Arm, und noch war das jenseitige Ufer nicht erreicht, da hatten sich die Beiden schon Vieles gesagt, bekannt, gestanden. Auch der Brief an die Tante kam zur Sprache; Marie zog ihn lächelnd aus dem Arbeitsbeutel. Julius bat um die Zurückgabe; das liebe Mädchen sagte aber:

Nein, nein, den behalte ich zum Angedenken; er hat mir mehr gesagt, mehr Freude gemacht, als das schönste Gedicht.

Wie erstaunten die Vorstädter, als der Ruhestörer, Rossebändiger mit den Heltmann'schen Damen durch die Straßen ging, und zwar in Bauerntracht! Wie verwunderte sich Papa Heltmann, als er seine Frau am Arme des Subskribentensammlers in das Zimmer treten sah und diesen als Freund der Familie vorgestellt bekam! Und wie große Augen machte Tante Amalie, als sie am siebenten Tage der Abreise ihres Neffen folgenden Brief erhielt:

„Theure Tante! Ihr Julius ist seit gestern Abend der glücklichste Mensch in der Welt, „wenn Sie ihm wieder Ihre Güte zuwenden. Marie Heltmann, deren Eltern Ihnen ja so „nahe stehen, ist meine Braut, wenn Sie nur Ihre gütige Einwilligung dazu geben. O, „versagen Sie mir nicht das große Glück, dieses liebenswürdige Mädchen aus Ihren Hän„den zu empfangen. Bei der Liebe, welche Sie für mich hegen, beschwöre ich Sie, fördern, „beschirmen Sie mein Glück. Vergessen Sie, was Sie von mir verlangten; ich konnte es „nimmermehr gewähren, denn schon glühte Marien's Bild in meinem Herzen. Ich werde „Sie, beste Tante, dennoch ewig lieben, Ihnen ewig dankbar sein — o, Sie können mich „nicht kalt verstoßen wollen. Nein, beste Tante, Sie haben vergessen und verziehen, dessen bin ich gewiß. Segnen Sie denn unsern Bund, und vor Allem schreiben Sie bald."

Nichts aber kam der Miene gleich, mit welcher Julius noch an demselben Abend eine durch den Expressen gekommene Antwort der Tante las:

„Närrischer Junge, was soll ich Dir denn verzeihen und vergessen? Daß Du eben fort„gelaufen bist, wie ich Dir meiner Freundin Heltmann Tochter zur Gattin vorschlagen wollte? „Das ist mir jetzt schon recht, da Du sie auch ohnedies bekommen hast, obgleich es wunderbar „ist, wie ein liebes Mädchen an solch' einem Strudelkopf Gefallen finden kann. Von Dei„nem kuriosen Briefe verstehe ich kein Wort weiter, als daß Du glücklich bist, Du mußt „ihn mir verdollmetschen. Deßhalb, und damit ich meine Freude an Euch haben kann, er„warte ich morgen frühe Dich und Deine Braut nebst den Schwiegereltern. Gott segne „Dich — Dich und sie; In Eile, die Feder schreibt so schlecht."

„Der Gedanke an andere Absicht der Tante war doch von allen Thorheiten die größte, das sehe ich jetzt klar ein," sagte Julius, sich mit der Hand vor die Stirne schlagend. „Nein, wie man manchmal so befangen sein kann! Doch Gott sei Dank, Alles hat sich zur Zufriedenheit aufgeklärt! Und wem solch' ein Stern aufgeht, wie dort meine Marie, der glaubt nicht mehr an einen Unstern!

Letztes Schreiben Robert Blum's.

Mein theures Weib, lebe wohl! wohl für die Zeit, die man ewig nennt, die es aber nicht sein wird. Erziehe unsere — jetzt nur Deine Kinder zu edlen Menschen, dann werden sie ihrem Vater keine Schande machen. Unser kleines Vermögen verkaufe mit Hülfe unserer Freunde. Gott und gute Menschen werden Euch ja helfen. Alles, was ich empfinde, rinnt in Thränen dahin, daher nur nochmals: leb' wohl, theures Weib! Betrachte unsere Kinder als theures Vermächtniß, mit denen Du wuchern mußt, und ehre so Deinen treuen Gatten. Leb' wohl, leb' wohl!

Tausend! tausend, die letzten Küsse von
Deinem Robert.

Wien, den 9. Nov. 1848.
Morgens 5 Uhr, um 6 Uhr habe ich vollendet.

Die Ringe hatte ich vergessen! ich drücke den letzten Kuß auf den Trauring. Mein Siegelring ist für Hans, die Uhr für Richard, der Diamantknopf für Ida, die Kette für Alfred, als Andenken. Alle sonstigen Andenken vertheile Du nach Deinem Ermessen. Man kommt! Lebe wohl!

Frau **Eugenie Blum**
Eisenbahnstraße Nr. 8. Leipzig.

Gustav III, König von Schweden, hatte dem Dichter Karl Michael Bellmann (geb. 1741, † 1776) nicht bloß wegen seines Genies, sondern auch, weil er ein sehr gewandter Arbeiter im Geschäftsleben war, seine besondere Gunst geschenkt. Bellmann wurde daher von dem Könige unmittelbar um dessen Person beschäftigt. Die Excentricitäten des Dichters hatten ihm aber die Ungnade des Königs einst so zugezogen, daß er dessen Zimmer nicht mehr betreten durfte; dahingegen mußte er nach wie vor für den König, aber in seiner Wohnung, arbeiten. Bellmann erfuhr, daß König Gustav an einem Tage zu einer bestimmten Stunde vor seiner Wohnung vorbeireiten würde. Der König erstaunte aber nicht wenig, als er an dem Fenster von Bellmann's Zimmer eine Leiter angelehnt fand. Auf dieser stand der Barbier des Dichters, der seinen Kopf aus dem Fenster gesteckt hatte und sich rasiren ließ. Gustav hielt sein Pferd an, und rief: „Bellmann! was bedeutet das?" „Mein Barbier ist in Ungnade gefallen, Ew. Majestät", rief Bellmann hinab; „er darf meine Schwelle nicht mehr betreten; ich kann aber ohne den Kerl nicht fertig werden!" — Die Folge dieses Wagestückes war, daß Bellmann wieder bei dem Könige in die früheren Verhältnisse kam.

Der Faustkampf zwischen dem Engländer Sayers und dem Amerikaner Heenan blieb, wie man weiß, unentschieden. Beide erzielten von den Bewunderern des „Preis-Rings" eine Nachahmung des Kämpengürtels geschenkt, die eben so werthvoll, aber nicht so rühmlich, wie der wirkliche ist, abgesehen davon, daß sie keinen Jahrgehalt bringt. Um den wirklichen Gürtel und 100 Pf. St. obendrein schlugen sich unlängst (am 6. Nov.) in der Nähe von Portsmouth die HH. Tom Paddock und Sam Hurst. Letzterer, der auch unter dem Beinamen „The Stalеybridge infant" bekannt ist, wurde nach fünf Gängen, die nicht mehr als 10 Minuten dauerten, als Sieger ausgerufen. Der erste Zeitungsbericht enthielt die unwahrscheinliche Angabe, daß die Boxerei ohne einen einzigen „fällenden oder niederschmetternden Hieb" zu Ende ging. Und doch sollte sie nur 10 Minuten gedauert haben! Hintendrein hinkt jetzt die Berichtigung, daß Paddock in London auf den Tod liegt, und im besten Fall zeitlebens ein Krüppel bleiben wird. Das „Kind", oder der Infant von Staleybridge, hatte ihm im letzten Gang einen sogenannten „Leibschlag" versetzt, und alle Rippen der einen Seite gebrochen, sowie die Lunge und und Leber verletzt. — In einer der mittleren Grafschaften borten sich vor ein paar Wochen zwei Leute, „umsonst", d. h. nicht um Geld, sondern um einen Wirthshausstreit auszufechten. Es war um 10 Uhr Abends beim schönsten Mondschein auf einer Wiese. Ungefähr 200 Zuschauer bildeten den Ring um sie. Nach einigen blutigen Gängen wollte ein Pächter die Kämpfenden trennen, und diese zeigten die größte Lust, Frieden zu schießen, aber die Zuschauer trieben die Pächter mit Knitteln fort, und zwangen die Borer fortzufahren, bis einer richtig ins Gras biß. Der Ueberlebende kommt wegen Todtschlag vor die Geschwornen.

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nro 49. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 2. December 1860.

Donatien, ein Mulatte.

Von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Sie hatte Recht; quer über den Weg saß ein Mann, der sie ansah, ohne Miene zu machen, aufzustehen. Er war von einigen Lumpen bedeckt, und seine sehnigen Arme, seine breiten Schultern, die mit Palmenöl bestrichen waren, glänzten in den Strahlen der untergehenden Sonne wie Kupfer. Seine Züge waren so unbeweglich, als wären sie aus Stein gehauen, selbst sein Blick war starr. Frau v. Rebeliere sah ihn überrascht an und sagte halblaut: „Das ist Paleme, der Sklave, der uns entlaufen ist. Was thut er nur hier?" Sie zögerte einen Augenblick weiter zu gehen, aber dann näherte sie sich furchtlos dem ehemaligen Sklaven und that, als ob sie ihn wieder erkannte. Paleme richtete nicht einmal den Kopf in die Höhe, aber er zog sich etwas zurück, um die beiden Frauen vorüber zu lassen. An dieser Stelle wurde der Weg durch ein Felsenstück eingeengt, an das sich eine Hütte lehnte, welche ein kleines mit Bananen bepflanztes Feld umgab. Frau v. Rebeliere errieth, daß sie sich hier auf Palemes Eigenthum befanden.

„Der arme Mann — sagte Cecilie — wie allein, wie verlassen muß er hier sein. Wir wollen Herrn von Rebeliere nichts davon sagen, daß wir seinem entlaufenen Sklaven hier begegnet haben."

„Nein, ich werde es ihm nicht sagen — sagte Frau von Rebeliere lebhaft — aber wir wollen rasch weiter gehen."

Paleme, der hinter ihnen stand, sagte jetzt in kreolischem Dialekt: „Herrin, wollen Sie nicht ein wenig in meiner Hütte ausruhen. Gehen Sie doch nicht so stolz vorüber, setzen Sie sich."

So einfach diese Worte auch schienen, so waren sie in dem Munde eines Sklaven so frech, daß Frau von Rebeliere vor Erstaunen und Schrecken erblaßte, aber sie faßte sich schnell und erwiderte ruhig: „Es ist zu spät, und wir haben keine Zeit uns aufzuhalten. Adieu,

Gott beschütze Dich; Wenn Du hinunter in meine Wohnung kommen willst, so wird man dir Tabak und Branntwein geben."

„In Ihre Wohnung bei den heißen Quellen, in das Haus des Herrn von Rebeliere. Sie wollen mich also nicht kennen, Herrin?" sagte er höhnisch. „Oh! Oh! aber ich kenne Sie recht gut, Sie sind die Frau meines milden Herrn. Ich war einst Ihr Sklave, und trage noch die Spuren davon." Er entblößte mit diesen Worten seine Schultern, die mit Narben bedeckt waren.

„Wenn ich Deine Herrin bin, so gehorche mir, und versperre uns den Weg nicht länger!" unterbrach ihn Frau von Rebeliere entschlossen, indem sie mit stolzem Blick und kühner Stirn auf ihn zutrat.

Er ging einen Schritt zurück, aber gleich darauf blieb er wieder stehen und sagte kalt: „Nein, Sie sollen hier bei mir bleiben. Fürchten Sie sich etwa, und was fürchten Sie? Ich habe keine Waffen und werde nie eine Frau tödten. Setzen Sie sich doch hier nieder!"

Frau von Rebeliere zitterte. „Aber was will dieser Mann von uns!" fragte Cecilie, die dieses, im kreolischen Dialekte geführte Gespräch nicht verstehen konnte.

„Ich weiß es nicht — erwiederte Frau von Rebeliere auf französisch — aber ich wollt wir wären weit, recht weit von hier."

Paleme verstand sie recht gut und lächelte mit großer Befriedigung. „Morgen — sagte er — morgen können sie meinem guten Herrn erzählen, daß Paleme Sie eine Nacht in seiner Hütte behalten hat. Das ist eine schöne Rache, nicht wahr? und er wird sehen, daß ich seine Peitsche nicht vergessen habe!"

Frau von Rebeliere versuchte zu lächeln, als ob sie den eigentlichen Sinn dieser Worte nicht verstanden hätte, während Cecilie in den unbeweglichen Zügen Paleme's zu lesen versuchte.

„Wollen Sie etwas essen, Herrin?" fuhr er fort, indem er aus der Asche des Heerdes einige geröstete Bananen holte.

Frau von Rebeliere wies dieselben mit einer verächtlichen Bewegung zurück, aber Cecilie sagte beruhigt: „Dieser Mann sieht nicht aus, als ob er uns etwas Böses thun wollte, er hält uns nur hier zurück, weil er fürchtet, wir möchten Herrn von Rebeliere seinen Zufluchtsort verrathen. Können Sie ihm nicht begreiflich machen, daß wir das nicht thun wollen."

Frau von Rebeliere erwiederte nichts und blickte voll Angst und Schrecken um sich. Paleme aß ruhig seine Bananen, und eine lange Pause trat ein. Plötzlich hörte man einen Flintenschuß, und beide Frauen riefen zu gleicher Zeit: „Das ist Donatien!" Er war es wirklich; Paleme ging ihm hastig entgegen, blieb aber plötzlich stehen, als Donatien rief: „Madame, mein Fräulein, Sie haben sich wohl verirrt! Die Sonne ist schon im Untergehen und Sie sind sehr weit von Ihrer Wohnung entfernt, ich werde Sie dahin zurückführen."

Sie kamen ihm rasch entgegen, und Paleme, der sich wieder vor seine Hütte gesetzt hatte, ließ sie vorüber, ohne ein Wort zu sagen. Cecilie wandte sich im Weggehen um und rief ihm zu: „Adieu, guter Mann! Fürchtet Euch nicht, Frau von Rebeliere wird es nicht sagen, daß wir Euch begegnet haben."

Die junge Frau hatte ihren Arm in den Donatiens gelegt, und flüsterte ihm hastig und leise zu: „Dieses Kind wußte nicht in welcher Gefahr wir schwebten. Sie haben uns vor Schlimmern als dem Tode durch Ihr Erscheinen bewahrt!"

Er zuckte zusammen. „Großer Gott! und es ist ein bloßer Zufall, der mich hierher ge-

führt hat. Ich hatte eine Ahnung, daß Ihnen irgend eine Gefahr drohe, und ich suchte Sie. Haben Sie denn diesem Manne etwas Böses zugefügt?"

Frau von Rebeliere theilte ihm mit kurzen Worten mit, daß Paleme ihr Sclave gewesen, und warum er entflohen war. — „Es ist wahr — schloß sie seufzend — Herr von Rebeliere ist ein grausamer Gebieter, und dieser Unglückliche muß uns hassen."

Cecilie gesellte sich jetzt zu ihnen, und alle drei schlugen langsam den Rückweg nach ihrer Wohnung ein.

An demselben Abend kam Paleme zu dem Mulatten, der allein in sein Haus zurückgekehrt war. Sie kannten sich gegenseitig. Die mitleidige Hütte des Einen und das Elend des Anderen hatten sie zusammen geführt.

„Höre mich an — sagte Donatien, den Gruß des Sclaven erwiedernd — es hätte heute Abend ein großes Unglück geschehen können; wenn Deine Hand eine jener beiden Frauen, die ich vor Deiner Hütte fand, auch nur berührt hätte, so würde ich Dir den Kopf mit einer Kugel zerschmettert haben."

Paleme zuckte die Achseln und erwiederte: „Sie haben mir Wohlthaten erwiesen, Sie haben mich ernährt, als ich krank war, und das habe ich nicht vergessen. Es genügt, daß diese beiden Frauen unter Ihrem Schutze stehen, sie können jetzt in vollkommenster Sicherheit überall hingehen, ich werde ihnen ausweichen, wenn ich ihnen begegne. Um Ihretwillen entsage ich meiner Rache."

„Ich weiß, daß man Dir vertrauen kann, und ich baue auf dieses Versprechen. Adieu, kehre in Deine Hütte zurück, und sei vorsichtig wenn Du die andere Seite der Berge hinabsteigst. Gestern fielen einige flüchtige Neger in einen Hinterhalt der Miliz."

„Ich weiß es wohl, denn ich war auch dabei."

„Du wirst am Ende auch gefangen werden. — Paleme Du thust weit besser das Stückchen Feld um Deine Hütte zu bearbeiten, von dessen Ertrag Du leben kannst. Wenn Du Werkzeuge und Sämereien brauchst, so komm zu mir. Adieu, erinnere Dich an Dein Versprechen."

Von diesem Tage an begleitete Donatien Frau von Rebeliere und Cecilie auf allen ihren Spaziergängen. Gewöhnlich begegneten sie ihm an den heißen Quellen, und nach ihren weiten Ausflügen, von denen sie erst spät am Abend zurück kamen, begleitete er sie bis an ihre Wohnung, deren Schwelle er aber niemals überschritt. Diese neue Lebensweise hatte einen großen Einfluß auf die junge Frau, bald war sie heiter, bald traurig, heute voll Leben, morgen müde und niedergedrückt. Cecilie war auch oft nachdenklich, aber ihr klarer, heiterer Blick verrieth, daß sie keine schmerzlichen Gedanken, keine traurigen Bilder waren, die sie beschäftigten. Die Zeit verging auf diese Weise den beiden Frauen rasch und angenehm, es waren die schönsten und glücklichsten Tage ihres Lebens, denn sie liebten beide zum ersten Mal. Dieses Geheimniß ihrer Herzen blieb jedoch tief in ihrer Brust verborgen, sie verriethen sich gegenseitig nicht, und gaben sich ihrem Glück ohne Gewissensbisse und ohne Bedenken hin.

Frau v. Rebeliere wußte endlich, was ihrem Leben bis jetzt gefehlt hatte, und erkannte, früher als Cecilie, daß es Liebe, tiefe, heiße Liebe war, was sie empfand. Aber ihr Stolz ließ es nicht zu, daß sich ihre Leidenschaft durch ein Wort, einen Blick oder eine Bewegung verrieth, die junge Frau liebte nur um zu lieben, und sie überredete sich selbst, daß diese unausgesprochene Liebe ganz schuldlos sei, daß sie keine ihrer Pflichten verletze, wenn sie in einsamen Stunden unter heißen Thränen und glühenden Seufzern leise den Namen „Donatien" murmelte.

Cecilie gab sich in Unschuld und Unerfahrenheit ihres Herzens ganz dem süßesten, beseligendsten Gefühl hin, das sie je empfunden hatte. Dieses Gefühl war eben so sehr Bewunderung und tiefes Mitleid, als Liebe, denn sie hatte besser, als Frau v. Rebeliere errathen, daß Donatien nicht glücklich war. Auch waren die Kasten-Vorurtheile, die oft das Herz der stolzen Creolin mit einer geheimen Scham und einer Art von Schrecken erfüllten, diesem in Frankreich erzogenen jungen Mädchen fremd, sie begriff nicht, wie man in einem fast ganz weißen Mann einen Neger sehen konnte.

Es war unter diesen drei Personen wie eine stumme Uebereinkunft, sich jeden Tag wieder zu sehen. Wie flogen ihnen die Stunden in dieser wilden, einsamen Gegend so rasch und süß dahin.

Oft erzählte ihnen Donatien von seinen Reisen in Europa, und sein Auge ruhte dabei auf den schönen, belebten Gesichtern seiner Zuhörerinnen, die mit gespannter Aufmerksamkeit seinen Worten lauschten. In solchen Stunden war er glücklich, aber wenn sein Herz schon für Eine von ihnen schlug, so wußte auch er seine Leidenschaft tief in seiner Brust zu verbergen, und sein heißes Blut so zu beherrschen, daß Niemand errathen konnte, was er empfand. — Während diesen langen Spaziergängen erzählte er auch oft von seiner frühen Jugend und seinem Aufenthalt in Frankreich, aber niemals sprach er von seiner Kindheit und seiner Herkunft, nur daß er in Martinique geboren war, hatte er gesagt.

Nach Verlauf eines Monats sprach Frau v. Rebeliere noch immer nicht von ihrer Abreise, und es schien, daß ihr Gatte diesen Aufenthalt in der Einsamkeit vollkommen billigte. Er hatte ihr von Fort Royal aus geschrieben, daß er drei Wochen bei seinem Vetter, dem Gouverneur zubringen würde, dann hatte sie einen Brief, von La Rebeliere aus datirt, erhalten, worin er ihr sagte, daß einige Marine-Offiziere für kurze Zeit seine Gäste seien, aber daß sie sich nicht für verpflichtet haben möchte, ihnen die Honneurs des Hauses zu machen. Früher würde Frau von Rebeliere diesem Winke nicht willig Folge geleistet haben, aber jetzt antwortete sie ganz unterwürfig, daß es ihr bei den heißen Quellen sehr gut gefiele, und sie gern dort bleiben wollte, so lange die Fremden in ihrem Hause seien. Von da an schienes, als ob sie gar nicht mehr an die Abreise dächte, sie machte Einrichtungen und Pläne hinaus, und weder Cecilie noch Donatien schienen zu bedenken, daß das doch einmal aufhören müsse.

Endlich kam jedoch Herr von Rebeliere eines Abends an, als eben seine Frau und Cecilie von ihrem Spaziergange zurückkehrten. Sie erblaßten Beide, als sie ihn erkannten. — Er war in einer um so liebenswürdigeren und aufmerksameren Stimmung, als er darauf gerechnet hatte, mit Klage und Vorwürfen empfangen zu werden.

„Wie dankbar erkenne ich es an, meine Liebe — sagte er — daß sie hier geblieben sind, während ich in La Rebeliere diese jungen Narren empfing, die eine unpassende Gesellschaft für eine Frau in Ihrem Alter sind. Es bedurfte auch eines so ernsten Grundes, um mich so lange von Ihnen zu trennen. Wir haben Sie denn Ihre Zeit in dieser Einöde zugebracht?

„Sehr ruhig und sehr zufrieden?“ sagte Frau v. Rebeliere mit tonloser Stimme.

„Wir können nächstes Jahr hieher zurückkehren, wenn Sie Lust dazu haben, aber wer weiß, ob uns dann meine schöne Mündel begleitet? Sie ist bald majorenn, ich verliere dann meine Rechte als Vormund. Verzeihen Sie, liebe Cecilie, daß ich Sie erst jetzt begrüße, aber ich war ganz eingenommen durch die Freude, Frau v. Rebeliere so schön, so liebenswürdig und fügsam wieder zu finden. Ich hatte einen ganz anderen Empfang erwartet.“

„Sie sehen, daß Sie sich auch zuweilen irren können," sagte Frau v. Rebeliere, sich zu einem Lächeln zwingend.

„Aber ich werde Ihre Nachgiebigkeit nicht mißbrauchen. Wir können übermorgen nach La Rebeliere zurückkehren.

„Sie erwarten also keine Besuche mehr?" —

„Nein, Gott sei Dank, sie haben jetzt ein Ende." —

„Das ist Schade, ich wäre gern noch hier geblieben. Die frische Luft in diesen Bergen bekommt mir sehr gut, und ich liebe die Einsamkeit." —

„Wenn Sie das wünschen, so bin ich im Stande noch vierzehn Tage um Ihretwillen hier zu bleiben. Die Gegend ist schön, wir können recht lange Spaziergänge machen."

„Nein, nein! — rief Frau v. Rebeliere, die jedes Wort ihres Gatten wie ein Dolchstich traf — wir müssen abreisen!"

Cecilie sagte kein Wort, sie war kaum im Stande ihre Thränen zu unterdrücken und athmete erst auf, als Herr v. Rebeliere sich nach dem Nachtessen auf einen Augenblick entfernte.

„Liebe Cecilie — sagte hastig die junge Frau, als sie allein waren — es ist nicht nöthig Herrn Rebeliere zu erzählen, daß wir eine Nacht in Donatiens Wohnung zugebracht und ihn seitdem oft gesehen, ich werde auch den Sklaven verbieten, etwas davon zu erwähnen, Herr v. Rebeliere könnte es unpassend finden, Sie wissen nicht, wie weit diese Kasten-Vorurtheile gehen. Ach, Cecilie, jetzt ist es aus mit dem Glück, das ich hier gefunden, ich muß wieder in das Joch. Sie ahnen nicht, welche Qual es ist, mit Herrn v. Rebeliere leben zu müssen.

Sie begann bei diesen Worten bitterlich zu weinen, und Cecilie, die ihre Thränen auch nicht mehr verbergen konnte, schlang schluchzend die Arme um ihren Hals. Sie fanden auf diese Weise beide einen Vorwand für den Ausbruch von Schmerz, dem sie sich hingaben, und täuschten sich gegenseitig über den wahren Grund desselben. Auch war ihre Liebe zu verschiedener Art, als daß die eine leicht die andere errathen konnte. — Als Herr von Rebeliere wieder eintrat, sah er gleich, daß seine Frau geweint hatte, aber er fragte sie nicht weßhalb, obwohl er auf der Stelle einen Verdacht schöpfte. Mitten in der gezwungenen Unterhaltung, deren Faden trotz aller Bemühungen jeden Augenblick riß, sagte er plötzlich zu Cecilie, indem er sie scharf fixirte: „Haben Sie während dieser sechs Wochen keinen einzigen Besuch hier erhalten?"

„Nein, es hat uns Niemand besucht! war die etwas jesuitische, aber dem Wortlaut nach vollkommen wahre Antwort.

Am andern Morgen suchte Herr von Rebeliere seine Frau auf, die vor dem Hause auf und ab ging. Sie gingen einige Zeit stumm neben einander her, als er plötzlich das rothe Dach des Donatiens über dem Wald hervorschimmern sah. Dieser Anblick rief in seinem Herzen tausend eifersüchtige Befürchtungen wach; gereizt, wüthend, voll unbestimmter Eifersucht, verlor er doch keinen Augenblick seine gewohnte Selbstbeherrschung. Er trat dicht vor die junge Frau hin und sagte mit ruhiger Stimme, aber voll Wuth im Herzen: „Wem gehört das neue Haus dort auf dem Hügel? Sie haben mir nicht erzählt, meine Liebe, daß Sie einen Nachbar hatten; wie heißt er?"

„Es ist ein Mulatte, Donatien genannt," sagte sie kalt.

Das eine Wort „Mulatte" zerstreute jeden Argwohn Rebelieres. Es wäre ihm nicht im Traum eingefallen, daß seine Frau nur einen Blick für einen Mann von dieser Kaste haben könnte. — „Ein Mulatte," wiederholte er mit einem tiefen Athemzug, wie Jemand, der sich

von einer schweren Last befreit fühlte. „Ein Mulatte, sonst gab es nur Schwarze und Weiße, aber jetzt findet man diese Mischlingsrace überall. —"

An diesem Tage ging Cecilie zu der gewohnten Stunde aus, und Niemand bemerkte, daß sie allein den Hügel hinunter schritt. Es war noch früh und sie ging lange, ohne Donatien zu begegnen, bis es ihr endlich vorkam, als habe sie sich verirrt. Sie ging weiter und erkannte den Weg nicht wieder, den sie doch früher schon gegangen zu haben glaubte. Sie kam endlich an einen offenen Platz, von dem aus sie von weitem die Wohnung Donatiens erkennen konnte, und da sie müde war, setzte sie sich nieder und legte ihren Strohhut neben sich. Zu ihren Füßen floß ein kleiner Bach, und wenige Schritte von ihr entfernt stand ein Baum, dessen biegsame Zweige bis an das Wasser herunterhingen; aus seinem dunkeln Laube schimmerten überall kleine rosenrothe Aepfel hervor. Cecilie stand auf, um einen davon zu pflücken, und setzte sich dann wieder hin, indem sie unruhig und traurig um sich blickte. Sie wartete so einige Zeit, und die Sonne fing schon an unter zu gehen, als Donatien athemlos erschien. Er stieß einen Schrei aus, als er sich ihr näherte, und riß ihr die Frucht, die sie noch in der Hand hielt, hastig weg, indem er entsetzt fragte: „Haben Sie davon gegessen?" —

„Nein," sagte sie, durch seinen Ton und seiner Hast erschreckt.

„Ah!" rief er aus, und sank an ihrer Seite nieder. „Ich sah sie von weitem und zitterte wegen der Gefahr, in der Sie schwebten . . . Wie kamen Sie so allein hier her, um diese schrecklichen Früchte zu pflücken? . . . . sie sind ein Gift gegen das es kein Mittel giebt. . . . O Gott, ich sah Sie, so nahe diesem furchtbaren Giftbaum, dessen Schatten allein schon tödtlich ist . . . Ich brauchte eine Viertelstunde, eine Ewigkeit an Angst und Schrecken, um zu Ihnen zu gelangen . . . O kommen Sie, wir wollen uns rasch von hier entfernen."

Sie drückte krampfhaft den Arm, den er ihr reichte, und weinte, aber nicht aus Schrecken, sondern aus einer anderen unbeschreiblichen Bewegung.

„Ach — sagte sie endlich — heute Abend muß ich in meinem und Eleonorens Namen Abschied von Ihnen nehmen. Wir reisen morgen ab."

„Morgen!" wiederholte er betroffen. „Morgen, und ich werde Sie nicht mehr sehen?"

Sie blieben einige Sekunden schweigend stehen. Cecilie las in diesem Augenblick klar in Donatiens Herzen, und ihr Entschluß war auf der Stelle gefaßt. Sie war eine jener ruhigen, starken Seelen, die kein Hinderniß entmuthigt, und die ihren Willen ohne Heftigkeit, aber mit unbeugsamer Festigkeit durchsetzen.

„Sie können nicht lange in dieser Einöde, fern von allem menschlichen Verkehr, leben, Sie müssen diesen Ort verlassen," sagte sie sanft.

„Ach! es kann Ihnen nicht unbekannt sein, mein Fräulein — sagte er bitter — welche Vorurtheile mich hier von derjenigen Gesellschaft trennen, zu der ich durch meine Erziehung gehöre."

„Ja hier, aber nicht in Frankreich? Sie müssen in Frankreich leben. —

„Ich hatte früher keinen andern Wunsch, aber jetzt fühle ich, daß ich auch dort nicht glücklich sein würde." —

„Wie mögen Sie nur am Leben und an der Zukunft verzweifeln! Ich habe mehr Glauben und Zuversicht, als Sie. Vermögensverhältnisse zwangen mich, hier her zu kommen; Herr von Rebeliere ist mein Vormund, er wollte es, ich mußte gehorchen. Aber ich bin bald majorenn, und dann reise ich gleich ab. Wir werden uns in Frankreich gern an uns're erste Bekanntschaft

in diesem wilden Lande erinnern. Nichtwahr, Sie besuchen mich in Paris? Im Augenblick, wo wir uns trennen, geben Sie dieses Versprechen?"

Sie reichte ihm mit diesen Worten ihre Hand, die er leise drückte, indem er sagte: „Ja, in Paris, vielleicht in einem Jahr. Diese Hoffnung wird mir allein das Leben erträglich machen." —

Einige Minuten später trennten sie sich. Er, traurig und doch getröstet; sie, entschlossen und voll Hoffnung.

Herr von Rebeliere hatte den ganzen Tag bei seiner Frau zugebracht, und ging gegen Abend mit ihr spazieren. Sie trafen unterwegs einen alten Neger, der auf der Gränze zwischen ihrer und Donatiens Besitzung Holz schlug. Rebeliere blieb neben ihm stehen und fragte ihn über viele Dinge aus.

Den Abend während des Nachtessens sagte er leicht hin: „Die Besitzung des Enambucs ist in schlechtem Zustand, sie ist in die Hände dieses Mulatten gefallen, der gewiß kein Anrecht darauf hat. Ich weiß jetzt wer er ist. Die Regierung überwacht die Stellung dieser Leute nicht genug."

„Aber ich meine doch, daß man sie ruhig leben lassen könnte, so lange sie Niemand etwas thun," sagte Cecilie lebhaft.

Frau von Rebeliere sagte nichts, die Gegenwart ihres Gatten, der sie keinen Augenblick mehr verließ, brachte sie zur Verzweiflung, aber sie fürchtete ihn und zeigte es nicht. Cecilie war nachdenkend, aber ruhig.

„Wann reisen wir ab?" fragte sie ihren Vormund.

„Morgen gegen Abend. Es ist Mondschein und wir reisen die Nacht."

Als Frau von Rebeliere eine Stunde später mit ihrem Manne allein in ihrem Schlaf-Zimmer war, sagte sie zu ihm: „Ich habe noch gar keine Lust zu schlafen und werde ein wenig lesen."

Er ging mit ihr in ein kleines Cabinet, das an die Gaststube stieß, und keinen anderen Ausgang hatte. „Es ist nicht gut, so lange aufzubleiben," sagte er. „Sie sehen ohnehin heute Abend leidend aus, liebe Seele, Sie müssen mehr Rücksicht auf Ihre Gesundheit nehmen." — Er küßte ihr die Hand und sie sagte ihm mit einem Kopfnicken gute Nacht. Jetzt war die junge Frau endlich allein; sie athmete auf und ließ ihren lange zurück gekämpften Thränen freien Lauf; sie weinte mit einer Heftigkeit, die ihre ganze Gestalt erschütterte; sie rief Donatien hundertmal, nannte ihn mit den zärtlichsten, süßesten Namen, und gab sich ganz ihrem Schmerze hin. Dann versuchte sie zu schreiben, nur um ihr Herz zu erleichtern; aber unwissend wie eine Creolin, verstand sie kaum die Feder ordentlich zu halten und konnte keine Zeile auf das Papier bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Der „Pf. Kurier" theilt Folgendes aus Niedermiesau, 27. Oktober, mit: Gestern Abend zwischen 4 und 5 Uhr sahen wir eine so sonderbare Wildschweinjagd mit an, daß einem, der nicht selbst Augenzeuge war, die nachstehende Erzählung fast wie Jägerlatein klingen möchte. Jakob Bischoff, dessen Bruder Christian Bischoff und sein Knecht Philipp Lebeck waren im Spieswald, unterhalb der Bauermühle, mit Holzladen beschäftigt, als ein Keiler, der schon in Miesau verfolgt wurde, wie rasend vorbeisprang. Der Knecht, solches bemerkend, setzte trotz der Warnung seines Herrn waffenlos mit einem kleinen Hündchen dem wilden Thiere nach, und ereilte es am nahegelegenen Schwarzbache, 300 Meter vom Bahnhofe Bruchmühlbach entfernt, als es eben hinüberwaten wollte. Der unvorsichtige junge Mensch hetzte das Hündchen auf den Keiler, welches denselben an einem hintern Beine griff. Der Keiler, sich gegen das Hündchen vertheidigend, kam wieder auf das diesseitige Bachufer und ging auf Lebeck los. Dieser greift nach seinem Taschenmesser und führt mehrere Hiebe nach des Thieres Rüssel. Das fürchterlich gereizte Thier bringt auf Lebeck ein; dieser setzt sich ihm mit Fußtritten entgegen. Ein merkwürdiger Kampf, ein schreckliches Schauspiel war es, wie ein 19jähriger Mann sich mit einer staunenerregenden Kraft mit einer wilden Bestie herumkämpfte, weil es Leben oder Tod galt. Wäre jedoch das treue Hündchen nicht gewesen, welches den rasenden Keiler immer von hinten zerrte, so daß er sich auf zwei Seiten vertheidigen mußte und nicht seine ganze Wuth an Lebeck auslassen konnte, so wäre dieser gewiß den fürchterlichen Hauern des Thieres erlegen. Die sich immer steigernde Wuth des Thieres erregte für einige Umstehenden einen desto schrecklicheren Anblick, je unvorbereiteter sie herzugekommen waren, und ohne Waffen nicht ihr Leben in den Kampf einsetzen wollten. Eine von der Bauermühle gebrachte Doppelflinte konnte nicht gebraucht werden, da Niemand, weil ungeübt sich der Gefahr aussetzen wollte, Lebeck zu erschießen, der bald unten, bald oben lag, bald rechts, links, und so schnell, als man nur denken konnte, geschleudert wurde. Der Kampf mochte schon mehrere Minuten gedauert haben, als das Thier auf einmal das Hündchen von hinten weit wegschlenkerte und mit fürchterlicher Wuth auf Lebeck auf's Neue eindrang. Dieser aber in verzweifelter Todesangst fiel über den Kopf des wilden Keilers, griff mit beiden Armen über dessen Hals und umfing dessen Brust, dieselbe krampfhaft zusammendrückend. Das Wuthgeschrei des Thieres, der Jammerruf des armen Menschen: „Helft es kostet mich mein Leben! &c.", das Geschrei der herangekommenen Leute drangen endlich zu den Ohren der noch immer fortarbeitenden Gebrüder Bischoff, welche so schnell nur möglich herbeigelaufen kamen, Jakob wohl eine Minute früher, als Christian Bischoff, jeder mit einer Axt bewaffnet. Eben in dem Augenblicke, als Lebeck erschöpft das Thier fahren lassen mußte, war Jakob Bischoff angekommen. Dasselbe geht nun auf diesen los, erhält aber einen Axthieb, 12—14 Centimeter tief, in das linke Schulterblatt. Die Wuth des Thieres erreichte nun den höchsten und fürchterlichsten Grad. Bischoff aber hielt die Axt, die zum Glück einen langen Stiel hatte, mit aller Kraft fest und behielt auf diese Weise das Thier in seiner Gewalt, obwohl dasselbe mehrmals um ihn herumgesprungen war. Unterdessen kam auch Christian Bischoff nach, und versetzte dem Thiere drei Axthiebe auf Kopf und Rüssel, bis es endete. Lebeck mochte 8—10, Bischoff 1½ Minuten mit dem Thiere in Kampf gewesen seyn, welches nach seinem ganzen Blutverluste 186 Pfund, nach Herausnahme seiner Eingeweide 145 Pfund wog. Lebeck, welcher ganz besinnungslos dagelegen, mußte auf einem Wagen nach Hause gefahren, und von seinen erhaltenen Wunden mußten sieben von einem durch den Telegraphen herbeigerufenen Arzte vernäht werden; er ist jedoch wieder auf dem Wege der Besserung.

In Heida (Böhmen) ist auf dortigem Kirchhofe folgende Grabschrift zu lesen:

Hier liegt meine Frau, Gott sei gedankt,
So lang sie gelebt, hat sie gezankt:
D'rum, lieber Leser! geh' weg von hier,
Sonst steht sie auf und zankt mit Dir.

Die Ehen werden im Himmel geschlossen,
Drum sind auch so viel uns'rer Eheständsgenossen,
Wenn wenige Tage vereinigt sie wallen,
Gerade wie aus dem Himmel gefallen.

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nro 50. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 9. December 1860.

Donatien, ein Mulatte.

Von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Gegen Morgen erwachte Herr von Rebeliere und bemerkte, daß seine Frau sich noch nicht zu Bett gelegt hatte; er stand leise auf, um zu sehen, was sie machte. Sie war eingeschlafen und ihre Hand, die noch die Feder hielt, lag auf einem Blatt Papier, das ganz mit Zeichen und flammenden Herzen bedeckt war, und auf dem der Name Donatien wohl zwanzigmal stand. Herr von Rebeliere sah das Alles bei dem Scheine der erlöschenden Lampe. Todtenbleich, mit zusammengepreßten Lippen und fast aus ihren Höhlen hervortretenden Augen, stand er da, und faßte instinktartig nach seinem Dolch, den er beim Auskleiden abgelegt hatte; aber plötzlich kam ihm der Gedanke anderer Rache.

„Oh! — murmelte er, in sein Bett zurückkehrend — dieser Mann ist ein Sclave! Ich kann ihn kaufen und vor ihren Augen unter der Peitsche des Aufsehers sterben lassen.

Am folgenden Tage verließ Herr von Rebeliere mit seiner Frau und seiner Mündel die heißen Quellen, und sobald sie in Rebeliere angekommen waren, reiste er unter einem unbedeutenden Vorwand wieder nach Fort-Royal ab, wo er, wie er sagte, zwei bis drei Tage bleiben wollte. Die junge Frau dachte, es handle sich um irgend eine Regierungsmaßregel, und erstaunte deshalb nicht über diese plötzliche Abreise. Der General-Gouverneur der Antillen hatte eine nahe Verwandte Herrn von Rebelieres geheirathet, und die beiden Männer standen in sehr freundschaftlichen Beziehungen zu einander, eine große Uebereinstimmung ihrer Charaktere und ihrer Interessen hatte sie eng zusammen verbunden. Alles fügte sich den Winken dieser beiden Männer, die die ausgedehnteste Gewalt besaßen; aber sie standen nicht ganz fest auf dieser so

hohen und so beneideten Stelle, und hatten ein gegenseitiges Bündniß geschlossen, sich darauf zu erhalten. Sie bebten vor keiner Schlechtigkeit zurück, wenn es galt, ihre Rechte zu vertheidigen oder einen Feind zu verderben. Herr von Rebeliere besaß ein ungeheueres Vermögen, und obgleich er von niedriger Herkunft war, so war er doch durch seine Frau mit den ersten Familien des Landes verwandt. Er war Kommandant des Kirchspiels von Carbot, und diese Stelle verlieh ihm eine unumschränkte Gewalt, deren Mißbräuche immer ungestraft blieben, weil er der Freund des Gouverneurs war.

Die Abwesenheit des Herrn von Rebeliere war für seine Frau eine wahre Wohlthat, denn sie konnte wenigstens ungestört weinen, und Niemand fragte sie nach der Ursache ihrer Traurigkeit. Den Tag über lag sie unbeweglich mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen in ihrer Hängematte, und erst wenn der Abend kam und ein kühler Wind vom Meere her wehte, stand sie auf und ging auf die Terrasse hinaus, wo sie oft die ganze Nacht über blieb. Sie wagte es nicht, während der Abwesenheit ihres Mannes nach den heißen Quellen zurück zu kehren, aber in ihren Gedanken war sie immer dort.

Auch Cecilie war traurig und niedergeschlagen, aber vor ihr lag die Zukunft voll von Plänen und Hoffnungen, von der sie träumte, während sich die junge Frau in dumpfer Niedergeschlagenheit und Trauer verzehrte. Sie waren beide ganz von einem Gefühl beherrscht, und beobachteten sich deßhalb gegenseitig nicht. Frau von Rebeliere war heftig und glühend in ihren Leidenschaften, aber sie hatte durch die mißtrauische Eifersucht ihres Gatten gelernt, sich zu beherrschen und ihre Gefühle zu verbergen. Cecilie, die offen und stolz war, verschwieg das Geheimniß ihres Herzens, weil die Freundin ihr Vertrauen nicht verlangte.

Eines Tages als beide zusammen in der Gallerie saßen und Frau von Rebeliere noch bleicher und trauriger als sonst aussah, näherte sich ihr Cecilie und sagte mit freundlicher Theilnahme: „Was fehlt Ihnen, liebe Eleonore, warum sind sie so traurig?"

„Bei dieser Frage brach Frau von Rebeliere in Thränen aus, sie konnte sich nicht länger beherrschen und rief schluchzend, während sie ihr Gesicht an der Schulter Ceciliens verbarg: „Wenn sie wüßten, was ich leide. Oh Gott, was für ein schreckliches Leben!"

„Sagen Sie das nicht — versetzte das junge Mädchen, sie sanft an sich drückend — Sie übertreiben sich selbst ihr Unglück, meine arme Freundin! Ich gestehe, daß Herr von Rebeliere eine sonderbare Art hat, um Ihnen seine Liebe zu beweisen; er mißbraucht seine Autorität, aber durch Geduld und Freundlichkeit werden sie ihn gewiß endlich ganz für sich gewinnen. Er wird einsehen, daß sie eine tugendhafte Frau sind, die niemals ihre Pflichten verletzen würde, und daß er deßhalb nicht nöthig hat, Sie immer mit mißtrauischer Eifersucht zu bewachen. Fassen Sie daher Muth und hoffen Sie auf die Zukunft."

Diese einfachen, vernünftigen Worte hielten das Geständniß zurück, welches Frau von Rebeliere auf den Lippen schwebte; sie warf sich in ihren Sessel zurück und sagte ruhiger: „Ich weine, weil ich mich krank fühle, und ich habe eine Ahnung, daß ich bald sterben werde."

„Ach nein, liebe Eleonore, so schlimm ist es gewiß nicht. Wir müssen einen Arzt kommen lassen, wollen sie den des Gouverneurs consultiren? Ich werde gleich an ihn schreiben."

„Nein, nein, ich mag ihn nicht, er kann mich nicht heilen, nur die Zeit wird mir die Gesundheit wiedergeben."

„Wenn nur wenigstens Herr von Rebeliere wieder käme! Wenn er Sie so leidend und

traurig findet, wird er gewiß mit Ihnen nach Saint Pierre gehen um Ihnen ein wenig Zerstreuung und Bewegung zu verschaffen."

Frau von Rebeliere schüttelte den Kopf. „Es ist doch sonderbar — sagte sie endlich nach einer Pause — und ich kann es nicht recht begreifen, was Herrn von Rebeliere so lange in Port Royal aufhält. Dringende Geschäfte erheischen hier seine Anwesenheit, denn übermorgen werden Sie majorenn, liebe Cecilie, und er muß Ihnen seine vormundschaftlichen Rechnungen ablegen."

„Ach, ich habe keine Eile damit, ich warte gern so lange er will."

„Das weiß er wohl und deßhalb beeilt er sich nicht, zurück zu kommen."

Tag für Tag verstrich indeß, ohne daß Frau von Rebeliere ein Lebenszeichen von ihrem Gatten erhielt, und sie fing an, sich darüber zu wundern, aber es fiel ihr dennoch nicht ein, daß er ihr Geheimniß errathen haben konnte, so gut hatte er sich zu verstellen gewußt, und so ruhig und freundlich war er bei dem Abschiede gewesen. Uebrigens wünschte sie nichts mehr, als daß er noch lange ausbleiben möge, und hütete sich ihm zu schreiben, aus Furcht, dies könnte seine Rückkehr beschleunigen.

Nachdem seine Abwesenheit beinahe vierzehn Tage gedauert hatte, trat Herr von Rebeliere ganz unerwartet in die Gallerie, wo sie eben an dem Nachtessen saßen. Er warf rasch Hut und Reitpeitsche weg und umarmte seine Frau mit großer Freundlichkeit.

„Sind Sie es endlich!" sagte sie, sich halb von ihrem Sessel erhebend, mit einem gezwungenen Lächeln. „Was war nur aus Ihnen geworden? Cecilie und ich haben jeden Tag davon gesprochen, daß Sie so lange ausblieben."

Er setzte sich zwischen die beiden Frauen und lachte mit einem so sonderbaren Ausdruck, daß sie sich erstaunt ansahen und nicht weiter fragen mochten. Es trat ein momentanes Schweigen ein, bis Herr von Rebeliere endlich sagte: „Ich habe eine Maßregel ausgeführt, die von großen Folgen für die Ruhe der Colonien sein wird. Man vernachlässigt es, die entfernteren Besitzungen zu überwachen, und läßt die Sachen gehen, wie sie gehen, d. h. zum Ruin unserer Vorrechte."

Die beiden Frauen erriethen aus diesen Worten, daß irgend eine außerordentliche Hinrichtung stattfinden sollte, den sie wußten, mit welcher Strenge man jeden Aufstandsversuch, jede Widersetzlichkeit der Sclaven strafte.

„Um Gotteswillen, sprechen Sie nichts mehr davon, es handelt sich gewiß wieder um irgend eine schreckliche Hinrichtung, und ich kann diese Erzählungen nicht anhören."

„Dieses Mal ist nichts vorhanden, was Ihr Gefühl verletzen könnte; es handelte sich nur darum, einig: Elende festzunehmen, die herrenlos umherschweifen und den benachbarten Pflanzungen großen Schaden zufügen könnten. Mir lag die Sache besonders am Herzen, denn da Sie sich so gut dort gefallen, so wünsche ich natürlich, daß Sie auch in aller Sicherheit dort sein können, und dazu war es nöthig, eine gefährliche Nachbarschaft zu entfernen. Die Pflanzung Enambuc war der Zufluchtsort aller Egaves aus der ganzen Gegend. Man mußte diesem Treiben ein Ende machen."

Frau von Rebeliere erblaßte, sie stützte sich auf den Tisch und preßte die Hand auf die Stirn. Auch Cecilie wurde sehr bleich, aber sie faßte sich schnell und sagte mit scheinbarer Ruhe; „Was ist denn dort geschehen? Ihre Besorgnisse scheinen mir sehr übertrieben zu sein, denn die

ganze Zeit, wo wir dort waren, ist nicht das Mindeste vorgefallen, und die Leute in der Pflanzung Enambuc führten ein sehr ruhiges Leben."

„Wahrscheinlich schien ihnen der Moment nicht günstig, um ihre Räubereien auszuführen, aber wir haben einem solchen Unglück für immer vorgebeugt. Ich habe mit dem Gouverneur gesprochen, um diese Elenden unschädlich zu machen, und er hat mir die Ausführung der Sache übertragen. Es ist Alles ganz gesetzlich hergegangen. Der Letzte der Enambucs ist ohne Erben gestorben, und seine Besitzungen wurden vom Gericht als erledigt erklärt. Ich begab mich sogleich dorthin, von meinem Notar begleitet, der ein Verzeichniß der Möbel und Sclaven aufnehmen sollte. Fünfzig Soldaten folgten mir, um, wenn es nöthig sei, Gewalt zu gebrauchen, denn wir wußten, daß zwölf Neger und ein Mulatte, welcher ihr Herr zu sein schien, auf der Pflanzung waren. Sie wissen Eleonore, er hieß Donatien?"

Sie antwortete nur mit einem Neigen des Kopfes.

„Aber nachher, was geschah nachher?" fragte Cecilie mit kaum hörbarer Stimme.

„Ach, das ist eine lange Geschichte! Wir kamen in der Frühe bei den heißen Quellen an wo ich meine Leute ausruhen ließ, während ich die Umgebung besichtigte. Am selben Abend haben wir, sobald es dunkel war, das Enambuc'sche Haus umringt, und von einem Notar und einem Gensd'armen begleitet, klopfte ich an das Thor und befahl im Namen des Königs und des Gesetzes zu öffnen. Sogleich erschien der Mulatte selbst von seinen Negern gefolgt, und ich ließ den Befehl des Gouverneurs und das Urtheil des Gerichtes laut vorlesen, und dann befahl ich meinen Leuten, ihn und seine Schwarzen festzunehmen. Sie leisteten Widerstand, ein Paar Schüsse fielen, und dann ergaben sich die Neger, aber der Mulatte vertheidigte sich mit verzweiflungsvoller Wuth. Ich glaubte nicht, daß wir ihn lebendig fangen würden. Endlich hatte man ihn ergriffen und gebunden . . ."

„Dieser Mann gehört Niemand — unterbrach ihn Cecilie, deren Athem stockte — welches Recht haben Sie auf ihn?"

„Das Recht, ihn zu fragen, wer er ist, ob er einen Freiheitsbrief besitzt, und wenn das nicht der Fall, ihn verkaufen zu lassen. So ist das Gesetz. Der „Code Noir" ist bestimmt. Verstehen Sie mich jetzt?"

Cecilie neigte bejahend den Kopf, um ihre Verzweiflung zu verbergen, während Herr von Rebeliere ruhig fortfuhr: „Nächsten Sonntag nach der Messe wird er im Aufgebot vor der Kirche von St. Pierre verkauft, und dem Meistbietenden zugeschlagen."

„Und was werden Sie bis dahin thun? Wo ist er?" fragte Cecilie.

„Er ist hier in meinem festen Kerker?"

„Da er verkauft werden soll, habe ich Lust ihn zu kaufen," sagte Cecilie, nachdem sie einen Augenblick nachgedacht hatte, und fügte dann in einem gleichgültigen Tone hinzu: „Mein Herr, sie können die Kosten einer öffentlichen Versteigerung ersparen, ich bin entschlossen, diesen Sclaven zu kaufen."

„„Das geht nicht, meine schöne Mündel — versetzte Herr von Rebeliere hastig — ich gebe es nicht zu."

„Oh!" sagte sie, indem sie zu lächeln versuchte, „wenn ich ernstlich wollte? Ich bin majorenn, Sie können nicht mehr sagen: ich gebe es nicht zu."

„Ich sehe, Sie scherzen noch immer."

„Nein, ich scherze durchaus nicht, ich versichere es Ihnen."

„Ernstlich gesprochen, Sie können nicht daran denken, diesen Mulatten zu kaufen. Was wollen Sie mit ihm machen? Es ist ein bösartiger Mensch! Er hat mich insultirt, mir gedroht, dafür will ich ihn strafen, und ich bin es, der ihn kaufen wird. Ich habe geschworen, daß er unter der Peitsche des Aufsehers sterben soll," fügte er hinzu, indem er sich zu seiner Frau beugte und sie scharf ansah.

Sie schauderte, ein kalter Schweiß trat auf ihre Stirn, und sie war nahe daran, ohnmächtig zu werden. In diesem Augenblicke war es ihr plötzlich klar geworden, daß Rebeliere ihr Geheimniß errathen hatte.

„Ich glaubte — fuhr dieser kalt fort — während der Reise von den heißen Quellen hieher, daß der Elende Hand an sein Leben legen würde. Er versuchte es, sich von dem Pferde, auf dem er gebunden, war, herunter zu stürzen, und er hatte viele Wunden. Diese Leute haben keinen Glauben an Gott, und sind zu Allem fähig, sogar zum Selbstmorde."

„Keinen Glauben an Gott!" wiederholte Cecilie. „Aber wenn Sie selbst an Gott glaubten, so würden Sie menschlicher mit diesem Unglücklichen verfahren, den Gott nach seinem Bilde schuf."

„Das sind wieder Ihre europäischen Vorurtheile! Sie werden schon davon zurückkommen, wenn Sie erst einige Jahre hier sind, und besser unsere Ueberlegenheit der Neger-Race gegenüber begriffen haben; diese Leute sind wie Thiere. Eleonore hat in dieser Beziehung richtigere Ansichten, als Sie; ich bin überzeugt, daß sie meine Handlungsweise vollkommen billigen wird, nicht wahr, meine Liebe?"

„Verzeihen Sie, ich habe nicht recht zugehört — sagte sie, sich hastig umwendend — ich habe entsetzliches Kopfweh."

Herr von Rebeliere stand auf und sagte, die Hand auf die Schulter seiner Frau legend: „Kommen Sie, wir wollen zu Bette gehen."

Sie gehorchte, indem sie sich wankend erhob, sie konnte kaum aufrecht stehen. Ehe sie das Zimmer verließ, wandte sie sich noch einmal nach Cecilien um, die bleich und niedergebeugt am Tische sitzen geblieben war; sie tauschten einen Blick voll Entsetzen und Mitleid aus. Herr von Rebeliere gab ihr seinen Arm und führte sie weg, indem er sagte: „Stützen Sie sich auf mich, liebe Eleonore, Sie sind ganz bleich, und wenn ich Sie so sehen muß, habe ich an gar nichts mehr Freude."

Frau von Rebeliere lächelte bitter. Sie ahnte jetzt, daß irgend ein verhängnißvoller Zufall ihrem Gatten ihre Bekanntschaft mit dem Mulatten verrathen hatte, und daß er die Leidenschaft, die sie so tief in ihrem Herzen verborgen hatte, kannte. Sie wußte, daß er Donatien vor ihren Augen tödten lassen würde, ohne ihr je die Ursache dieser gräßlichen Rache vorzuwerfen.

Cecilie trat auf die Terrasse hinaus, die frische Nachtluft kühlte ihre heiße Stirne, sie konnte endlich ungestört weinen und sich ihrem Schmerze hingeben. Nach und nach wurde sie ruhiger und begann darüber nachzudenken, was sie in dieser furchtbaren Lage thun könne. Es war beinahe Mitternacht, schwere vom Wind gepeitschte Wolken sammelten sich über den Gipfeln der Berge, und es blitzte schon hier und da im Westen. Die Nacht wurde jeden Augenblick dunkler, aber man konnte doch noch die starken Mauern eines kleinen Gebäudes erkennen, das am Ende einer Tamarinden-Allee lag.

„Dort ist er! — murmelte Cecilie — allein und der Verzweiflung preisgegeben. Gott was soll ich thun, um ihm zu helfen, um ihn zu retten! Diese Schande wird ihn tödten."

Sie stürzte sich auf die Balustrade und weinte lange, ohne den Blick von dem Gefängniß abzuwenden, in das Herr von Rebeliere, wie sie wußte, diejenigen Sklaven werfen ließ, deren Muth und Verzweiflung er fürchtete.

„Herrin!" sagte die alte Femi, ihre Kammerjungfer, die eben heraus kam und ihr einen Shawl über die Schultern warf. „Es ist kühl hier, sie werden sich erkälten, und es wäre vielleicht besser, wenn sie in das Haus gingen."

„Weißt Du, was vorgegangen ist?" unterbrach sie das junge Mädchen. „Herr von Rebeliere hat einige Egaves gefangen nehmen lassen, um sie verkaufen zu lassen, und unter ihnen ist der Pflanzer, der uns bei sich aufnahm, als wir nach den Quellen reisten. Wir sind ihm vielen Dank schuldig, denn welche furchtbare Nacht hätten wir unter freiem Himmel zugebracht, wenn er uns nicht in sein Haus aufgenommen hätte."

„Aber ich vergesse nie einen Dienst, den man mir erwiesen hat, ich will diesen armen Mann retten, Femi!"

„Dann gebe Gott, daß es noch Zeit ist!" rief die Negerin.

„Wie? — unterbrach sie Cecilie zitternd — Herr von Rebeliere hat mich also getäuscht, denn er sagte mir, daß Donatien nächsten Sonntag verkauft werden sollte."

„Ja, wenn er noch lebt! Ich habe ihn ankommen sehen, er war regungslos wie eine Leiche, als man ihn vom Pferde hob. Er hatte auf dem Wege gesagt, daß er sich tödten würde, ehe er sich verkaufen ließe."

„Höre mich an, Femi — sagte Cecilie plötzlich entschlossen — ich muß noch diese Nacht Donatien sehen."

„Heiliger Erlöser, wie wollen Sie das ausführen, Herrin?"

„Ich werde ihn in seinem Kerker aufsuchen."

„Aber die Schlüssel? sie sind im Zimmer Herr von Rebelieres."

„Ich werde sie holen."

„Aber er wird sie Ihnen nicht geben."

„Dann werde ich sie mir nehmen.

„O Gott, Gott — rief die Negerin entsetzt — die Schlüssel liegen auf einem Tisch vor dem Bette des Herrn von Rebeliere, und er schläft mit offenen Augen."

„Es ist gut, erwarte mich hier," sagte Cecilie. „Ich gehe hin."

Die Negerin faltete die Hände und sagte laut alle Gebete her, die sie gelernt hatte. Nach fünf Minuten erschien Cecilie wieder.

„Fort, Femi, laß uns gehen," sagte sie ganz leise. Sie konnte kaum athmen, und ihre zitternden Hände hielten zwei Schlüssel, die durch eine eiserne Kette verbunden waren. Ihre Kraft war erschöpft, aber nicht ihr Muth, sie stützte sich auf die Negerin und durchschritt hastig die Allee, an deren Ende das Gefängniß Donatiens lag."

„Bleibe hier — sagte sie zu Femi, als sie auf der Schwelle des Thores standen — und gieb Acht, daß der Aufseher nicht kommt und sieht, wo ich bin. Sie nahm die Laterne, welche Femi in der Hand hielt, und versuchte die Thüre aufzuschließen, aber es dauerte lange, bis sie das Geheimniß dieser ungeheuren Schlösser fand und sie öffnen konnte. Endlich drehten sich die Schlüssel, die Thüre ging langsam auf und das junge Mädchen trat bleich vor Aufregung und Ermüdung in den Kerker. Sie mußte einige Stufen hinabsteigen, und dort unten lag Donatien, mit starken Stricken an den Pfeiler gebunden, der die Decke stützte. Er erhob den Kopf

und stieß einen halberstickten Schrei aus, als er Cecilien erkannte. Sie beugte sich über ihn und berührte die groben Stricke, deren harte Knoten ihn wund drückten; dann fiel ihr Blick auf seine nackten Schultern, welche blutige Striemen zeigten, und sie murmelte mit klagender Stimme: „Oh Gott, sie haben ihn geschlagen!“

Der Anblick einer Wunde von einer Kugel oder einem Degenstich hätte ihr weniger Mitleid und Entsetzen verursacht, denn sie fühlte, daß die Schande, einen Schlag erhalten zu haben, dem Herzen des Gefangenen peinlicher war, als die blutenden Wunden seines Körpers ihn schmerzten. Sie kniete neben ihm nieder und weinte, wie sie an dem Lager eines sterbenden Kindes oder eines kranken Weibes geweint haben würde, denn ihr Mitleid mit Donatien war in diesem Augenblick fast noch größer, als ihre Liebe zu ihm. Sie war entschlossen, ihn zu retten, und kein Opfer schien ihr zu groß, um ihn seinem entsetzlichen Geschick zu entreißen und dem Leben und der Freiheit wieder zu geben.

Er sah sie mit halb erloschenem Blick an und sagte leise: „Sie sind es wirklich! Ich sehe Sie noch einmal vor meinem Tode, ach! das ist mehr, als ich zu hoffen wagte.“

Es war eine sonderbare Scene, einer jener Momente, die einzig im Leben sind; dieses junge, schöne, hochgeborne Mädchen auf den feuchten Boden des elenden Kerkers an der Seite des Unglücklichen knieen, dessen zuckende Lippen ihre zarten Hände berührten. Der Mulatte glaubte zu träumen oder wahnsinnig zu sein.

„Mein Gott, mein Gott! — rief er — Sie sind da, ich sehe Sie, und zweifle noch... Sprechen Sie mit mir, damit ich gewiß bin, daß Sie es sind. Oh dieses Glück noch, und dann der Tod!“

„Donatien — sagte sie, mit ihrem Taschentuche seine feuchte kalte Stirne berührend — nein, Sie werden nicht sterben, ich bin nicht gekommen, um Sie sterben zu lassen. Hören Sie mich an, ich darf nur einen Augenblick bleiben, und kann nicht wieder kommen. Ehe ich Sie verlasse, müssen Sie mir versprechen, mir schwören, daß Sie nicht Hand an ihr Leben legen, daß Sie ihr Loos ertragen wollen.“

Er sank mit einem dumpfen Schmerzenslaut zurück und rief: „Das Loos eines Sklaven!“

„Ja, aber ich bin da, ich werde Sie retten. Wollen Sie ihr Leben nicht in meine Hand legen, Donatien.“

„Ja, mein Leben, meine Seele, meine Ehre, Alles!“

„Nun dann, lassen Sie sich nächsten Sonntag ohne Widerstand nach Saint Pierre führen, lassen Sie sich verkaufen . . .“

Er verstand Sie, und wandte den Kopf weg, die Hoffnung, die sie ihm zeigte, war für ihn mit einem unbeschreiblichen Gefühl von Demüthigung und Dankbarkeit vermischt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bahnwärter.

Ein Wintermorgen war es. Wie so klar
Die Sonne heut' vom blauen Himmel schimmert,
Der Schnee, der über Nacht gefallen war,
Auf Feld und Wiesen blendend weithin flimmert!
Und mitten durch zieht wie ein dunkles Band
Die reingefegte Bahn sich hin durch's Land.

Rings ist es still. Des Wärters kleines Haus
Blickt hell u. freundlich; durch die blanken Scheiben
Sehnsüchtig lugt ein blondes Kind heraus;
Die Sonne läßt's gewiß nicht drinnen bleiben!
Sieh' da — schon öffnet sich das nied're Thor
Und trippelnd kommt ein Mädchen draus hervor!

Vorsichtig hebt's das R[illegible]ckchen in die Höh',
Das Füßchen zögert auf der Schwelle Dielen;
Das winz'ge Gärtchen ist gefüllt mit Schnee,
Da freilich, denkt es, kann man heut' nicht spielen;
Doch hurtig öffnet es den kleinen Steg
Und setzt sich nieder auf den Schienenweg.

Nun werden bunte Steinchen vorgeholt,
Die sorglich in der Tasche sich verborgen.
Warum hat denn die Mutter nur gewollt,
Ich soll zu Haus sein, heut', am Sonntagsmorgen?
Sie ging doch auch zur Kirche. Steinchen flieg'
Wär nur der Bruder da, wir spielten Krieg!

Da tönt ein Pfiff! Horch das ist ein Signal!
Der Wärter ruhig aus dem Hause schreitet;
Er summt ein Lied und nähert sich dem Pfahl
Wo man die Wechsel für den Zug bereitet;
Doch eh' er das gewohnte Werk gethan,
Sieht plötzlich er sein Kind — dort, auf der Bahn!

Er preßt den Schrei in seine Brust zurück,
Das Blut fühlt in den Adern er gerinnen —
Der Tod für Hundert — nur ein Augenblick —!
Hier spielt sein Kind! Wen opfern! Was beginnen!
Und mahnender ertönet das Signal
Und schreckt ihn auf zu namenloser Qual.

Gott steh' ihm bei! Sein Herz nun wieder schlug,
Ein Zittern fährt durch die gelösten Glieder,
Er stürzt zum Wechsel, stellt ihn für den Zug
Und sinkt gelähmt dann auf die Kniee nieder.
Vorüber braust der Zug mit schrillem Ton
Das kleine Kind ist bei den Engeln schon!

Ihr Zweifler alle, die in trübem Wahn
Ich höre oft an Menschenwerth verzagen,
Das hat noch jüngst ein schlichter Mensch gethan!
Hört auf, vergang'ne Größe zu beklagen!
Wer je ein Kind besessen und geliebt,
Den frag' ich, ob es höh're Opfer gibt?*)

*) Eine Begebenheit, die im Januar d. J. bei Gratz vorgefallen.

(Tabak-Verbrauch.) Während der ersten drei Quartale des Verwaltungs-Jahres 1860 wurden in der österreichischem Monarchie 599,150,168 Stück Cigarren aus den eigenen Fabriken und 11.101,626 Stück ausländische geraucht. Gegen das Vorjahr sind um 51,253,136 Stück inländische und 3,654,002 ausländische Cigarren geraucht worden, worin sich ei e Abnahme des materiellen Wohlstandes nicht zu erkennen gibt. Geschnupft wurden 39,816 Cnt. Tabak wonach in Oesterreich jährlich ca 6 Milliarden Prisen genommen werden, also jeder Einwohner durchschnittlich etwa alle zwei Tage einmal schnupft.

Man hatte bis jetzt die Verwendung der Politik zu industriellen Reklamen noch nicht entdeckt. Diese Ehre war einem Arzte von New-York vorbehalten. Der famose Dr. Brandreth erließ folgende Proklamation am Vorabend der Präsidentenwahl an seine Mitbürger: „Wähler! Es ist nöthig, daß Ihr Eure Stimmzettel für die guten Kandidaten abgebt. Um dies thun zu können, muß der Kopf klar sein, und dies erreicht Ihr durch eine reichliche Dosis der Universal-Brandreth-Pillen. Sind die Eingeweide in gutem Stand, so müssen es auch Kopf und Urtheil sein. Jeder Wähler nehme also vor dem nächsten Dienstag eine Dosis von wenigstens vier Pillen ein, und seine Abstimmung wird mit der Gerechtigkeit im Einklang stehen."

Gegenvers zu demjenigen in der Plauderstube Nr. 49.

(Eingesandt.)

Willst du, daß deine Frau dir zugethan,
So leg' ihr keine Fesseln an
Mach durch deine Lieb und Treu,
Daß ihr stets eins seid und nie entzwei.

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nr. 51. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 16. December 1860.

Donatien, ein Mulatte.

Von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

„Es ist das einzige Mittel, Sie zu retten — fuhr Cecilie fort — denn es ist unmöglich, Sie entfliehen zu lassen, weil Sie jedenfalls wieder ergriffen würden, und vielleicht . . . Es giebt kein Mittel gegen den Tod.“

„Aber auch nicht gegen die Schande!“ unterbrach er sie.

„Die Schande! die fällt auf diejenigen zurück, die solche Niederträchtigkeiten begehen; diese verachte und verabscheue ich. Aber Sie Donatien, glauben Sie denn, daß Sie in meinen Augen nicht mehr derselbe seien, von dem ich vor wenig Tagen bei unserem Abschied das Versprechen verlangte, daß wir uns in Frankreich wieder finden wollten? Gott ist mein Zeuge, daß ich jetzt wie damals einen Freund in Ihnen sehe, vielleicht den theuersten Freund, den ich auf Erden habe. Und ich bin gekommen, um Ihnen das zu sagen.“

Er preßte die Hände Ceciliens an seine Lippen und sagte mit tiefer Bewegung: „Entscheiden Sie über mein Loos, ich lege alles in Ihre Hand. O! von diesem Augenblick an bin ich wirklich Ihr Sklave.“

„Sie schwören mir also, diese peinliche Scene ruhig zu ertragen. Herr von Rebeliere wird da sein, reizen Sie ihn nicht durch Vorwürfe oder Drohungen.“

„Aber wodurch habe ich mir den Haß dieses Mannes zugezogen? Warum diese Verfolgungen, diese Niederträchtigkeiten, deren Opfer ich bin, was hat ihn so gegen mich aufgebracht?“

„Es ist die Furcht; feige, selbstische Furcht. Herr von Rebeliere will, daß nur Herren und Sklaven in den Colonien sein sollen. Er sah in Ihnen einen gefährlichen Mann, einen Egaven. Mein Gott, wie kommt es denn nur, daß Sie keinen Freiheitsbrief vorzeigen konnten?“

„Aber ich bin ja frei, frei durch das Gesetz, welches jedem die Freiheit giebt, dessen Fuß den Boden Frankreichs betreten hat. Ich habe laut gegen die Ungesetzlichkeit meiner Verhaftung

Einsprache gethan. Aber an wen sollte ich mich wenden, um Gerechtigkeit zu erlangen? An das Colonial-Gericht, an den Gouverneur? Sie würden mich nicht gegen Herrn von Rebelier ein Schutz nehmen."

„Nein — sagte Cecilie — Sie werden kein Recht erlangen. Ich werde Sie schützen und retten. Und nun Adieu Donatien, Adieu!"

In diesem Augenblick erschütterte ein dumpfes Donnerrollen die Luft, und Cecilie fuhr fort: „Es gibt ein Gewitter, und ich muß auf der Stelle in das Haus zurückkehren. Wenn Sie wüßten, wie viel ich wagte, indem ich hierher kam; aber ich verlasse Sie ruhig und getröstet, nicht wahr Donatien?"

Er blickte sie mit Innigkeit an, ein Strahl von Freude flog über sein edles Gesicht, und er drückte einen langen, heißen Kuß auf die Hand, die sie ihm reichte — Eine Minute später war sie verschwunden. —

Sie ging rasch in das Haus zurück, und die Blitze des immer näher kommenden Gewitters zeigten ihr den Weg. Leise und zitternd betrat sie das Zimmer Herrn von Rebelieres; das Nachtlicht warf noch immer seinen matten Schein auf die Rollvorhänge, die das Bett zum Schutze gegen die Musquitos umgaben, und hinter ihren weiten Falten erkannte man schlafende Gesichter. Cecilie legte die Schlüssel auf das Tischchen, wo das Nachtlicht stand, aber in demselben Augenblicke erschütterte ein furchtbarer Donnerschlag das Haus, und Herr von Rebeliere erwachte. Er sah einen Schatten an der Wand und rief erschrocken: „Wer ist da?"

„Ich bin es," erwiederte Cecilie hervortretend. „Es donnert, ich fürchte mich bei dem starken Gewitter und bin gekommen, um Leonore um ihre Reliquie des heiligen Antonius zu bitten."

„Der Blitz hat trotz dieser Reliquie schon zweimal hier eingeschlagen," murmelte Herr von Rebeliere, der nicht den geringsten Verdacht schöpfte.

Frau von Rebeliere war ganz erschrocken aufgestanden und gab Cecilien eine kleine Kapsel, die an der Wand hing. „Welches Wetter, heilige Jungfrau, ich glaube die Welt geht unter!"

Das junge Mädchen entfernte sich. Herr von Rebeliere hatte den Rollvorhang zurückgeschlagen, und der Schein der Lampe fiel hell auf sein finsteres, bleiches Gesicht. „Beruhigen Sie sich, liebe Eleonore — sagte er, in dem Zimmer umherschauend — es ist Alles wohlverwahrt, und der Blitz wird nicht hier einschlagen. Er nahm ihre Hand und nöthigte sie, sich auf den Rand des Bettes zu setzen, dann legte er sich wieder auf das Kissen und schloß die Augen. Sie wagte es nicht sich zu bewegen und blieb unbeweglich mit nackten Füßen dort sitzen. Sie hatte sich mit keinem Worte verrathen, und den Haß und den Abscheu, den sie für ihren Gatten empfand, tief in ihr Herz zu verschließen gewußt. In diesem Augenblick jedoch konnte sie sich nicht beherrschen, sie wandte sich gegen Rebeliere, den sie schlafend glaubte, und murmelte eine Verwünschung zwischen den Zähnen. Der Ausdruck ihrer Züge verrieth die Gefühle, die in ihrer Brust wogten. Aber Herr von Rebeliere schlief nicht, er beobachtete sie mit halbgeschlossenen Augen, und in einer Aufwallung von Wuth und Eifersucht preßte er die schmale Hand, die er noch in der seinigen hielt, so heftig, daß die junge Frau einen Schrei ausstieß und aufzustehen versuchte.

„Verzeihen Sie, meine liebe Seele," sagte er, als ob er plötzlich erwacht sei. „Ich hatte einen bösen Traum. Legen Sie sich wieder nieder."

Nachdem Cecilie verschwunden war, glaubte Donatien noch immer ihre süße Stimme zu hören, wie sie ihm Worte des Trostes und der Hoffnung zuflüsterte, und den sanften Druck ihrer weichen Hand zu empfinden; er war nicht mehr elend und verzweifelnd, sondern glücklich und getröstet, und rief in einer freudigen Erregung aus: „Mein Gott, mein Gott, wie glücklich bin ich!"

„Es möchte doch Niemand an Eurer Stelle sein," sagte eine Stimme hinter ihm.

„Wer ist hier?" rief Donatien.

„Paleme!" erwiederte die Stimme. „Herr, ich bin gekommen, um Euch zu retten. Oh, ich warte schon eine Weile, Ihr waret nicht allein."

„Wo kommst Du her, wo bist Du?"

Die eisernen Stangen vor der Oeffnung, die man oben in der Wand gelassen hatte, um den Gefangenen Luft zu verschaffen, fielen eine nach der anderen, und Paleme kletterte herein.

„Hier bin ich, ich muß mit Euch sprechen — sagte er — aber erst müssen wir Licht haben. Ich dachte, man würde Ihnen die Laterne lassen."

„Schweig, schweig! — unterbrach ihn der Mulatte — und bei Deinem Seelenheil, sprich niemals von Dem, was Du gehört hast. Aber wie, durch welches Wunder kommst Du hierher?"

Paleme hatte jetzt durch das Reiben von zwei Stücke Holz Feuer gemacht, und einen Span angesteckt, der den Kerker schwach erleuchtete.

„Ich kam durch den Keller und dann durch den Canal, in welchen das Luftloch mündet. Ich kannte den Weg. Einmal war ich lange hier mit Vulkan, dem Einäugigen, und da habe ich die Eisenstäbe so gefeilt, daß sie nur noch an einem Strohhalm hielten, ich that es um mich zu retten, und Sie werden es jetzt benutzen."

„Dadurch bist Du entflohen?" unterbrach in Donatien.

„Bewahre nein, was denken Sie Herr? Wenn ich auf diese Weise aus dem Gefängniß entflohen wäre, so hätte man Euch nicht hier eingesperrt, ohne die Stangen wieder fest zu machen. Als ich die Stäbe gefeilt hatte, konnte ich wohl durch die Oeffnung kommen, aber die Schultern Vulkans waren zu breit dafür, und wenn ich allein entflohen wäre, so hätte er die doppelte Anzahl Hiebe erhalten, und deßhalb blieb ich, bis ich wieder in der Zuckermühle arbeitete, und entlief von dort aus. Verstehen Sie mich jetzt? Aber genug, darum handelt es sich jetzt nicht. Ich werde Ihnen die Stricke abnehmen, und dann gehen wir zusammen fort.

„Dank, Paleme, tausend Dank für Deinen guten Willen, aber ich kann nicht von hier weggehen, es ist unmöglich!"

„Unmöglich, warum?"

„Weil wir nicht weit kommen würden, ohne wieder ergriffen zu werden, die Miliz und die Gendarmerie würde uns verfolgen."

„So lange Ihr mit Paleme geht, wird man Euch nicht ergreifen! Sehen Sie, ich bin Ihnen gefolgt von den heißen Quellen bis hierher, oft nur hundert Schritte von Ihnen entfernt, und hat mich einer von Herrn. Reb:lieres Leuten bemerkt? Ich habe Freunde auf der Pflanzung. — Wir verbergen uns jetzt dort unter dem Zuckerrohr, und morgen Nacht, wenn der Mond untergegangen ist, kehren wir in die Berge zurück." —

„Gott gebe, daß Du glücklich und sicher zurückkehrst, wie Du gekommen bist, mein armer Paleme! Man gibt genau Acht, sage ich Dir!"

Und wenn auch! Ich habe zwei Messer, und gebe Euch eins davon, man wird uns nicht lebendig fangen, Ihr könnt den Tod nicht fürchten, da Ihr jetzt seid, was ich gewesen bin!"

„Aber nur für kurze Zeit."

„Oh, Oh! Herr von Rebeliere würde Euch frei lassen? Glaubt es nicht Herr!"

Nein, er ist es nicht, auf den ich vertraue."

Paleme zuckte die Achseln und schwieg einige Minuten. „Ihr wollt also nicht fliehen?" sagte er endlich. „Ich verstehe, man hat Euch gesagt: bleib da! und Ihr bleibt. Ein Narr, wer den Worten einer weißen Frau glaubt."

„Geh' Paleme, verlasse mich, und Gott beschütze Dich! Es muß bald Morgen sein, entferne Dich rasch."

„Nein, es eilt nicht. Ihr wollt also bleiben? Wißt Ihr denn nicht, wie die Weißen uns ihr Wort halten? Aber ich komme wieder, und wenn man Euch betrogen hat, wenn Ihr auf dem Feld unter der Peitsche des Aufsehers arbeiten müßt, dann .... Oh, Ihr habt dann nicht nöthig, mir ein Wort zu sagen, ich weiß schon, was zu thun ist; das Zuckerrohr ist reif, nur diesen glimmenden Span hineingeworfen — das gäbe ein schönes Freudenfeuer auf der Pflanzung La Rebeliere!"

„Nein, Paleme, nein ich verbiete es Dir. Diese Rache würde auf die armen Neger zurückfallen, die Tag und Nacht arbeiten müßten, um die verlorne Ernte wieder zu ersetzen."

„Auch gut! So weiß ich, wie alle Weiße auf einer Pflanzung in einer einzigen Nacht sterben können, nachdem sie zusammen zu Nacht gegessen haben."

„Bei Deinem Leben, denke nie an ein solches Verbrechen, Paleme. Wenn ich Herrn von Rebeliere allein und bewaffnet in einem Wald begegnete — vielleicht wäre dann seine letzte Stunde gekommen. — Doch, ich würde ihn tödten. Aber diese Frauen! Verflucht sei derjenige, der es wagte, ihnen ein Leid zuzufügen. Ich würde ihn als meinen Todfeind betrachten."

„Also kann ich gar nichts für Euch thun," sagte traurig Paleme. „Dann gehe ich fort, weit fort. Tief in den Bergen weiß ich eine Quelle, an der Cocospalmen wachsen, dort werde ich mir eine Hütte bauen und da bleiben. Adieu, Herr, wir sehen uns nie wieder!"

„Und Gott beschütze Dich, mein braver Paleme!" sagte der Gefangene noch einmal aus Grund seiner Seele. „Lebe wohl!"

Am folgenden Morgen stand Herr von Rebeliere sehr heiter auf, und eine boshafte Freude glänzte in seinen kleinen Augen. Ohne scheinbar die Traurigkeit seiner Frau zu bemerken, ließ er sie dennoch nicht aus den Augen und hinderte sie stets einen Augenblick mit Cecilien allein zu sein.

„Meine Liebe — sagte er während dem Frühstück — nächsten Sonntag gehen wir zusammen nach Saint Pierre, und das wird Sie erheitern. Wir werden der Versteigerung beiwohnen, denn ich habe vor, einige Egaves zu kaufen. Meiner schönen Mündel schlage ich gar nicht vor, uns zu begleiten, weil ich fürchte, daß sie gegen mich bieten wird. Sie hat Lust, jenen Mulatten zu kaufen."

„Mein Gott, mir liegt nichts daran — sagt Cecilie kalt — kaufen Sie ihn, wenn Sie Lust dazu haben, und so billig als möglich."

„Er wäre mit 1200 Livres zu theuer bezahlt; man wird ihn oft und stark peitschen müssen, um ihn an die Arbeit zu gewöhnen."

Frau von Rebeliere brach plötzlich in Thränen aus, ihre Selbstbeherrschung war zu Ende, und ihr Herz brach fast. Aber kein Wort, keine Klage kam über ihre Lippen, sie weinte still.

„Mein Gott, was fehlt Ihnen, liebe Seele?“ sagte Herr von Rebeliere. „Ihre Nerven sind angegriffen, Sie müssen etwas einnehmen.“

„Mein Gott!“ rief Cecilie, sich der jungen Frau nähernd. „Sie leiden, Sie sind krank. Was kann ich für Sie thun, was wünschen Sie?“

„Nichts, nichts, Cecilie,“ erwiederte sie, indem sie sich zu beherrschen suchte. „Ja, ich glaube es selbst, ich bin krank.“

„Oh — sagte Herr von Rebeliere durch das Fenster sehend — da kommt Jemand, der Sie erheitern wird. Es ist Pelagie mit ihren Waaren, Sie müssen ihr etwas abkaufen, meine Liebe.“

Eine große, ziemlich gut gekleidete Negerin erschien auf der Schwelle der Thüre. Es war eine jener herumziehenden Händlerinnen, die von einer Pflanzung zu der andern gingen und ihre Waaren anboten.

„Meine Damen — sagte sie — ich habe schöne gestreifte Seidenzeuge, Schmucksachen in Gold und Silber, Rosenkränze, Handschuhe.“

„Komm herein! — rief Frau von Rebeliere — und zeige uns Deine schönen Sachen.“

Die Händlerin breitete ihre Waaren aus. Sie war schon oft gekommen und Frau von Rebeliere immer mit dem frohen Eifer eines eitlen Kindes, das jetzt einige Launen befriedigen kann, empfangen worden. Aber dieses Mal blieb die junge Frau gleichgültig und traurig bei dem Anblick aller dieser Herrlichkeiten.

„Sehen Sie, meine Damen — sagte Pelagie, die auf der Matte vor den beiden Frauen kniete — daß sind gewiß schöne Sachen.“

Sie legte Alles in das beste Licht, und fing lange Reden über die Auswahl, den guten Geschmack und die Wohlfeilheit ihrer Waaren zu halten an. Bei dem ersten Wort hatte sich Cecilie entfernt, ihre Stimmung war zu ernst, um dieses leere eitle Geschwätz anhören zu können. Frau von Rebeliere ließ sie reden, ohne auf ihre Worte Acht zu geben, sie betrachtete unentschlossen und mit einem ganz anderen Gegenstand beschäftigt, die Sachen, welche ihr die Händlerin zeigte.

„Es ist gut, Pelagie,“ sagte sie plötzlich, wie aus einem Traume erwachend. „Rücke Deinen Carton mit den Bändern und Deinen Schmuckkasten näher, ich will Alles sehen und viel kaufen.“

„Kaufen Sie was und so viel Sie wollen — sagte Herr von Rebeliere — ich freue mich darauf, Sie nächsten Sonntag ganz schön und ganz geschmückt nach Saint Pierre zu führen. Ich gehöre nicht zu den geizigen Ehemännern, die den Kaufleuten ein Gesicht schneiden.“

„Sehen wir, ob dieser Stoff zu dem Grün meines Smaragdhalsbandes paßt,“ sagte die junge Frau, indem sie aufstand und selbst ein Kästchen von indischem Holz herbeiholte. „Sie öffnete es und breitete es auf ihren Schooß ein prächtiges Durcheinander von Perlen, Gold und Edelsteinen aus.“

„Heilige Maria! welche Kostbarkeit!“ rief die Händlerin ganz geblendet.

„Nicht wahr, das zarte Rosa steht gut zu diesen grünen Steinen?“ fuhr Frau von Rebeliere fort. „Ich nehme auch dieses Spitzenhalstuch und diese Atlasschleifen. Wollen Sie mir

Geld geben mein Herr, viel Geld. Ich bin nun einmal im Zuge zu kaufen, und da Sie so freigebig sind, behalte ich am Ende noch den ganzen Waarenballen."

„Gut, gut!" sagte Herr von Rebeliere, ein wenig getäuscht durch so viel Leichtsinn und Eitelkeit und ging hinaus, um das Geld aus einem eisernen Koffer zu holen, den keine andere Hand als die seinige öffnen durfte.

„Höre Pelagie — sagte Frau von Rebeliere rasch — willst Du mir einen Gefallen thun?"

„Lieber zwei für einen."

„Gut denn! nächsten Sonntag wird in Saint Pierre ein Egave, Donatien genannt, verkauft. Biete mit auf ihn und kaufe ihn um jeden Preis."

Sie wählte ein Halsband von echten Perlen und warf es der Händlerin in den Schooß, indem sie hinzufügte: „Dieses Halsband ist zwanzigtausend Franken werth; Du bezahlst nach der Versteigerung, und der Rest gehört Dir. Hast Du mich verstanden?"

„Ja," sagte die Händlerin, schnell das Halsband einsteckend, denn Herr von Rebeliere kam eben zurück.

Als man am Morgen dieses Tages Donatien seinen Krug Wasser und sein Maisbrod reichte, fand man ihn in einem heftigen Fieber; er phantasirte, seine Pulse schlugen. Herr von Rebeliere fürchtete, daß der Tod ihm den Gegenstand seiner Rache zu früh entreißen möge, und gab deßhalb Befehl, Donatien auf der Stelle in das Haus zu tragen, welches als Spital für die Neger der Pflanzung diente. Man nahm dem Kranken alle Fesseln bis auf eine Kette um den rechten Fuß ab, und pflegte ihn mit der größten Sorgsamkeit, denn da er übermorgen verkauft werden sollte, so mußte er bis dahin genesen sein. Herr von Rebeliere ließ sich ganz laut von allen diesen Details Bericht erstatten, und da er nie seine Frau verließ, so erfuhr sie dieselben zu gleicher Zeit, wie er.

Cecilie hatte bereits ihre Vorkehrungen getroffen, indem sie an den Geschäftsführer auf ihrer Plantage in den Mornen geschrieben, und ihm den Befehl ertheilt hatte, den Egaven Donatien zu kaufen und wenn er 30,000 Livres kosten sollte. Sie wußte, wie kleinlich geizig Herr von Rebeliere war, daß er nicht bis zu einem so außerordentlich hohen Gebot gehen würde; obgleich es ihr jetzt ein Leichtes gewesen sein würde, zu dem Gefangenen zu gelangen, so wagte sie es doch nicht, ihn in dem Spitale zu besuchen, oder ihre Negerin Femi zu ihm zu schicken, weil sie fürchtete, dadurch einen Verdacht in Herrn von Rebeliere zu erwecken und aus diesem Grunde hatte sie auch keine Lust gezeigt, mit nach Saint Pierre zu gehen. Sie würde jedoch ihren Plan Frau von Rebeliere mitgetheilt haben, wenn deren Gatte sie nur einen Augenblick allein gelassen hätte, aber es war nicht möglich, sich seiner beständigen Aufsicht zu entziehen. Cecilie setzte voraus, daß die junge Frau lebhaften Antheil an dem Geschick des armen Donatien haben müsse, mit dem sie so manchen schönen Spaziergang in dem Schatten der Wälder oder an den Ufern eines Baches gemacht hatte; aber weiter gingen ihre Voraussetzungen nicht. Sie hatte keine Ahnung von der Liebe, der wüthenden Eifersucht, dem unversöhnlichen Haß, die um die Freiheit vielleicht sogar um das Leben des Mulatten mit einander kämpfen würden. Frau von Rebeliere schien ganz theilnahmslos für Alles, was sie umgab, nichts konnte sie beleben, sie hörte unbeweglich die Reden und die Auseinandersetzungen an, mit denen ihr Gatte sie nicht verschonte, und rächte sich bis zu einem gewissen Grade durch diese unerschütterliche Gleichgültigkeit.

So kam endlich der Tag der Versteigerung heran, und am Abend vorher sagte Herr von Rebeliere nach dem Nachtessen zu seiner Frau: „Meine Liebe, wir müssen um Mitternacht abreisen, wenn wir die kühlen Morgenstunden benutzen wollen. Sie können sich ja in Saint Pierre wieder niederlegen, und wenn Sie Lust haben, bis Mittag schlafen, es genügt, daß Sie für die letzte Messe fertig und bereit sind, denn Sie wissen nach derselben findet die Versteigerung statt."

„Ja, mein Herr — sagte sie kalt — wir können abreisen sobald Sie wollen."

„Lassen Sie uns jetzt zu Bett gehen, damit sie bis Mitternacht schlafen können, liebe Eleonore; Sie sehen schlecht aus, fühlen Sie sich unwohl?"

„Nein, mein Herr, nein, ich befinde mich sehr wohl. Bekümmern Sie sich nicht so viel um meine Gesundheit, sie war nie besser als jetzt, ich versichere es Ihnen."

Frau von Rebeliere küßte Cecilie auf die Stirne und sagte: „Adieu, auf baldiges Wiedersehen, so Gott will. Es thut mir leid, liebes Herz, Sie hier zurück zu lassen. Wollen Sie uns denn nicht begleiten.

„Nein, liebe Eleonore — erwiederte sie nach kurzem Zögern — ich ziehe es vor, Sie hier zu erwarten."

Cecilie blieb allein in der Gallerie. Es war ungefähr zehn Uhr, und alle Leute im Hause schliefen schon, mit Ausnahme derjenigen, die aufgeblieben waren, um die Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. Das junge Mädchen war traurig und aufgeregt, sie hatte in diesem Augenblick nur einen Gedanken, nur einen Vorsatz, den: Donatien seinem entsetzlichen Geschicke zu entreißen, von dem, was sie nachher thun wollte, gab sie sich keine Rechenschaft. Sie stand ganz unter dem Einfluß ihrer Lage, und wußte kaum noch selbst, ob sie den Mann liebte, den sie kaufen wollte, der ihr Sklave werden sollte. Ihr Sklave! es lag in dem buchstäblichen Sinn dieses Wortes etwas, das ihr Blut zu Eis erstarren ließ. Die Vorurtheile der Welt und die Wünsche eines liebenden Herzens kämpften in ihrer Seele, aber ein tiefes inniges Mitleid beherrschte alle diese streitenden Empfindungen. Sie blieb lange Zeit so in ihren traurigen Gedanken versunken und war unruhig und betrübt, besonders weil sie Donatien nicht noch einige Worte des Trostes und der Hoffnung hatte sagen können.

„Femi! — sagte sie endlich, indem sie ihre Negerin herbeirief — was geht denn da draußen vor?"

„Nichts Herrin! die Träger und die Führer warten unter dem großen Palmenbaum, bis Mitternacht herankommt, und der alte Leo erzählt ihnen Mährchen. Es sind auch zwei Reiter von der Gensdarmerie dabei, die den Egaven führen werden, als ob er ihrer großen Degen und Gewehre bedürfte, um den armen, kranken Mann zu bewachen." —

„Er wird also zur selben Zeit, wie Herr und Frau von Rebeliere abreisen?"

(Fortsetzung folgt.)

Einer jüngst erschienenen Biographie des gestorbenen Jerome Bonaparte, weiland Königs von Westphalen, entnehmen wir nachstehend interessante noch wenig bekannte Anekdote: Als Bonaparte erster Consul geworden, trat der 15 jährige Jerome als Soldat in die Guiden seines Bruders unter dem Befehle des Obersten Eugene Beauharnais. Jerome war schon damals leichtsinnig, verschwenderisch, der Arbeit und dem Studium gründlich abhold und daher meistens in Geldnoth. In einer solchen Lage befand er sich wieder einmal, als die vierteljährige Pension, die ihm sein Bruder-Consul ausgesetzt, längst in Dampf aufgegangen war. Schon oft hatte er, der eine gewisse Vorliebe für den Springinsfeld zeigte, seine Börse für ihn geleert; aber dießmal ging es durchaus nicht an, hier zu borgen. Die andern Brüder waren abwesend. Joseph und Ludwig waren Regiments-Obersten, Lucian war als Gesandter auf der pyrenäischen Halbinsel. Die Frau Mama, ja die kannte ihr jüngstes Früchtchen hinlänglich; kam es in Kredit-Angelegenheiten zu ihr, so erhielt er eine Moralpredigt statt der Moneten. Aber Geld mußte herbei, und zwar 25 Louisd'or. In der Verzweiflung fällt Jerome auf „eine Idee" nemlich seinem Onkel Fesch, der Kardinal geworden war, Gewalt anzuthun. Der fromme Mann war zwar ein Harpagon, aber wir wollen sehen. Jerome geht hin, man ist bei Tische, der Kardinal hat Gäste, der Neffe wird zur Tafel gebeten, er speist einmal vorläufig. Aus dem Speisesaale begibt man sich in ein anstoßendes Zimmer, um den Kaffee einzunehmen. Der Kardinal wendet sich allein in ein drittes Gemach. Dies ist der Augenblick. Jerome folgt dem Kardinal, zieht ihn schmeichelnd und zärtlich in eine Fenstervertiefung und platzt endlich mit seiner Petition heraus. O weh! der Kardinal verzieht das Gesicht und schlägt rund ab. Was jetzt? Onkel und Neffe befinden sich im Anfange der Gemälde-Gallerie, die später durch gekaufte und gestohlene Bilder so weltberühmt geworden ist. Jerome dreht sich auf dem Absatz herum und auf einen schönen Greis von Dyk hinweisend, ruft er aus: „Der Bursch sieht gerade drein, als ob er über den Schimpf lachte, der mir wiederfährt. Ich werde mich rächen!" Und damit zieht er seinen Guidensäbel und richtet die Spitze auf das Haupt des van Dykschen Greises, als wollte er ihm die Augen ausstechen. Der geizige Kardinal geräth in Todesangst fällt dem Vandalen von Neffen in den Arm, dieser aber fordert, wie Cato, seine 25 Louisdor. Onkel Fesch gibt nach, der Friede wird geschlossen, das Geld bezahlt und Onkel und Neffe umarmen sich. — Der erste Consul lachte herzlich über den Streich. Derselbe erkannte sicherlich seinen Nebenbuhler in dem jüngsten Bruder, denn wie er selbst der Napoleon der Schlachten und Eroberungen geworden, so wurde Jerome der Held der Kaffe und des Alkoven.

In Paris hat eine eigenthümliche Wette das Faubonrg Montmartre in Heiterkeit versetzt. Ein Spaßvogel wettete nämlich, daß er sich vier Stunden lang in den Glas-Erker eines Coiffeurs setzen wolle um den Platz einer Wachsfigur, wie sie die Etablissements der Haarkünstler zieren, unbeweglich und möglichst vortheilhaft auszufüllen. Um 3 Uhr Nachmittags sah man einen weißgekleideten Mann, den Kopf mit einem Fez bedeckt, unter welchem ein ungeheurer Haarwuchs hervorquoll, das Kinn unter einem dichten Bart verborgen, die Lippen durch ein feines Schnurbärtchen geziert, in den Glas-Erker steigen steigen und sich bis Abends 7 Uhr ohne alle Bewegung darin aufhalten. Bald hatte sich ein großer Haufe Neugieriger versammelt, unter welchen sich einige Personen befanden, die ohne Zweifel bei der Wette betheiligt waren, da sie mehrere Gamins veranlaßten, den Mann aus der Fassung zu bringen, was denn auch bereitwilligst versucht wurde. Eine ganze Auswahl Grimassen, Spottreden ꝛc. wurden gegen den Erker gerichtet. Aber Alles umsonst. Der Mann rührte sich nicht. Man glaubte, einen der alten Senatoren Roms vor sich zu haben, so ernsthaft saß er auf seinem Stuhle. Mochten auch die Gamins noch so sehr schreien, kein Zug seines Gesichtes veränderte sich. Er blieb ruhig und kalt bis zum Schlusse der Wette. Mit dem Glockenschlag Sieben entledigte er sich seiner weiten Kleidung, seines Kopfputzes und seiner Perrücke, grüßte die Maulaffen und stieg unter dem Beifallklatschen der Menge aus dem Erker heraus.

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

No. 52. VI. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 23. December 1860.

Donatien, ein Mulatte.

Von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

„Nein Herrin! Er wird erst in der Morgendämmerung fortgeführt, aus Furcht, daß er ihnen entwischen könnte. Sie werden bei einer schönen Hitze in Saint Pierre ankommen, gerade recht zu der Stunde der Versteigerung."

„Großer Gott, welche Ungerechtigkeit!" murmelte Cecilie. „Der Unglückliche soll also diesen Kelch des Schmerzes und der Schande bis zur Neige leeren!"

„Aber Sie haben versprochen, ihn zu retten, meine gute Herrin."

„Ja, Femi, ja! ich werde ihn retten. Aber wer weiß, ob er die Kraft haben wird, alles dieses zu ertragen, ob er nicht vielleicht jetzt an seiner Befreiung verzweifelt? Wenn es möglich wäre, zu ihm zu gehen und ihm zu sagen, er möge den Muth und die Hoffnung nicht sinken lassen! Höre Femi, Du könntest zu ihm gehen, jetzt kann es nichts mehr schaden, denn Herr von Rebeliere hat keine Zeit, es vor seiner Abreise zu erfahren. Gehe zu ihm und sage ihm, er solle fest auf das Versprechen bauen, das ich ihm gegeben habe. Gehe schnell, Femi. Mein Gott, wie die Stunden rasch vergehen, es ist schon Mitternacht, ich höre oben Schritte, sie werden gleich abreisen. Laufe rasch, Femi, ich erwarte Dich in meinem Zimmer."

Das Spital war ein weitläufiges Gebäude, das etwas entfernt von dem Wohnhause lag, und Femi hatte einige Minuten zu gehen, ehe sie es erreichte.

„Guten Abend, mein alter Santivigio," sagte sie, die Thür halb öffnend. „Hast Du viele Kranke? kann man herein kommen?"

„Holla! — rief der alte Neger — Du bist es, Femi? Ei, was hast Du denn zu dieser Stunde draußen zu thun?"

„Meine Herrin schickt mich, um nach dem Kranken zu sehen, den man vorgestern aus dem Kerker hieher gebracht hat. Wo ist er?"

„Dort unten an der Wand," erwiederte der alte Neger; und Femi näherte sich der

Matte, auf welcher der Mulatte ausgestreckt lag. Er schlummerte, den Kopf zurück geworfen, die Hände gefaltet und auf seine Stirne gelegt. Femi betrachtete einen Augenblick diese edlen, schönen Züge, welche den Stempel eines tiefen Schmerzes trugen, dann fiel ihr Auge auf seine nackten Arme, die von dem Wiederschein der Lampe röthlich beleuchtet waren.

„Jesus! Gott!" rief sie überrascht, den Blick starr auf ein Zeichen gerichtet, das der Mulatte am linken Arme hatte.

Bei diesem Ausruf erwachte Donatien und fragte hastig: „Wer ist da, was wollen Sie von mir?"

„Ich bin die Kammerfrau des Fräulein von Kerban — erwiederte Femi lebhaft — und ich komme, um Ihnen in ihrem Namen zu sagen, daß Sie guten Muth für Morgen haben sollen. Aber erst zeigen Sie mir Ihren Arm, daß ich ihn besser sehen kann. Ja, meine alten Augen haben mich nicht getäuscht, da ist der Buchstabe R und darüber die Grafenkrone. Sehen Sie, es ist wie bei mir. . . . Sie schob den Aermel zurück, der ihren Arm bedeckte, und zeigte ihm dasselbe Zeichen an derselben Stelle, wie bei ihm.

„Es ist gewiß — fuhr sie fort — wir haben demselben Herrn gehört. Dies ist das Zeichen des Herrn Grafen von Rethel. Sie wurden auf einer seiner Besitzungen geboren, oder er hat Sie gekauft. Sagen Sie doch, ob Sie es wissen?"

„Nein," versetzte der Mulatte.

„Einerlei! — fuhr Femi fort — der Herr Graf hatte zwei Wohnungen, die Kase-Neuve und die Mornen, und da sind Sie gewiß geboren. Aber wie kommt es, daß Sie sich an gar nichts erinnern? Man hat Sie wohl verkauft, wie Sie noch sehr klein waren. Jesus, welche Entdeckung!"

Die Negerin erhob die Lampe, so daß ihr Schein hell auf das Gesicht Donatiens fiel. Ah! — rief sie aus — jetzt erinnere ich mich, jetzt erkenne ich Sie: es gibt nicht viel Leute von Ihrer Race auf der Insel. Ihre Mutter war ein karaibisches Weib und hieß Becouga" . . .

„Meine Mutter! Ihr habt meine Mutter gekannt", unterbrach sie Donatien in großer Bewegung. „Es ist das erste Mal, daß mir Jemand von ihr spricht. Diejenigen, die sich meiner annahmen, wußten nicht einmal ihren Namen. Becouga! Oh! ich erinnere mich Ihrer jetzt, ich sehe sie noch . . . Und Ihr wißt es also, es war eine arme Sklavin?"

„Ja! erwiederte die gute Negerin ganz gerührt — es war eine schöne Sklavin, und Sie sind gewiß das Kind, mit dem sie in die Berge entfloh. Arme Becouga!"

„Ach, ich war damals noch ganz klein, aber ich habe doch noch eine Erinnerung davon. Arme Mutter! wir irrten in den Wäldern umher, ohne Kleidung, ohne Obdach, oft litten wir Hunger; ich weiß nicht, wie lange dieses elende Leben gedauert hat. Eines Tages legte sich meine Mutter an dem Fuß eines Palmenbaumes nieder und stand nicht wieder auf. Ich blieb lange Zeit bei ihr, aber endlich fürchtete ich mich und entfloh. Viele Tage lief ich so in der Irre umher und ich war beinahe sterbend vor Hunger und Ermüdung, als mich einige Jäger fanden und nach der Pflanzung Enambuc brachten, und seitdem . . . Aber warum habt Ihr nach dem Allen gefragt? . . . Warum habt Ihr mich gezwungen, diese schrecklichen Erinnerungen wieder wach zu rufen? . . . O, mein Gott! muß ich denn sterben, wie ich geboren wurde als Sclave!"

„Heilige Mutter Gottes! Verzweifeln Sie nicht so. Fräulein von Kerban ist gut und klug, und sie läßt Euch sagen, Muth zu fassen und auf ihr Versprechen zu trauen."

„Ich gehorche ihr. Sie will, daß ich lebe, und ich werde leben so lange, bis mich Gott aus diesem Leben abruft. Ich hatte gehofft, als ich hierher kam, daß das bald geschehen würde."

Femi hörte ihn nicht mehr, sie schien ganz mit ihren Gedanken beschäftigt. „Adieu; glückliche Reise," sagte sie rasch aufstehend. „Es scheint mir, daß Alles ganz anders kommen wird, als man glaubt."

Sie warf noch einen Blick auf das Zeichen an dem Arme Donatiens, und entfernte sich dann mit raschen Schritten.

„Herrin! — rief sie in das Zimmer Ceciliens tretend — was geben Sie mir für die gute Nachricht, die ich Ihnen bringe? Es handelt sich nicht mehr darum, den Egaven zu kaufen, er gehört Ihnen schon."

„Wie das?" unterbrach sie Cecilie erstaunt.

„Er gehört Ihnen, weil er auf Ihrer Pflanzung geboren worden ist, weil er Ihr Zeichen trägt," erwiederte die Negerin, und erzählte dann die Entdeckung, die sie gemacht hatte. „Er gehört Ihnen, wie ich auch — fuhr sie fort — der Beweis davon ist auf seinem Arme, wie auf dem Meinigen und dem aller Sklaven des Grafen von Rethel eingebrannt, dessen Erbin sie sind. Er ist was ich bin, nur mit dem Unterschied, daß kein Tropfen weißen Blutes in meinen Adern fließt."

„Ist es möglich, ist es wahr, Alles was du mir da sagst," unterbrach sie Cecilie aufgeregt. „Aber Du mußt wissen . . . Du mußt Dich seiner und seiner Mutter erinnern?"

Ja gewiß. Vor vielen Jahren war auf der Pflanzung Kase-Neuve eine Sklavin, Becouga genannt. Sie war ein schönes Mädchen, ein wenig traurig, aber sehr sanft, von der ächten caraibischen Race. Sie arbeitete niemals draußen im Felde, und nach einiger Zeit bekam sie einen Knaben, der fast ganz weiß und auf den sie sehr stolz war. Eines Tages wurde der Herr sehr bös auf sie und befahl dem Aufseher, ihr neunundzwanzig Peitschenhiebe aufzuzählen. Es fehlte nicht einer an dieser Zahl, aber noch in derselben Nacht entfloh sie mit ihrem Kinde in die Berge, und seitdem hat man sie nicht wiedergesehen. Alles das muß in dem Buche Mathiens, des Rechnungsführers, stehen, dort muß sich der Name Donatien mit seiner Mutter finden."

„Aber sein Vater?" fragte Cecilie.

„Sein Vater? es gab nur einen Weißen auf der Pflanzung, das war der Graf von Rethel, Ihr Onkel," erwiederte Femi unbefangen.

Das junge Mädchen nickte mit dem Kopfe und bedeckte mit den Händen ihr erröthendes Gesicht.

„Nein! — rief sie nach kurzem Nachdenken — was ist jetzt zu thun? Herr von Rebeliere hat einmal gesagt, daß wenn der Egave verkauft sei, dessen früherer Herr sein Recht auf ihn nicht mehr geltend machen könnte. Femi, wir müssen abreisen und auf der Stelle nach den Mornen gehen, um den Rath meines Geschäftsführers zu hören; er muß mich in dieser Sache unterstützen. Schnell, schnell zu Pferde. Nur mit dem „Code Noir" in der Hand, unterstützt von meinem Geschäftsführer, kann ich mein Recht geltend machen. Aber wir müssen uns eilen. Wenn nur der Gebirgsbach überschritten werden kann, und ich noch zu rechter Zeit ankomme."

Herr von Rebeliere hatte Befehl gegeben, daß die Versteigerung gleich nach der ersten Messe beginnen sollte. Ein Brett über zwei Fässer gelegt, bildete eine Art von Tisch, auf den der Sklave, der verkauft wurde, sich stellen mußte, damit man ihn besser sehen konnte. Neben dem Tisch stand der Ausrufer, und hinter ihm auf einer Bank saß Donatien mit vier oder fünf Negern. Man hatte ihnen die Fußschellen abgenommen, aber mehrere Gensdarmen bewachten sie. Eine große Menschenmasse wogte in der Straße hin und her, wo die Neugierigen und die Käufer sich um die besten Plätze stritten.

Das Haus des Herrn von Rebeliere lag auf dem Platz, wo die Versteigerung stattfand und man konnte von den Fenstern aus bequem Alles sehen, was vorging; aber noch zeigte sich Niemand dort, die Vorhänge waren herunter gelassen und die Thüren waren geschlossen. Frau von Rebeliere hatte die erste Messe hören wollen, als sie in Saint Pierre ankam und sich nachher niedergelegt, eine große Ermüdung vorschützend. Aber sie schlief nicht, und wenn ihr Gatte das Battisttuch, mit dem sie ihr Gesicht bedeckt hatte, aufgehoben hätte, so würde er gesehen haben, daß sie still und leise weinte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nacht vom 11. auf den 12. August.

(Eine Vision im Kaiserdom.)

„Wie bleich, Freund, wie übernächtig siehst du aus! Hast du geschwärmt, alter Knabe? Wo ward sie gehalten die attische oder italienische Nacht in diesem schaurig kühlen August, dessen Nächte für solche Feste nichts weniger als günstig sind?"

So ließ ich einen meiner Freunde an, der mir, wie fast an jedem Morgen, so auch an dem des 12. August im Domgarten begegnete. Er aber schüttelte verneinend den Kopf und sagte: „Warum nicht gar! Aber recht hast du, übernächtig bin ich, wirr und wüste ist mir's im Kopfe, denn ich habe Wunder erlebt in dieser Nacht, seltsame Bilder geschaut."

Mit fragendem Staunen sah ich ihn an, denn Blick und Rede wollten mich fast gemahnen, als sei es nicht recht just in seinem Kopfe.

„Komm," sprach er, „ich will dir erzählen, was ich gesehen und gehört habe," und wir gingen einer einsamen Bank zu, ließen uns nieder und er erzählte:

„Ich war im Jahre 1843 hier in Speyer, als man so viel redete und schrieb vom tausendjährigen deutschen Reiche. Gestern war wieder der Jahrestag, an dem einst anno 843 der Vertrag von Verdun unterzeichnet und Deutschland als ein besonderes Reich von dem großen Frankenreiche Karls des Großen ausgeschieden worden ist. Ich gedachte der Nacht vom 11. auf den 12. August 1843, in der ich droben in der alten Glockenstube des Domes eine wundersame Vision gehabt, und wie alle Dinge, bei denen Schauer und Gruseln uns überlaufen, doch am meisten Reiz und Anziehungskraft üben, so konnte ich auch in der verwichenen Nacht einem inneren Zuge nach dem Dom hin nicht widerstehen. Ich blieb etwas länger in der Gesellschaft sitzen und statt dann nach Hause zu gehen, lenkte ich oder vielleicht eine andere geheime Gewalt meine Schritte dem Dome zu. Es war todtenstill in dieser Region, nur der Nachtwind zog leise rauschend durch die hohen Platanen und das Gesträuch und trieb einzelne Wolken über die

Spitzen der Thürme hin. Ich ging einmal rings um den Dom und als ich nach diesem Umgang in die Nähe des mittleren Portales trat, hob droben in der Kuppel gerade der Hammer aus, um Mitternacht zu verkünden. Dumpf dröhnten die Schläge durch die mitternächtliche Stille, aber sonderbar! Dazwischen hinein klangen noch andere seltsame Töne. Gerade über mir hörte ich solche, die wie Waldhornslaute geklungen haben würden, wären sie nicht so schrill und disharmonisch gewesen. Ich schaue am Portal hinauf, und denke dir, der Ferdinand (eine allegorische Figur am Domportal, der aber als Zwerg in Speyer wirklich existirt und die Bretzen austrägt, wie jener 30jährige Würstbube zu Landshut die Würste) da oben hatte seine Bretzel an den Mund gesetzt, nach Art eines Waldhorns, und blies darauf wie toll in den grellsten, steinerweichenden Tönen. Und horch! alsbald klangen aus der Kaiserhalle heraus die kurzen Stöße eines Hifthorns und dazwischen die Schläge eines Schwertes an einen tönenden Schild. Das mußte von dem Nassauer kommen, der allein Schild und Hifthorn trägt. Aber die sieben andern Kaiser und Könige zogen, wie zur Antwort, ihre breiten Schlachtschwerter aus den Scheiden und stießen sie wieder hinein, daß es klirrte. Darauf tönte vom innern Portal her zarter Sang. Das waren die musicirenden Engel dort oben auf den Kämpfergesimsen. Sie sangen das **de profundis**, und mit tiefen geisterhaften Stimmen fielen die Kaiser ein in den Gesang, und alle die Figuren, die Brustbilder und die Masken sangen mit in wundersamen Chor, daß mir die Nerven darob erbebten und tiefe Schauer durch alle Adern rieselten. Fliehen hätt' ich mögen vor dem gespenstigen Spuck, und doch hielt er mich wieder fest. Fest an das Eisengitter gedrückt, lauschte ich den Tönen, bis sie tief und leis verklangen.

Nach kurzer tiefer Stille hörte ich eine Stimme hoch von oben herab rufen: „Ihr deutschen Könige, dem Reiche droht Gefahr!"

„Dem Reiche?" fragte Rudolph von Habsburg, dessen marmorweißes Angesicht ich durch das Dunkel schimmern sah; „wo ist das Reich? Habt ihr es bewahrt, wie ich es euch hinterlassen, als ich vor 569 Jahren vom Thron in's Grab da drinnen niederstieg?"

Die Stimme in der Höhe, offenbar die des Kaisers von Oesterreich, gab keine Antwort auf diese Fragen. Dagegen hörte ich rechts von meinem Standpunkt am Gitter eine andere ohne Zweifel die des Saliers Conrad II. „Ihr schwachen Söhne starker Väter, wie habt ihr des Reiches Grenzen verengern lassen, die ich einst weit über den Wasgau und den Jura hinaus bis an das Mittelmeer gerückt!"

„Ja," sagte der Kraftmann Heinrich III. zu meiner Linken: „sie sind nicht werth, daß wir uns um sie kümmern. Sie haben durch ihr zwieträchtig Wesen dem deutschen Aar die Schwingen selbst gelähmt und ihn von allen Seiten her zerrausen lassen. Sie haben geduldet, daß der elende gallische Hahn ihm eine Schwungfeder nach der andern herausriß. So ist er mark- und kraftlos geworden, wie Simson mit dem beschnittenen Haar. Sollen nun die Todten helfen, wo die Lebenden sich nicht selber helfen mögen?"

„Ich," rief Albrecht von Oesterreich, „habe als Habsburger mit dem Schwert in der Faust gekämpft um des Reiches Krone, und ein Habsburger hat sie zuletzt hingeworfen und in den Staub treten lassen, als sei sie gar nichts werth. Mein großer Vater dort und ich, wir haben uns im Grabe umgedreht an jenem vermaledeiten sechsten August des Jahres 1806."

Der tapfere Nassauer hatte bei Albrechts ersten Worten einen Ton des Unwillens vernehmen lassen und sein Schwert klirrend auf den Boden gestoßen. „Ja," rief er bitter, „die Habsburger haben nur für ihr Haus, aber nicht für das Reich gesorgt. Wie gewonnen, so zerronnen.

Ich habe am tausendsten Jahrestage des Reiches, heute vor siebenzehn Jahren, mein Grab verlassen und Deutschland überschaut, o wie das klein und armselig geworden ist!"

„Auch was mein tapferer Vater mit eiserner Hand festgehalten," fiel Philipp, der Hohenstaufe, ein, „das herrliche lombardische Land, haben sie sich im verflossenen Jahre entreißen lassen."

„Ich war daran nicht schuld," rief die zuerst vernommene Stimme von der Höhe herab.

„Nein, nicht du allein," versetzte Heinrich IV., „sondern noch viele mit dir. Eure Eifersucht und Zwietracht — leider eine Erbsünde der Deutschen — hat euch sammt und sonders so weit gebracht, daß ihr einem fremden Emporkömmling gegenüber wie ein Volk von lauter Memmen dastehet. Als im Oktober des Jahres 1813 der Nothruf von Leipzigs Feldern bis herüber in die Gräber des Königschores drang, da sind wir alle acht heraufgestiegen, haben euch schlagen und siegen helfen und uns wieder in's Grab gebettet in der Hoffnung, ihr würdet klug und somit einig geworden sein."

„Unsere Väter haben darauf hin den deutschen Bund aufgerichtet und den Bundestag —"

So tönte es von oben herab, aber mit einer wahren Donnerstimme schrie der grimme Heinrich V.: „Schweig! schweig von dieser elenden Federfuchserei! — Ihr Herren" fuhr er dann mit gedämpfter, ja dumpfer Stimme fort, „ich bin als der letzte meines salischen Geschlechts in die Gruft gestiegen mit zerbrochenem Schild, um meiner Sünde willen. Ich hatte die Hand gegen den Vater erhoben und Zwiespalt in das Reich geworfen, aber ich habe es doch auch wieder geeinigt und gekräftigt. Wenn mir die verdiente Strafe nicht ausgeblieben ist, so werden ihr sicher die nicht entgehen, welche der Einigung und Kräftigung des deutschen Vaterlandes nur Steine des Anstoßes in den Weg werfen. Wollen sie in unseliger Verblendung auf diesem verkehrten Wege weiter gehen, so werden sie für den Wind, den sie säen, Sturm ernten, einen Sturm, der ihnen die Kronen und Fürstenhüte von den Häuptern reißt, ihre Scepter zerbricht und ihre Throne zertrümmert in den Abgrund wirft. Wie ich mit zerbrochenem Schild, so werden sie mit zerbrochnem Herzen niedersteigen, wer weiß, ob in die Grüfte ihrer Ahnen."

„Halt ein, Unglücksprophet!" rief eine andere Stimme aus der Höhe herab, und ich hörte deutlich, wie bei dem Klang derselben der mir gegenüber stehende Philipp von Schwaben durch die geschlossenen Zähne murmelte: „Ha ein Wittelsbacher!" Der Wittelsbacher aber fuhr fort: „Dein Weissagen soll nicht in Erfüllung gehen. Wir sind nahe daran, daß uns geholfen wird.

„Ich glaub's nicht," rief der letzte Salier: „es sei denn, daß der Erzengel Michael da draußen herunter stiege und den Wurm der Zwietracht zerträte."

Bei diesen Worten hörte ich ein Rauschen, wie von starken Flügelschlägen, ein wundersamer Lichtschimmer blendete das Auge und siehe da, die Stufen des Portals schritt oder schwebte die riesige Gestalt des Erzengels Michael, der jetzt wieder ruhig in seiner Blende neben der heiligen Jungfrau steht. Mit der Spitze seines Schwertes berührte er das eiserne Gitterthor, geräuschlos öffneten sich die beiden Flügel, der Engel trat hinein in die Kaiserhalle, und der Glanz, der von ihm ausging, ließ alle Gestalten und Gebilde in verklärendem Lichte erscheinen. Und sieh, an einer Kette zog der Engel einen scheußlichen Drachen hinter sich her, warf ihn mitten in die Halle und zertrat ihm den Kopf, daß er zuckend verendete. Kein Wort, kein Laut ging über seine Lippen. Aber alle die Kaiser und Könige und alle die Gebilde von Menschen und Engeln riefen zusammen im lauten Chor: „Ehre sei Gott! der Drache hat verendet! Deutschland

lebe hoch!" Die Engel sangen nochmals das Ehre sei Gott und selbst der Bretzel-Ferdinand trompetete, wie am Anfang, in toller Lustigkeit mit.

Sanct Michael aber winkte mit dem Schwerte zur Rechten und zur Linken und von ihren Consolen herab stiegen mit riesigem Schritt die acht Kaiser und schritten dröhnend vor gegen die Mitte der Halle, wo der Erzengel auf der Schlange stand. Dieser deutete mit dem Schwerte nach der inneren Pforte des Münsters, die Flügel sprangen auf und im blendenden Lichte strahlten die weiten, gold- und farbenreichen Hallen des Domes. — St. Michael war sammt dem todten Drachen verschwunden, Dämmerung legte sich wieder über die Kaiserhalle, die acht blendend weißen Heldengestalten aber schritten in den Dom, voran die vier salischen Kaiser, hinter ihnen die vier Könige Rudolph, Albrecht, Adolph und Philipp. Mit schweren, hallenden Tritten gingen sie zum Königsthore hinauf mitten durch eine zahllose, schweigende Volksmenge in der ich deutlich die Trachten aller deutschen Stämme und Gaue unterscheiden konnte. Die große Orgel ergoß Ströme gewaltiger Töne durch die hohen Hallen, alle Glocken läuteten zusammen und droben am Hochaltare stand ein uralter Bischof mit langem, silberweißem Haare, um des heiligen Dienstes zu warten. Auf dem Königsthore standen die alten Herrscher still, jeder auf seinem Grabe, so daß sie also noch immer die beiden Reihen bildeten.

Domine salvum fac Germaniam! intonirte der greise Bischof. Die acht Helden zogen ihre Schwerter blank, hielten sie in der erhobenen Rechten und sangen in gewaltigen, Mark und Bein erschütternden Tönen das Amen, und die ungeheure Volksmenge, die den Dom füllte und mir ganz Deutschland vergegenwärtigte, sang ihnen dieses Amen tausendstimmig nach und ein Hallelujah dazu.

Als der Bischof darauf das Te Deum begann und die Orgeltöne stärker brausten, sang alles mit, was Odem hatte. Es klang so gewaltig, wie ich nie einen Sang vernommen. Die Kaiser hatten ihre Kniee auf die Gräber gebeugt und beim Verhallen der letzten Töne sanken sie langsam in die Erde hinab, der Lichtglanz ward schwächer und schwächer, die Glocke schlug Eins, und verschwunden und erloschen war die ganze Herrlichkeit, ich aber — —

„Erwachte in meinem Bette," fiel ich dem Erzähler in's Wort: „und wunderte mich über die Wirkungen der Bäder zu Baden-Baden und Teplitz, die solch merkwürdige Träume in meinem phantasiereichen Gehirn zu erzeugen im Stande sind."

„Mit nichten, Freund," sagte er ernst: „du irrst, wenn du glaubst, ich habe in meinem Bette geträumt. Wohl habe ich die Augen geschlossen, als die ganze Erscheinung vorüber war, und — wie das zugegangen, weiß ich nicht — als ich die Augen wieder öffnete, saß ich bei grauendem Tage zwischen drei und vier Uhr auf der obersten Treppe des Portals, den Rücken an das eiserne Gitter gelehnt."

„Höchst seltsam," sagte ich: „doch dem sei wie ihm wolle, wir trinken heute bei Tisch eine „gute" mit einander mit einem pereat auf den alten Drachen."

Ein Tourist schildert in „Macmillan's Magazine" eine Nachtruhe in einem australischen Gasthofe: Und wir gingen zu Bette. Aber nicht schlafen — o behüte! Ich lag um ¾ auf 11 im Bette. Um 11 hatten zwei Hunde unter meinem Fenster eine Meinungsverschiedenheit: sie gingen bis ¼ auf 12 knurend auf und nieder und trennten sich, ohne ihre Sache auszufechten, und dieß that mir leid. Um halb Zwölf fiel ein Betrunkener in die Gosse, und als ihm ein anderer heraushalf, fürchterlich über diesen her. Sie schlugen sich auf drei Gänge Fäuste und — gingen ab. Um 12 wurde das Schenkzimmer geschlossen, und ein Gentleman Namens Bob, der sich nicht auf der Höhe dieses Momentes befand, legte sich in den Dreck und deckte sich mit einem Schubkarren zu, den er für die Bettdecke hielt. Bob's Kameraden entzweiten sich wegen einer Schmiederechnung. Prügelei und großes Tableau — gehen ab. Um halb Eins wurde eine nicht mehr nüchterne irische Dame von zwei Polizeidienern heimgeleitet; als sie jedoch unter meinem Fenster angelangt war, erklärte sie unter keiner Bedingung sich fortbemühen zu wollen, und beging eine Reihe höchst unsanfter Thätlichkeiten gegen die Sicherheitsbeamten. Um Ein Uhr trat ein gegenüber wohnender Gentleman aus seinem Hause, und feuerte, ohne besondere Veranlassung, ohne einen Grund anzugeben oder vorher seine Absicht anzuzeigen, eine sechsläufige Drehpistole ab, welcher Umstand einen andern Nachbar erinnerte, daß kein Grund vorhanden war, warum er bei dieser Gelegenheit nicht eine doppelläufige Vogelflinte abfeuern sollte. That's, und so trat ein dritter Nachbar aus seiner Hausthüre und fluchte über die beiden anderen wie ein Dragoner.

Folgendes kleine Abenteuer hat Heinrich Laube heuer in Karlsbad gehabt. Derselbe war im Begriff, mit der Post nach Hof abzufahren, als sich herausstellte, daß die Thür des Coupé's nicht zu schließen, weil die Zunge des Schlosses abgebrochen war. Lärm, Aussteigenwollen, Ruf nach einem andern Wagen. „Sö Ew. Gnaden, aussteigen können's jetzt nimmer. Der Wagen muß zugebunden werden." Neuer Lärm, Drohungen Hilferuf. Der Wagenmeister erscheint mit einer Federspule und einem Gläschen Oel, um die renitente Schloßzunge durch dieses sanfte Mittel hervorzulocken. Die Zunge erscheint aber nicht, weil sie überhaupt nicht da ist. Alle Beiwagen sind bereits unterwegs nach Hof, die Zeit drängt, der Postknecht macht kurzen Prozeß, und mit einem Strick bindet er die Thür zu. Glückliche Reise! Unverzüglich sandte Beckmann, der Augenzeuge dieser Scene gewesen war folgendes Telegramm nach Wien: „So eben wurde Director Laube nach langem und vergeblichem Widerstande gegen amtliche Organe, mit Stricken gebunden, nach Hof geschafft."

Eine Landstreicherin hat folgendes Auskunftsmittel erfunden, um schnell und billig von einem Orte zum andern zu gelangen: Sie legt sich nämlich auf der Landstraße in den Schnee und stellt sich bewußtlos und erfroren. Die Vorüberfahrenden finden sie, nehmen sie zu sich in den Wagen bis zum nächsten Städtchen, wo sie mit allen Mitteln der Kunst „wieder in's Leben gerufen" und eine Weile lang trefflich verpflegt wird, bis sie den Wanderstab weiter setzt und sechs bis sieben Stunden entfernt, dieselbe Comödie weiter spielt. Sie ist eine solche Virtuosin in der Darstellung eines leblosen Geschöpfes, daß es ihr sogar gelang, Aerzte zu täuschen.

In einem böhmischen Landstädtchen, das in der Nähe einer größern Eisenbahnstation liegt, ging die Stadt-Uhr gegen die Bahnhofs-Uhr seit längerer Zeit um mehr als eine Viertelstunde zu früh. Als einige Stadtbewohner den mit dem Uhraufziehen betrauten Stadt-Polizisten um die Ursache befragten, erwiederte dieser: „Bürgermeister ist neulich um viertl Stunde zu spät auf Zug gekommen, muß ich jetzt die Uhr stellen immer um viertl Stunde früher."

Ein **Berliner** Spießbürger behauptete, daß er nur um drei Pfund leichter gewesen wie Humboldt. „Ganz recht," bemerkte ein Anderer, „aber diese drei Pfund fehlten an Ihrem Gehirn."

Ein **Kutscher**, dessen Herrschaft gestorben, sucht bei einer ähnlichen Herrschaft ein Unterkommen. (Frobh. Wochenbl.)

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nro 53. **VI. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum [illegible] Wochenblatt und [illegible] für Niederbayern.)

Sonntag den 30. December 1860.

Donatien, ein Mulatte.

Von Franz Eugen.

(Schluß.)

Er ging in dem Zimmer auf und ab, den Degen an der Seite, im seidenen Frack, und seine Züge strahlten von boshafter Freude. Von Zeit zu Zeit blieb er vor dem Bette stehen und lächelte, während er seine Frau ansah.

„Mein liebes Herz! — sagte er endlich — Sie müssen aufstehen, die Versteigerung wird in einer kleinen Viertelstunde beginnen, man führt eben die Waare herbei.“

Die junge Frau stand mit einer hastigen Bewegung auf, und erwiderte: „Gut, gehen wir! Sie sehen, ich bin bereit, mein Herr!“

Ihre Negerinnen kleideten sie rasch an, während sie aufrecht und unbeweglich am Fenster stand und hinaussah. Ihr Mitleid und ihre Entrüstung waren in diesem Augenblicke stärker als ihre Leidenschaft, sie hätte gern ihr Vermögen, ihr Leben, ja sogar ihre Liebe geopfert, um Donatien zu vertheidigen und ihn an Herrn von Rebeliere zu rächen. Ihr Herz schlug mit furchtbarer Heftigkeit bei dem Anblicke eines solchen Elendes . . . Herr von Rebeliere näherte sich ihr leise und sagte, ihren Arm berührend: „Sehen Sie ihn?“

Es war Donatien, den er ihr zeigte. Der Unglückliche saß zusammengesunken auf der Bank und verbarg das Gesicht in seinen Händen. Ein grober Ueberwurf bedeckte seine Schultern, und seine Füße waren nackt nach der Sitte der Sklaven.

„Ja, ich weiß wohl, das ist der Sklave, den Sie kaufen wollen“, erwiederte sie mit kalter Ruhe. „Es ist der schönste Mann, den ich in meinem Leben gesehen habe!“

Herr von Rebeliere erblaßte vor Wuth, und reichte seiner Frau den Arm, indem er sagte: „Ich werde ihn zu dem Träger meiner Hängematte nehmen, meine liebe Seele!“

Sie gingen hinunter auf die Straße, wo eine sehr gemischte Menge sich drängte. Die Käufer stritten sich mit denen, die blos aus Neugierde gekommen waren, um die besten Plätze. Unter der Menge waren mehrere reiche Pflanzer, die jeder Versteigerung beiwohnten, um

die Zahl ihrer Sklaven stets vollständig zu erhalten; auch farbige Leute und sogar freie Schwarze, die reich genug waren, um Sklaven zu kaufen, sah man dort. Unter den letzteren herrschte eine gewisse Aufregung, das Unglück Donatiens hatte ihr Mitleid lebhaft erregt und sie sahen zugleich in diesem Mißbrauch der obersten Gewalt eine Warnung dessen, was ihnen selbst von einem Tag zum andern begegnen konnte. Sie verständigten sich sogleich darüber, den Egaven zusammen zu kaufen, mit dem großmüthigen Vorhaben, ihm die Freiheit zu schenken. Diese Menge bildete einen Kreis um den Tisch; Pelagie, die hübsche Händlerin, stand in der ersten Reihe, sie hatte ein gelbseidenes Tuch um ihren Kopf gewunden, und war mit allen ihren Edelsteinen geschmückt.

Herr und Frau von Rebeliere kamen näher, gefolgt von zwei Negern, welche große Sonnenschirme trugen. Der Kreis öffnete sich, um sie durchzulassen, und der Ausrufer ließ für sie Stühle neben den Tisch setzen. Donatien hatte die Farbe gewechselt, als er die junge Frau bemerkte, aber sie warf keinen Blick auf ihn. Sie stützte sich auf den Tisch und machte Pelagie ein Zeichen. Niemand erstaunte sich über ihre Gegenwart, sie kam hieher, wie man kommt, um ein schönes Pferd oder eine kostbare Equipage zu kaufen, die sonderbaren und noch rohen Sitten dieses Landes billigten das vollkommen.

Ein alter Neger stieg zuerst auf den Tisch, und während auf ihn geboten wurde, näherte sich Herr von Rebeliere der Bank und musterte die Sklaven. Als er vor Donatien stand sagte er zu ihm: „Stehe auf damit ich Dich gehen sehe."

Der Egave rührte sich nicht.

„Stehe auf! — wiederholte Herr von Rebeliere lauter — wenn Du nicht erfahren willst, wie Peitschenhiebe schmecken."

„Das ist eine feige und grausame Drohung, mein Herr!" entgegnete Donatien mit leuchtenden Augen und hohler, zitternder Stimme. „Sie mißbrauchen Ihre Stellung." . . .

„Schweig, und erwäge die Niedrigkeit und die Schande der Deinigen: ein elender Sklave!

Donatien sprang auf. „Ja — rief er — ich bin ein Sklave, aber durch den Mißbrauch und die Nichtachtung der Gesetze. Sie haben einem Mann, der besser ist, als Sie, seine Freiheit geraubt . . . und Sie wagen es, von Erniedrigung und Schande zu sprechen! . . . Sie, der Sohn eines Angeworbenen, der drei Jahre lang unter der Peitsche des Aufsehers lebte, Sie der durch Niederträchtigkeiten aller Art reich geworden, sogar den Namen seines Vaters verleugnet, er hieß Rebel der Küfer, Sie sind von Rebeliere! Sonderbarer Adel, dessen Ursprung jeder kennt. Meine Herkunft ist, denke ich, besser als die Ihrige. Es ist ehrenvoller, Sklave zu sein, wie ich, als adlig, wie Sie."

Herr von Rebeliere war, blaß und zitternd vor Zorn, einen Schritt zurückgetreten, aber jetzt erhob er seinen Stock und berührte damit die Schulter des Mulatten. Donatien fuhr heftig in die Höhe, riß ihm das Rohr aus der Hand, zerbrach es in Stücke und warf es Herrn von Rebeliere vor die Füße. Bei dieser unerhört kühnen Handlung ergriffen die Gendarmen sogleich den Egaven, und ein lautes Gemurmel erhob sich unter der Menge. Man erwartete eine rasche und furchtbare Bestrafung. Frau von Rebeliere warf sich zwischen ihren Gatten und Donatien, denn sie glaubte, daß er den Mulatten ermorden würde, und eine kurze erwartungsvolle Pause trat ein. Herr von Rebeliere stützte sich gegen den Tisch und blickte finster um sich; man kannte ihn, er war allgemein gehaßt und jeder zitterte für den Egaven.

Herr von Rebeliere nahm endlich den Arm seiner Frau und führte sie auf ihren Platz

zurück indem er mit ruhigem, kalten Ton sagte: „Fahren Sie fort in der Versteigerung. Die Reihe ist an dem Mulatten Donatien."

Die Gendarmen hoben ihn auf den Tisch und hielten ihn dort mit Gewalt aufrecht, während der Ausrufer rief: „Meine Herren, zwei hundert Livres für den Egaven!"

„Fünfhundert — Tausend — Zwölfhundert — Fünfzehnhundert — Zweitausend!" rief man aus der Menge.

Es trat eine Stockung im Bieten ein.

„Zweitausend Livres der Egave" wiederholte der Ausrufer.

Dreitausend, fünfhundert," rief Pelagie, die Händlerin, indem sie den Kopf vorbeugte, um ihre goldenen Ohrringe und ihren schönen Haarputz zu zeigen.

„Will sie sich etwa einen Gatten kaufen?" sagte einer von den farbigen Männern, denen Pelagie ein Zeichen gemacht hatte. „Dann dürfen wir nicht mehr gegen sie bieten."

„Dreitausend fünfhundert — schrie der Ausrufer — zum ersten, zum zweiten, . . ."

„Viertausend," sagte Herr von Rebeliere.

„Fünftausend!" rief die Händlerin.

„Sechstausend — Siebentausend — Achttausend — Zehntausend — Zwölftausend Livres!" rief Herr von Rebeliere aufstehend.

Die Händlerin trat ein paar Schritte zurück, und die Menge, deren Erstaunen von Minute zu Minute bei diesen unerhört hohen Geboten stärker wurde, stand schweigend und regungslos; es war so still, daß man den Flügelschlag eines Vogels hören konnte.

„Zwölftausend Livres der Egave!" schrie der Ausrufer. „Zum ersten, zum zweiten . . . Niemand mehr?"

Frau von Rebeliere hatte der Händlerin einen Wink gegeben, und diese rief entschlossen: „Zwölftausend fünfhundert Livres!"

In diesem Augenblick hörte man Wagengerassel, und eine Equipage fuhr im schnellsten Galopp die Straße hinauf; die Menge wich erschrocken und überrascht auseinander, und Cecilie, begleitet von ihrem Geschäftsführer und dem Rechnungsführer ihrer Pflanzung, befahl dem Kutscher, vor dem Tisch zu halten.

„Meine Herren — sagte der Geschäftsführer — Fräulein von Kerbran thut Einsprache gegen den Verkauf dieses Sklaven, welcher ihr gehört, was wir sogleich beweisen werden. Lassen Sie die Versteigerung einstellen."

„Wie? was soll das heißen?" rief Herr von Rebeliere, der rasch berechnete, daß dieser Zwischenfall ihm vielleicht einige tausend Livres ersparen könnte.

Donatien blieb stumm und regungslos, wie ein Mensch, der an dem zweifelt, was er hört und sieht.

„Mein Herr — sagte Cecilie, die eben aus dem Wagen gestiegen war, indem sie sich an Herrn von Rebeliere wandte — ich ersuche Sie, zu bewirken, daß man meinen Ansprüchen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Dieser Egave gehört mir, diese Herren werden Ihnen erklären warum."

„Gut, wir werden sehen, mein Fräulein."

Der Rechnungsführer ergriff jetzt das Wort und erzählte, wie sich die Sache verhielt. Er hatte seine Bücher mitgebracht, und zeigte darin den Datum der Geburt Donatiens und den Namen seiner Mutter. Dann näherte er sich dem Mulatten und deutete auf das Zeichen, das

ener am Arme hatte. Der Geschäftsführer schlug den „Code-Noir“ auf und begann den betreffenden Paragraphen zu lesen.

„Es ist genug, meine Herren — unterbrach ihn Herr von Rebeliere — die Sache ist mir jetzt ganz klar. Als Commandant des Kirchspiels von Carbet ließ ich den Egaven versteigern, von dem Augenblick an, wo es sich findet, daß er bereits einem Herrn gehört, gebe ich ihn diesem zurück.“

„Ist es möglich?“ murmelte Frau von Rebeliere mißtrauisch, indem sie die Hand Ceciliens drückte.

Man führte Donatien zu der Bank zurück, und Herr von Rebeliere zog seine Mündel bei Seite.

„Ich will — sagte er — daß Sie gleich auf der Stelle einen guten Handel machen, verkaufen Sie mir diesen Sklaven, ich gebe Ihnen dreitausend Livres, und das ist mehr, als er werth ist, fragen Sie Ihren Geschäftsführer. Nicht wahr, Herr Mathieu, ich bezahle ihn zu theuer? Aber es ist eine Laune. Also dreitausend Livres in Gold. . .“

„Nein, mein Herr,“ unterbrach ihn Cäcilie mit lauter Stimme. „Ich werde diesen Sklaven nicht verkaufen, ich beabsichtige im Gegentheil ihm die Freiheit zu geben. Von heute an ist er frei!“

„Das können Sie nicht — sagte Herr von Rebeliere — sein Geschick hängt nicht allein von Ihnen ab. Er muß von dem Gouverneur einen Freibrief haben, und den wird er nie erhalten, nie! Sie können ihn der That nach frei machen, aber dem Rechte nach bleibt er Sklave. Sie haben vorhin den „Code-Noir“ angeführt, lesen Sie den betreffenden Paragraphen.“

Cecilie sah betroffen ihren Geschäftsführer an, der bejahend den Kopf neigte.

„Nun, wollen Sie mir diesen Mann verkaufen?“ wiederholte Herr von Rebeliere.

„Nein, mein Herr, nein!“ erwiederte sie, mit tiefem, innigen Mitleid, auf den Unglücklichen blickend, der unter dem Einfluß so furchtbarer Gemüthsbewegungen beinahe erlag. „Ich werde ihn nach meiner Pflanzung in den Mornen bringen lassen.“

„Ja, mein Fräulein — unterbrach sie Herr von Rebeliere mit kaum verhaltener Wuth — ja Sie können ihn dorthin bringen lassen, aber vorher muß er die Strafe erleiden, welcher kein Sklave entgehen kann, der einen freien, weißen Mann beleidigt hat. Da Sie sich auf den „Code-Noir“ berufen haben, so wollen wir ihn auch bis an das Ende geltend machen zur Aufrechthaltung unserer Rechte und Privilegien. Der Sklave Donatien hat mich in Worten und Bewegungen beleidigt, alle hier Anwesenden können das bezeugen, und ich verlange, daß ihm jetzt, hier zu dieser Stunde, fünfundzwanzig Peitschenhiebe aufgezählt werden. Vorwärts, meine Herren Gensd'armen, thuen Sie Ihre Pflicht.“

Cecilie trat neben Donatien, sie war bleich, aber ihre Haltung war stolz und sicher, und ihr Auge leuchtete. In dieser entsetzlichen Lage faßte sie einen Entschluß, zu dessen Ausführung weit weniger Muth gehörte, als ihn hier öffentlich auszusprechen.

Sie wandte sich gegen Herrn von Rebeliere, und sagte mit klarer fester Stimme: „Nein, Sie werden diesen Mann nicht anrühren, er ist kein Sklave mehr, von diesem Augenblicke an ist er frei; denn ich erkläre hier, ich Cecilie von Kerbran, daß ich ihn heirathe. . . Lesen Sie den Paragraphen des „Code-Noir“: Jeder Sklave, der eine freie Frau heirathet, ist dem Gesetze nach frei. . . .“

Das außerordentlichste Naturereigniß, sogar ein Wunder, wie das auf der Hochzeit zu

Canaa, hätte nicht einen solchen Eindruck auf die stumme, gespannt lauschende Menge gemacht, als diese Worte aus dem Munde eines freien, weißen, hochgebornen Weibes an einen farbigen Mann, an einen Sklaven gerichtet. Jedermann war wie versteinert.

Mein Herr — sagte Cecilie, sich mit edler Würde zu dem Egaven wendend — entfernen wir uns. Wollen Sie mir Ihren Arm reichen?"

Donatien stand auf, ohne etwas zu erwiedern. Es gibt Momente im Leben, wo das Wort zu arm ist, um auszudrücken, was man empfindet. — Fräulein von Kerbran lehnte sich auf seinen Arm, und sie entfernten sich, ohne daß irgend Jemand daran gedacht hätte, sie zurück zu halten.

Frau von Rebeliere blieb stumm vor Erstaunen. Sie wußte selbst kaum, was in ihrem Herzen vorging, aber bald überwog ein Gefühl von Gerechtigkeit und Edelmuth ihrer Leidenschaft, und sie empfand nichts mehr, als das Glück, denjenigen, den sie so sehr geliebt hatte, der Rache ihres Gatten entzogen zu wissen. Herr von Rebeliere, der ganz erstarrt und zugleich wüthend war, würde sich aber doch getröstet haben, wenn er Thränen in den Augen seiner Frau gesehen hätte; aber er errieth jetzt mit tiefem Ingrimm, daß ihre Leidenschaft für Donatien eine so wahre starke Liebe war, um mit Freuden darein zu willigen, daß eine Andere, die glücklicher war und vielleicht mehr geliebt wurde, ihn rettete. Dieser Augenblick rächte sie an ihrem Gatten für Alles, was sie gelitten hatte.

„Nun, mein Herr," sagt sie mit kaltem Hohne, sich zu ihrem Gatten wendend: „Der Egave Donatien heirathet Fräulein von Kerbran, und Sie hatten doch geschworen, daß er unter der Peitsche des Sklaven-Aufsehers sterben sollte?!"

Eine Sylvester-Ueberraschung.

(Schwank von A. Weinholz.)

Madame Pruslowsky war eine ziemlich wohlhabende Frau zwischen fünfundvierzig und fünfzig Jahren. Seit drei Jahren Wittwe des Rentiers Pruslowsky, führte sie mit Hülfe der Zinsen ihres Vermögens soweit ein ganz angenehmes Leben; sie stand des Morgens gegen acht Uhr auf, worauf ihr das Dienstmädchen den Kaffee brachte, machte sich dann an ihre Toilette, und ging darauf entweder auf den Markt oder zu irgend einer guten Freundin. Mittags aß sie, was ihr gut schmeckte, und mit dem übrigen Theile des Tages machte sie, was ihr ihre Neigung eingab.

Aber dennoch war Madame Prulowsky nicht ganz glücklich: ihr fehlte, um mich kurz auszudrücken, Liebe.

„Pah, Kleinigkeit," höre ich manchen der Leser ausrufen. „Liebe! Bei einem soliden Vermögen kann es Einem an Liebe wahrlich nicht fehlen!"

Ja, und doch war es in den drei Jahren ihres Wittwenstandes der Madame Pruslowsky noch nicht gelungen, ein neues dauerndes Verhältniß anzuknüpfen. Geknüpft waren freilich schon mehrere, aber jedesmal war der Knoten wieder zerrissen.

Freilich daran hatte blos die Intrigue Schuld.

Madame Pruslowsky, welche kinderlos war, hatte nämlich zwei verheirathete Nichten, welche im Vereine mit ihren Männern jedem Ehebündnisse ihrer heißgeliebten Tante entgegen wirkten, damit ihr Geld doch einst in der Familie bliebe.

War die liebebedürftige Wittwe schon im Begriff, das Aufgebot bestellen zu lassen, so erfuhr sie sicher plötzlich durch eine der Nichten und Neffen eine Treulosigkeit ihres Bräutigams und da die Eifersucht zu ihren Schwächen gehörte, so wurde alsbald das Band wieder gelöst.

So war denn wiederum der Sylvesterabend angekommen, und Madame Pruslowsky's Herz war noch immer unbewohnt.

„Wenn sie nur erst die fünfzig überstanden hat," meinten die Nichten, „dann werden ihr die Heirathsgedanken schon vergehen. Alles muß aufgeboten werden, um sie von einer neuen Ehe abzuhalten.

Wir werden sehen!

Wie schon erwähnt, hatte Madame Pruslowsky ein Dienstmädchen; diesem schenkte sie volles Vertrauen, gab ihm reblich, wessen es bedurfte, und sorgte ihm den Dienst so angenehm als möglich zu machen. Nur eins verbat sie sich, und hielt darauf mit unerbittlicher Strenge: Johanna, so hieß die Magd, durfte keinen Schatz haben. Sei es nun aus zarter Rücksicht für Johanne, oder wie diese vermuthete, aus Aerger darüber, daß sie selbst ohne Liebe war. Genug, die Wittwe hatte gedroht, wenn sie ihr Mädchen jemals mit einem Schatze sähe, so müsse dieses auf der Stelle den Dienst verlassen.

Doch die Liebe läßt sich nicht dämpfen!

Johanna erglühte für einen blonden hübschen Malergehülfen und versäumte keine Gelegenheit, ihn in ihrer Nähe zu haben.

Nun zum Sylvesterabend! —

Wie die beiden Nichten sich stets bemühten, ihre Tante auf den Händen zu tragen, so auch heute. Tantchen wurde von Beiden zum Begräbniß des alten Jahres eingeladen, und da sie nur an einem Orte sein konnte, so verständigte man sich darin, daß dieser Abend bei der ältesten Nichte gemeinschaftlich gefeiert werden sollte.

Es war 5 Uhr Nachmittags, als Johanna ihrem Schatze auf der Straße begegnete. Sie sagte ihm:

Du, die Olljche jeht um sieben Uhr fort un kommt vor zwelben nich wieder. Also finde Dir man jejen acht in. Die olle Schateke hat mich zwee Jroschens zu Pfannekuchen jejeben, zwee leje ick aus der Wirthsschaftskasse hinzu; een Pfund Zucker habe ick mich uf de Seite gebracht, Rum jeht ooch aus de Wirthschaftskasse, un 'ne Citrone hat mich der holde Carl aus'n Materialladen jeschenkt."

„Jewiß will ich auf den Fittichen des Heißhun — der Sehnsucht kommen, um meine holde Fee Johanna anzubeten!" — Also versetzte der liebeglühende Jüngling.

„Liebenswürdiger Schmeichler!" lispelte Johanna und eilte davon.

Punkt sieben Uhr verließ Madame Pruslowsky ihre Wohnung. —

Punkt acht Uhr stellte sich der stubenmalende Schäfer ein. Die Bowle dampfte ihm schon

entgegen, und sei es nun daß ihn der Dampf derselben, oder die Liebe begeisterte, genug, er brach, seine Augen auf die Terrine geheftet, und mit seinen Armen die Geliebte umschließend, in die Verse aus:

„Lieben und geliebt zu werden,
Ist das schönste Glück auf Erden.

Man setzte sich auf das Staatssopha der edlen Wittwe nieder, welches sie nur an hohen Festtagen ohne Decke einzunehmen pflegte, und lebte herrlich und in Freuden.

Johanne erzählte Schnurren von ihrer Olschen, and moquirte sich über ihren Durst nach Liebe. Der Stubenmaler sprach wenig und trank desto mehr.

So waren mehr als zwei Stunden in süßem Rausche verflossen. Keines von ihnen dachte an ein Ereigniß, das störend zwischen sie treten könnte. Die ganze Welt um sie herum war vergessen. So merkten sie den Eintritt einer alternden Dame auch nicht eher, als bis diese mit einem Schrei des Entsetzens, bei dem Anblick eines Mannes auf das Sopha, und zufälliger Weise gerade in die Arme desselben sank.

„Herrjehs, Madame!“ rief Johanne aus, denn ihre würdige Gebieterin war es, welche eingetreten war. „Was fehlt Ihnen?“

Von Eifersucht mehr; als von Sorge um ihre Herrschaft erfüllt, strebte Johanne, diese von ihrem Geliebten loszumachen, was ihr doch nicht gelang, da Madame denselben wahrhaft krampfhaft umfaßt hielt.

Endlich kam Madame Pruslowsky wieder zu sich und lispelte: „Johanne, schnell hole den Doktor, mir ist so — schlimm — so — ach!“

„Aber lassen Sie sich doch erst aufrichten!“

Mühsam raffte sich die Dame empor mit den Worten:

„Ach welch' ein Schreck! Lauf schnell zum Arzte!“

Mit schwerem Herzen leistete Johanne Folge.

Während ihrer Abwesenheit benahm sich der Maler, der sich bald von seinem Schrecken erholte, so galant als möglich; er griff schnell zur Rumflasche, träufelte daraus einige Tropfen auf ein Stückchen Zucker und überreichte es der Dame; dann holte er ein Glas Wasser herbei, kurz, es war der beste Krankenwärter.

Madame Pruslowsky wollte ihm Anfangs Vorwürfe machen; als sie jedoch in sein theilnehmendes, hübsches Gesicht blickte, unterließ sie es und sagte: „Sie bemühen sich wohl sehr.

„O, wie gerne würde ich mich Ihretwegen größeren Mühen unterziehen, wenn ich ein freundliches Lächeln dafür erhalten könnte!“

„Läge Ihnen wirklich so viel daran?“

„Unendlich viel!“

Der Madame Pruslowsky's Wangen rötheten sich, ihr Busen wogte stärker als sonst, und sie sagte: „Sie lieben wohl Johanne sehr?“

„Nun sehr,“ erwiederte der Maler, „sehr wohl nicht, es ist mehr — Bekanntschaft. Seit zehn Minuten hat mich ein anderer, holderer Gegenstand das Gefühl der Liebe kennen gelernt. Ach, ein Gegenstand, der mir unerreichbar ist!“

„Unerreichbar? Und wer ist das?“ fragte Madame etwas verschämt.

„Wer anders als Sie!“ rief der Jüngling aus, und stürzte zu ihren Füßen.

„O, stehen Sie auf, ich bitte! Auch ich — fühle — eine Flamme —“

„Für mich? Wäre es möglich? O ich glücklicher!" So rief der Maler, sich schnell erhebend aus, und schlang seinen Arm um Madame Pruslowsky. Diese ließ es geschehen.

In demselben Augenblicke trat Johanne ein; wie eine Furie stürzte sie auf den Ungetreuen los, hieb mit ihren Fäusten auf seinem Rücken herum und rief: „O Du Abscheulicher! Undankbarer! Dieb! Räuber! Und Sie Madam', Sie sin 'ne schöne Prise! So n'e alte Schatecke läßt sich mit sonnen junjen Lieberjan in; schämen Se sich nich de Oogen aus de Kopp?"

„Du wirst morjen meinen Dienst verlassen!" versetzte Madame Pruslowsky. Uebrigens ist Dir janz recht jeschehen; Du hast mich hinterjan en, dafür ist Dir ein Gleiches jeschehen!

Diesem Wortwechsel folgte bald ein heftiger Streit, und der Maler glaubte am besten zu thun, wenn er sich entfernte. Doch kaum hatte er die Thürklinke ergriffen, als sowohl Madame Pruslowsky, wie auch Johanne zur Thüre sprangen. Diese, dem galanten Maler hinauszuleuchten, Jene mit geballten Fäusten ihm das Geleite zu geben.

Der Maler stand an einem üblen Scheidewege. Hier beeiferte sich die Liebe, dort verfolgte ihn der Haß. Doch schnell faßte er sich, riß die Stuben-, dann die Treppenthüre auf und flüchtete — jedoch mit einem furchtbaren Denkmal von Johanne, welche Madame Pruslowsky an der Thüre bei Seite geworfen zum Hause hinaus.

Die beiden Frauenzimmer standen sich nun rachedurstig gegenüber, Johanna hatte bald einen Besen ergriffen und paukte bereits wacker auf Gesicht und Rücken der Herrin los, als plötzlich der durch Johanne vorher bestellte Arzt an der Thür erschien und ein Zeuge dieser feierlichen Handlung wurde.

Kaum ward Madame Pruslowsky des Arztes ansichtig, als sie diesem mit den Worten: „Retten Sie mich aus den Händen dieser Wüthenden — lassen Sie sie arretiren — sie hat mich geschlagen — Sie sind Zeuge — ach! — ohnmächtig in die Arme desselben sank.

Bald war das ganze Haus in Allarm — der Polizei-Sergeant erschien — der Arzt, als Zeuge, sagte zu Ungunsten Johanna's aus — und führte diese auf die Polizei.

So endete der Sylvesterabend.

Wie den Dreien dieser Abend bekommen, haben wir nicht genau erfahren können, doch läßt sich wohl voraussetzen, daß Madame Pruslowsky bei der Neujahrstags-Toilette manche Spur äußerer Gewalt in ihrem Gesicht bemerkt, der Maler des Denkzettels Johanne's sich erinnert und Johanne selbst über die plötzliche Veränderung ihres Wohnortes nachgedacht haben muß.

Redaction, Druck und Verlag von J. F. Rietsch.





